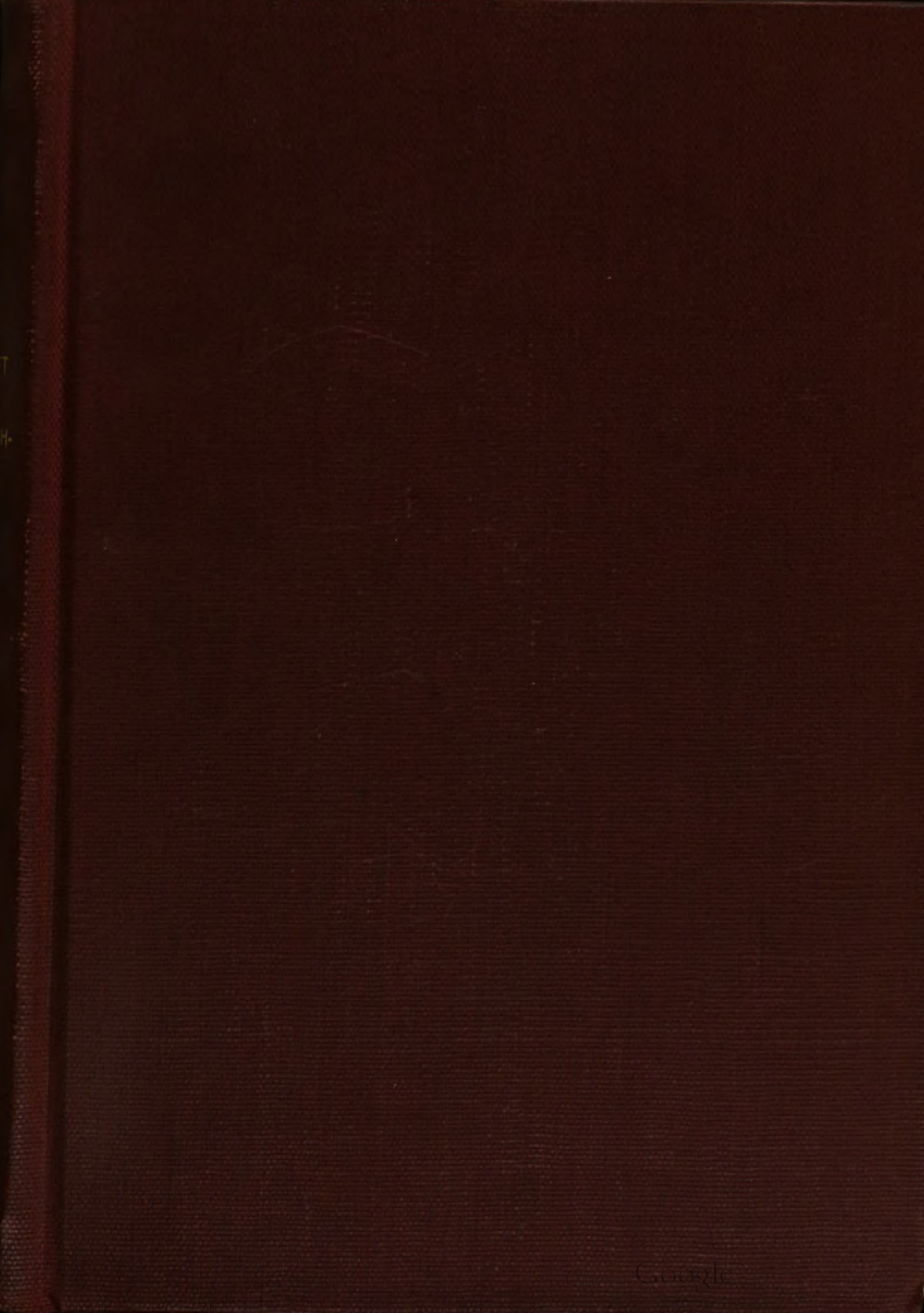
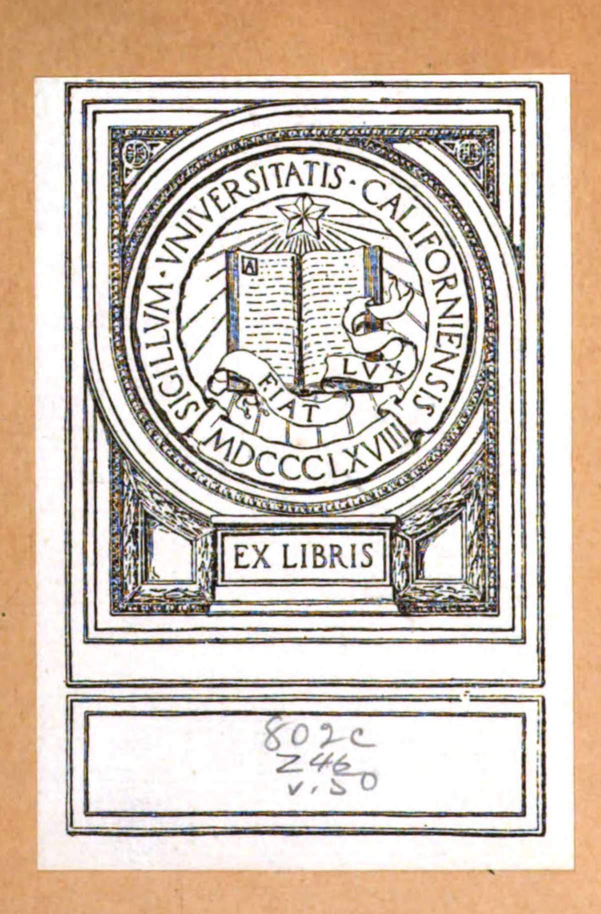



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting weil. Professor a. d. Universität z. Kiel
und
Dr. E. Koschwitz weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Gießen.

Band L.

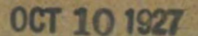
Jena und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1927.

INHALT.

Abhandlungen.

Referate und Rezensionen.

Miszelle.



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

weil. Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Gießen.



Band L. Heft 1. 2. 3.

Jena und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1927.

INHALT.

Abhandlungen.

Referate und Rezensionen.

Beilagen:

Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg:

Dr. Walter Gottschalk, Französische Synonymik betr.

Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, herausgegeben von D. Behrens.

Über das Wilhelmslied.

Die geschichtliche Erklärung des Wilhelmsliedes in der Art und Weise, wie sie Suchier seinerzeit vorgeschlagen hat (Ch. d. G. 1911 Seite LII f.), ist von den Kritikern mißbilligt worden. Der letzte, der sich mit dem Thema beschäftigt und die Argumente Suchiers abgelehnt hat, war Appel (*Zeitschrift für romanische Philologie* 42, 427 f.), und ich halte seine Schlußfolgerungen trotz des Widerspruches, den Voretzsch (*Einführung* 1925, Seite 90) dagegen erhoben hat, für richtig.

Der geschichtliche Vivianus hat eigentlich mit dem legendären nur einen gemeinschaftlichen Zug: den Namen. Dieser allein genügt selbstverständlich nicht, um die Ereignisse der Legende mit denen der Geschichte zu verbinden. Trotzdem finden wir aber in dem Wilhelmsliede mancherlei Züge, die nur durch die Geschichte erklärt werden können, wenn auch nicht in der Art, wie sie Suchier in Vorschlag bringt.

Das Wilhelmslied erzählt uns von dem Einfall eines sarazenischen Führers Deramé in Frankreich. Er bricht mit seinem Heer von Südspanien (Cordova) aus auf, fährt die Gironde stromaufwärts, plündert Bordeaux, zerstört heilige Stätten und vernichtet die christliche Armee, die sich ihm entgegenstellt. Der Führer derselben flieht nach Frankreich und bittet den französischen König um Hilfe. Der König gewährt sie ihm und stellt ihm eine große französische Armee zur Verfügung. Es gelingt diesem Heer, die Sarazenen zu schlagen und ihren Führer zu töten. Dementsprechend finden wir in der Geschichte: Der sarazenische Führer Abdirama (Abdiramen) fiel von Spanien aus in Frankreich ein. Er überschritt mit seinem Heer die Garonne, belagerte Bordeaux, plünderte Klöster und Kirchen und vernichtete ein christliches Heer, das ihm entgegentrat. Der geschlagene Führer begab sich nach Frankreich, um die Franzosen um Hilfe zu bitten. Die Hauptarmee der Christen stellte sich nun den Sarazenen entgegen, vernichtete sie und tötete dabei auch Abdirama.

Diese Angaben beziehen sich auf den Zug der Sarazenen im Jahre 732. Die Chroniken schildern uns das Ereignis in folgender Weise:

Chron. Moiss., M. G. I, 29: A. 732. Abderaman rex Spaniae cum exercitu magno sarracenorum per Pampelonam et montes Pireneos transiens Burdigalem civitatem obsidet. Tunc Eudo princeps Aquitaniae collecto exercitu obviam eis exiit

in praelium super Garonna fluvium; sed inito praelio, sarraceni victores existunt, Eudo vero fugiens maximam partem exercitus sui perdidit et ita demum sarraceni Aquitaniam depraedare coeperunt. Eudo vero ad Karolum Francorum principem veniens postulavit ei auxilium. Tunc Karolus collecto magno exercitu exiit eis obviam et inito praelio in suburbio pictivensi, debellati sunt sarraceni a francis ibique rex Abderaman cecidit cum exercitu suo in praelium, et qui remanserunt ex eis per fugam reversi sunt in Spania. Karolus vero spolia accepta cum triumpho gloriae reversus est in Francia.

Der Spanische Chronist Isidorus Paconsis (Bouquet, *Rec.* II, 721) berichtet seinerseits: A. 732. Tunc Abdiraman multitudine sui exercitus repletam prosspiciens terram montana Vaceorum disecans et fretosa et plana percalcans trans francorum intus expeditat, atque adeo eos penetrando gladio verberat ut praelium ab Eudone ultra fluvios nomine Garona vel Dornomia praeparato et in fugam dilapso, solus deus numerum morientium vel pereuntium recognoscat. Tunc Abdirraman suprafatum Eudonem ducem insequens, dum Turocensem ecclesiam palatia diruendo et ecclesias ustulando depraedari desiderat, cum consule Franciae interioris Austrasiae nomine Karolum virum ab ineunte aetate belligerum et rei militaris expertum, ab Eudone praemonitum sese infrontat. Ubi dum paene per VII dies utrique de pugnae conflictu excruciant sese postremo in aciem parant, atque dum acriter dimicant, gentes septentrionales in ictu oculi ut paries immobiles permanentes, sicut et zona rigoris glacialiter manent adstricti arabes gladio enecant.

In der Nacht ergreifen die Araber die Flucht. Der spätere spanische Chronist Rodericus (Bouquet a. a. O. Anm.) gibt dieselbe Erzählung mit der Bemerkung wieder, daß in der Schlacht bei Tours Abderaman selbst getötet wurde.

Andere und zwar spätere und weniger zuverlässige Chroniken wissen wiederum davon zu erzählen, daß Abdirama nicht aus eigener Veranlassung, sondern auf die Aufforderung des aquitanischen Herzogs Eudo in Frankreich eingefallen war. *Continuatio Fredegarii* ist ein typischer Vertreter dieser Überlieferung (Script. rer. mer. II, 175): Per idem tempus Eudone duce a iure foederis recedente... Karolus princeps commoto exercitu Liger fluvium transiens ipso duce fugato praeda multa sublata bis eo anno ab his hostibus populata iterum remeatur ad propria. Eodo namque dux cernens se superatum atque derisum gentem perfidam sarracenorum ad auxilium contra Karolum principem et gentem francorum excitavit. Egressique cum rege suo Abdirama nomine, Geronna transeunt, Burdigalensem urbem pervenerunt; ecclesiis igne concrematis, populis consumptis, usque Pictavis profecti sunt; basilica sancti Hilarii

igne concremata quod dici dolor est, ad domum beatissimi Martini evertendam destinant. Contra quos Karlus princeps audaciter aciem subvertit, ad praelium stragem conterrendam accurit, interfectoque rege eorum Abdirama prostravit exercitum proterens, dimicavit atque devicit. Fast denselben Text (nur ohne Erwähnung von Tours) haben wir in den *Annales Abb. fontan.*, M. G. 2, 282; *Annal. met.* M. G, I, 325; *Annal. Sang. min.* M. G. I, 114; *Ann. Einhardi fuld.* M. G. I, 344. Vollständig wird die Mitteilung der Continuatio später von Ad. von Chabannes übernommen (ed. Chavanon, 1897, l. I. c. 52). Andere Chroniken sind kürzer, z. B. *Ann. Nasar.* M. G. I, 25: A. 732. Karolus pugnavit contra Saracinos die Sabbato ad Pectavis; ähnlich *Ann. alam.* ib. 24 und An. Sangal. maior. ib. 73. Spätere Geschichtsschreiber bringen phantastische Züge in die Erzählung hinein. Sigebert (Bouquet, III, 346) weiß z. B. schon die genaue Zahl (375 000) der getöteten Sarazenen. Dieselbe Zahl treffen wir auch in der französischen Übersetzung der Chronik von S. Denis. Letztere gibt den Namen des Sarazenenführers in der Form „Abdiramés" wieder.

Wie die Historiker schon längst festgestellt haben, ist die Version, Eudo habe den Einfall der Sarazenen veranlaßt, nicht historisch. Sie wurde von den Chronisten später erfunden, und zwar aus dem Grunde, weil es ihnen bekannt war, daß Eudo mit den Franzosen nicht immer auf gutem Fuß gestanden hat (Reinaud, *Les invasions* 37 f.). Dieser Version widerspricht nicht nur die fast derselben Zeit entstammende Erzählung von Isidor, sondern auch die Tatsache, daß Eudo selbst mehrmals Krieg gegen die Sarazenen geführt hat. (Vgl. Bouquet III, 651, 700, 316, 318, 648, 699.)

Der Tod Abdurrahmans auf dem Schlachtfelde in Frankreich wird auch durch die sarazenischen Geschichtsschreiber bestätigt. (Codera, *Estudios* II, 117). Reinaud (*Les invasions* 45) zählt eine Reihe von Klöstern auf, die von den Sarazenen im Jahre 732 vernichtet worden sein sollen; doch beruhen diese Angaben auf den Zeugnissen der *Gallia Christiana,* die selbst einer Nachprüfung bedürfen. Trotzdem steht fest, daß Abdurrahman auf seinem Wege viele Klöster und Kirchen geplündert hat. Was die einander widersprechenden Angaben der Chroniken über den Ort der Schlacht anbetrifft — bei einigen wird Poitiers, bei andern Tours angegeben —, so entscheiden sie die Historiker in dem Sinne, daß sie das Schlachtfeld auf die Strecke zwischen Poitiers und Tours hinverlegen. Die Legende darüber, daß die Sarazenen Tours bedroht hätten, blieb jedenfalls in der mündlichen Volksüberlieferung bestehen. Im 10. Jahrhundert erzählt Adalberon im *Carmen ad Rotbertum regem* (Bibliothèque de la fac. des lettres, Paris

XIII, 140 f.) von einem sarazenischen Überfall nicht weit von Tours, und zwar in folgender Weise (Vers 120 f. Die Erzählung wird einem vom Schlachtfeld geflüchteten Boten in den Mund gelegt):

> Sarra — nimis gens — caenorum de more petulca
> Regnum francorum, manu ferroque subactum
> Occupat et redit quicquid sibi Gallia nutrit,
> Undique terra rubet roseo madefacta liquore
> Sanguine torrentes nimia de cede redundant;
> Aecclesiae labor interius decus omne dicatum,
> Corpora sanctorum volitant conspersa per auras,
> Sunt avium, sunt iam consortia facta leonum.
> Vastat episcopium cum strage turoniacense...
> Martinus plorat, tutorem clamitat idem...

Dem Ruf zum Kampf gegen die Sarazenen folgend, bewaffnen sich die Kluniacenser. Die Schlacht dauert 3 Tage, am 3. Tage: *cuspide trusus equo vexillum turpe reliqui; cum reliquis fugiens genitalia regna petivi*... Der Herausgeber des Carmen bemerkt in der Anmerkung (Seite 141), daß, obgleich im 10. und 11. Jahrhundert die Überfälle der Sarazenen auf die provenzalische Küste häufig waren, *d'autre part ... jamais les sarrasins ne sont apparus dans le diocèse de Tours. Il ne faut donc prendre à la lettre ce mot de sarraceni.* Die oben angeführten Chronikenauszüge lassen uns dagegen etwas anderes vermuten. In ihnen werden ausdrücklich Tours und St. Martin erwähnt, und sehe ich daher in der Erzählung Adalberons nicht ein Phantasiebild des Dichters, sondern ein Echo der mündlichen Überlieferung von dem Überfall Abdurrahmans im Jahre 732. Wie sind nun die Beziehungen des D e r a m é aus dem Wilhelmsliede zu dem geschichtlichen A b d i r a m e n zu beurteilen? Bédier (*Légendes* IV[2] s. 393) äußert sich zu dieser Frage folgendermaßen: Er führt 5 spanische Herrscher mit dem Namen Abdurrahman auf und fügt hinzu: *Le Desramé épique peut être l'un quelconque de ces personnages, si tant est que l'étymologie Desramé Abd-ar-Rahmân soit juste.* Die Etymologie ist ohne Zweifel richtig. Unser Wilhelmslied gibt uns die archaischere Form *Deramé* (die später in *Desramé* umgemodelt wurde), welche mit *Abdiramá*, *Abdiramén*, *Abdiraméd* = *Abdurrahman* der Chronisten identisch ist. Die Geschichtsquellen erlauben uns aber, noch größere Klarheit in die Sache zu bringen. Der *Deramé* des Wilhelmsliedes ist kein beliebiger *Abdurrahman,* sondern ein ganz bestimmter, und zwar derjenige, der im Jahre 732 in Gallien eingefallen ist. In der Tat kennt die Geschichte nur e i n e n sarazenischen Führer *Abdiramen,* der einen Einfall in Frankreich gemacht hat

und dort getötet worden ist. Die Geschichte kennt weiter nur einen einzigen Fall, wo die Sarazenen Bordeaux belagert und an der Gironde geplündert haben. (Vgl. C. Jullian *Hist. de Bordeaux* 1895, S. 93). Das geschah im Jahre 732. Einmal in der Geschichte hatten die Sarazenen Tours bedroht, und zwar während des Einfalls Abdiramens. (Vgl. *Ch. d. G.* V. 2261 f.: *Guiburc... veit venir set mil paiens armez, de dulce France repeirent de preier, de Saint Martin de Turoine gaster.*) An der Identität der Schlacht bei Poitiers und der Ereignisse in dem Wilhelmsliede kann man daher nicht mehr zweifeln. Was noch aufzuklären ist, ist nicht diese Tatsache, sondern die Art und Weise, in welcher die Geschichte mit der Legende in Verbindung kam. Ich sehe hierbei theoretisch betrachtet drei Möglichkeiten:

1. Es gab ein altes episches Lied von dem Einfall der Sarazenen im Jahre 732. Dieses Lied wurde später als Hauptquelle für das Wilhelmslied benutzt.
2. Ein gelehrter Dichter verfaßte im 11./12. Jahrhundert ein episches Lied auf Grund der Chroniken bzw. der prosaischen mündlichen Tradition.
3. Es gab zuerst ein episches Lied, welches von einer beliebigen Schlacht berichtete. Ein gelehrter Dichter hat nachträglich in diese Erzählung den Namen *Deramé* eingesetzt, um ihr historisches Kolorit zu geben.

Die 2. Vermutung trifft meiner Meinung nach am allerwenigsten zu, weil ein gelehrter Dichter, der von der Schlacht bei Poitiers berichten wollte, den Chroniken unmöglich nur den Namen *Derame* entnommen haben kann, ohne Eudo und Karl zu erwähnen. Der gelehrte Dichter steht immer unter dem Einfluß seines Materials und wird immer diese Abhängigkeit auf die eine oder andere Art verraten, was im Wilhelmsliede nicht der Fall ist. Von der lokalen mündlichen Überlieferung würden wir ebenfalls mehr Zusammenhänge mit der Geschichte, besonders mit der Geographie derselben (Tours, Poitiers) erwarten.

Auch die dritte Vermutung kann nur als eine theoretische Möglichkeit betrachtet werden, weil im 11. Jahrhundert die Dichter keine Veranlassung mehr hatten, auf die Geschehnisse des 8. Jahrhunderts zurückzukommen. Das Fehlen der Namen Eudo und Karl wäre auch in diesem Falle unerklärlich. Es bleibt daher nur eine einzige Möglichkeit: Die epische liedmäßige Tradition von dem Einfall Abdurrahmans in Gallien. Um meinen Standpunkt über die Ent-

stehungsgeschichte des Wilhelmsliedes klar zu machen, will ich mir erlauben, einige Bemerkungen betreffs seiner heutigen Form zu machen. Den 2. Teil des Wilhelmsliedes hält man gewöhnlich für einen Zusatz, der nachträglich zwecks Abrundung der Erzählung hinzugefügt worden ist. Dies ist die Auffassung von Suchier und Appel. Sie ist aber in ihrer Formulierung nicht ohne weiteres anzunehmen, weil der 1. Teil der Erzählung das Erscheinen Wilhelms und Ludwigs in dem 2. Teil mit absoluter Notwendigkeit postuliert. Im Laufe der Handlung des 1. Teiles wird mehrmals die Unentbehrlichkeit der Hilfe Wilhelms und Ludwigs betont:

V. 564 f.: Apelum Deu qu'il nus enveit socurs
qu'il me trametet Guillelme mun seignur
U Loowis le fort empereur.

V. 752 f. Vivien tröstet seine Kämpfer:

Ja veez vus, jo'n ai Girart tramis
ainc ui verrez Guillelme u Loowis.

V. 800 Vivien betet:

Tramet mei, Dame, Loowis u Guillelme,

Dasselbe V. 827 f.:

Tramet mei, Sire, Guillelme ot le curb nes
U Loowis ki France at a guarder
(ähnlich V. 897 f.).

Das zukünftige Erscheinen des Heeres des französischen Königs wird auch in den Versen 454 f. vorausgesetzt:

ferez, franceis, ...
Jo ai oi Loois u Guillelme:
S'il sunt venu, l'esturs ne durrat guaires.

Überall wird Ludwigs Kommen angekündigt; er erscheint aber erst im 2. Teil des Liedes. In den Versen 506 f. spricht Vivien von der Rache, die seine Freunde für seine Niederlage nehmen sollen. Diese Rache bringt erst der 2. Teil des Liedes. Der Dichter, der den 1. Teil gedichtet hat, wußte genau, daß Ludwig an der Handlung teilnehmen soll, mit andern Worten: Die Botschaft Wilhelms an Ludwig und die Teilnahme des Heeres des letzteren an der Schlacht gegen die Sarazenen, die in dem 2. Teil des Wilhelmsliedes erzählt werden, gehören zu dem Thema, welches in dem 1. Teil des Wilhelmsliedes behandelt wird. Wir haben also nicht zwei verschiedene Themen in dem Lied, sondern ein einziges, das zwar in dem 1. Teil anders als in dem 2. Teil entwickelt wird. Wenn aber die Gestalten Wilhelms und Ludwigs des 2. Teiles zu dem ursprünglichen Thema gehören, ist es mit dem Reneward-Motiv etwas anderes. Dieses Motiv stellt einen späteren Zusatz dar, der ursprünglich mit dem Larchamp-Kampf in keiner Beziehung stand. Wer ist Rene-

ward? Man will in ihm gern einen komischen Riesen sehen. Reneward ist jedoch kein Riese, er hat dieselben Proportionen wie alle andern in der Erzählung, er ist vielmehr ein *bacheler,* joefnes hom (Verse 2819 und 20). Er dient in der Küche wie jeder andere Küchengehilfe. Sein *tinel* wird von Wilhelm (Vers 2737) *bastun* genannt. Die andern Küchendiener haben vor ihm keine Angst und machen sich gern über ihn lustig, was natürlich voraussetzt, daß sie in ihm einen Menschen natürlicher Größe sehen. Sein *tinel* ist zwar sehr schwer, doch bekommt er seine phantastische Größe erst in der späteren Bearbeitung des Themas. (In Aliscans ist es ein ganzer Baum.) Die Eigentümlichkeit des Reneward zeigt sich in andern Zügen. Er ist ein schmutziger, zerlumpter, gefräßiger, träger und lächerlicher Küchenjunge. Gerade deshalb ist er Gegenstand des allgemeinen Spottes. Trotz seines unangenehmen Äußern keimen in ihm aber ungewöhnliche Kräfte und Fähigkeiten, die niemand auch nur ahnt und die nur auf die günstige Gelegenheit warten, um sich zu entfalten. Dieser Augenblick kommt. Dem Staate droht ein gefährlicher Feind. Alles ist in Furcht. Ein Heer wird aufgestellt. Unser Küchenjunge bittet um die Erlaubnis, dem Heere folgen zu können, man weist ihn verächtlich ab. Er bleibt jedoch nicht zurück, sondern zieht hinter der Armee her, so schmutzig und zerlumpt wie er aussieht. Der Feind ist nahe. Da vollzieht sich die Wandlung in unserm Küchenjungen. Die ungewöhnlichen Kräfte kommen plötzlich zum Vorschein und machen ihn zum Helden. Er übernimmt die Führung des Kampfes, schlägt den Feind nieder und vernichtet ihn, der sonst für unbesiegbar galt. Als Lohn bekommt er eine Königstochter zur Frau. Was ich soeben berichtet habe, ist das Schema der Reneward-Erzählung. Doch ist es gleichzeitig das Motiv vom männlichen Aschenputtel. Dieses Motiv wird in zwei Märchencyclen bearbeitet: 1. in den Märchen vom Grindkopf (Grindkopf dient, von niemand erkannt, als Gartenjunge. Während einer Schlacht zeigt er seine Heldenfähigkeiten und wird mit einer Königstochter belohnt — Bolte-Polivka, Anmerkg. 3, Seite 109 f.), 2. in den Märchen von den drei Brüdern, von denen der jüngste und dümmste von allen verachtet wird, weil er seine erste Jugend im Schmutz und der Asche der Küche zubringt. Als endlich seine Zeit kommt, tritt er auf und erreicht das höchste. (Ebenda Band I, Seite 183 f.)

Der Verfasser des zweiten Teiles des Wilhelmsliedes hat nicht nur dieses Motiv benutzt, sondern es mit besonderer Vorliebe angewandt. Er wird nicht müde, den Schmutz und die Zerlumptheit Renewards zu unterstreichen; er läßt ihn immer wieder in die Küche zurückkehren. Sogar noch als Teilnehmer an dem Zuge Wilhelms geht er in dessen Küche, um dort zu arbeiten. Guiburc macht ihm im Saale seines Schlosses das Bett,

doch lehnt Reneward es ab und kehrt in die Küche zurück. Warum dieser Zug nach der Küche? Weil es sich um ein Aschenputtel handelt. Wilhelm will ihn nicht in sein Heer aufnehmen, weil er in ihm Gefräßigkeit und Trägheit vermutet und wirklich, als wolle der Dichter die Berechtigung zu diesem Verdacht bestätigen, liegt Reneward im Schlosse bald betrunken da. Er weigert sich, Ritterkleider anzulegen und Ritterwaffen zu tragen, wiederum, weil der Dichter uns sagen will, daß es sich um einen Bauernjungen und Aschenputtel handelt. Das Märchen und die Legende erzählen uns gern von den Leuten niederer Abstammung und lassen sie letzten Endes zu Königen werden. Das macht auch unser Dichter mit Reneward. Um ihn mit der Handlung der Erzählung näher in Verbindung zu bringen, läßt er ihn zum Bruder Guiburcs und Sohn des sarazenischen Königs werden. Auf diese Weise hat der Dichter des zweiten Teiles des Wilhelmsliedes seine Erzählung durch das Reneward-Motiv reichlich ausgeschmückt und erweitert.

Für die Vorgeschichte unseres Liedes ist jedoch der erste Teil von viel größerer Bedeutung. Was sagt uns dieser Teil darüber? Vor allem muß ich betonen, daß wir hier kein echtes volkstümliches episches Lied, sondern ein künstliches persönlich-subjektives Werk haben. Suchier zählt in diesem Teil 1983 Verse. Für ein episches Volkslied ist das zuviel. Wenn wir uns den Denkmälern des echten volkstümlichen Epos zuwenden, so müssen wir konstatieren, daß das volkstümliche Epos eine solche Länge überhaupt nicht kennt. Das russische epische Lied hat im allgemeinen meistens 300-400 Verse. Die längsten Lieder zählen ca. 1000 Verse. Solche langen Lieder sind jedoch nur ganz vereinzelt (Hilferding, *Onežskija byliny,* 35).

Epische Lieder der Serben, wo die epische Tradition eine ungeheure Verbreitung und Entwicklung gefunden hat, erreichen auch nur in ganz seltenen Fällen die Länge von 1000 Versen. Nur bei einem einzigen serbischen epischen Lied sind 1225 Verse festgestellt worden. Die mittlere Länge ist jedoch 400-600 Verse. Zu dieser Feststellung über die Länge der volkstümlichen epischen Lieder steht auch nicht im Widerspruch, daß manche Sänger 30 000, 70 000 und sogar 100 000 Verse im Gedächtnis behalten können. Zum Beweis sei ein Beispiel ganz besonderer Gedächtnisstärke angeführt: Ibn Khallikan *Biogr. Dict.* I, 470 erzählt, daß Hammad-ar-Rawia 2900 Kassiden auswendig vortragen konnte und sehr großes Aufsehen damit zu erregen pflegte. Wenn ein Sänger mehr Verse auswendig konnte, so lag es daran, daß er über mehr Themen verfügte [1]). Obigen Maßstab

[1]) **Über die Gedächtnisfähigkeiten der Volkssänger, ihre Arbeitsmethode, und die Eigentümlichkeiten der epischen Wiedergabe ihrer Lieder siehe u. a. Krauss,** ***Slav. Volksforschungen,*** **1908, 185 ff., Murko, Wiener Sitz.-Ber. 173, Abh. 3;** ***Encycl. Slovar*** **unter** ***byliny*** **(o. Miller). Murko bemerkt,**



müssen wir meiner Meinung nach auch mit vollem Recht für das altfranzösische Epos anlegen. Wenn ein serbischer Berufssänger nicht Lieder über 1225 Verse auswendig vortragen kann, so können wir größere Fähigkeiten auch nicht dem altfranzösischen Sänger zuschreiben. Demzufolge müssen wir also aus der Länge des Wilhelmsliedes auf große Erweiterungen des Bearbeiters schließen. Übrigens beweisen auch andere Umstände, daß an dem Werk ein gelehrter Dichter gearbeitet hat. Bekanntlich sind die echten volkstümlichen Lieder weder für eine schriftliche Niederlegung bestimmt, noch von den Sängern aufgezeichnet worden. Vom serbischen und russischen Volksepos würden wir heute z. B. kaum mehr als nur eine Ahnung haben, wenn nicht nur gelehrte Leute sich mit der Aufzeichnung derselben befassen würden. Besitzen wir nun demgegenüber von den Altfranzosen so viele Epen und dabei in der sprachlichen Form des 12. und 13. Jahrhunderts, so ist das ein Beweis dafür, daß die Verfasser derselben nicht als volkstümliche Dichter für das Gedächtnis gedichtet haben, sondern daß sie ihre Werke als gelehrte Leute zur schriftlichen Aufzeichnung verfaßt haben. Die Betrachtung des Inhalts führt uns zu derselben Schlußfolgerung. Der Klarheit und der Bequemlichkeit für den Leser wegen will ich meinen Betrachtungen über den Inhalt des Liedes meine Auffassung über den Verfasser selbst vorausschicken. Der Dichter hatte meiner Ansicht nach keine epische Gabe und keine epische Schulung. Er war vielmehr ein Dichter der Alltäglichkeit, des Genre-Romans und der Fabliaux. Nachdem er sich nun aus uns unbekannten Gründen ein episches Thema gewählt hat, gerät er ständig mit sich selbst in Konflikt, und fällt immer wieder in alltägliche Beschreibungen und Genredichtung zurück. Durch diesen Zwiespalt verstößt er also ständig gegen die Gesetze des epischen Stils, läßt viel Unreimigkeiten zum Vorschein kommen, erlaubt uns aber andrerseits auf diese Weise, in seine Arbeitsmethode besseren Einblick zu nehmen und das zu unterscheiden, was er selbst der Erzählung hinzugefügt haben kann, von dem, was in seiner Erzählung als der traditionellen Überlieferung gehörend zu betrachten ist. Schon am Anfang der Erzählung macht er eine

---

daß in früherer Zeit in Serbien jeder Beg, Aga oder Disdar, der ein četa führte, neben dem Bannerträger auch einen Sänger hatte, der seine Krieger unterhielt. Die Sänger begleiteten ihre Bege auf den Reisen wie auch in den Kriegszügen. Diese serbische Sitte ähnelt überraschend der altfranzösischen, nach der Jongleure und epische Sänger ihre Herren überall im Kriege und im Frieden zu begleiten pflegten und ihre Ritter unterhielten. Man wäre geneigt, hier westeuropäischen Einfluß zu vermuten, wenn nicht die tiefe Volkstümlichkeit des serbischen Epos zur Genüge bezeugen würde, daß es sich hier auf jeden Fall um eine einheimische Erscheinung handelt, und wäre es interessant und für das Vorhandensein volkstümlicher altfranzösischer epischer Tradition zugleich beweisend, Vergleiche zwischen der serbischen und der altfranzösischen epischen Tradition anzustellen.



Einschaltung, die zu dem ursprünglichen Thema nicht gehören kann: ich meine die Szene mit dem betrunkenen Tiedbald. In seiner Trunkenheit lehnt dieser den Vorschlag, Wilhelm um Hilfe zu bitten, ab; erst am Morgen danach, als er wieder nüchtern ist, sieht er ein, daß er Wilhelms Hilfe doch nicht entbehren kann. Er schickt aber keinen Boten zu ihm, sondern zieht allein in den Kampf, da Estourmi ihm erklärt, es sei zu spät, die Freunde um Hilfe zu ersuchen. Aus der Handlung ersehen wir jedoch, daß dies nicht der Fall war. Bedeutend später, bereits auf dem Schlachtfeld hält es Vivien noch für möglich, Tiedbald anzuraten: *pren tes messages, fai tes amis mander* (V. 180), und Tiedbald selbst stimmt diesem Vorschlag zu (V. 185). Trotzdem wird der Bote auch jetzt nicht abgesandt. Während der Schlacht weist Vivien mehrmals darauf hin, daß Wilhelms und Ludwigs Hilfe unentbehrlich sei; doch dessen ungeachtet wird der Bote erst im letzten Augenblick, als es wirklich zu spät ist, abgeschickt. Dieses Hinausschieben der Absendung des Boten hat seinen besonderen Grund. Dem Thema nach sollte Vivien in der Schlacht fallen und Wilhelm seinen Untergang rächen; Wilhelm durfte also nicht eher erscheinen, als bis Vivien gefallen war. Das erforderte das Thema und das wußte auch der Dichter genau. Er wollte sich aber nicht mit der einfachen Wiedergabe der Ereignisse begnügen, sondern die Handlung vertiefen. Zu diesem Zweck suchte er psychologische Momente einzuführen, wie die Betonung der Größe der Gefahr durch zahlreiche Äußerungen über die Notwendigkeit der Hilfe und des weiteren die Handlung dramatischer zu gestalten durch Einführung von Prahlern, Neidern und Feiglingen, die Vivien von seinem Vorhaben, auf die Hilfe Wilhelms zu warten, abbringen sollen.

An dieses Motiv von den störenden Prahlern schließt sich auch die Trunkenheitsszene Tiedbalds an. Der Dichter will uns sagen, daß Vivien ebenso umsichtig wie tapfer ist. Wenn er trotzdem untergeht, so haben daran Verräter und Feiglinge Schuld. Die Absicht des Dichters war nicht so schlecht; nur reichte ihm seine poetische Gabe nicht aus, um sie dichterisch frei von Unstimmigkeiten auszuführen.

Das erste Zusammentreffen der Christen mit dem Feinde in dem Wilhelmsliede hat gewisse Analogien mit der Erzählung Petri Tudebodi über die Ereignisse im Jahre 1098 bei Antiochien (R. h. oc. 3, 41 f.). Das Überschauen der Feinde von einem Hügel aus, welches wir in unserm Wilhelmslied, wie auch in der Chanson de Roland haben, war damals strategische Notwendigkeit: *miserunt ex militibus suis qui exierunt videre exercitum turcorum et ubi sunt et quod agant. Exierunt quippe et coeperunt subtiliter inquirere et investigare uti acies turcorum sunt reconditae* . . .

Tiedbald fragt (v. 48 f.): *que feruns? Dist li messages: ja*

nus i combatuns. In der Chronik: *quid faciemus?...omnes eamus contra inimicos.*

Tiedbald sucht von dem Schlachtfeld zu fliehen unter dem Vorwande, daß er Wilhelm um Hilfe bitten wolle. Vivien glaubt es ihm nicht und entlarvt den Betrüger. Dementsprechend haben wir in der Chronik: *Titidus quidam nobilis* bemerkte, daß der Feind sehr stark war, und wollte fliehen.

Um seine wahre Absicht zu verheimlichen, gab er an, daß er den König von Byzanz um Hilfe bitten wollte. Man witterte Verrat; er ließ jedoch Frau und Kinder als Geiseln und entfernte sich, um nicht mehr zurückzukommen. Wenn ich auf diese Ähnlichkeiten aufmerksam mache, so geschieht es nicht, um ihnen große Bedeutung beizumessen, sondern nur um darauf hinzuweisen, daß manche Situationen des altfranzösischen Epos in ihrer Einfachheit auch aus dem Leben direkt entstehen könnten. Von diesem Standpunkt aus ist die Ansicht Atkinsons, daß einige Stellen der *Ch. d. R.* (seine Ausgabe s. LXXXII) den Einfluß der *gesta francorum Anonymi* verraten, abzulehnen.

Als Tiedbald den Hügel erstiegen hat, um die Feinde zu überschauen, *il le connurent al grant escu bocler.* Wie konnten die Sarazenen aus Sarragossa und Cordova Tiedbald und seinen Schild, die sie niemals in ihrem Leben hatten sehen können, erkennen? Der Dichter denkt wirklich zu wenig daran, seine Erzählung glaubwürdig zu gestalten.

Die Einzelheiten der Flucht Tiedbalds (angestoßene gehängte Leichen, Verunreinigung des Sattels, Hammelkopf im Steigbügel) sind unbedingt persönliche Zusätze unseres Dichters. Sie gehören in die Genre-Dichtung oder in ein Fabliau, sind aber für das Helden-Epos durchaus ungeeignet und in dem gegebenen Zusammenhang störend. In demselben Maße ist auch die vermeintliche Flucht Girards als Zusatz des Dichters zu betrachten. Girard vergißt den tragischen Ernst des Momentes, vergißt die tödliche Gefahr, die allen auf dem Schlachtfeld droht, um nur an die schönen Waffen Tiedbalds zu denken. Er simuliert Flucht, verfolgt den fliehenden Tiedbald, überfällt ihn, wirft ihn aus dem Sattel und bemächtigt sich seines Pferdes und seines berühmten Schildes. Erst dann will er auf das Schlachtfeld zurückkehren. Der lose Zusammenhang dieser Episode mit der Handlung ist ganz deutlich zu erkennen.

Einige Worte will ich über die Fahne Viviens sagen. Tiedbald hatte eine weiße Fahne, es war seine Privatfahne, die keine allgemeine französische Bedeutung besaß. Anders ist es mit der Fahne, die Vivien improvisiert. Er zieht aus seiner Hosentasche ein Stück Stoff und befestigt es an seinem Spieße. Solche improvisierten Fahnen kommen anderwärts auch vor. Im Jahre 1104 wurde eine Abteilung Christen von den Sarazenen überfallen. Einer der Christen *concisa camisia quam subuculam*

dicunt hastae pro vexillo apposuit itidem socios facere iussit. Fecerunt et clamore sublato.... obviosque ferantur in hostes (*R. h. oc.* 4,259, *Baudri de Dol.*).

Vivien zieht übrigens kein einfaches Stück Stoff aus der Tasche, sondern eine echte *enseigne de palie.* Es ist aber auch keine einfache Fahne, sondern eine richtige Oriflamme: *les langues d'or li'n batent* V. 321 (übrigens ist in Vers 782 die Fahne weiß genannt, was auf Vergeßlichkeit des Dichters zurückzuführen wäre). Der Rand der Fahne ist zu Zungen geschlitzt. (Vgl. *R. h. oc.* 4,47 *in tantum enim perfidos aggressus est ut vexillum Boammundi lingulas in ora turcorum volitare faceret*). Das Material ist nicht einfache Seide, sondern ein mit Gold durchwirkter Stoff, kurz, wir haben die Merkmale der *auriflamma,* der Goldflammenfahne (Goldstoff und im Winde flatternden Flammen gleichende Zungen) der französischen Könige. Die Entstehungsgeschichte dieser Fahne wird in der neueren Forschung mit dem Schlachtruf *Monjoie*, den wir unter anderm auch in unserem Liede treffen, in Verbindung gebracht. Unser Dichter kennt die Legende, nach der dieser Schlachtruf auf Karl den Großen zurückgeführt wird. (V. 329 *Munjoie co fut l'enseigne Charle*); doch weiß er auch, daß dieser Schlachtruf seiner Gegenwart gehört. (V. 442. *Munjoie co'st l'enseigne des noz.*) In allen diesen Fällen steht jedoch der Schlachtruf in keiner Beziehung zu der Fahne. Wie Suchier angedeutet hat, ist *Munjoie* in unserem Liede nur als Schlachtruf aufzufassen. (Daß das Wort *enseigne* sich auch auf Schlachtruf bezogen hat, beweisen folgende Stellen aus der Kreuzzugsliteratur: *R. h. oc.* 5./42 — *Deus vult* — *militare signum*; ib. 454 — *bellicum signum Deus volt*; ib. 3, 237 — *acclamata Tolosa quod erat signum clamoris comitis*; ib. 274 — *tandem exclamavimus signum solitum Deus adjuva*; ib. 496 — *signoque conclamato Deus vult*; dasselbe auch ib. 123 usw.) Was den Zusammenhang zwischen dem *signum clamoris Monjoie* und dem *signum* im Sinne von *vexillum* anbetrifft, so ist meiner Meinung nach diese Verbindung wahrscheinlich erst von dem Dichter der Ch. d. R. hineingebracht worden, weil er den Schlachtruf *Monjoie* mit der *Oriflamme* = Fahne der französischen Könige bzw. Karls des Großen verbinden wollte (V. 3094 f.). In Wirklichkeit ist jedoch daran festzuhalten, daß die Legende von der Herkunft des Schlachtrufes *Monjoie* und die Legende von der Herkunft der *Oriflamme* von Karl dem Großen zwei voneinander unabhängige Überlieferungen sind, die dementsprechend auch getrennt behandelt und erklärt werden müssen. Was die Oriflamme anbetrifft, so sucht man die Legende über ihre Herkunft aus der Mitteilung der Chroniken zu erklären, nach denen Papst Leo III. Karl dem Großen seinerzeit *claves St. Petri et vexillum urbis eidem direxit* (Bouquet V, 50), des weiteren mit dem Bilde in

der Laterankapelle, das die Übergabe dieser Fahne an Karl den Großen durch den Papst darstellt, in Zusammenhang zu bringen. An der Richtigkeit dieser Herleitung zweifle ich jedoch. Die Fahne, die in der Laterankapelle abgebildet ist und eine grüne Farbe mit kleinen Goldzierflecken hat, ist, wie Desjardins (*Recherches sur les drapeaux fr.* 1874 S. 3) seinerzeit bemerkt hat, unmöglich mit der *orie flambe* der Ch. d. R. (*ce nom, qui fait penser au brillant d'or joint à l'éclat de rouge*) zu identifizieren. Außerdem ist zu bemerken, daß das *vexillum urbis romanae*, das Karl der Große vom Papst erhielt, nicht dasselbe wie *vexillum St. Petri* ist. Die Quellen für die Idee der Ch. d. R. liegen anderwärts. Papst Leo III. hatte Karl dem Großen die Schlüssel und die Fahne der Stadt Rom übergeben, d. h. die Stadt ging damit in den Besitz Karls des Großen über. Eine ganz andere Bedeutung hat aber in der Geschichte das *vexillum St. Petri*. Es ist nicht die Fahne der Stadt Rom, sondern das Banner der christlichen Kirche, des gesamten westeuropäischen Christentums und steht zu dem seinerzeitigen Herrscher der Stadt Rom in keinerlei Beziehung. Im Jahre 1063 erhielt der Führer der Normannen Roger von dem Papst Alexander II. eine geweihte Fahne mit dem Bilde des Heiligen Petrus als Wahrzeichen für den Kampf gegen die Sarazenen. Gleichzeitig erteilte der Papst allen Teilnehmern an dem Zuge gegen die Ungläubigen Sündenablaß. Noch früher, im Jahre 1017, wurde ein *vexillum St. Petri* vom Papst *pisanae civitati* zur Zeit des Kampfes derselben gegen die Sarazenen in Sardinien übergeben. (Heinemann, *Geschichte der Normannen* I, 210; Moratori SS,VI, Sp. 167.) Ein weiteres *vexillum S. Petri* übergab der Papst einem französischen Führer in der Epoche des 1. Kreuzzuges (im Jahre 1104, *R. h. oc.* Band III, 538). Du Cange führt unter *vexillum* eine Menge anderer Beispiele auf, nach welchen der Papst das *vexillum S. Petri* Führern für den Kampf gegen die Feinde der Kirche bzw. gegen die Ungläubigen übergeben hat. Wenn nun in der Ch. d. R. die Fahne St. Petri erwähnt wird, so dürfen wir sie nur mit dem *vexillum S. Petri* der lateinischen Chroniken identifizieren und auf keinen Fall mit der unbedeutenden Fahne der Stadt Rom. (Die Fahne S. Petri war rot und trug Goldverzierungen und war daher der Oriflamme der französischen Könige ähnlich.) Das Bild, das uns der Dichter der Ch. d. R. schildert, ist wirklich erhaben: Karl der Große als Bannerträger des Heiligen Petrus, als Vertreter der Kirche im Kampf gegen die Ungläubigen, ein Bild, das allerdings einen Anachronismus darstellt, weil die Idee des religiösen Krieges im Abendlande erst später aufgekommen ist, dessen epische Schönheit dadurch aber nicht beeinträchtigt wird.

Was den Schlachtruf *Monjoie* anbetrifft, so wollte ihn seinerzeit Marius Sepet (Le drapeau de la France 1873) mit dem

Namen *Mons Gaudii* bei Rom in Verbindung bringen. Sepet nimmt an, daß die päpstliche Fahne, die Karl der Große erhielt, Karl auf dem Hügel *Mons Gaudii* übergeben wurde und daß daher die Fahne selbst den Namen des Hügels erhalten hat. Dieser Name wäre dann später zum Schlachtruf der Franzosen „*Monjoie*“ geworden. Demgegenüber erklärt Desjardins, daß für die Heranziehung des römischen Hügels keine genügenden Gründe vorlägen. In der Tat haben wir außer der Ch. d. R. kein Zeugnis darüber, daß die Oriflamme jemals den Namen *Monjoie* getragen hat. In der Geschichte kennen wir *Monjoie* nur als Schlachtruf, und daran müssen wir uns halten. Wenn wir aber Sepets Theorie über den Namen der Fahne außer Acht lassen, so wird damit auch der Name des römischen Hügels als Ursprung unseres Schlachtrufes wegfallen. Es bleibt uns nur eins übrig: Zu der Meinung, die seinerzeit Du Cange ausgesprochen hat, zurückzukehren, d. h., daß in dem Schlachtruf der Franzosen *Monjoie* nicht *Mons Gaudii* bei Rom, sondern der Name des Pariser Hügels *Montmartre* steckt. Als Schlachtrufe wurden gewöhnlich entweder Anrufe um Gottes Hilfe oder geographische Namen, die die Grafschaft, Provinz oder das Volk, aus dem die betreffende Abteilung stammte, bezeichneten, z. B. Tolosa, Berri, Peitau usw. gebraucht. Es ist daher ganz verständlich, daß das Heer des französischen Königs *Monjoie* (St. Denis), d. h. die Losung, die gleichzeitig geographische Bedeutung und national-religiösen Sinn besaß, schrie.

Was die Legende von der Abstammung der *Oriflamme* von der Fahne Karls des Großen anbetrifft, so ist diese Legende unbedingt ein Werk der Mönche des Klosters von St. Denis.

Um ihr Prestige in den Augen des französischen Königs zu behaupten, war es ihnen wichtig, zu beweisen, daß das Kloster Aufbewahrer der Fahne Karls des Großen, Bewahrer der Ideen des französischen Kaisertums, der französischen nationalen Einigung war und daß es diese Ideen dem französischen Könige zur weiteren Aufrechterhaltung und Verwirklichung übergeben wolle. Auf diese Weise gewann das Kloster nicht nur bei dem Könige, sondern auch bei dem französischen Volk an Bedeutung, leistete ferner dem Könige einen wertvollen Dienst und erwarb sich dadurch die ständige Gunst des Hofes. Gleichzeitig mit der Fahnenlegende wurde auch die Vorgeschichte für den Schlachtruf *Monjoie* erfunden, welcher zuerst vielleicht nur Schlachtruf der Grafschaft Vexin war. Diese Legende konnte natürlich nicht früher entstehen, als bis das Kloster St. Denis in den Besitz der französischen Könige übergegangen war, d. h. also nicht vor Ende des 11. Jahrhunderts. Der Eifer der Pilger und der Mönche hat dazu geführt, daß die Legende sich bald weit verbreitete, und zwar in dem Sinne, welcher dem Kloster wie dem französischen Könige erwünscht war. Die Fahne und der Schlacht-

ruf des Klosters von St. Denis wurden von dem Volke als allgemein nationale Fahne und Losung aufgenommen. Dementsprechend haben wir in der Ch. d. R. wie auch in dem Wilhemsliede in dem Ruf *Monjoie* einerseits den Schlachtruf der französischen Könige, auf der anderen Seite den Schlachtruf der französischen nationalen Einigung im Kampf gegen die Ungläubigen. Rom und Wallfahrten nach Rom stehen mit der Bildung der Legende in keiner Beziehung.

Wenden wir uns aber wieder der Betrachtung über den Inhalt des Wilhelmsliedes zu. Nachdem der feige Tiedbald geflohen ist, bemerkt der Dichter V. 330 f.: *si cum s'esmieret li ors fors de l'argent, si s'en eslistrent tote la bone gent.* Derjenige, der sich mit der altprovenzalischen und lateinischen Dichtung befaßt hat, weiß die Bedeutung dieser Stelle. Es ist eine Idee antiken Ursprungs (Otto, *Sprichwörter der Römer* 1890, S. 170), die im Mittelalter sehr große Verbreitung fand. Nachdem sie häufig von lateinischen Dichtern angewandt worden ist, haben sich ihrer die Troubadours bemächtigt und sie in weitgehendstem Maße verwandt. (Bei den lateinischen Dichtern des Mittelalters vgl. z. B. Alcuini *praecepta*: *aurum flamma probat, homines temptatio justos*; Arnulfi Cleri del.: *fornax examinat aurum* usw.; ähnlich *script. rer. merov.* Band VII, Seite 446: — *aurum in fornace probatur* auch M. G. A. Ant. VIII, 320 — aurum ignibus eliquetur usw. Bei den Provenzalen vgl. Peire Vidal, 33 V. 38, Peirol, (*quoras que*); Faidit (*Chant e deport*); Pons de Capdolh, XIX, usw. usw., vgl. auch Stössel *Bilder und Vergleiche,* Marburg 1886, Dissertation, S. 47 f.) Didaktische Neigungen der Zeit verlangten, daß jedes gelehrte Werk mit Sentenzen, Sprichwörtern und ähnlichem verschönert wurde. Unser Bild gehört zu diesen Gemeinstellen didaktischen Stils. Das Epos hat demgegenüber andere Gesetze, Sentenzen und Sprichwörter sind hier nicht am Platze. Unser Dichter hat diese Tatsache nicht erkannt und seinen Mißgriff gegen den epischen Stil noch dadurch verstärkt, daß er die Sentenz in dem Vers 355 f. wiederholt. Das Vorhandensein von Sentenzen gelehrten Ursprungs in unserm Epos läßt mich die Frage aufwerfen: In welcher Beziehung stand denn der Dichter zu der zeitgenössischen Gelehrsamkeit? Es unterliegt keinem Zweifel, daß er wenigstens über ein gewisses Maß von Bildung verfügte. Er gebraucht eine Reihe lateinischer Wörter, die im Munde volkstümlicher Sänger unmöglich sind. Wir treffen bei ihm z. B. Ausdrücke wie *nobile barun, nobile vassal.* Aus der Silbenzahl und dem Rhythmus der Verse können wir mit Sicherheit feststellen, daß das Wort *nobile* ein dreisilbiges ist und daß die Betonung auf das *o* fiel, d. h. daß der Dichter ein richtiges lateinisches Wort gebraucht hat. Der Ursprung dieses Wortes wird uns klar sein, wenn wir Sammlungen mittelalterlicher

Akten, Briefe und Ähnliches nachschlagen. Der Ausdruck *nobilis vir* wird in diesen Akten fast in jeder Zeile gebraucht. Wir dürfen daher vermuten, daß unser Dichter das Wort der Kanzleisprache entnommen hat. Hierher gehört auch das lateinische Wort *onestes.* (V. 121 *chevaliers onestes.*) Das Wort *honestus* klingt gut in der Epistel eines Bischofs, in einem juristischen Akte, in einem Vermächtnis; doch ist es als Epithet für einen Helden in einem volkstümlichen Epos unmöglich. Der Dichter gebraucht weiter das lateinische *fedeil*, und zwar ohne Substantiv. V. 663, *cenz fedeils,* V. 665 *mien fedeil*; es sind Übersetzungen der lateinischen Ausdrücke *centum fideles, meus fidelis* (vgl. auch Ch. d. R. V. 84, *mes fedeils*). In der Kirchensprache wird das Wort *fidelis* als Substantiv gebraucht, und zwar gleichbedeutend mit *fidelis christianus.* Außerdem wurde das Wort in den Akten und Episteln der Höhergestellten für ihre Untergebenen häufig gebraucht: *nostri fideles* in Bedeutung von „unsere Untertanen“ oder „uns Unterstehende“. Was hat unsern Dichter in dem Vers 1317 veranlaßt, das lateinische Wort *lacrimat* zu gebrauchen? Dafür gibt es nur eine Erklärung: weil der Dichter der lateinischen Sprache wenigstens zum Teil kundig war und weil es in der Kirchensprache außerordentlich häufig gebraucht wird. Der Dichter wendet weiter die lateinischen Formen *adverse* (V. 163 *gent adverse*) *verité* (V. 1359) *pecheriz* (V. 1429); *criator* (V. 1554); *communel* (V. 1698) an. Die letzten Wörter hat der Dichter vielleicht nicht als erster in die Literatursprache eingeführt. Immerhin gehören sie der gelehrten Sprache an und sind in dem Munde eines ungebildeten Menschen unmöglich. Der Ausdruck *l'estur communel* z. B. ist ein ausgesprochen gelehrter Ausdruck. Was das gelehrte Wort *paterne* (*la grant paterne*) anbetrifft, so erkläre ich es aus dem lateinischen *paternitas.* Das Wort wird übrigens auch in der Chanson de Roland gebraucht. Auf diese Weise können wir schon bei oberflächlicher Betrachtung des W. L. erkennen, daß der Dichter lateinischer Bildung nahestand.

Setzen wir aber unsere Betrachtung über den Inhalt des Liedes fort. Nachdem Girard Tiedbald Pferd und Bewaffnung fortgenommen hat, kehrt er nach dem Schlachtfeld zurück. Es wäre jetzt höchste Zeit, zur Schilderung der Haupthandlung überzugehen; doch eilt unser Dichter nicht. Er läßt Girard Estourmi treffen, ihn angreifen und aus dem Sattel werfen. Der Dichter will unbedingt diesen Feigling bestrafen, wenn es auch in keinem Zusammenhang mit der Haupthandlung steht. Der Kampf hat nun begonnen. Die Schilderung verlangt die höchste Konzentration der Aufmerksamkeit des Dichters. Unser Dichter ist jedoch unverbesserlich. Sein Interesse für die Alltäglichkeiten und Nebensächlichkeiten nimmt ihn zu sehr in Anspruch. Als Girard Vivien begegnet, fragt ihn letzterer nach

Tiedbalds Schicksal. *E cil li cuntet cum il l'aveit bailli,* als wären sie nicht mitten in einer Schlacht, sondern als handelte es sich um den Zeitvertreib auf einem Feste, wo die handelnden Personen miteinander Neuigkeiten austauschen. Im echten volkstümlichen Epos sind solche Nebensächlichkeiten und zu der Handlung in keiner Beziehung stehenden Einschaltungen unmöglich. Sie verletzen das Wahrheitsgefühl und lenken das Interesse und die Aufmerksamkeit des Hörers von der Handlung ab.

In der Beschreibung der Schlacht Viviens gegen die Sarazenen ist unser Dichter am meisten auf der Höhe. Es ist erkennbar, daß er hier mehr als sonst auf dem Boden der älteren Tradition steht und sich am engsten an das ihm gegebene Thema anschließt; doch finden wir auch hier große Verstöße gegen den epischen Stil und Einschaltungen, sowie Zusätze, die in dem traditionellen volkstümlichen Epos unmöglich sind. Als es unverkennbar wird, daß die Schlacht verloren ist, erklären die noch am Leben gebliebenen Ritter Vivien, daß es zwecklos wäre, die Schlacht weiter fortzusetzen, und die Flucht der einzige Ausweg wäre, um dem Verderben zu entrinnen. (V. 573 f.) Vivien wirft ihnen Untreue vor, läßt sie aber doch gehen. Er selbst will bis zum Ende des Kampfes ausharren. Die Ritter fliehen, werden aber sofort gewahr, daß alle Wege zur Flucht vom Feinde abgeschnitten worden sind und daß sie zurückkehren müssen. Sie kommen zu Vivien und erklären ihm:

V. 619 f. Si tu t'en turnes, nus nus en turneruns
Se tu combatz, e nus nus combratuns.

Vivien dankt ihnen, und der Kampf wird weiter fortgesetzt. Dem Leser ist wohl die Unreimigkeit dieser Stelle aufgefallen. Die Feiglinge und Verräter fliehen, finden aber die Wege abgeschnitten, kehren darum zurück. Sie tun jetzt aber so, als wenn die Treue ihrem Herrn gegenüber sie von der Flucht zurückgehalten hätte, machen also aus der Not eine Tugend. Der Dichter bemerkt diese epische Unreimigkeit nicht und läßt die Feiglinge neben dem Helden Vivien kämpfen und an seinem Ruhm teilhaben. Um wieviel wäre es besser gewesen, wenn die Feiglinge nicht zurückgekehrt wären und Vivien den Kampf allein fortgesetzt und die Hilfe der niederträchtigen Zurückgekehrten abgelehnt hätte! Roland, der *onques n'amat codart,* hätte den Feiglingen sicher keinen Dank gewußt. Der Dichter fühlt nicht, daß an dem heroischen Kampf nur Helden teilnehmen können und daß der heroische Stil in dem Helden keine Schwankungen, sowie Gefühle der Furcht und Selbsterhaltung aufkommen lassen darf. Bevor die Ritter den Versuch zu fliehen machen, erklären sie Vivien, daß die Feinde so zahlreich seien, daß, wenn es sich nicht um bewaffnete Feinde, sondern um

Schlachtschweine handeln würde, sie zu ihrer Tötung Monate brauchen würden. Das ist jedenfalls ganz richtig. Der Dichter betrachtet die Handlung von zwei verschiedenen Standpunkten aus. Als epischer Dichter läßt er Vivien mit einem Mal 1000 Sarazenen töten (V. 569). Als Realist weiß er jedoch, daß das vollkommen unmöglich ist. Hier treffen also wieder zwei einander widersprechende Empfindungen und Standpunkte des Dichters aufeinander. Wir sehen auf der einen Seite, wie er das Thema erzählen sollte, auf der andern Seite, wie er es als Realist erzählen möchte. Die Empfindungen der wegen der Aussichtslosigkeit des weiteren Kampfes vom Schlachtfelde fliehenden Ritter war ihm sichtlich verständlicher und näherliegend als das hartnäckige den Tod nicht scheuende Ausharren Viviens.

In der Beschreibung des Kampfes Viviens gegen die Sarazenen nehmen die Reden des ersteren an seine Ritter und seine Ermutigungen, tapfer weiterzukämpfen, sehr breiten Raum ein. Seine Aufforderungen werden nicht weniger als fünfmal wiederholt (V. 453 f., V. 485 f., V. 505 f., V. 541 f., V. 750 f.). In diesem Zusammenhang will ich einige Bemerkungen über die epischen Wiederholungen in unserm Liede machen. Es ist schon längst darauf hingewiesen worden, daß das Wilhelmslied zu viel Wiederholungen aufweist. Wilmotte (Romania Bd. 44, 86) betont, daß unser Dichter in bezug auf Wiederholungen bei weitem alle seine Zeitgenossen übertrifft und daß er sie zu dem Zwecke mißbraucht, die Erzählung künstlich zu verlängern. Diese Meinung ist unbedingt richtig. In dem volkstümlichen Epos werden Wiederholungen in zwei Fällen gebraucht: 1. als retardierendes Moment, um auf die Hörer durch die Wiederholung derselben Stelle größeren Eindruck zu machen und dieselbe dem Gedächtnis fester einzuprägen, und 2. in Fällen, wo es sich um Situationen handelt, die bereits erzählten ähnlich sind. Hier erfindet der epische Erzähler keine neue Beschreibung, sondern nimmt die schon früher gegebene Schilderung und setzt sie unverändert in die neuen Verhältnisse ein. In allen Fällen läßt das Epos nicht mehrmalige Wiederholungen einer und derselben thematischen oder stilistischen Formel nacheinander zu, und zwar aus dem Grunde, weil solche Wiederholungen im Widerspruch zu den ästhetischen Empfindungen des Hörers stehen würden. Wiederholt sich eine interessante Stelle, so ist der Hörer zufrieden und dankbar, er genießt sie. Kommt aber die Stelle zum dritten Male vor, wird sie nur mit Gleichgültigkeit entgegengenommen. Bei der vierten Wiederholung wird der Hörer gähnen, wenn nicht sogar gegen die übermäßige Wiederholung protestieren. Dieses Gesetz will unser Dichter nicht anerkennen, weil er dafür kein episches Empfinden hat. Die Botschaft Girards an Wilhelm (V. 637 f.) gliedert er in sechs Teile, die alle den gleichen syntaktischen Aufbau zeigen. Der Beginn und

das Ende jeden Teils sind in allen Teilen gleich. Wir haben also nicht weniger als sechs Wiederholungen nacheinander.[2]) Der müde Girard wirft seine Waffen fort. (V. 718 f.) Die Beschreibung dieses Sichentwaffnens gliedert der Dichter in 4 Teile, von denen jeder mit demselben Ausruf der Müdigkeit und mit derselben Anredeformel an die Waffe beginnt. Der Dichter läßt Vivien sein Gebet zweimal sagen, und außerdem enthält das Gebet an sich weitere untergeordnete Wiederholungen (V. 717 f., 899 f.). Er kennt kein Maß, auch da, wo es sich um unbedeutende stilistische Ausdrücke handelt, die schon angesichts ihrer Bedeutungslosigkeit nicht wiederholt werden dürften. (Vgl. Wiederholung der Aufforderung *plaist vus oir*... V. 1134, 36 und 78). Solche Wiederholungen können wir uns weder aus dem volkstümlichen Epos noch aus dem altfranzösischen Kunstepos erklären. Wir haben eine Mißgestaltung der epischen Kunstform vor uns; letztere war unserm Dichter zwar bekannt, er konnte sie aber aus Mangel an epischem Talent und epischer Schulung nicht richtig anwenden.

Im Zusammenhang mit dem von uns bereits hervorgehobenen Sinn des Dichters für das Alltägliche steht auch seine deutlich zu verspürende Abneigung gegen die Kampfesbeschreibung. Der Larchampschlacht werden V. 438-930 gewidmet. Wenn wir jedoch aus dieser Zahl der Verse die mehrmaligen Reden Viviens an seine Ritter, den Fluchtversuch der Feigen, die Botschaft Girards und das Gebet Viviens ausschließen, so bleibt für die Beschreibung des Kampfes selbst außerordentlich wenig übrig, und zwar nur die folgenden Stellen: V. 441-451 (Girard überfällt und tötet einen Sarazenen), V. 472 (*paiene gent mistrent en grant errur*), V. 493-495 (die Ritter *ferent granz colees*), V. 550-554 (die Franzosen *commencent a ferir*) das ist alles, um das traurige Ergebnis vorzubereiten: V. 555-556

> paien le pristrent a merveillus turment:
> de dis mil homes ne li laissent que cent.

Damit schließt der erste Teil des Kampfes, in dem 9900 Franzosen fielen. Mit Vivien bleiben noch 100 Ritter am Leben. Der Kampf wird fortgesetzt, V. 568-569. Vivien tötet 1000 Sarazenen V. 570-73. Die Sarazenen töten 80 Franzosen. Wir haben keine Beschreibung mehr, sondern nur noch Statistik: soundso viel gefallen, soundso viel am Leben geblieben. Verfolgen wir aber die Beschreibung weiter! V. 699-703 Girard fährt

---

[2]) **Ich unterstreiche hier, daß die Aufzählung der von Vivien früher vollbrachten Taten, die er in seiner Botschaft an Wilhelm macht, weder an der richtigen Stelle angebracht noch volkstümlich ist. Es ist eine Eigentümlichkeit der gelehrten Poesie in die Handlung die Vorgeschichte der Helden einzuflechten. Denselben Zug finden wir auch in der Ch. d. R. v. 2316 f. Hier ist er aber mit bedeutend größerer Kunst verwertet, weil die Erzählung gedrängter ist und keine Wiederholungen enthält.**

mit der Botschaft zu Wilhelm und tötet auf jedem arpent de terre einen Sarazenen. V. 746-749 Vivien tötet noch einmal 1000 Sarazenen und verliert 10 der Seinigen. V. 756-58 die Sarazenen töten alle Leute Viviens. V. 764 Viviens tötet 100 Sarazenen. V. 769-790 wir haben hier die erste größere Kampfesbeschreibung. Die Sarazenen verfolgen Vivien *cum altre beste salvage;* sie überschütten ihn mit Lanzen und verwunden ihn schwer. V. 790-798 Vivien tötet einen Sarazenen, und zwar denjenigen, der nach Wilmotte der Chanson de Roland entlehnt ist. V. 840-850 Vivien wird von Durst gequält und sucht Wasser. V. 852-862 die Sarazenen überschütten Vivien von neuem mit Lanzen und verwunden ihn von neuem. V. 864 Vivien verteidigt sich *cum ber.* Doch überschütten ihn die Sarazenen nochmals mit Lanzen V. 869-880, und er fällt zu Boden. V. 918-930 einer der Sarazenen überfällt ihn und tötet ihn. In allen diesen Fällen haben wir keine Kampfesbeschreibung, wie wir sie sonst in dem Epos finden; der Dichter vermeidet sichtlich jedes Zusammentreffen der Kämpfer. Er konstatiert meistenteils nur die Tatsachen, daß soundso viel getötet wurden. Ausführlicher werden nur die letzten Minuten Viviens vor seinem Ende beschrieben. Doch haben wir auch hier nicht das, was wir erwarten würden, nämlich nicht den Tod eines Helden, sondern das Verrecken eines zu Tode gehetzten Tieres, daß hilflos seinen Leib von Lanzen hat zerreißen lassen.

Im weiteren Verlauf des Liedes hören wir desto weniger über den Kampf. Die erste Schlacht Wilhelms, in der seine 15 000 Krieger in dreitägigem Kampf umgekommen sind, wird in folgenden 4 Versen beschrieben: V. 1126-1129 *li francais ne finent d'envair ne cil d'arabe ne cessent de ferir. Des Guillelme homes nen i remest uns vis, fors treis escuz qu'il out al champ tenir.* Vor der Flucht tötet Wilhelm noch einen Barbaren. Das ist alles über die dreitägige Schlacht, und doch ist der Dichter nicht so karg an Worten, wie er sich in der Kampfesbeschreibung zeigt. Der Bericht darüber, wie Girard nach dem Kampfe ißt, nimmt mehr Verse in Anspruch als die vorher erwähnte Schlacht. Der Dichter war sicher kein Ritter und hatte kein Interesse für Gefechte. Vielleicht hat er auch niemals einen richtigen Kampf mit angesehen. Sein Interesse gilt den Schlössern, die mit *tapitz e dossels* ausgelegt sind, wo goldenes Geschirr aufgetragen wird, V. 1701, wo *chansons et fables* gesungen und erzählt werden und man braun porcin essen und Wein trinken kann. Es war ein Mann des bequemen alltäglichen Lebens und nicht der Kämpfe und der epischen Begeisterung; und trotzdem war es ein richtiger Dichter. Das zeigen die Stellen zur Genüge, bei denen es sich um realistische Momente und Beschreibungen handelt. Die Müdigkeit Girards (V. 705 f.), das Bild des abgehetzten und sterbenden Vivien, der Tod Girards usw. werden

von ihm mit seltener Kraft und großem poetischen Schwung geschildert. Der erste Larchamp-Zug Wilhelms ist sehr kurz und für die Handlung der Erzählung eigentlich überflüssig. Ihn hat der Wiederholungen liebende Dichter sicher frei erfunden. Übrigens ist auch der zweite Zug Wilhelms wahrscheinlich von dem Dichter selbst ausgedacht; denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es in dem ursprünglichen Thema nur einen Zug Wilhelms, und zwar denjenigen mit dem Heere Ludwigs gab. Jedenfalls treffen wir in der Erzählung des Liedes immer wieder neue Momente, die beweisen, daß der Dichter auf Schritt und Tritt Neues aus sich selbst heraus hinzugesetzt hat.

In der Zeit, wo Wilhelm in Larchamp kämpfte, sammelt ihm Guiburc eine neue Armee von 30 000 Mann. Woher konnte sie wissen, daß Wilhelm geschlagen wird? Der Dichter wollte unbedingt die ungewöhnlichen Fähigkeiten Guiburcs, die sogar künftige Geschehnisse voraussehen konnte, zeigen.

Des weiteren wird uns erzählt, wie Wilhelm mißgestimmt von Larchamp zurückkehrt, da er alle seine Freunde auf dem Schlachtfeld zurückgelassen hat (V. 1305 f.). Er macht sich Gewissensbisse. Ihm scheint es, daß er nicht ritterlich gehandelt hat. Als ein Ritter hätte er mit den anderen bis zuletzt auf dem Kampffelde bleiben müssen, und nun wirft er sich Feigheit vor. Diese Selbstvorwürfe sind jedoch für das Thema des Wilhelmsliedes überflüssig. Er konnte nicht auf dem Felde bleiben, weil er dazu bestimmt war, Vivien an den Sarazenen zu rächen. Er mußte daher unbedingt noch einmal zurückkehren. Wozu hat der Dichter denn die Schilderung dieser Selbsterniedrigung eingeführt? Weil er sich nicht mit der trockenen Wiedergabe der Ereignisse begnügen, sondern durch die Beschreibung seelischer Zustände des Helden der Erzählung mehr Leben und Kraft geben wollte. Niemand, weder der Dichter noch der Hörer, kann auch nur einen Augenblick daran glauben, daß Wilhelm durch die Flucht aus der Schlacht eine Feigheit begangen hat. Die Gewissensbisse Wilhelms sollen nur dem Zwecke dienen, seinen Heldenmut durch diese maßlose Gewissenhaftigkeit noch eklatanter erscheinen zu lassen. Im weiteren Verlauf der Erzählung sucht der Dichter ja auch die Selbstvorwürfe Wilhelms zu widerlegen. Leider reichte sein dichterisches Talent nicht aus, um den theoretisch gut ausgedachten Plan der Verherrlichung Wilhelms auch wirklich gut auszuführen. Guiburc, die Wilhelm rechtfertigen soll, erfüllt ihre Aufgabe nur sehr unzulänglich. Im ersten Augenblick teilt sie die Zweifel ihres Gatten an seiner Tüchtigkeit: *mielz vueil que muerges .... que tes lignages seit par tei avilez.*[3]) Erst nachträglich unter dem Druck des Mit-

[3]) Das ist ein proverbialer Ausdruck und zwar gelehrten Ursprungs' vgl. P. Vidal, *be'm pac: am ... pros mort mais qu'avol viu.* P. Cardenal

gefühls, kommt sie auf den Gedanken, irgend etwas zu beginnen, um seinen Ruf zu retten, und zwar schafft sie ihm die Möglichkeit, noch einmal in den Kampf zu ziehen, damit er sich von der vermeintlichen Schmach reinwaschen kann. Der zweite Zug Wilhelms ist dem Vorhaben des Dichters entsprechend nichts weiter als eine Tüchtigkeitsprobe Wilhelms.

Vor dem zweiten Larchamp-Kampf erinnert sich Wilhelm plötzlich daran, daß er keinen Erben hat und daß er einen solchen für den Fall seines Todes haben muß. Er erwählt den kleinen Gui zu seinem Erben. Diese Erbschaftsregelung Wilhelms steht in keinem Zusammenhang mit der Handlung, der Dichter wollte dadurch das Erscheinen des kleinen Gui in der Erzählung erklären.

Den zweiten Larchamp-Zug Wilhelms schildert uns der Dichter etwas ausführlicher als den ersten. Auf dem Schlachtfeld sammelt Wilhelm seine Ritter und hält eine Rede an sie (V. 1567 f.). Die Reden an das Heer vor der Schlacht sind dem volkstümlichen Epos fremd und stellen einen Kunstgriff dar, der der antiken Historiographie sehr gut bekannt war und der von dort aus auch in die mittelalterliche Geschichtsschreibung übernommen wurde (vgl. *R. h. oc.* III, 528 — Rede Balduins an die Kreuzfahrer im Jahre 1101 oder ebenda S. 653 *Aepiscopi Podiensis ad exercitum rectores* im Jahre 1098, dasselbe S. 829; IV, 100, Rede an die Kreuzfahrer vor dem Angriff auf Jerusalem usw.). Unser Dichter steht also auch in dieser Hinsicht unter gelehrtem Einfluß. Was den Inhalt der Rede Wilhelms selbst anbetrifft, so ist sie für die Bestimmung des Charakters unseres Dichters auch nicht ohne Bedeutung. Wilhelm erklärt seinen Rittern, daß er weder sie noch ihre Kinder und Angehörigen je schlecht behandelt noch ihnen je ein Unrecht angetan hat, und daß er deshalb jetzt Hilfe in dem für ihn schwierigen Moment von ihnen erwarten dürfte. Keine Anspielung darauf, daß die Sarazenen doch nicht nur seine eigenen Feinde, sondern Feinde der Allgemeinheit, Feinde des gesamten Christentums waren. Der Dichter will weder religiöse noch nationale Motive des Kampfes anerkennen und sinkt so von der epischen Höhe und Feierlichkeit auf das Niveau des Berichterstatters eines kleinen Feudalkrieges herab.

In dem letzten Teile des Liedes konzentriert sich die Aufmerksamkeit des Erzählers auf den kleinen Gui. Diese Gestalt gibt dem Dichter mehr als andere Stoff zu humoristischen Einschaltungen, und nützt er jede Gelegenheit aus, um scherzhafte Einzelheiten über ihn zu erzählen, wenn sie auch mit der Haupt-

---

er nos: qui sai viu, pieitz a que si moria. Er geht wahrscheinlich auf die Bibel zurück, vgl. Eccli, 30, 17: *melior est mors quam vita amara,* Jonae, 4, 3: *quia melior est mihi mors quam vita.*



handlung in keinem Zusammenhang stehen. Komisch wirkt schon das Erscheinen des Jünglings in der Versammlung der Barone während der feierlichen Rede Wilhelms. Er kommt hoch zu Roß, gibt aber eine lächerliche Figur ab, da das Pferd viel zu groß und die Steigbügel viel zu lang für ihn sind. Auf den Kampf selbst geht der Dichter auch hier wieder nur flüchtig ein. Alle Franzosen bis auf Wilhelm und Gui fallen, und damit ist der Moment der höchsten Spannung für die beiden gekommen. Doch das kümmert den Dichter nur wenig. Scherzhafte Nebensächlichkeiten beschäftigen ihn mehr als der Kampf auf Leben und Tod. Er läßt Gui sich daran erinnern, daß er hungrig ist, und geht nun ausführlich darauf ein, indem er ihm die Möglichkeit gibt, sich in das feindliche Lager einzuschleichen und dort satt zu essen und zu trinken. Die zweite scherzhafte Episode — der erste Teil des Liedes endet damit — ist mit Deramé verbunden. Wilhelm wirft ihn aus dem Sattel, schlägt ihm eine Hüfte ab und beraubt ihn seines Pferdes. Während nun Deramé das Pferd bedauert, das in die Hände eines Christen geraten ist, vermag ihm Wilhelm darauf zu erwidern: *lai cest sermun ester. Et pren conseil de ta cuisse saner.* Ist es nicht eine merkwürdige Gutmütigkeit gegenüber dem Feind, der bereits drei Armeen vernichtet hat, ihm Heilung seiner Wunden zu wünschen? Und dann weiter. Der junge Gui schlägt Deramé den Kopf ab, und nun macht ihm Wilhelm Vorwürfe darüber, wie er es hat fertig bringen können, einen verstümmelten Menschen anzurühren. Alle diese Merkwürdigkeiten brauchte der Dichter nur, um Gui die Gelegenheit zu geben, sich über die Genitalien Deramés lustig zu machen. Damit wäre die Besprechung über den Inhalt des 1. Teiles beendet. Nach dem oben Erwähnten gewinne ich folgenden Eindruck von dem Dichter des 1. Teiles des Wilhelmsliedes. Daß er kein Ritter war, habe ich schon oben angedeutet. Andererseits kann er aber auch nicht dem geistlichen Stande angehört haben, da in dem Liede das geistliche Element allzu schwach betont ist. Er war entweder ein Klerk oder, was ich für das Wahrscheinlichste halte, ein Jongleur, der die höfische Gesellschaft unterhielt, und dem zeitgenössische Bildung nicht ganz fremd war. Zu seinem Repertoir gehörten wohl nur scherzhafte Dichtungen und Sittenromane, und erklären sich daraus seine ständigen Verstöße gegen den epischen Stil, die ich oben berührt habe.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß in dem zweiten Teil des Wilhelmsliedes das ursprüngliche Thema durch das Reneward-Motiv erheblich erweitert worden ist. Jetzt will ich auf die Beziehungen zwischen den beiden Teilen des Liedes näher eingehen. Suchier meint, daß der erste Teil um 1080 und der zweite von einem anderen Dichter um 1120 verfaßt worden sind. Diese Datierung ist nicht ganz richtig. Der erste Teil des

Wilhelmsliedes ist auch nach dem ersten Kreuzzug verfaßt worden. Dafür gibt es folgende Argumente:

1. Der Verfasser des ersten Teiles des Wilhelmsliedes kennt die Idee des religiösen Krieges, die Kreuzzugsidee. In den Versen 1377 f. (dasselbe V. 1603 f.) wird von Vivien gesagt: *mieldre Vassals ne pout estre trovez pur eshalcier*[4]) *sainte crestienté ne pur la lei maintenir e garder.* Unter *lei* ist natürlich *lex dei* zu verstehen. Diese Idee mußte unserm Dichter sehr gut bekannt sein; er gebraucht sie an geeigneter und ungeeigneter Stelle. In den Versen 1184 f. berichtet er z. B., wie sich der müde Wilhelm zu Bett begibt und wie ihm seine Frau Guiburc in dasselbe Bett folgt, um ihn *soef* zu *tastoner.* Im Anschluß daran wird hinzugefügt: *Nen out tel femme en la crestienté pur son seignur servir e honorer pur eshalcier sainte crestienté ne pur la lei maintenir e garder.* In dem gegebenen Zusammenhang ist das eine große Trivialität, die nur darin ihre Erklärung finden kann, daß die Idee der Verherrlichung des Christentums durch Häufigkeit des Gebrauchs in der Rede ihre offizielle hohe Bedeutung verloren hatte und zu einer farblosen Redewendung geworden war. Das konnte erst nach dem ersten Kreuzzug geschehen. Die Idee des religiösen Krieges tauchte zwar bedeutend früher auf (darüber ausführlich A. Gottlob: *Kreuzablaß und Almosenablaß* S. 13 f.), jedoch bleibt sie lange Zeit nur theoretische Möglichkeit und Wunsch der päpstlichen Curie. Das einzige Mal vor dem 1. Kreuzzug, wo die Gläubigen zum heiligen Kriege aufgefordert wurden und dafür Sündenablaß erhielten, war im Jahre 1063, als der päpstliche Hof die Züge einerseits nach Spanien, andrerseits nach Sizilien organisierte. (Eine Kreuzablaß-Bulle wurde den Italienern im Jahre 1086 vom Papste erteilt, und zwar für den Zug gegen die Sarazenen in Afrika. Dieses Ereignis steht jedoch zu Gallien in keiner Beziehung.) Diese Züge hatten aber nur beschränkte und lokale Bedeutung. Die breiten Schichten des Volkes betrafen sie nicht. Boissonade (*du nouveau* ... S. 23 f.) zählt zwar mehrere *grandes croisades* nach Spanien; doch war keiner dieser Züge ein Kreuzzug, weil da weder *crucesignati* noch eine päpstliche Aufforderung zum Zuge, noch Kreuzablaßbullen vorhanden waren. Es waren Züge einzelner Führer und einzelner Scharen von Söld-

---

[4]) Das Wort *eshalcier* halte ich für ein gelehrtes Wort. Es wird im Altfranzösischen nur bildlich gebraucht, und zwar in Bedeutung von *glorifier, élever en honneur, s'élever,* und nur in den Texten, die sich auf kirchliche oder moralische Dinge beziehen. Es hat dieselbe Bedeutung wie das lateinische *exaltare,* und werden auch biblische Stellen, die dieses Wort enthalten, mit *eshalcier* übersetzt, z. B. Matth. 11, 23: *Cil qui s'essauche sera humelies = qui autem se exaltaverit humiliabitur.* Es ist sehr wohl möglich, daß das Wort erst im Mittelalter erfunden wurde, und zwar aus dem lateinischen *exaltare* mit Hinzufügung der Endung des volkstümlichen *alcier.* Die Etymologie **exaltio* halte ich dementsprechend für hinfällig.



nern, bei denen nicht religiöse, sondern politische und ökonomische Motive eine Rolle spielten. Das erste Mal in der Geschichte, wo der päpstliche Aufruf zum Kriege in allgemeiner Form erfolgte und sich an alle Länder und an alle Schichten der Bevölkerung richtete, war in den Jahren nach 1095. Erst um diese Zeit konnte auch der Gedanke der Notwendigkeit und Wichtigkeit des *eshalcier crestienté* allgemeine Verbreitung finden.

2. Das Wilhelmslied kennt einige arabische Worte. Was das Wort „*meschin*" anbetrifft, so kann es schon vor dem ersten Kreuzzug entlehnt worden sein, und zwar durch Italien oder Spanien, wo der Handel und Tausch mit jungen Sklaven bereits im elften Jahrhundert verbreitet waren. (Vgl. bei Du Cange meschinus aus dem Dokument ca. 1070, das Wort kennt bereits auch der erste trobador Wilhelm IX.) Anders verhält es sich mit dem Wort „*alferant*". Die Chroniken des ersten Kreuzzuges kennen das Wort noch in seiner arabischen Form. Raimund de Aquilers (*R. h. oc.* III, 273) schreibt über die Ereignisse 1099: *nostri milites Caesaream adibant ut equos farios ibi mercarentur*, ebenda 278: *Coeperunt ostendere equos farios.* In einer Lesart der Chronik Baudri de Dol (*R. h. oc.* 4, 69): *Hic equam caballis velociorem equitans quae lingua eorum pharissa dicitur* (vgl. auch *R. h. oc.* 3, 249 *ultra tentoria in equis fariis discurentes*, ähnlich 273, 278). Andere Beispiele nennt Du Cange unter dem Wort „*farius*" (vgl. dazu das afrz. *cheval ferrant*). Für die Kreuzfahrer waren das arabische Pferd und seine Vorzüge etwas Neues, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieselben mit den arabischen Pferden auch das Wort *al-ferant* nach Frankreich gebracht haben.

Es gibt im Wilhelmsliede noch ein anderes Wort, das unter arabischem Einfluß steht und durch Pilger und Kreuzfahrer aus Syrien mitgebracht worden ist: Dieses Wort ist *Arabit* = Araber. Boissonade (*Du Nouveau* 194) verbindet es mit dem lateinischen *arabes*, doch genügt die lateinische Etymologie für die Erklärung des Wortes nicht, weil damit weder Betonung noch der Schlußlaut erklärt werden. Für die Erklärung der Betonung könnten wir das arabische *arabi* = arabisch heranziehen. Dieses Wort gab dem Provenzalischen einmal „*algaravic*" = unverständliche Sprache und zum andern „*arabi*" = arabisch. Hierzu gehört auch das Wort „*arabi*" in unserm Liede (V. 1909 *destrer arabi*). Atkinson Jenkins (*La Chanson de Roland* 1924 S. 291) schlägt die Etymologie *al-râbit* vor; die Erklärung dafür gibt er S. 119: *they were amounted militia professionally trained who might be either berbers or Arabs* (mit dem Hinweis auf Dozy, *Recherches* II³, 376, 390). Die Sache bedarf jedoch weiterer Aufklärung. In den lateinischen Chroniken haben wir das Wort „*arabitae*" noch vor dem ersten Kreuz-

zug, und zwar in den Beschreibungen der berühmten Pilgerfahrt des deutschen Adels und der Geistlichen nach Syrien im Jahre 1065. In dem Chronikon Altahense (M. G. Bd. 20, S. 815) wird ein Überfall der Sarazenen auf die Pilger geschildert. Diese Sarazenen nennt es *Sevissima gens arabitarum, humanum sitiens sanguinem.* In der Chronik M. Scotti (Migne 147, 787 f.) wird bei der Beschreibung derselben Begebenheit hinzugefügt, daß der *dux arabitarum* ein *inimicus multo tempore regis Sarracenorum* war. Später gebraucht Albertus Aquensis das Wort in seiner Chronik über den 1. Kreuzzug. (*R. h. oc.* IV, 361 u. a.) Er unterscheidet ebenfalls *arabitae* von den übrigen Sarazenen. Er sagt z. B. *omnes hostes christiani nominis turcos sarracenos arabitas* usw. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Wort „*arabit*" unseres Wilhelmsliedes mit dem Wort „*arabitae*" der Chroniken identisch ist. (Pseudoturpin, ed. Castets, S. 6: *milites fortissimi qui vulgo dicuntur arabites,* geht bereits auf die Chansons de geste zurück.) Wie ist es nun zu erklären? Im Arabischen gibt es ein Wort „*al-râbit'a*" = Militärposten, mohammedanisches Kloster. Laut den Vorschriften des heiligen Krieges der Muselmänner ist jeder Gläubige verpflichtet, an jedem Kriege gegen die Ungläubigen teilzunehmen. Gibt es keinen Krieg, so verlangt die Frömmigkeit von jedem, daß er wenigstens eine bestimmte Zeit auf einem Militärgrenzposten verbringt, wo er neben militärischen Übungen seine religiösen Pflichten zu erfüllen hat. Die Militärposten, an denen sich solche Volontäre sammelten, hießen *ribît,* neben denen ein Synonym *râbit'a* bestand. (Codera, *Decadencia y desaparicion de los almoravides en España* 1899 S. 35.) Diesem Gesetz zufolge *dans les premiers siècles de l'islamisme une ligne de ribats couvrait les frontières de l'empire depuis l'Océan Atlantique jusqu'à l'Indus.* (El Bekkri *Description de l'Afrique.* Traduction de Slane 1913 [2] Page 27 Anmerkg. Von dem Dienst im *ribât* siehe auch: *Les prolegomènes d'Ibn. Khaldoun* trad. de Slane II, 201) *Ribât* in Bedeutung von Militärposten war auch in Palästina zur Zeit der Kreuzzüge zur Genüge bekannt. Vgl. Mednikow: *Palästina* Anmerkg. Bd. II, 813 f. In die *Ribate* ging man selbst oder schickte seinen Sohn, um sich dort Gottes Gunst zu erwerben. Infolge dieses religiösen Anstriches der Ribate bekamen sie bald die Bedeutung von Kloster (*Revue de l'historire des religions* Bd. 41, 22 f. Doutté: *Note sur l'Islam Maghribi.*) Die Entwicklung der Bedeutung *ribât* = Kloster erfolgte jedenfalls in ältester Zeit. (S. Massignon, *Essais sur les origines du lexique technique de la mystique musulmane* S. 135 weist darauf hin, daß die erste Organisation der mohammedanischen Mystiker in Ribaten = *couvent avec enceinte défensive* um 150 nach H. erfolgt ist). Wie dem auch sei, die Pilger und Kreuzfahrer mußten in Syrien auf die *al-râbita* = bewaffnete

Militärposten mit Garnisonen aus religiösen mohammedanischen Fanatikern stoßen. Das arabische Wort „*al-râbita*“ kreuzte sich mit dem lateinischen „*arabs*“, und kann auf diese Weise „*arabitae*“ zur Bezeichnung eines mohammedanischen Stammes bzw. der Araber im allgemeinen entstanden sein. Solch eine Wortbildung war jedenfalls nur in Syrien möglich, worauf auch die lateinischen Chroniken hinweisen. Was den spanischen Einfluß anbetrifft, so ist er weniger möglich. Hier haben wir ein anderes Wort desselben Stammes, und zwar „*al-moravides*“ (*al-morabit* = die Bewohner eines *ribât*). Aus diesem Wort entstand das *Moabitae* der lateinischen Chroniken (*R. h. oc.* IV, 94, M. G. Bd. 23, 2, 21, 209, Du Cange unter *moabita,* Dozy: *Recherches* II [3], S. 390), und zwar durch Weglassung des *r* und Angleichung an das biblische „*Moabitis*“. Die spanische Form des Wortes kennt Ordericus Vitalis (Ed. Prévost V, 6, 16, 17 *amoravii*) und *R. h. oc.* III, wo *amoravissus, amoravissi* mehrmals gebraucht wird. Übrigens konnte auch die aus Spanien kommende Form nicht vor dem 1. Kreuzzuge bekannt sein, weil die Almoraviden erst seit dem Jahre 1090 festen Fuß in Spanien gefaßt hatten. Zusammen mit den Almoraviden kamen auch die Berberen nach Spanien (*Encyklopädie des Islam* I, 727 f.) und wenn die Chanson de Roland und unser Wilhelmslied das Wort „*barbarin*“ zur Bezeichnung der Feinde der Christen gebrauchen, so ist es ein Beweis dafür, daß diese Werke nicht vor dem Beginn des 12. Jahrhunderts verfaßt worden sind. Es ist übrigens interessant, daß zu derselben Zeit in Frankreich „*barbarins*“ nicht nur als Feinde allein aufgetreten sind. Ordericus Vitalis (Prévost IV, 197) erzählt unter dem Jahre 1101, daß der Sohn des französischen Königs Philipps I. von einem arabischen Arzt, *quidam hirsutus de Barbarie* geheilt wurde, *indigenis medicis invidentibus.*

3. haben wir übrigens noch ein Argument zugunsten der Datierung des Wilhelmsliedes nach dem 1. Kreuzzuge, und genügt dieses Argument allein schon, um unsere These zu beweisen. Unser Dichter läßt Wilhelm gegen einen *paien d'ultre mer* kämpfen. (V. 1913 und 1920.) *Ultre mer* bezog sich bekanntlich nur auf den Osten, und zwar Syrien und Palästina.

Die Idee des Kampfes gegen *paien d'ultre mer* wurde aber erst durch den 1. Kreuzzug geschaffen, und konnte sie daher unser Dichter vor diesem Zeitpunkt nicht anwenden.

Um die Abfassungszeit des Wilhelmsliedes näher bestimmen zu können, müssen wir zuerst auf die Beziehungen des ersten Teiles zu dem zweiten, sowie zu der Chanson de Roland eingehen. An der Zweiteilung des Wilhelmsliedes, die Suchier vorschlägt, ist trotz der Bedenken Wilmottes (Romania Bd. 44, 84 f.) nicht zu rütteln. Zu den Argumenten Suchiers kann ich noch weitere, und zwar entscheidende, anführen. Die Auffassung der Hand-

lung in dem ersten Teil unterscheidet sich von der des 2. Teiles grundsätzlich. In dem ersten Teil finden wir die Sarazenen an der Meeresküste. Sie bedrohen das Innere des Landes durchaus nicht, sondern warten vielmehr mit Ungeduld auf günstiges Wetter, um nach Hause zurückkehren zu können. (V. 1096, 1686, V. 1880 spricht Gui sogar die Befürchtung aus, daß die Sarazenen vorzeitig entkommen könnten.) Girard und Wilhelm kehren von dem Schlachtfelde zurück und werden von niemandem verfolgt. Die Residenz Wilhelms liegt sehr weit von dem Schlachtfelde entfernt und erfährt er von dem Einfall der Sarazenen erst durch den Boten Girard. Wie verhält sich nun der Verfasser des 2. Teiles zu diesen Ereignissen? Die Sarazenen haben hier das ganze Land besetzt. Sie verwüsten sämtliche Gebiete Frankreichs und verheeren und vernichten dabei alles. Sie bedrohen die Residenz Wilhelms. Guiburc schließt sich in dem Schlosse ein, weil die ganze Umgebung vom Feinde besetzt ist. Wilhelm wird von den Feinden von Larchamp bis zu seinem Schlosse verfolgt, nur die Mauern von Orange können ihn vor dem Verderben retten. Können alle diese Verschiedenheiten durch Vergeßlichkeit des Verfassers erklärt werden? Nein, sie sind auf zwei vollständig verschiedenartige Auffassungen zurückzuführen, die ein und derselbe Verfasser unmöglich gleichzeitig haben kann. Im 2. Teil kehrt Wilhelm aus dem Kampfe zurück und teilt Guiburc mit: *ai perdu Vivien alosé.* Es ist zwar ein kurzer Satz, er sagt uns aber viel. Nach dem 1. Teil des Liedes geht Vivien, ohne daß Wilhelm davon unterrichtet ist, in den Kampf. Er kämpft und fällt, und erst nachträglich erhält Wilhelm Nachricht über die Geschehnisse durch den Boten Girard. Wenn in dem 2. Teil Wilhelm nun erklärt, er habe Vivien im Kampfe verloren, so ist das ein Beweis dafür, daß der Dichter des 2. Teiles sich die Handlung anders vorgestellt hat, und zwar, daß Vivien nicht allein, sondern gleichzeitig und mit Wilhelm zusammen gekämpft hat. In der Tat finden wir diese Darstellung in den späteren Bearbeitungen des Stoffes. In dem 2. Teil sagt Wilhelm zu Guiburc, V. 2250: *Mun niefs Bertram i est enprisoné ... e Guielin e Guischard l'alosé.* Gemäß dem ersten Teil des Liedes hat aber Wilhelm Guiburc die Leiche Guischards mitgebracht. Auch werden in dem 1. Teil die Gefangenen mit keinem Wort erwähnt. Es werden dort 3 Schlachten beschrieben und dreimal wird berichtet, wie das ganze Heer umkommt bis auf Girard in der ersten Schlacht, Wilhelm in der zweiten und Wilhelm und Gui in der dritten. Es sind keine einfachen Beschreibungen, sondern stereotypische Darstellungen davon, wie große Heere im Verlauf der langen Schlacht vollständig niedergemetzelt werden. Solche epischen Darstellungen kennen keine Gefangenen, weil der Sinn dieser Schilderungen darin besteht, alle Helden in der Schlacht umkommen zu lassen. Erzählt uns

nun der Dichter des 2. Teiles von Gefangenen, so beweist das, daß er sich die Handlung ganz anders vorgestellt hat, wie es in dem 1. Teil der Fall ist.

Ich habe oben darauf hingewiesen, daß der 1. Teil des Liedes zahlreiche und bedeutende Verstöße gegen die Forderungen des epischen Stiles aufweist. Diese Verstöße fehlen in dem 2. Teil vollständig. In letzterem haben wir weder überflüssige Wiederholungen, noch Unterbrechungen des Erzählungsganges durch unnötige Einschaltungen, noch eine Zerrüttung der Handlung. Hier wird die Erzählung strengstens laut dem gut durchdachten Plan mit maximaler Beachtung der Zweckmäßigkeit und Zusammengehörigkeit der einzelnen Begebenheiten geführt. Hätte der Dichter des 2. Teiles den ersten Teil erzählt, so wäre ein bedeutend besseres Werk entstanden, als wir es haben.

Der 2. Teil ist nicht nur von einem andern Dichter verfaßt worden, sondern ist auch jünger, und beweisen das folgende Argumente. Vor allem ist es sicher, daß der Dichter des 2. Teiles verschiedene Momente dem ersten Teil entlehnt hat. Wir haben oben über die Idee der Tüchtigkeitsprobe, die in dem 1. Teil für Wilhelm durch Guiburc angestellt wurde, gesprochen. Diese Idee der Tüchtigkeitsprobe hat auch der Dichter des 2. Teiles verwandt, nur mit dem Unterschiede, daß er dieselbe mit unvergleichlich größerer Kunst entwickelt. Bei ihm braucht Wilhelm sich keine Vorwürfe zu machen, die kluge Guiburc befreit ihn von der Notwendigkeit der Selbsterniedrigung. Sie läßt ihn einfach nicht in das Schloß und verlangt, daß er vor dem Tor an Ort und Stelle seine Tüchtigkeit beweist. Der Dichter stellt — deus ex machina — ein großes sarazenisches Heer auf, Wilhelm zerstreut es und beweist dadurch, daß er, trotz seiner Flucht aus der Schlacht, immerhin ein Held ist und volle Wertschätzung verdient.

Die 2. Entlehnung bezieht sich auf die Hungerszene Renewards. In dem 1. Teil schildert uns der Dichter einen verwöhnten, gefräßigen Jungen. Der Dichter des 2. Teiles hat diese Szene im Gedächtnis und verwendet sie, indem er nach eintägigem Kampf Reneward Hunger verspüren läßt (V. 2197 f.). Reneward sucht jedoch weder Brot noch Wein auf; denn Hunger ist für ihn eine Geringfügigkeit, die ihn als Helden nicht vom Kampf abhalten kann. Doch werden auch für diese Geringfügigkeit die Feinde teuer bezahlen. V. 3007: *Co comparunt sarazin e escler,* weil er eben ein Held ist, mit dem zu spaßen es gefährlich ist. So schafft ein wirklich begabter Dichter aus einer Masse nichtssagender Ideen wahrhafte Schätze der Poesie. Der dritte Fall der Entlehnung bezieht sich auf den Moment, wo Reneward die von Larchamp fliehenden Franzosen trifft, einen Teil von ihnen niederschlägt und die andern zur Rückkehr zwingt. Diese Schilderung lehnt sich an die des Gefechtes an,

welche Girard mit dem von dem Schlachtfeld geflohenen Estourmi zu bestehen hat. Sehr wichtiges Beweismaterial für die Scheidung des ersten Teiles von dem zweiten und zur Bestimmung der chronologischen Grenze zwischen beiden liefern uns die geographischen und ethnographischen Namen. Der 1. Teil kennt unter den Feinden der kämpfenden Franzosen nur Sarazenen und *arabits* und ihren Führer Deramé, keinen andern Eigennamen. Drei Schlachten beschreibt uns der Dichter, ohne einen einzigen Eigennamen zu nennen. Einmal nur führt er den generischen Namen *barbarin*, vermeintlich eine Entlehnung aus der Chanson de Roland, auf. Ganz anders ist es in dem 2. Teil. Dieser zeigt eine solche Fülle von Eigennamen, als ob uns der Dichter durch die Leichtigkeit, mit der er Namen erfindet und anwendet, in Erstaunen setzen wollte. In dem 1. Teil stammen die Sarazenen aus Cordova und Saragossa, also nur aus Spanien. In dem 2. Teil haben wir fast überall *sarazin e escler* zusammen, also nicht nur Sarazenen, sondern auch Slaven und nicht nur Slaven allein. In V. 2440 f. klagt Wilhelm, daß seine Residenz von den Petschenegen, Türken und Almoraviden bedroht werde. V. 2582 wird Orange von den Feinden aus Palermo und Tabarie belagert. Unter den Feinden Wilhelms finden wir den König der Avaren und die Heiden aus Nikomidien, daneben eine Menge von sarazenischen Eigennamen, zum Teil echten arabischen Ursprungs, zum Teil erdichtet. Betrachten wir alle diese Eigennamen näher, so bemerken wir, daß sie fast sämtlich der Kreuzzugsliteratur entnommen sind. Die Feinde Wilhelms — *sarrasin e escler, pincenar e turc* — sind Völker, die alle nebeneinander in der Kreuzzugsliteratur auf Schritt und Tritt zu finden sind. Slaven, Petschenegen und Türken waren im 11. und 12. Jahrhundert nicht Feinde des Abendlandes, sondern lediglich Feinde Byzanz', und konnten die Bewohner des Abendlandes sie deshalb nur kennen lernen, wenn sie nach dem Osten gingen. Der byzantinische Kaiser Alexius schreibt vor dem 1. Kreuzzug, daß das griechische Kaisertum *fortiter a pincinnatis et turcis quotidie depredatur* (*R. h. gr.* II, 53, ähnlich *R. h. oc.* I, 104: *Bulgaros cummanos et pincennates qui fines imperii sine intermissione circuibant*). Das ist der byzantinische Standpunkt. Die Kreuzfahrer hatten aber selbst Gelegenheit, mit den Petschenegen und Slaven in dem 1. Kreuzzug auf der Balkanhalbinsel zusammenzustoßen. (Vgl. *R. h. oc.* III, 19 f., 123 f., 743 usw.) Die Kreuzzugsliteratur zählt die Petschenegen einfach zu den Mohammedanern (vgl. auch Boissonnade *Du nouveau* Page 177 f.). V. 2210. Wilhelm wird von den Heiden aus Palerne und Nikodeme verfolgt. *Nikodeme* ist Nikomedia urbs, eine Stadt in Kleinasien nicht weit von Konstantinopel. Sie war die 1. Etappe der Kreuzfahrer auf ihrem Wege nach Antiochien. (*R. h. oc.* I, 105, 111, 738, III, 11 f.) Was Palermo anbetrifft,

so war diese Stadt schon längst im Besitz der Normannen. Wenn die Chansons de geste von den Heiden aus Palermo zu berichten wissen, so ist das die Folge der früheren dauernden Raubzüge, die die Sarazenen aus Sizilien vor dessen Eroberung durch die Normannen nach Italien und Südfrankreich unternahmen. V. 2582 Orange wird belagert von *cil de Palerne et de Tabarie.*

Tabarie ist mit „Tiberias" in Palästina gleichbedeutend, was aus der Kreuzzugsliteratur klar hervorgeht. In allen französischen Übersetzungen der lateinischen Kreuzzugsberichte wird Tiberias durch *Tabarie* wiedergegeben. (Vgl. *R. h. oc.* I 388, 414). Die Stadt gehörte zu der Grafschaft Tripoli und war Gegenstand ständigen Streites zwischen den Franzosen und Sarazenen. (*R. h. oc.* II, 25 f. V. 642, 647 f. usw. Ordericus Vitalis bei Prévost IV, 248.) In Vers 2299 wird *Corberan d'Oliferne* erwähnt. Das ist der Held Corbagath aus dem ersten Kreuzzuge, der besonders durch die Kämpfe um Antiochien bekannt geworden ist. Seinen Namen führen die Chroniken bereits in der Form, wie wir sie später in den Chansons de geste finden und zwar *Corbanas, Corbaran* usw. (*R. h. oc.* I, 326, III, 59 und viele andere Stellen.) Was *Oliferne* anbetrifft, so bezieht sich der Name auf die ägyptische Stadt *al-Farema* lat. *Phramia,* die in der Kreuzzugsliteratur häufig erwähnt wird. Die Stadt wurde im Jahre 1118 von Balduin erobert, fiel später von neuem in die Hände der Sarazenen und wurde im Jahre 1169 von den Christen zurückerobert. (Röhricht: *Geschichte des Königreichs* Jerusalem 119, 345 und andere.) Boissonade will das Wort *Alferne* der Chanson de Roland aus dem Namen des sarazenischen Stammes *Beni-Ifren* erklären. Diese Erklärung ist jedoch unrichtig, weil der in Frage stehende nordafrikanische Stamm um die Mitte des 11. Jahrhunderts vernichtet wurde und aus der Geschichte verschwand. In Vers 2170 wird berichtet, daß Wilhelm *hermin* = armenisch sprechen konnte. Für die Handlung ist diese Sprachkenntnis vollständig unnötig. Wenn der Dichter sie trotzdem hervorhebt, so geschieht es deshalb, weil *hermenii-armeni* usw. in der Kreuzzugsliteratur so häufig erwähnt werden. Der Erzieher Renewards heißt *Apolicant* (V. 3512). Was bedeutet dieser Name? Das Wort stammt auch aus der Literatur über den ersten Kreuzzug. *Publicani* werden in der Kreuzzugsliteratur sehr häufig neben andern sarazenischen Stämmen u. a. *Angulani* und *Azimitae* erwähnt (*R. h. oc.* III, 26, 33, 123 usw. IV, 54 f., V, *o publicani gentilis natio*). Sie kennt auch Ordericus Vitalis (Prévost III, 535 f.). Wie Prévost in der Anmerkung zu Ordericus Vitalis hervorhebt, war das eine manichäische Sekte, die in Armenien einen kleinen Staat unter dem Protektorat der Kalifen bildete. Die Griechen verfolgten diese Sekte unbarmherzig, und wenn die frühe Kreuzzugsliteratur die Pauliciani in die Sarazenen einreiht, so zeigt das, daß sich die

Berichterstatter des Abendlandes den byzantinischen der Sekte feindlichen Standpunkt zu eigen gemacht hatten.[5]) *Li paien de Surie* (V. 2584 wie auch *Persant* V. 2341) stammen auch aus der Kreuzzugsliteratur. Der Dichter des 2. Teiles zählt zu den sarazenischen Ländern auch *Durant-Durazzo.* Die Stadt gehörte in Wirklichkeit den Griechen, jedoch bereiteten hier die Griechen und ihre petschenegischen und slavischen Söldner den Kreuzfahrern viel Unannehmlichkeiten (vgl. *R. h. oc.* V. 361 f., III, 14, 19 f. usw.). Die Stadt wurde kurz vor dem ersten Kreuzzug von den Normannen und im Jahre 1108 von Boemund belagert. *Reis d'Aver* (V. 2060) ist sicher der Chanson de Roland entlehnt, die ihn ihrerseits aus der gelehrten Tradition, vielleicht aus dem Waltharius-Liede übernommen hat.

Unser Dichter zeigt die geographische Expansion auch in anderer Beziehung. Unter den Feinden Wilhelms führt er nicht nur die spanischen Amoravins auf, sondern auch *Soldan d'Alfrike.*

Was die sarazenischen Eigennamen anbetrifft, so nahm der Dichter seine eigene Phantasie zu Hilfe, um die Zahl derselben zu vergrößern. Neben den Namen, die arabischen Ursprungs sind, wie *Alfame, Bassumet* und *Defame* (die beiden letzteren gehen sicher auf „*Mohammed*" zurück. Vgl. *Bafomet, Bafumaria* und ähnliches in der Kreuzzugsliteratur), *Feragu, Fore, Mathanar, Malagant, Tabur* (vgl. Zeitschrift für Romanische Philologie Bd. 42, 180 f.) gibt es eine Menge anderer, die wir der Phantasie des Dichters verdanken, z. B. *Aelran, Aelred* (letzterer ist christlichen Ursprungs; vgl. „*Adelredus*", Ordericus Vitalis, Prévost II, 176) *Andafle, Desturbed, Eaduel, Overter, Sacealme, Wanibled, Gloriant* und andere. Der Name „*Mabun*" V. 2362 ist sicher „*Mahun*"-Mohammed zu lesen. Der biblische *Golias* gerät auch unter die Sarazenen. *Alderufe* ist der Chanson de Roland entlehnt. Was die Namen der heidnischen Götzen anbetrifft, so zählt sie der Dichter auch ganz gern auf, wenn auch nicht allzu originell. *Astarot* (biblisch *Astaroth*), *Bagot* (bibl. *Magog*), *Belzebu, Makabeu* entstammen alle der christlichen Tradition. *Apolin* und *Tervagant* sind aus der Chanson de Roland übernommen. *Finement* (*finis mundi* vgl. Langlois, *Noms propres*) und *Tartarun* hat er selbst geschaffen.

Wenn wir diese Fülle der Eigennamen in dem 2. Teil und die große Armut daran in dem 1. Teil berücksichtigen, wenn wir weiter in Betracht ziehen, daß der Dichter des 1. Teiles nur mit den alten traditionellen Feinden Frankreichs, und zwar den

---

[5]) Später wird das Wort zur Bezeichnung der Waldenser gebraucht, vgl. P. Cardenal, *un decret — publican.* Die Literatur über die Paulikianer ist bei J. Ivanov, Bogomilski knigi (Bücher der Bogumilen), Sofia 1925, S. 10 u. 14 ff., angegeben. Im Prov. bedeutet *publican* auch „*publicanus*".



Sarazenen Spaniens zu tun hat, während der Dichter des 2. Teiles dieselben durch die Feinde der Christen, wie sie erst in dem 1. Kreuzzug bekannt wurden, ersetzt, müssen wir unbedingt zu der Folgerung kommen, daß der 2. Teil bedeutend jünger ist als der erste. Dazu kommt, daß die Vorliebe für die Aufzählung der sarazenischen Namen, wie sie der 2. Teil bringt, sich im Abendlande erst später, und zwar unter dem Einfluß der Kreuzzugsliteratur entwickelt hat. Diese Entwicklung forderte natürlich bestimmte Zeit, da die lateinische Kreuzzugsliteratur erst recht weite Verbreitung gefunden haben mußte, ehe die Neigung zur Aufzählung fremder Namen in den Epen aufkommen konnte, und daher kann ich die Eigentümlichkeit des 2. Teiles in dieser Beziehung nicht der Zeit vor 1130 zuschreiben. Der erste Teil, dem die Vorliebe für fremde Namen noch vollkommen fremd ist, muß demgegenüber wenigstens 10—15 Jahre früher verfaßt worden sein. Für die Bestimmung der Abfassungszeit des ersten Teiles sind auch die Beziehungen desselben zu der Chanson de Roland nicht ohne Bedeutung. Wie Wilmotte in Romania Bd. 44, 55 f. beweist, finden sich in dem 1. Teil einige Entlehnungen aus der Chanson de Roland. Sie sind zwar nicht so zahlreich, wie Wilmotte behauptet, weil der größte Teil der Ähnlichkeiten zu den epischen Gemeinstellen gehört und daher belanglos ist (Appel: Zeitschrift für Romanische Philologie Bd. 42, 457); aber es bleiben doch einige Einzelheiten, die unanfechtbar sind, vor allem sind es die Eigennamen. Wie wir wissen, bringt unser Dichter nur sehr wenige heidnische Eigennamen. Außer den *sarrazin* erwähnt er eigentlich nur noch *Turleu*, *barbarin*, *Alderufe*, *Hungre* und *Borel*. *Borel* hat er der Tradition entnommen, wie das „Haager Fragment" bezeugt. Alle andern Namen finden wir auch in der Chanson de Roland, und was sehr wichtig ist, die Namen *Turleu* und *Adalroth* (= Alderufe) kommen nur in unsern beiden Dichtungen und sonst nirgends vor. Es sind ganz merkwürdige Eigennamen, und es ist demnach unmöglich, daß jeder der beiden Dichter diese Namen vollkommen unabhängig voneinander erfunden haben kann. Nur einer von beiden darf als der Erfinder gelten. Berücksichtigen wir nun einerseits den Reichtum an erfundenen Namen in der Chanson de Roland, andererseits die große Armut daran in dem Wilhelmsliede, so können wir die Erfindung oben erwähnter Namen nur dem Rolanddichter zuschreiben. Außerdem gibt es zum mindesten noch eine Stelle, die die Abhängigkeit des Wilhelmsliede von der Chanson de Roland absolut klar zeigt: es ist die *barbarin*-Episode. (V. 793 f.) Vivien erschlägt den Barbarin und fügt hinzu: „*ne turneras al regne dunt venis, net vanteras des or mais a nul dis que mort aiez le barun Loowis.*" Diese Worte stehen mit dem vorhergehenden Text in keinem Zusammenhang. Letz-

terer berichtet uns nämlich garnichts darüber, daß der Barbarin nach Hause zurückkehren und dort sich seines Sieges über Vivien rühmen möchte. Sie sind nicht die Antwort auf das Vorangehende im Wilhelmslied, sondern auf die Stelle in der Chanson de Roland, wo sich der Sarazene zu dem sterbenden Roland schleicht, seine Waffe ergreift und bemerkt: V. 2281 f. *Vencuz est li nies Charle Icest espede porterai en Arabie.* In dem Moment, wo unser Dichter die Barbarin-Episode erzählt, war in ihm die Erinnerung an diese Verse noch frisch, und daher läßt er Vivien darauf antworten: „Du wirst nicht nach Hause zurückkehren, du wirst dich nicht des Sieges über den Helden rühmen." Übrigens wird in dem Wilhelmslied V. 1270 der Name Roland selbst erwähnt. Aus dieser Tatsache können wir schließen, daß der 1. Teil des Wilhelmsliedes nach der Chanson de Roland gedichtet wurde. Die Abhängigkeit des Wilhelmsliedes von der Chanson de Roland darf übrigens nicht überschätzt werden. Außer der Barbarin-Episode sehe ich keine andern überzeugenden stofflichen Entlehnungen. Was aber noch wichtiger ist, unser Dichter hält sich inbezug auf die Darstellungskunst und auf den Charakter der Erzählung von dem Rolandsdichter unabhängig. Diese Darstellungskunst ist in dem Wilhelmsliede unbedingt altertümlicher und archaischer (Voretzsch, Verhandl. des 53. Phil. Tag. S. 10). Unser Dichter steht noch da auf dem Boden der volkstümlichen Kunst, wo der Rolanddichter bereits wie ein erprobter gelehrter Dichter verfährt. Der 1. Teil des Wilhelmsliedes trägt noch zu deutlich den Charakter des älteren volkstümlichen Epos, und, ist er auch nach der Chanson de Roland verfaßt worden, so kann er doch unmöglich viel jünger sein. Die zeitliche Differenz zwischen der Chanson de Roland und dem 1. Teil des Wilhelmsliedes kann auf alle Fälle nur ganz minimal sein. Dieses beweist auch u. a. die Tatsache, daß seine Abhängigkeit von der Kreuzzugs-Ideologie und der lateinischen Kreuzzugsliteratur unvergleichlich kleiner ist als die der Chanson de Roland.

Boissonade setzt die Chanson de Roland unter die Jahre 1120-1124. Diese Datierung ist für den 1. Teil des Wilhelmsliedes zu spät. Sie ist übrigens auch für die Chanson de Roland nicht obligatorisch. Boissonade stützt sich auf die Identifikation der geographischen Namen, die erst nach 1120 in einem französischen Epos gebraucht werden konnten. Diese Identifikationen sind jedoch meistenteils unrichtig. So bedeutet der Name „*Cordres*" überall in den Chansons de geste nur „*Cordova*". Dieselbe Bedeutung hat er auch in der Chanson de Roland. Das spanische „*Cortes*" konnte im frz. nur „*Corts*" und nicht „*Cordres*" ergeben. „*Turteluse*" der Chanson de Roland stammt nicht von „*Tortoles*", das nur „*Tordres*" ergeben konnte, sondern von „*Tortosa*" ab, und zwar mit der Vermittlung der

Form „*Tortuosa*“, die wir ziemlich häufig in den lateinischen Chroniken antreffen. (M. G. Bd. 23, 13. Bd. 18, 21, 38, 39. Bd. 17, 762. Ein *Tortosa* = Tortuosa, Turtuosa gab es auch in Syrien, vgl. *R. h. oc.* III, 66, III, 79.) „*Sibilie*“ ist Sevilla und gibt ziemlich genau die lateinische mittelalterliche Form „*Sibilia*“ wieder. (M. G. Bd. 17, 191, Bd. 18. Siehe Register.) „*Durestan*“ kann auch unmöglich auf *Daroca* zurückgehen usw. Wenn wir von diesen und ähnlichen Identifikationen absehen, wenn wir weiter in Erwägung ziehen, daß es Boissonade in keinem Fall gelungen ist, zu beweisen, daß zwischen der Handlung der Chanson de Roland und den geschichtlichen Ereignissen der zweiten 10 Jahre des 12. Jahrhunderts in Spanien direkte oder indirekte Beziehungen bestehen, so haben wir keinen Grund mehr, die Entstehung der Chanson de Roland der Zeit nach dem Jahre 1120 zuzuschreiben. Demgegenüber halte ich es für sehr wohl möglich, daß die Chanson de Roland schon in der Zeit zwischen 1110 und 1120 entstanden ist. Dieser Zeitspanne wäre dann auch der 1. Teil unseres Wilhelmsliedes zuzuschreiben, womit auch die Angabe des Wilhelmsliedes, daß die Feinde Wilhelms aus der Sarraguce terre stammen, übereinstimmen würde; wie bekannt, fiel ja Sarragossa im Jahre 1118 in die Hände der Christen.

Nachdem ich die Beziehungen des 2. Teiles zum ersten, sowie deren Entstehungszeit bestimmt habe, will ich zum Schluß meine Meinung über die vorgeschichtlichen Grundlagen des Wilhelmsliedes noch kurz zusammenfassen. Wie oben erwähnt, halte ich für sicher, daß dem Stoff des Wilhelmsliedes eine epische liedmäßige Erzählung von dem Einfall Deramés in Frankreich im Jahre 732 zugrunde liegt. Die epische Tradition erzählte einerseits von der Niederlage Eudos in Aquitanien, andererseits von der späteren Schlacht bei Poitiers-Tours, welch letztere mit der Vernichtung der Sarazenen und der Tötung Deramés endete. Das Interesse für die Erzählung teilte sich von Anfang an zwischen diesen 2 Schlachten und rief damit eine Zweiteilung der epischen Tradition hervor, d. h. ein Teil der Lieder erzählte ausführlicher die Niederlage und der andere den nachträglichen Sieg. Diese Zweiteilung der epischen Tradition bedingte dann auch die Zweiteilung unseres Wilhelmliedes, wobei sich der 1. Teil an die von der Niederlage erzählenden Lieder und der zweite an die von dem Siege berichtenden Erzählungen anschloß. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit dieser beiden Teile der Tradition ging jedoch niemals verloren und spiegelt sich noch deutlich genug in unserem Wilhelmsliede wider. Der Dichter des 1. Teiles ging zwischen 1110 und 1120 ans Werk; er erweiterte die kurze traditionelle Erzählung durch Einführung mehrerer nebensächlicher Episoden, sowie durch den zweimaligen Zug Wilhelms nach Larchamp. Der Dichter des

2. Teiles kannte das Werk des ersten, er vervollständigte es um 1130 dadurch, daß er den 2. Teil der epischen Tradition reichlicher ausnützte und ihn mit dem märchenhaften Aschenputtel-Motiv erweiterte.

Wenn ich mir die Sache in dieser Art vorstelle, so will ich damit noch nicht behaupten, daß meine Theorie alle Schwierigkeiten und Unklarheiten aus dem Wege schafft. Es bleibt eine ganze Reihe von Fragen, die weitere Nachforschung erfordern. Die Verbindung der Handlung mit Wilhelm und Ludwig wäre noch zu erklären. Ihr Erscheinen in dem Liede beweist 1., daß am Anfang des 12. Jahrhunderts die epische Tradition über die Kämpfe Wilhelms gegen die Sarazenen bereits bestanden hat (Voretzsch *Einführung* 1925, S. 90), und 2., daß dieser Tradition die Verbindung zwischen Wilhelm und Ludwig bereits bekannt war, mit anderen Worten, daß das „*Couronnement Louis*" mit dem italienischen Zuge Ludwigs und Wilhelms schon damals hat existieren müssen. Bedeutend schwieriger ist die Sache mit Larchamp. In Frankreich gibt es mehrere Ortschaften mit diesem Namen. Sie gehen nicht auf „*arsus campus*" oder „*largus campus*", wie Suchier vermutet, sondern auf *Liricantus* zurück. (Musset in „*Revue des Etudes anciennes*". Bd. 25, 379 und C. Jullian, „*La vie urbaine*" IV, 1922 Nr. 4.) Jedoch bleibt die Art und Weise, in welcher dieser Name mit der Schlacht der Franzosen gegen die Sarazenen in Zusammenhang gebracht worden ist, vollständig unklar.[6]) Auch ist das Erscheinen Estourmis von Bourges, sowie Viviens selbst unerklärlich und bedarf weiterer Nachforschungen. Es ist sehr wohl möglich, daß auch hier weitere geschichtliche Vorgänge mitgespielt haben.

Nachträgliche Bemerkung.

Ein wichtiges chronologisches Unterscheidungsmoment stellt die bereits längst bemerkte Verschiedenheit beider Teile in bezug auf die Behandlung der Person Wilhelms dar. Barcelona und Cerritania (Certaine terre) waren im Laufe dreier Jahrhunderte bis einschließlich erstes Dezennium des 12. Jahrhunderts Grenzgebiete und Bollwerk gegen die Sarazenen Spaniens. Dieser Umstand ist der letzte Grund, warum Wilhelm des ersten Teils zum Grafen von Barcelona und Cerritania zum Kampfplatz gegen die Sarazenen gemacht worden sind. Der Dichter dieses Teils bzw.

[6]) Das Übertragen der Hauptbandlung vom Inneren des Landes auf die Meeresküste ist wohl dadurch zu erklären, daß die Sarazenen seit dem 9. Jahrhundert nur noch als Seefeinde bekannt waren. Vgl. A. de Chabannes (l. III, cap. 52) a. 1020: *quo tempore cordubenses Mauri per mare gallicum subito cum multa classi Narbonae per noctem appulerunt et summo diluculo cum armis in circuitu civitatis sesse effuderunt* usw. Räuberische Seeüberfälle der Sarazenen in der Provence waren bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts häufig.



seine Quelle versetzten Wilhelm, den Bezwinger der Sarazenen, der bis dahin sicher nicht durch ein bestimmtes Besitztum namentlich bezeichnet war (wie es immer mit den volkstümlichen epischen Helden der Fall ist, die meist auftreten, ohne daß ihr Wirkungskreis räumlich durch an sie angeheftete Besitztümer beschränkt wird) nach Barcelona, weil das den Verhältnissen der Zeit und der französischen Vorstellung von dem sarazenischen Feind an der Wende zum 12. Jh. am meisten entsprach.

Der erste Teil des Wilhelmsliedes kennt außerdem noch gar nichts vom Wilhelm von Orange. Der Kampf um Orange wird hier zwar erwähnt, das konnte jedoch unmöglich unsere *Prise d'Orange* sein (sonst würde der Verfasser nicht umhin können, auf die Gewinnung der Frau Wilhelms, Guiburc, anzuspielen). Wilhelm und Guiburc, von deren sarazenischer Abstammung der Dichter noch keine Ahnung hat, sind hier älteren Datums. Sie beweisen aber auch gleichzeitig, daß der Inhalt der *Prise d'Orange* nicht der älteren epischen Tradition angehört. Anders verhält es sich mit dem zweiten Teil. Im Laufe des zweiten Dezenniums des 12. Jh. geschahen Ereignisse, die die strategische Bedeutung Barcelonas auf der spanisch-sarazenischen Front voll-vollständig in den Hintergrund gedrängt hatten. Auf der anderen Seite führte die Entwicklung des afrz. kunstmäßigen Epos zur Abfassung neuer Epen, die den alten Helden ganz neuen Charakter verschafften. Für die Eigentümlichkeit von Wilhelm war besonders die Entstehung des *Charroi de Nîmes* und der *Prise d'Orange* von Bedeutung. Das erstere Lied wurde im Anschluß an den vom *Couronnement* gegebenen Stoff und unter Zugrundelegung des alten und verbreiteten orientalischen Motives von der Einnahme der feindlichen Stadt durch die List der Verkleidung gedichtet. Etwas später verfaßte ein Dichter die ganz phantastische *Prise d'Orange,* indem er den Inhalt des Liedes aus folgenden drei Motiven zusammenstellte:

1. dem Motiv von der Liebe nach Hören-Sagen (vgl. die Märchenparallelen bei Zade, J. Rudel),
2. dem aus dem *Charroi* entlehnten Motiv von der Verkleidungslist und
3. dem alten Wandermotiv von der sarazenischen Prinzessin (ein Held wird gefangen genommen. Die in ihn verliebte sarazenische Prinzessin befreit ihn und verschafft ihm die Möglichkeit zur Flucht unter der Bedingung, daß dieser sie nachher heiratet. Näheres über die beiden letzten Motive siehe in meiner Abhandlung „Neues über Huon de Bordeaux", Zs. f. rom. Phil. 1927)

Die *Prise d'Orange,* die bereits um 1130 existiert haben soll, mußte Erfolg haben: sie ordnete in romanhafter Weise Erbschafts- und Familienangelegenheiten des schon früher populären epischen Helden, rundete und vervollständigte in einer für die Phantasie

des mittelalterischen Hörers erwünschten Art die Lücken und die Unklarheiten in der Biographie Wilhelms und drückte dadurch ihren Stempel auf die ganze epische Überlieferung, die sich nach 1130 bildete. Diesen Stempel bemerken wir auch in dem zweiten Teil unseres Wilhelmsliedes: er kennt nur Wilhelm von Orange, und dieser beginnt seine Existenz erst nach dem Erscheinen der *Prise d'Orange;* er kennt Guiburc nur als Tochter des zarazenischen Fürsten — diese Abstammung wird erst durch die *Prise d'Orange* gegeben. Der zweite Teil des Wilhelmsliedes ist also nach dem *Prise d'Orange* (wie auch nach *Charroi de Nîmes* verfaßt worden. Dadurch wird seine Datierung nicht vor dem J. 1130 nochmals bestätigt. Außer der direkten Anlehnung an die *Prise d'Orange* ersehe ich im zweiten Teile auch den Einfluß des *Charroi de Nîmes.* Die Botschaft Wilhelms an Ludwig, die peinlichen Verhandlungen um Hilfe, die Niederträchtigkeit und Feigheit Ludwigs erinnern uns lebhaft an den Anfangsteil des Charroi, so daß wir auch dieses Lied in die Quellen des zweiten Teiles einreihen müssen.

Berlin-Charlottenburg. **DIMITRI SCHELUDKO.**

Die antiken Reminiszenzen in den Chansons de Geste.

Forscht man den antiken Anklängen und Erinnerungen, die sich etwa noch in den Chansons de geste erhalten haben möchten, nach, so wird der Altertumskundige mit der Dürftigkeit des Fundes sehr unzufrieden sein und diesem Empfinden haben die Gelehrten, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, vielfach Ausdruck verliehen. Es wurde die grenzenlose Unbildung, Gedankenarmut, Pedanterie der alten französischen Spielleute gerügt, die sich in Gemeinplätzen und stereotypen Wendungen äußere; aber bei solchen Verurteilungen wird mit einem Maßstab gemessen, der ursprünglich an anderen Werten geeicht ist und bei ungeänderter Übertragung auf die ganz in ihrer Zeit verhafteten Chansons de geste das ihnen Eigentümliche nicht erfassen kann. Mit abschätzigen Werturteilen ist nichts als eine ablehnende Voreingenommenheit gewonnen, die eher den Weg zum tieferen Eindringen versperrt. Man muß hingegen zu ergründen suchen, was eine bestimmte Auffassungsart, die diese Sänger von Personen und Gegenständen der antiken Vergangenheit haben und die sich in merkwürdiger Weise von der anderer Zeiten, ja sogar von der anderer Stände der gleichen Zeit unterscheiden, von ihrem und nicht von fremdem Boden aus als Bestandteil ihres Weltbildes zu bedeuten habe.

Nach dem ersten Blick auf die Erwähnungen antiker Gegenstände läßt sich erkennen, daß das für alle anderen Zeiten charakteristische Kennzeichen im Verhältnis zum Altertum: das Aufrechterhalten der Tradition und das mehr oder minder starke Zugehörigkeitsgefühl zu verschiedenen Epochen und Gestalten des Altertums hier nicht statt hat. Dies überließen die Spielleute den gelehrten Klerikern ihrer Zeit und lasen nur die Bröcklein auf, die von den Tischen der gelehrten Herrn mitunter unter das Volk finden. Gewiß nicht aus eigenem Studium antiker Schriftsteller oder auch nur aus den im Mittelalter so beliebten Realencyklopädien, den Etymologien des Isidorus Hispalensis und den schon an Laien gerichteten späteren Specula des Vincenz von Beauvais und dem Tresor d'or des Brunetto Latini, die dem gelehrten Mittelalter die große Fülle der antiken Realien vermittelten, sondern nur vom Hörensagen können diese Spielleute diesen oder jenen berühmten Namen und Ort aus grauer Vorzeit aufgefangen haben, denn mehr wie Name und Titel von einigen Gestalten des Altertums wissen sie nicht.

I. Die römischen Kaiser und Dichter.

Caesar.

Am zahlreichsten sind von antiken Namen die der römischen Kaiser vertreten, vorzüglich Julius Caesar. Von der ältesten römischen Geschichte spricht nur ein Vers der *Prise de Pampelune*[1]):

P.P. 1189 *Mes plus outre suen gre da host ne departi*
Roi Tarquins quand Porsene pour peor le faili.

Gelegentlich kurze Erwähnungen finden sich: *Girart de Roussillon*[2]): von seinem Tode: *Il emportait assez peu comment ils serait frappé pourvu qu'un escobart le tuât, comme mourut le roi César* und ausführlicher im *Rolandslied*[3]). (Nur in der Handschrift von Oxford [Stengel], nicht in den anderen Texten von Venedig etc.). Dort sagt Karl der Große empört über den Verrat Ganelons, der ihm eben zu Ohren gekommen ist[4]):

R. 1850 *En vielle geste est mis en escriture*
Si ancessour encrismé fellon furent
De fellonie toztens ourent costume
El capitolie de Rome en firent une
Jule César ocirent par ordure
Puis malement par grant peine morurent
En fou ardent tuit angoissos mis furent.

Wie es mit der „vielle geste", die hier als Quelle genannt wird, bestellt ist, entzieht sich unserer Kenntnis, ob es eine solche gegeben hat, oder ob, wie so häufig in den gestes, eine erdichtete Quelle angegeben ist. Jedenfalls entfernt sich dieser Bericht schon vom historischen Sachverhalt in der Art der Angabe des Tatortes[5]) und dem Tode der Mörder[6]). Mit diesen beiden Stellen verlassen wir den historischen Boden und gelangen ins Reich der Fabel. Im *Couronemenz Loois* (1. Hälfte XII. Jh.)

[1]) Die *Prise de Pampelune* (siehe Voretsch *Einf. i. d. Stud. afr. lit.* p. 497) gehört zu den afr. Texten, die in Oberitalien verfaßt worden sind. So wäre erklärlich, daß sich darin ein weniges mehr an römischer Überlieferung findet.

[2]) Ich bediene mich der Abkürzungen von Langlois: *Table des noms propres de toute nature compris dans les Chansons de geste* Paris 1904. Gir 349 (aus dem zweiten Drittel des XII. Jh.).

[3]) Ende des XI. Jh.

[4]) R. 1850 k.

[5]) Der Verfasser des Rolandslieds war ein gebildeter Kleriker, der wußte, daß das Kapitol der Mittelpunkt Roms war, so daß er dorthin die Ermordung Caesars verlegt. Die Stelle bleibt die einzige in den gestes. Die Form *Capitoire* kommt Enfances Ogier 3786. 6425 vor. Auch bei Brun. Latini (1230-1294): Tresor d'or p. 47 ed. Chabaille *et puis fu ocis par traison sus le Capitoile par les Romains.*

[6]) Eine zweite Nennung Caesars, die in einer Variante zu R. 1650 überliefert ist, ist bedeutungslos.

sagt der heidnische König Galafré, der Rom mit Krieg überzieht, in Antwort auf ein Anerbieten des Papstes:

C.L. 463 *Respont li reis: Tu n'ies mie bien sages*
Ci sui venuz en mon dreit eritage
Que estora mes ancestre et mes ares
E Romulus et Julius Cesaires
Qui fist ces murs et cez ponz et ces barres.

Aus dieser Stelle irgendwelche Schlüsse auf die römischen Verhältnisse in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu ziehen, ist sehr gewagt [7]). Von den Kämpfen zwischen Kaisertum und Papsttum klingt hier nichts nach. Die Zeit, in der das Epos spielt, ist drei Jahrhunderte von der des Verfassers entfernt, der Papst tritt als de facto Herrscher von Rom auf, wird von dem sarazenischen König Galafré belagert [8]). Der Papst will sich durch Lösegeld (or de Cartage!) loskaufen, der Feind aber macht Erbansprüche auf Rom unter dem Hinweis, daß die ehemaligen Gründer und Herrn der Stadt Romulus und Julius Caesar seine Vorfahren waren. Zum Verständnis dieser Behauptung müssen wir uns erinnern, daß den alten französischen Jongleurs die Begriffe Heiden und Sarazenen ein und dasselbe waren [9]) und alles Entfernte, wie schon bemerkt, in ihrem Horizonte zusammenrückte. Von einer Anspielung auf die heißumstrittene Frage, ob die Herrschaft über Rom einem weltlichen oder geistlichen Herrscher zukomme, ist hier wohl kaum die Rede. Wenn hier noch ein Schimmer historischer Anlehnung vorhanden ist, so mangelt auch der in den übrigen Erwähnungen. Ein beliebiger vorhandener oder erfundener Turm in England wird mit dem berühmten Eroberer, vielleicht auf Grund einer Lokaltradition in Verbindung gebracht im Doon de Nanteuil [10]).. (1. Hälfte des XIII. Jh.)

Trés desoubs la Tor d'Ordre les covint arriver
Que Julius fit faire par son poeple garder.

Ganz fabelhaft wird von ihm in Li Narbonnais (Anfang XIII. Jh.) berichtet: *Gile Cesaire le prist si l'un vancha* er rächt hier den Mord am Emir Gaudin und wird beim Betreten Apuliens durch das bretonische Heer des Königs Salemon besiegt. Geographische Namen waren in der Dichtung lange Zeit nicht mehr an die ihnen zugehörigen Orte gebunden, ließ doch bekanntlich noch Shakespeare Böhmen zu Schiff erreichen. Die

[7]) Auch in La Chanson d'Aspremont 332, 335 etc. kommt ein Heidenkönigsohn vor, der von Rom Besitz nehmen will.

[8]) Dies ist eine historische Erinnerung an den Sarazeneneinfall nach Italien im Jahre 842, von dem noch zu handeln sein wird.

[9]) Unter dieselbe Vorstellung fällt z. B. auch: *les Yndois,* die auch als Sarazenen betrachtet werden.

[10]) D.N. 129. Eher als für England kommen solche Lokaltraditionen für Frankreich in Betracht, so daß hier, wie wir noch an anderer Stelle sehen werden, heimischen Traditionen fremdländische Örtlichkeiten oder Namen untergeschoben werden.

bedeutsamste Rolle im Fabelreich spielt Caesar in dem Roman *Huon de Bordeaux* (Anfang XIII. Jh.) und noch mehr in dem Vorspiel *Auberon*[11]), das später als Prolog vor den Huon gesetzt wurde, um näher über die Genealogie der wichtigen Gestalt Auberon und ausführlicher zu unterrichten als es im Huon geschehen war. Dort wird Auberon, der gute Helfer, wie fogt eingeführt:

H.B. 1 *Et d'Auberon le petit roi sauvaige*
Que tout son tans conversa en boscage
Chil Auberons que tant ot segnoraige
Sachiés k'il fu fieus Juliien Cesaire
Qui tint Hungrie une terre sauvaige
Et Osteriche et trestout l'iretaige
Constantinoble tint il tot son éaige
VII lieues grans fist faire de muraige
Qui encore durent desc'à le mer salvaige
Jules ot feme une dame moult sage
Morge ot à nom, moult ot cler le visaige . . .
Si n'ot plus d'oirs en trestot son éaige
Huimais orrés cançon de fier barnaige

An vier weiteren Stellen[12]) wird diese Herkunft nochmals in stereotyper Form erwähnt etwa:

Jules Cesar me nori bien soué
Morge li fee qui tant ot de biauté
Che fu ma mere si me puist Dix salver
De ces II fui conçus et engerrés
N'orent plus d'oirs en trestout lor aé

Dies genügte aber den Spielleuten und ihren Hörern noch nicht und so wurde die Fabel der Vaterschaft Julius Caesars beim Zwerg Auberon weiter ausgesponnen. Es wird (Auberon 965) der Vater Caesars eingeführt, der auch schon Kaiser von Rom ist:

I empereur ot a Roume en cel tans
Cesaires ot non moult par estoit poissans

Dieser wirbt um Brunehaut, die Tochter Judas Makabaeus, und verspricht ihr:

1011 *Vous tenres Roumenie en douaire*
Dist Brunehaus: Ne m'est pas necessaire
De plus grans terre avoir ne m'est il gaire

Aber sie lehnt die Morgengabe ab und will lieber im Feenreiche bleiben. Die Heirat wird nun vollzogen:

De la dame ot cele nuit ses delis
Si engenra I fil qui ot grant pris
Jules Cesars ot nom moult fu gentis
Larges courtois couragous et hardis
Et de sa mere fu doucement nourris
Quant ot X ans Brunehaus ce mest uis
Au Makabe sen pere l'a tramis.

[11]) *I complementi della Chanson d'Huon de Bourdeaux* da A. Graf Halle 1878.

[12]) H.B. 104, 108, 136, 309.

Dort lernt er ritterliche Künste:

1045 *En faerie est arriere vertis*

und nun beginnen die ‚gestes' Julius Caesars nicht anders wie die Ritter aus dem Sagenkreise König Artus oder Karls des Großen: *Ensi que Jules Chezaires se combati au grant gaiiant* . . . Alsdann kommt er auf Aufforderung des Vaters von Ungarn nach Rom zu Schiff gefahren und dort werden zur Feier seiner Ankunft große Festlichkeiten veranstaltet:

La fu en Romme li rois, tesmoins l'auctour

Damit wird die ganze Erzählung, um sie glaubwürdiger zu machen, nach der Gewohnheit der Spielleute auf eine fingierte Quelle, einen älteren Gewährsmann und Zeugen zurückgeführt. Es würde zum Zwecke dieser Untersuchung nicht Wesentliches mehr beitragen können, wollten wir die phantastischen Abenteuer Julius Caesars, wie sie in dieser Chanson als historische Wahrheit geboten werden, im einzelnen weiter verfolgen: er kehrt wieder nach dem Feenlande Dunostre zurück und geht dort die Verbindung mit der Fee Morgue ein, der dann der Zwerg Auberon entspringt. Das letzte, was von ihm berichtet wird:

2089 *Jules Cezars dont vous dire m'oes*
Tant qu'il vuesqui fu cremus et ames
El tans regnoit que Ihesus fu penes
Ens en la crois des faus Iuis proves
Mais rien n'en sot l'empereres doutes
Quatre ans apres, ce dist l'auctorites
Fu l'emperes de cest mont trespasses
Ses testamens fu fais et devises
Et emperes fu Gorges li menbres

Dieser Georg war der älteste Sohn Caesars und der Fee Morgue, wie uns die Chanson mitteilt:

Moult fu preudons, aumosnes fist asses
Par quoy il est en paradis sauves.

Er wird im weiteren Verlauf der Chanson dann zum hl. Georg der Legende.

So weit mag es genügen, um die Art und Weise zu erkennen, wie in der Auberondichtung historische Namen verwertet sind. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß der Verfasser auch nicht die mindeste Spur einer gelehrten Bildung besessen hat, auch die geographischen Verhältnisse verschwimmen im Ungewissen, je weiter sie von der Heimat des Dichters ablagen, so hier die Seeverbindung zwischen Ungarn und Rom. Und doch möchte man der Chanson nicht die Lebendigkeit absprechen, wie manchem gelehrten Elaborat dieser und späterer Zeiten, die mit antiquarischer Gelehrsamkeit überladen sind [13]). Gewiß hat sich der Horizont dieser einfachen Spielleute sehr verengt; die zu

[13]) Z. B. die Alexandreis des gelehrten Walter von Châtillon.

Sage gewordene Vorzeit und in ihr die wenigen klingenden Namen rücken in der Entfernung zusammen und werden in neue lebendige Verbindung gebracht, wie Judas Makkabaeus[14]) und Julius Caesar. Es ist ein ähnlicher Vorgang, wie wohl gelegentlich auf antiker Trümmerstatt aus den verstreut liegenden alten Steinen ein neuer mittelalterlicher Bau aufgeführt wurde und man sieht jetzt ein Säulenkapitäl als Eckstein in eine Mauer eingefügt. Es ist bei diesen Sängern räumlich und zeitlich alles nah beisammen und das Bewußtsein des Anachronismus ist nicht vorhanden. So hat es nichts hinderndes auf sich, wenn Caesar das abgelegene Österreich und das noch entferntere wilde Ungarn besitzt. Diese beiden Ländernamen sind nur willkürlich gewählte Benennungen für *une terre lointainne et sauvaige*. Dann ist an den oben zitierten Stellen noch zu bemerken, wie auf den einen Namen Caesars Ruhm und Taten verschiedener antiker Herrscher zusammengeflossen ist: Kaiser Konstantin, Augustus und Alexander der Große. Caesar wird zum Gründer Konstantinopels, der die große Stadtmauer gebaut hat, unter ihm lebt Jesus Christus und er hat auch Indien in Besitz.

1762 *Les quens les dus, les pers et les marcis*
D'Indes rechut con sires et amis.

Daß Julius Caesar der erste römische Kaiser war, wußten die Spielleute nicht mehr, sie gaben ihm schon einen *emperere Caesaire* zum Vater[15]). Daß aber nach ihm die römischen und fortan alle Kaiser Caesaren genannt wurden, ist ihnen doch bekannt:

1769 *Puis qu'uns rois ert de l'empire saisis*
Cezaires ert nommes de tous Iuis
Jule Cezar ont nomme Cezaris.

Das letzte ist wiederum eine Extravaganz des Dichters[16]). Den Stellen[17]), wo von Caesar die Rede ist in den Chansons de geste, wird man wohl „*Li Narbonnois*“ 268 zuzählen dürfen. Es heißt dort:

Il est ecrit es ancianes lois
Del comenda Alixandre li rois
Et Juliant Cesaire li cortois
Que le puisnez doie avoir les menoirs.

Man hat die Vermutung ausgesprochen, daß dieser *Juliant Cesaire* Kaiser Julianus Apostata sei[18]). Es wäre hier das

---

[14]) Vgl. über Jud. Makkabaeus und Caesar, Grässe: *Die gr. Sagenkr. d. M. A.* p. 435. Um 1240 schrieb Gautier de Belleperche einen nicht mehr erhaltenen Roman de J. M. (Fortsetzer Pierre du Ries).

[15]) Im Rahmen der für das afr. Schrifttum charakteristischen Form der „Sippen-Epen“ als einfachste Art der Wucherung beliebter Stoffe kann diese Genealogie nicht wunder nehmen.

[16]) cf. Anm. 29.

[17]) cf. Brun. Lat. ed. Chabaille p. 37: *Julius Cesar fu emperes des Romains et tuit li autre empereor furent puis apelé Cesar.*

[18]) cf. Les Narbonnais publ. par Hermann Suchier (Société d. anc. tex.) Tome II, Table des noms propres p. 240 „*Juliant*“.

einzige Mal, daß er genannt wird. Julian ist zwar in der christlichen Überlieferung mythisch geworden, aber in der Rolle des Abtrünnigen niemals: „*il curtois*“. Sodann, was wäre das für eine ausgefallene Zusammenstellung mit Alexander dem Großen! während Alexander und Caesar sprichwörtlich zusammengehören. Es wird also hier eine der vielen Varianten in der Namenschreibung vorliegen [19]). Was nun den berührten Rechtsfall anbetrifft, so hat natürlich keiner der genannten antiken Herrscher eine solche Verfügung erlassen und dem römischen Recht ist eine derartige Regelung der Erbteilung unbekannt. Jedoch findet sich dieser Rechtsgrundsatz im germanischen Recht als: Jüngstenrecht (Juniorat), daß der jüngstgeborene das väterliche Seßhaus (domus principalis) erben soll, während die älteren Söhne, die nicht mehr im Elternhause leben und einen eigenen Hausstand haben, die bewegliche Habe unter sich teilen sollen. Dieses Jüngstenrecht haben die Franken in Gallien entwickelt aus dem Hörigenrecht [20]) und man findet es noch in den *coutumes*, dem Gewohnheitsrecht einzelner Sprengel Frankreichs im XII. Jahrhundert. In diesem Falle hat also der Trouvère dem ihm und seinen Hörern wohlbekannten heimischen Rechtsbrauch einen antiken Ursprung gegeben und sie der Gesetzgebung der beiden berühmtesten Herrscher des Altertums untergeschoben.

Caesar und Pompeius.

In der Prise de Pampelune findet sich die Namensform *Cesaron* (wohl eine Obliquus-Analogiebildung wie *bers-baron*, **Caesaronem* > *Caesaron* und wird Nominativ wie *Huon* (*Hues*)):

1671 *Onque meis Cesaron ne fu en tiel esfrois*
Ao Duras quand Pompiu li venqui siens belfrois
E ch'il se vit cazier dou camp à grand esplois.

Noch eine weitere Stelle desselben Werkes verrät geschichtliche Kenntnis über Pompeius:

3624 *Pensiés vom rira à buen destin*
Mitridates le roi Ermin (König von Armenien)
Che se cuidoit defendre enfin
Contre Pompieu le palatin.

Der Verfasser der „*Prise de Pampelune*“ erhebt sich hiermit, was historisches Wissen anbetrifft, weit über die andern (vgl. d. Anm. 1). In der Tat erlitt Caesar bei Durazzo durch Pompeius eine Niederlage und der endgültige Überwinder des Mithridates

[19]) cf. Langlois a. a. O. p. 136 und 386. Es kommen vor die Abwandlungen: *Cesaire, Chezaire, Cezaire, Cesare, Jules Cesar, Jules Cezaires, Jules Sesars, Juliien Cesare, Gile Cesaire, Julis Cesar, Julius Cesaires, Julius Cesar, Cesaron.*

[20]) cf. E. Gothein: *Entwicklung des Hofgutes im Schwarzwald*, der zuerst die Entstehung des Minorates aus dem Hörigenrecht dort nachgewiesen hat.

ist Pompeius. Ins Bereich des romantischen Fabulierens gehört dagegen wieder eine Stelle aus *Li Narbonnois:*

3710-12 *Tant que Fenices ilecques devia*
Niés fu Popee, cil qui sa gent guia

Dieser Fenice ist römischer General, Pompeius Neffe und fällt gegen die Bretonen.

Pilatus.

Mehr in die biblische Geschichte als in die römische gehört der römische Prokurator von Judaea *Pontius Pilatus*[21]). Man weiß, wie seit den frühesten Zeiten die christliche Legende sich seiner Persönlichkeit bemächtigt hat, bald ihn als geheimen Freund Christi (nach gefälschten Akten) darstellend, bald wider ihn eifernd. In den Chansons de geste tritt er in zweierlei Gestalt auf. Eine einzige Episode aus der Passionsgeschichte kehrt mehrmals wieder: daß Pilatus die Kreuzabnahme gestattet hat. Im übrigen fungiert Pilatus zusammen mit Nero[22]) als Teufel in der Hölle und als solcher wird er als Gott von den Ungläubigen angerufen, als hinterlistiger Dämon von den Gläubigen verflucht.

Mort Aimeri 2705 *Li Sarrazins escrie hautement*
Que fetes vos Mahom et Tervagan?
Pilate sire serez me vos garant?

M.A. 2580 *Or pues tu dire bien t'est Mahom amis*
Bien as Pilate et Tervagan servi

Hier befindet sich Pilatus an der Seite der angerufenen *Muhamed* und *Tervagan*, einem sarazenischen Gott. Gerne wird er auch mit *Burgibuz* zusammengenannt, dem Erzteufel, der bekannter unter dem Namen *Beelzebub* ist.

Gal. 310 *Burgubuz et Pyllate qui sont de sa lignie*
(Ende XIII. Jh.)

Gaufrey 87 *L'amiral a gari Pilate et Burgibu*
209 *L'ame de li emporte Pilate et Burgibu.*
(Anfang XIV. Jh.)

Als ein Höllenfürst, dem eine Seele zum Geschenk dargebracht wird, wird Pilatus in der *Esclarmonde*, der Fortsetzung des Huon de Bordeaux (Ende XIII. Jh.) bezeichnet:

Et li a dit que s'ame emportera
Et qu'a Pilate I present en fera.

In der *Elie de Saint Gille* (XII.-XIII. Jh.) wird Pilatus auch als Höllenfürst genannt 653:

---

[21]) Ganz in die Biblische Geschichte gehört der König Herodes mit der häufigen Erwähnung des bethlehemitischen Kindermordes.

[22]) cf. A. Graf: *Rom.* I p. 333 *Egli diventa termine di confronto e paragone di ogni più sformata malvagità. A proposito d'un insegno scelerato si dirà*: (Bénois Chronique 1 II v. 27836-7)
Pilate Herode ne Noiron   N'orent plus male entention

Cis vieus est mervellous
C'est Artus de Bretaigne u Gauains ses nevos
U Pilates d'enfer u Mordrans l'airous.

Letzterer ein Menschenfresser.

Im *Anseis de Cartage* (Anfang XIII. Jh.):

10238 *L'arme en porterent Belsebus et Pilas*

Im Gui de Borgogne ist Pilatus in ähnlicher Weise mit dem Antichrist zusammengestellt:

G.B. 128 *Or les puist governer Pylate et Antichris*

Aus der jüdischen Geschichte möchte noch *Antiochus Epiphanes* anzuführen sein, der angeblich von seinem Gegner Judas Makkabaeus erschlagen wird. *Aye d'Avignon:*

A.A. *Puis que li rois David et Golias*
Et ocis a la fonde, dont li essample mut
Et Judas Machabez le roi Antiochus

Im *Doon de Nanteuil* wird unter den Helden, die die Jongleure besingen, auch „le viel Antiocus" genannt.

Nero.

Am häufigsten tritt aber, wie schon bemerkt, Pilatus mit Nero zusammen als Teufel auf.

Im *Renaut de Montauban* um die Wende des XII. Jh.:

R.M. 220 *Ben orent encanté Pilate et Noiron*
251 u. 278 *Iluecque me pr oterent Pilate et Noiron.*

Im *Gaidon* (1. Hälfte XIII. Jh.):

G. 304 *Bien m'enginqna Pylates et Noirons*

Im *Huon de Bordeaux:*

H.B. 159 *De quel tere estes et de quel region?*
Apartiens tu Pilate ne Noiron?

Nero und Beelzebub werden zusammen im *Galien* (Anf. XIV. Jh.) genannt. Gal. 97: *Et mon ame liuvrer Bulgibuth et Noiron.* In demselben kommt er später als zaubernder Teufel vor:

242 *Je voy que le soleil est encor ou coron*
Qu'il estoit, quant orains commença la tençon.
C'est œuvre de fantosme et du fait Noiron
Pensons de nos guarir.

In *Aliscans* (Ende XII. Jh.) bewohnt er mit einem anderen Nebenteufel den Höllenschlund:

Al. 171 *Les tors d'Arcaise tenoit en casement*
Desous l'abisme où desoivre li vent
Iluec dist on ke Lucifer descent
Outre cest regne n'a hom abitement
Fors Sajetaire et Noirons ensement

Eine ähnliche Stelle vom Höllenschlund befindet sich im *Couronnement Loois.* Dort werden Adam und Eva nach dem Sündenfall zur Strafe dorthin gesteckt:

Mais puis en orent si cruel guerredon
Qu'en enfer furent el puis de Baratron[23])
Qu'adonc serveient Berzebut et Neiron

Nur der Name Nero ist in den *Chansons de geste* bekannt, doch trägt dieser Teufel sonst keine Zeichen an sich, die auf den Kaiser hindeuten, so daß dieser beliebte Teufelsname, mehr als eine Anspielung auf den berüchtigten römischen Imperator, ein Anklang an *noir*[24]) sein mag. Diese Vermutung spricht auch Bédier *Lég. ép.* II p. 253 aus:

La forme française „Noiron" qui ne correspond pas au latin „Neronem" a du naître sous l'influence des légendes qui représentaient Néron auprès d'Apollin, de Tervagant ou Baratron, comme un démon noir.

Titus und Vespasian.

In der Reihe der von den Trouvères gekannten römischen Kaiser erscheinen alsdann die Zerstörer des jüdischen Tempels, Vespasian und sein Sohn Titus, aber auch hier ist nur der von den Klerikern oft genannte Name aufgefangen, ohne Näheres von ihm zu wissen. Im Galien (Anf. XIV. Jh.) wird eine Salbe gepriesen, die durchaus heilt. Von ihr heißt es:

Gal. 157 a *Cis oignemens avoit au roi Titus esté*
b *Aus fils Vespasien qui tant s'est esprové.*

Eine Variante überliefert die Verse folgendermaßen:

Cestui oignement fut premier au roy Titus
Le fils Vespasien pour garder le lespre e d'envelimure.

Konstantin.

Alsdann sind noch bekannt der erste christliche Kaiser Konstantin[25]), seine Mutter die heilige Helena und der damalige Papst Sylvester[26]). Warum gerade diese Gestalten aus dem übrigen Dunkel der Geschichte hier auftauchen, wird klar, wenn man die Gelegenheit, an der diese Namen genannt sind, bedenkt. Es handelt sich an der betreffenden Stelle im „*Schwanenritter*" (Anfang XIII. Jh.) um eine Gebetsanrufung, in der für die

[23]) *Baratron* gr. βάραθρον lat. *barathrum* heißt Abgrund.

[24]) Nach Godefroy *Dict. d. l'ancienne lang. fr.* bedeutet im afr. Sprachgebrauch *noir* vorzüglich triste, düster, was aber in vorliegendem Falle auf das gleiche hinauskommt wie die Bedeutung schwarz. Dafür spricht auch, daß im *Maugis* ein sarazenischer Schwarzkünstler den Namen erhalten hat: *Noiron de Valombrage.*

[25]) Genannt in der Karlsreise

365 Seignours dist Carlemaigne, molt gent palais at ci
Tel nen out Alixandre ne li vielz Cunstantins
Nen out Cesars de Rome ki tant honours bastit.

[26]) Der Name dieses Papstes, der der erste der christlichen römischen Staatskirche war, ist im Mittelalter sehr bekannt gewesen. Vgl. Brun. Latini a. a. O. p. 81 f.

Chansons de geste charakteristischen und sehr häufigen Art, daß der Betende dem Gott die Großtaten vorerzählt, die Gott für seine christliche Kirche seit Anbeginn vollbracht hat, und daran die Erwartung knüpft, daß Gott auch in der gegenwärtigen Drangsal seinen Gläubigen nicht verlassen wird. Vorzüglich wird in solchen Gebeten eine immer gleichbleibende Auswahl aus der Leidensgeschichte Jesu erzählt (jedoch anders als im apostolischen Symbol) und es liegt auf der Hand, daß auch die zweite wichtigste Epoche der Geschichte der christlichen Kirche als sichtbarliche göttliche Waltung erwähnt werde: die Anerkennung durch das römische Reich, die sich an die drei obengenannten Namen knüpft. Es ist von dem Gebet des hl. Papstes Sylvester die Rede:

Bé(atrix) 179 *Saint Selvestres la fist en cele Quarantaine*
Que Ihesus jeüna quant il sist à la chaine
Et puis en converti si la roine Elaine
La mere Costentin dont l'ame devint saine.

Gröber Gr. II. [1] 577 sagt von dem Verfasser des Werkes, daß er sich nur auf die Gemeinplätze der nationalen und ritterlichen Epik und auf die Legende verstünde. Die letztere ist wohl auch die Quelle, aus der hier seine Kenntnis herrührt. Eine andere Großtat zum Preise der Christenheit ist die Hagia Sophia, von der der Dichter des *Gaidon* (1. Hälfte XIII. Jh.) in seinem Gebete zu sagen weiß:

G. 235/36 *Le don donastez, Sire, Sainte Sophie*
Que de l'eglise qu'avoit faite et bastie
Rois Constentins par sa grant seingnorie
Fu en son nom sacrée et benéie.

Schließlich finden wir noch einen novellistischen Zug an die Gestalt Konstantins angehängt, wenig ehrenhafter Art, denn der mächtige Herrscher wird von einem mißschaffenen Zwerge zum Hahnrei gemacht, ein Zug zur Demütigung der Großen, der in der Novellistik der romanischen Völker kein seltener ist. Ariost hat ihn in seinen *Orlando furioso* [27]) aufgenommen und von dort wandert er später zu La Fontaine. Unsere Stelle findet sich im *Auberi le Bourgnignon* (Mitte XIII. Jh.):

A.To. 159 *Par femme sont maint home abatu*
Rois Coustantins qui tant estoit cremus
En fu hounis ce aves vous seu
Par Seguçon qui moult ot court le bu
Ce fu uns nains petis et mescreus
VII ans la tint ains qu'il fust parcheu [28]).

An den hier aufgeführten Erwähnungen römischer Herrscher sei noch bemerkt, daß den Dichtern außer den historischen Umrissen

[27]) XXVIII. Gesang.

[28]) Vgl. Adolf Tobler: *Kaiser Constantinus als betrogener Ehemann* im Jahrbuch f. rom. u. engl. Sprache und Literatur. Neue Folge 1 104-108.

auch meistens das ihnen eigentümliche Amt und ihr Titel unbekannt war. Wir trafen den Titel *empereire* nur bei Caesar, daneben aber auch das geschichtswidrige *li rois* für ihn in der Vorstellung, wie sie die schon zitierte Stelle:

Auberon 1769 *Puis qu'uns rois ert de l'empire saisis*
Cezaires ert nommes de toutes Juis [29])
Jules Cezar ont nomme Cezaris [29])

ausdrückt, daß man sich nach dem gegenwärtigen Römischen Kaiser deutscher Nation nur vorstellen kann, daß wie bei diesem die Vorstufe zum Kaisertum das Königtum ist, das in Rom, wohin im Auberon analog Julius Caesar erst ziehen muß, die Kaiserkrone erwirbt. Bei den übrigen ist der Kaisertitel gar nicht genannt. Nero erscheint überhaupt nicht als römischer Kaiser, Titus ist (Galien 157 a) roy Titus und desgleichen Konstantin (A. To. 160) rois Constantins, so daß die Vermutung nahe liegt, daß die Spielleute es nicht gewußt haben [30]). Dagegen kommt wohl einmal ein erdichteter Kaiser von Rom namens Closamont vor, der von Maucon de Valfondée im Girart de Vienne 147 (erstes Viertel XIII. Jh.) erschlagen wird.

Vergil und Ovid.

Spärlich ist die Erwähnung römischer Dichter, nur die beiden bekanntesten werden gelegentlich erwähnt: Vergil und Ovid. Welchen großen Anteil die Sage während des Mittelalters an der Gestalt des Vergil genommen hat, ist bekannt [31]). Im altfranzösischen *Rolandslied* gilt er mit Homer zusammen als Maßstab hochbetagten Alters.

R. 2616 *Co'st l'amirailz li vielz d'antiquitet*
Tuz survesquiet et Virgilie et Omer.

Im *Bastars de Bouillon* wird von Vergil ein lustiges Liebesabenteuer erzählt:

B.B. 5884 *Virgiles li bons clers de mi jour demoura*
Pendans en la corbeille à Romme pardelà
A une haute tour ou dame l'engana
Qui en une corbeille as cordes le tira
Et quant il fu bien haut en ce point le laissa
Si que chascuns le vit qui à le tour ala
Mais depuis li bons clers sagement s'en venga [32]).

[29]) Warum den Gekrönten nur alle „Juden" Kaiser nennen sollen, ist nicht ersichtlich, vielleicht steht das nur scherzhaft für „jedermann" oder überhaupt nur des Reimes willen, wie auch die Namensänderung in Cezaris wohl nur einen Anlaß im Reime hat.

[30]) Zwei Stellen konnte ich nicht nachprüfen: G.R. 105 u. 124, wo Cesaire Auguste Kaiser Augustus genannt wird und G. Rouss. 129 Trajain, wo Kaiser Trajan erwähnt wird.

[31]) Vgl. dazu Comparetti: *Vergilio nel Medio Evo.*

[32]) Dieser Schwank kehrt mehrfach in der Weltliteratur wieder. Namentlich im Spanischen. Beim Arcipreste de Hita und im Don Quijote (P. I cap. 43).



Vergil und Ovid waren das ganze Mittelalter hindurch im Volksmunde weise Zauberer und nicht so sehr Dichter, was sich in unseren Stellen durch die Praedikate, die sie führen, anzeigt.

Virgiles li bons clers und Ovidez qui fu scienceus.

Einmal kommt Ovid vor in Hugues Capet 10 (1. Hälfte XIV. Jh.).

Et se raconte Ovidez qui fu scienceus
Que ly ons doit avoir des amiez pluseurs.

II. Rom, seine Topographie und seine historischen Erinnerungen.

Man beobachtet, daß die französischen Spielleute des Mittelalters bei örtlichen Angaben einigermaßen zuverlässig sind nur im engeren Bezirke ihrer französischen Heimat und ihrer Hauptstadt Paris; je weiter entfernt, umso fabelhafter und lückenhafter werden die geographischen oder topographischen Angaben. Schon bei den nächsten Nachbarländern beginnt dies sagenhafte Dunkel. Nur längs der großen Pilgerstraßen, auf denen, wie Bédier nachwies, das Leben der Epen wie in Schlagadern pulsierte, sind einige Ortsnamen bekannt. In dieser Weise wird auch Rom in Verbindung mit anderen Plätzen und Landschaften genannt, die an den großen Verkehrsstraßen lagen. Im *Aye d'Avignon* (Ende XII. Jh.) zieht ein irrender Sarazenenritter durch die Welt:

A.A. 48 *Atant es vous errant Alfamion l'ermine*
Un cortois Sarrazins qui de corre ne fine
Il ot esté à Romme, en Puille et en Sesile
Et jusqu'en douce France fu il à maint consille.

Hier ist Rom auf der Route der Orientstraßen über Apulien und Sizilien genannt.

An anderer Stelle wird Rom in Verbindung mit mehreren Plätzen des Kontinentes aufgezählt, nämlich im *Gui de Bourgogne* (1. Hälfte XIII. Jh.).

G.B. 3 *Dès Huiscent sor la mer de ci que à Saint Gile*
Dès le mont Mongiu deci que en Galice
Ne par deçà vers Rome si com li mons tornie
N'a cité ne chastel ne bourc e manantie
Que je n'aie par force et par vertu conquise.

Wissant, das auch Dante (Inf. XV. 4) bekannte Guizzante, hier *Huiscent*, liegt an der Meeresküste in Flandern, wo das französische Sprachgebiet aufhört. Seine Bedeutung verdankt es dem Umstand, daß es ein wichtiger französischer Hafenplatz für die Überfahrt nach England war. Saint Gille bei Nîmes in der Provence ist eine öfter namhaft gemachte Etappe der Pilgerstraße

[33]) Vgl. hierzu: Leonardo Olschki, *Paris nach den afr. Epen,* Heidelberg 1913, Einleitung.



(Via Aegidiana) nach Spanien [34]). Der Mont Mongiu ist der Große Sankt Bernhard auf der Pilgerstraße nach Italien [35]). Dann kommen die beiden Hauptzielpunkte der Pilgerzüge: In Galizien Santiago de Compostela und Rom. Bei Rom waren von jeher Vergangenheit und Gegenwart lebendig verknüpft durch das Überdauern der antiken Trümmerstätten und das Festhalten von mancherlei Erinnerungen an berühmte Plätze. So sind auch in den Chansons de geste „*la prima e seconda Roma*" unentwirrbar verflochten, d. h. die Anspielungen auf das mittelalterliche und alte Rom sind bei einer topographischen Arbeitsweise, die hier die angezeigte erscheint, nicht zu trennen. Neben Rom als Wallfahrtsort hat es noch die Bedeutung als Beichtort für den katholischen Menschen. So lassen auch die Trouvères ihre Helden zuweilen nach Rom zur Beichte ziehen, um vom Papst die Absolution zu erhalten. So im *Anseis de Cartage* (1. Viertel XIII. Jh.)

A.C. 8149 *A Rome fumes un mardi en fevrier...*
Nous confesames de bon cuer sans dangier.

Im selben Epos dringt auch wohl einmal ein Gegenwartsstoßseufzer durch die Habsucht des päpstlichen Roms:

A.C. 8882 *Mais ma proiere ne puet pas averer*
Car Rome pense ades de l'agraper.

oder es wird eine Heiligenlegende mit dem Märtyrertod mit sagenhaften Einzelheiten, die in Rom spielen sollen, erzählt, wie im *Roman d'Aquin* 2003 (Gebet Karls d. Gr. an Saint Servan, dessen Geschichte erzählend):

Decy a Romme venistes la cité
A vous en vindrent les payens de Payé
Gent orgueilleuse qui onc n'amerent Dé
Ly rois Adace à qui Romme estoit la cité
Vous voulst occire pour sa grant cruaulté
Mays Dieu ne pleut le roy de Majesté
Par mer sallée vous en fist aler Dé
En Escallogne là fustes arivé
Mais vous prindrent les cruelx deféé
Le roi Errodes qui eist de grant cruaulté
Par luy eustes (sire) le cheff couppé
Illec beau sere fustes vous decolé
Au roy de Romme fut ton cheff presenté [36]).

Am allerhäufigsten wird Rom in den Chansons de Geste bei Beteuerungen und Beschwörungen genannt. Es haben sich dafür feste Formeln herausgebildet. So heißt es häufig wie im *Ami*

[34]) cf. Bédier, Lég. ép. 1914, 2 I, p. 367 f.

[35]) Daselbst II, 149.

[36]) Hier sieht man ganz deutlich, wie die ganze Heiligenlegende zur Erklärung von Reliquien (Kopf des Heiligen), die in Rom aufbewahrt wurden, geschrieben ist.

et Amile 508, 803, 2018 oder *Gaidon* 34 und sehr viele andere Stellen mehr:

Par cel apostre c'on à Romme requiert

Hier ist Rom die Stadt des heiligen Petrus, den man anruft. Der Platz der Verehrung des Apostelfürsten wird oft noch näher bestimmt und dann heißt es (z. B. Gaidon. 1. Hälfte XIII. Jh.) G. 10, 14, 21, 124 etc.:

Mais par l'apostre c'on quiert en pre Noiron

oder mit Nennung seines Namens

Am. 1178 *Meis saint Pierre au chief de Pre Noiron.*

In diesen Stellen ist die antik-heidnische und die christliche Tradition miteinander verknüpft und wir haben zugleich eine Angabe über die Topographie Roms, soweit sie den französischen Spielleuten damals vertraut war. Diese *pré Noiron,* prata Neronis[37]) befanden sich auf der rechten Tiberseite. Bis nach 1870 waren dort noch Gärten mit dem Namen: *Prati di Castello.* Sie liegen im Bereich des Vatikans und der Peterskirche. Ursprünglich befanden sich dort neronische Parkanlagen (nicht zu verwechseln mit den großen von Nero zum Verdruß der Römer angelegten Gärten auf der linken Tiberseite, die sich vom Palatin breit hinter dem Forum hinzogen). In jenen auf dem ager Vaticanus gelegenen Anlagen hat Nero nach dem Brande Roms die der Brandstiftung angeschuldigten Christen als lebende Fackeln verbrennen lassen. Mutmaßlich haben bei dieser ersten Christenverfolgung die Häupter der römischen Christengemeinde damals, die Apostel Petrus und Paulus, ihr Leben gelassen, vielleicht als die zuerst Ergriffenen: *primi qui confitebantur* (sc. *fidem*), von denen Tacitus berichtet. Jedenfalls sind die Prata Neronis, der Vatican und der Apostel Petrus fortan an diesem Platze miteinander in der Volkserinnerung verbunden geblieben. Außer den *Pre Noiron* finden wir bei unseren jongleurs eine *tour Noiron* erwähnt in dem Epos, das die meisten topographischen Angaben verspricht, die aber trotzdem so gering sind, daß sie keine intimere Kenntnis der Lokalitäten zu Rom verraten. Es ist: *La Destruction de Rome. Première partie de la Chanson de geste de Fierabras* (letztes Viertel XII. Jahrh.). Bei der Belagerung von Rom sind die einzelnen Quartiere der Stadt zur Verteidigung Grafen übertragen worden, die sich in feste Türme mit ihrer Mannschaft einnisteten, etwa so wie in jener für Rom dunkelsten Zeit Bandenführer, wie die Frangipani, den Severus-Triumpfbogen auf dem Forum zu ihrer Burg ausbauten und einrichteten.

[37]) cf. Bédier II 253, A. Graf I 359. M. L. Gothein: *Gesch. d. Gartenkunst* I. Bédier stellt fest, daß sich diese Formel eigentlich nur in dieser Fassung bei den jongleurs de geste finde, sonst nicht (p. 254 und Anm. 1).

D.R. 536 *Apres parla uns quens de moult grant baronie*
D'un des quartiers de Rome avoit la seignorie
538 *La tour Noiron gardoit si l'avoit en baillie*

Dies die einzige Stelle, wo in den Chansons der Neroturm erwähnt wird, so daß seine Lage nicht näher feststellbar ist [38]). Anders verhält es sich für uns mit einem anderen Quartier, das wir genau lokalisieren können. Parallel der vorigen Stelle heißt es:

D.R. 519 *D'un des quartiers de Rome avoit la seignorie*
La tour Croissant gardoit, si l'avoit en bailie
oder 579 *Sus en palais Croissant ont L'olifant corne.*

La tour Croissant, die Crescentiusburg, ist die Engelsburg. Über die zeitweilige Umtaufung wurde festgestellt von Gaston Paris in der *Romania* IX 46: Le château Saint-Ange est appelée Château Croissant à partir de la fin du Xe siècle. Le nom lui vient du célèbre Crescentius [39]) qui fut maître du môle d'Hadrien et exerça de là sa domination sur la ville de Rome; c'est dans cette redoutable forteresse qu'il fut assiégé par Otton III et c'est du haut des murailles que son corps décapité fut précipité par ordre de l'empereur.

Gegenstand der gelehrten Untersuchung ist bereits auch eine andere Ortsangabe für Rom in der *Destruction de Rome* gewesen:

D.R. 663 *Savaris et Garins sont el chastel monté*
Ke tant par estoit fors, que ne doute home ne
Il n'a garde de siege s'il ne sont a fame
La est li Miraour dont hom a tant parle
Ki par le halt estage a son chef hors boute
XXX lieues voit bien et de long et de le.

Über die Streitfrage, wo dieser *Miraour* gelegen ist, steht *Romania* 30, 168 f. zu lesen [40]): C'est qu'en effet ce Château-Miroir est dans Rome .. et non hors de la ville, il n'est pas autre chose que le Miroir merveilleux bâti par Virgile où se voyaient les ennemis de Rome et dont nous parlent le roman des sept sages, Renard contrefait; Cléomadès etc. Ce miroir est lui-même une forme

[38]) A. Graf I 360 bemerkt: Nomi di luoghi, come Haye-Noiron, Prés-Noiron, Mont-Noiron si trovano abbastanza spesso nei poemi e romanzi francesi. — In den *Mirabilia urbis Romae* findet sich ein *obeliscum, aerarium, secretarium Neronis* usw., jedoch nichts, was *tour Noiron* entsprechen könnte. Bédier a. a. O. II p. 264 vermutet dahinter das Kolosseum. *Mont-Noiron* findet sich wiederholt im *Auberon*, aber als eine Burg im Orient.

cf. Ph. Lauer: *Le poème de la Destruction de R. et les origines de la cité Léonine* in *Mélanges d'Archéologie* 19, 1899, p. 331 Note 4: Il s'agit d'une „torre di Nerone". Il a existé à R. plusieurs tours ainsi qualifiées. La torre delle milizie construite vers 1200 est appelée par le vulgaire romain Torre di Nerone parce que la légende veut que Néron ait contemplé de son sommet l'incendie de Rome.

[39]) cf. Bédier II 264, 10: Johannes Crescentius Nomentanus qui y fut bloqué par Oton III et qui fut tué le 26 avril 998.

[40]) Mario Roques: *L'Élément historique dans Fierabras.*

de la Salvatio Romae, et celle-ci est toujours placée dans Rome, le plus généralement sur le Capitole. In Verbindung mit dem *Miraour* ist der *Mont Chevrel* genannt:

D.R. 593 *Desi qu'en Miraour ne serons areste*
Ceo est la mestre garde de tote la cite
Ke mont Chevrel auroit aukes trespasse.
und später 643 *La tour ont costie, ne se sont areste*
Desi k'a mont Chevrel n'i ont regne tire
Desus en Miraour ont un valet monte

Der Verfasser der *Destruction* ist sich augenscheinlich nicht ganz klar, wo eigentlich der *Mont Chevrel* und auf ihm *Miraour* liegt. Hier macht es den Eindruck, als ob es ein Hügel außerhalb Roms sei, auf dem ein Wartturm steht. An anderer Stelle scheint es wieder innerhalb Roms zu liegen:

479 *De la cite de Rome veoit hom la clarte*
En son de Miraour en sont alkun monte
Moult entr'els longement ont le fu esgarde.

Noch in einem anderen Epos kommt der *Mont Chevrel* vor: Zu Anfang, wo sich die beiden Freunde Ami und Amile einander durch die ganze Welt hindurch suchen, heißt es von Amile:

Am. 59 *A Tranes vint Amiles de Clermont*
Et va querrant Ami lo baron
Mont Chevrol puie tant que il vint en som
Tant que il vint a Borc c'on dist au pont
Là se harberge chies un oste felon
Icelle nuit jut li gentiz hom
Et au matin s'en vint en Pre Noiron

Hieraus läßt sich einiges für die Lage dieses *Mont Chevrel* ausmachen. Der Graf Amile zieht auf seiner Suche nach dem Freund von Frankreich (Clermont) nach Apulien (Trani an der adriatischen Küste in der Nähe von Bari). Von dort zieht er dann nach Rom, von dem drei Plätze genannt sind; erst muß er auf den *Mont Chevrel* heraufsteigen, dann übernachtet er schlecht (gewiß eine Pilgererfahrung!) im Borgo an der Tiberbrücke [41]) und am anderen Morgen geht er zum Vatikan (Noiron Pré) [42]). Da er von Südosten kommt, erreicht er Rom zunächst in seinem Hauptteil auf der linken Tiberseite, bevor er den Fluß zum Borgo und Vatikan überschreitet. Also muß auf dieser südöstlichen Seite auch der *Mont Chevrel* liegen. Dazu stimmt auch, daß *Mont Chevrel* in seiner italienischen Form *monte caprino,* das Kapitol, ist [43]). Eine Erwähnung des *Capitolie de*

[41]) cf. Bédier II 252, es ist der *pons Neronianus*, die Brücke, an deren Kopf die Engelsburg liegt (auch von Dante *Inf.* XVIII 29 zitiert) cf. *Mirabilia urbis Romae.*

[42]) Bédier II 265 ist der Ansicht, daß der Verfasser des *Fierabras* und der *Destruction* selber ein Romfahrer (*romieu*) war.

[43]) In den Zeiten, wo Rom am meisten verwahrlost war, weideten auf dem Forum die Kühe (*campo vaccino*) und auf dem Kapitol die Ziegen (*monte caprino*).

Rome ist schon im Zusammenhang der Ermordung Caesars von mir aus dem *Rolandslied* zitiert worden. (S. oben p. 40): R. 1850. Die Form *le Capitoire* findet sich zweimal in den *Enfances Ogier* 3786, 6425. Daselbst 6724 ist auch die „*porte majour dou tans ancianour*“ genannt. Der Verfasser der *Destruction* kennt noch einen „*Fare de Rome*“, wo die feindliche Flotte anlegt.

D.R. 120 *Uns vens nous fist a Rome parmi le far sigler;*
Kant cil dedens nous virent ens en le far torner
392 *K'el far de Romenie la navie discent*
409 *Tant out li payem gent et nage et sigle*
Parmi la mer haltisme est en le far entre

ferner eine Stelle im *Fierabras:*

Fi. 32 *Près fu du far de Rome, ses a dedens jetés*

Es ist also der Landungsplatz, zu dem Flotten, die vom hohen Meere kommen, einlaufen. Da nun Rom ein Stück weit vom Meere entfernt liegt, mußten sie eine Strecke den Tiber herauffahren, was auf einem Flußarm, der bei Ostia mündete, geschah, der heute *il fiumicino* genannt wird, von den Franzosen damals aber nach dem *Far de Rome,* dem Leuchtturm an der römischen Küste bei Ostia. Nicht näher zu bestimmen ist schließlich ein *Mont Caillet,* der in der Nähe von Rom liegen soll. Er wird einmal im *Yde et Olive,* einer Fortsetzung des *Huon de Bordeaux* erwähnt

Y.O. 6942 *En mont Caillet tenoit grant compaignie*

Häufig wird auch der *Toivre*[44]) der Tiber genannt:

z. B. Y.O. 6930 *Ydes sen va a bele compaignie*
De Rome issi la fort cité antie
Dessi cau Toivre ni ot resne sacie

oder *Coronemenz Loois:*

C.L. 1268 *En fuie tornent par veies par sentiers*
De ci al Teivre n'i voldrent atargier

Wenn sonst noch von Rom die Rede ist, so geschieht es meist in ganz allgemeiner, wenig charakteristischer Art, wie:

Amis 2478 *De Rome virent les murs et les pilers*

und im *Huon de Bordeaux* kommt mehrfach stereotyp der Ausdruck:

H.B. 301 ... *à Romme la mirable cité.*

Jedoch ist hier eine historische Erinnerung nicht zu übergehen, die, wenn sie auch nicht mehr dem Altertum angehört, doch eng mit den meisten aufgezählten römischen Plätzen verknüpft ist, ja sogar erst Anlaß zur Erwähnung dieser Stellen gewesen

[44]) Lautgeschichtlich ist die Form *Toivre* deshalb so interessant, weil es den französischen Lautwandel mitgemacht hat: *Tib(e)rim, Teivre, Toivre.* Es ist also nicht gelehrtes Lehnwort wie das moderne *le Tibre,* sondern es wurde als Erbwort behandelt.

ist. Es sind die Nachklänge vom Sarazeneneinfall im Jahre 846, auf Grund deren die Epen *Fierabras* und die *Destruction* sich ausspinnen [45]).

Auch andere Epen berühren dies römische Ereignis: die *Enfances Ogier*, der *Otinel* (1. Viertel XIII. Jh.) und der *Charroi de Nimes:*

O. 4 *Dit Otinel: Jo vos dirra assez*
Ore wit meis el nefme sui entrez
Destruite iert Romme ta vaillante citez

Im *Charroi de Nimes* (vor Mitte XII. Jh.) hält *Guillaume d'Orange* Kaiser Ludwig seine Verdienste vor:

C.N. 136 *Looys sire dit Guillaumes li bers*
Dont ne te membre del grant estor mortel
Que ge te fis par desoz Rome èz prez?
und 218 *Desi qu'a Rome qu'en dit en Pré Noiron*
Mes cors meismes tendi ton paveillon
Puis te servi de riche venoison.

Auf dasselbe Ereignis wird in den *Enfances Ogier* von *Adenes li Rois* in seiner Bearbeitung älterer karolingischer Heldensagen um 1280 angespielt [46]).

E.O. 483 *Li rois Corsubles est dedenz Romme entrés*

Am ausführlichsten mit den auf Rom bezüglichen Einzelheiten jedoch ist das Ereignis im *Fierabras* und noch weiter in der *Destruction de Rome* ausgemalt. So werden *Fierabras* (geschrieben im letzten Drittel XII. Jh.) Taten aufgezählt:

Fi 3 *Et si voloit par force en Romme sejourner*
Et tous cheus de la vile à servage tourner
Mais chil par dedens Romme nel vaurent créanter
Pourtant les fist destruire et saint Pierre gaster
Mort y a l'apostole et fait en duel finer
Et moines et nonnains y a fait violer
S'en porta la couronne qui moult fait a loer
Et le signe et les claus dont on fist Diu claver
Et les dignes reliques que je ne sai nommer

oder ähnlich Fi 5

Ch'est li rois Fierabras qui tant est redoutés
C'est chil qui destruit Romme s'a le païs gaste
Mort i a l'apostole, s'a pendus les abés
Et moines et nonnains et moustiers violés
S'enporta la couronne dont Dix fu couronnés,
Et les autres reliques dont vous estes grevés.

Es ist charakteristisch für jene Zeit, daß alle diese Kriegsgreuel, vorzüglich an Klerikern und den heiligsten römischen Reliquien der Christenheit begangen, in den Augen der Zuhörenden dem Helden Fierabras an seinem Heldentum durchaus keinen Ab-

[45]) Über die Zusammenhänge dieser Epen mit dem historischen Ereignis und über die sich hieran knüpfende Polemik siehe besonders Bédier II p. 255 ff. Dort weitere Literaturangaben.

[46]) Vgl. hierüber Gröber *Gr.* II[1] p. 780 ff.



bruch tun. Man entrüstet sich nicht ethisch, wie man das heute wohl tun würde. Der namenlose Frevel verstärkt nur den Schauer vor der Heldengröße. Fierabras gewinnt dann durch sein chevalereskes Benehmen im Zweikampf sofort die Sympathie der Hörer, und als er schließlich noch zum Christentum bekehrt wird, ist großer Jubel und alles vergessen. Hier spricht die der katholischen Kirche seit Anbeginn bis auf heute eigene Vorstellung, die im Mittelalter besonders stark auch bei Dante hervortritt, daß durch Taufe, Absolution und Reue alles frühere, mag es gewesen sein wie es will, rein abgewaschen wird.

Das Verhältnis der *Destruction* zum *Fierabras* ist ein ähnliches, wie das oben (s. p. 42) gekennzeichnete zwischen dem *Auberon* und dem *Huon de Bordeaux*. Man interessierte sich besonders für einen im Hauptwerk nur mit kurzen Worten gestreiften Vorgang und gestaltete daraus wieder ein neues Epos, wie man sonst am Lebensfaden der Vorfahren und Nachkommen der Helden neue Abenteuer anspann. So knüpft die *Destruction* an die dreimal im *Fierabras* wiederholten Verse an:

D.R. 21 ff. *La verite com Rome fu destruit(e) e gastee*
Et la cite fondue destruite et crevantee
Le pais exilles et la terre gastee
Et come la corone d'iloc fut emportee
Et les clous don Jesu avoit sa cher navree
Et le digne suaire ou fu envoloupee
Au jour du vendredi kant del crois fu ostee
Mainte digne reliquie i ont prise et robee
Par le roi Fierabras fu la cite praiee.

Der Anlaß für die Sarazenen zum Angriff auf Rom war nach dem Epos:

D.R. 82 *E le moitie de Rome volt il en fief clamer*
140 *Jamais, si com il dist ne voura reposer*
S'aura fait tote Rome trebuchier et verser

Die *Enfances Ogier* nennen noch eine Tiberinsel, die nicht weit von Rom liegen soll, mit Namen *Valcler*:

E.O. 2193 *Ferai m'amie en une isle amener*
Par deça Romme, on l'apele Valcler
E.O. 2382 *Le matinet après l'aube esclairie*
Tout droit en l'isle de Valcler à navie
Passerons outre enmi la praerie
Qu'il y a place grant e large et ounie.

Zu den topographische Einzelheiten aufweisenden Stellen, die oben mitgeteilt wurden, mag noch eine hinzutreten, die freilich so allgemein gehalten ist, daß sie auch auf jede andere belagerte mittelalterliche Stadt zutrifft. Die Belagerten schicken sich zur Abwehr an:

D.R. 610 *Par la cite de Rome se sont moult tost arme*
Belement se rangerent au mur et au fosse
Tot sont li mur de Rome de quarels empene.

In den *Enfances Ogier* von *Adenes li Roi* ist noch die *Porte Saint Pierre* in der leoninischen Stadt genannt:

E.O. 7346 *Droit par la porte saint Pierre sont entré*
Par dedenz Roume en tel point arréé
Que je vous ai ci endroit recordé
Droit au moustier saint Pierre sont alé.

St. Peter findet sich in den Chansons übrigens mehrfach erwähnt.

III. Antike Mythologie und Sage.

Von der antiken Göttersage ist bis zu den Dichtern der *Chansons de geste* nichts gedrungen als einige Namen der alten Götter, die mit den Göttern der Sarazenen zusammenfallen. Dies ist das Eigentümliche, daß die Franzosen dieser volkstümlichen Kreise über das Wesen und die Religion der Mohammedaner, mit denen sie so oft und so lange zusammen gekämpft hatten, durchaus irriger Meinung waren. In den *Chansons de geste* treten die den Christen feindlichen Sarazenen immer als Anhänger der Vielgötterei oder gar der Idolatrie auf. Mohammed ist da ihr Gott, ebenso wie Nero, Pilatus, Jupiter, Apollin, Tervagan und Baratron. Hierin spricht es sich wieder aus, daß Sarazenen und Heiden zu demselben Begriff zusammengeschmolzen sind. Wir treffen also die antiken Götter in derselben Gesellschaft, die wir schon von Nero und Pilatus her kennen, bald als sarazenische Götter, bald als Teufel der Hölle, was eigentlich auch für dasselbe gilt [47]). Schon im *Rolandslied* (Ende XI. Jh.) begegnet man Jupiter:

R. 1392 *L'encanteur ki ja fut en enfer*
Par artimal l'i conduist Jupiter
Gaidon 240 *L'arme emporterent Maufé et Jupiter*
Aye d'Avignon 119 *Ahy, dist il, Mahon, riche diex postéis*
Margot et Apolin et Jupiter aussis

Von einem bekehrten Heiden ist die Rede *Gui de Nauteuil:*

G.N. 1 *Que il crut Damedieu et si guerpi Mahon*
Margot et Appolin Jupiter Baratron

In dem Cambridger Roland:

Ro 2 151 *Bo sont venu ou Mahom*
Et Jupiter Cahus et Apolins
Otinel 27 *Jurant Mahom et Jupiter le grant*
Et Apolim et lor dieu Tervagant

Daneben sind verschiedene Varianten des Namens üblich, die sich zum Teil an den Casus obliquus *Jovem* anschließen: ***Jovin, Jovis, Jupin, Jupé.***

[47]) Diese Vorstellung ist schon durch das anfängliche Christentum begründet, das aus dem heidnisch-griechischen *δαίμων* den Dämon gemacht hat und alle alten Götter nicht in ihrer Existenz in Zweifel zog, sondern nur zu Dämonen degradierte und von der Dämonenstufe zur Teufelsstufe war es dann nur ein Schritt.

Im Otinel findet sich neben der Form *Jupiter* auch *Jovin* mit dem beleidigenden Zusatz *le puant,* was der Verfasser wohl hingesetzt hat, weil er gerade einen Reim brauchte:

O. 21 *Je relinquis Mahom et Tervagant*
Et Apolin et Jovin le puant.
28 *Or pri Mahom et Tervagant* (O. 82 ist ähnlich).
Gaufrei 261 *Chil Mahommet, dist il, en qui estes créant*
Apolin et Noiron et Jupiter le grant.

Der Dichter des *Gaufrei* ist billiger als der des *Otinel;* er wußte doch wenigstens auf denselben Reim ...*ant* ein anderes Wort zu finden.

Von einer feindlichen Standarte ist im Galien die Rede, auf der die beschützenden Gottheiten *Mahomet, Jupiter* und *Tervagant* aufgemalt waren.

Gal. 353 *Ou Mahom fut posés Jupin et Tervagant*

Drei weitere Namensvarianten von Jupiter, nämlich *Jupitaus, Jupitel* und *Jupé* halte ich für willkürliche Formen, da sie nur einmal da sind und gerade in den Reim der *Laisse* hineinpassen. *Bastard de Bouillon:*

B.B. 1493 *Que s'il voelt renoier tous ses dieus infernaus*
Et aourer le loy que donna Jupitaus

Anseis de Cartage 4767:

Paiien reclaiment Mahon et Jupitel

Raoul de Cambray 8053:

Voroies tu renoier le tien dé
Mahom et Apolin, Tervagan et Jupé.

Noch häufiger als Jupiter wird Apollo genannt, meistens in der schon genannten Form *Apolin* im *Baudouin de Sebourg* (nach 1316), aber auch (17, 151, 357) in der klassischen Schreibung *Apollon,* wie es gerade traf.

R. 6 *Fors Sarraguce ki'st en une muntaigne*
Li reis Marsilie la tient ki deu nen aimet
Mahumet sert et Apollin reclaimet.

Es ist hier über das bereits über Jupiter Gesagte nichts hinzuzufügen und auch weitere Beispiele würden nichts Neues zeigen. Einmal kommt auch der griechische Beiname des *Apollon Phoibos* in den *Chansons de geste* vor, und zwar in der *Prise de Pampelune,* von deren Dichter wir bereits feststellen konnten (s. p. 40), daß er an klassischen Kenntnissen weit über das übliche Maß der anderen Jongleurs sich erhebe.

P.P. 5581 *Trosquement l'endemain vit la claritié de Febus*

Im gleichen Epos, das hierin keine Ausnahme von den anderen macht, treffen wir wieder auf die Identifizierung von Sarazenischem mit Heidnischem. Karl der Große bekehrt auf seinem Zuge nach Spanien die unterworfenen Sarazenen und läßt zu diesem Zwecke im eroberten Pampelona vom Erzbischof Turpin

zuerst den „Tempel der Venus" zu einer christlichen Kirche weihen.

P.P. 1298 — — — — — — *Quand le jour resclarist*
Lour se leva le roi e pues à Trepin fist
Sacrer le temple Venus à l'onour Yhesu Christ
E pues s'apareila Trepin e mese dist.

Ein solches Weihen antiker Tempel (z. B. des Pantheon) und maurischer Moscheen war von Anfang der Staatwerdung der Kirche unter Konstantin und dauernd bei den spanischen Maurenkämpfen in Spanien üblich. Das berühmteste Beispiel dort ist die Moschee von Cordoba.

Die griechische Göttin *Pallas* ist an einer Stelle der *Conquête de Jérusalem* (J. 5536 einer Fortsetzung der *Chanson d'Antioche*) erwähnt. Im letzteren erscheint auch der Höllenhund Cerberus, *portier d'enfer* [48]).

Das Dioskurenpaar *Castor* und *Pollux* begegnet uns im *Anséis de Cartage*, und mit ihnen ist die ganze Schar homerischer Helden erwähnt. Der *Anséis* gehörte zu jener späteren Schicht von *Chansons de geste*, der 1. Hälfte des XIII. Jahrhunderts, von der Gaston Paris sagt: *(les poètes) qui voulurent encore faire des chansons de geste furent obligés d'inventer leurs récits* [49]), und nicht mehr naiv die alten überkommenen Gesten nacherzählten und nur halb bewußt unter der Hand formten. Bei solchen Dichtern, wie z. B. auch bei *Adenes li Rois*, der sich in ähnlicher Lage befand [50]), treffen wir auch denn häufigere Namensnennung antiker Gestalten mit Vorliebe aus dem homerischen Sagenkreis. So kommt es, daß die griechischen Helden sehr viel mehr genannt werden, als die römischen aus dem vergilischen Epos. Diese vorzügliche Bekanntschaft rührt daher, daß der ursprünglich byzantinische Roman *Dictys und Dares*, der die alten trojanischen Helden, dem veränderten Zeitgeschmack entsprechend, der Welt in romantischem Gewande vorgeführt hatte, in Frankreich weite Verbreitung und begeisterte Aufnahme gefunden hatte, so daß ein Dichter, der wie jener des Anséis, darauf bedacht sein mußte, durch eigene Erfindung seinen Epenstoff zu bestreiten, gerne zugriff, wenn sich ihm zur Ausschmückung einer Stelle seines Werkes eine Gelegenheit und Erziehung bot zu jenem beliebten Sagenstoff. Wir haben es also hier weniger mit antiquarischer Gelehrsamkeit, sondern mit der Aufnahme von antiken Namen und Motiven zu tun, die unter den Zeitgenossen in breiteren Schichten, also nicht nur unter den gelehrten Klerikern verbreitet waren. Die Partie des Anseis lautet:

---

[48]) Nach Langlois. Die Stellen sind mir leider beide nicht zugänglich gewesen.

[49]) *Histoire poétique* p. 74.

[50]) Vgl. Gröber *Gr.* II p. 779 ff.

A.C. 1644 *D'ivoire i est uns castiaus esbatus*
Li mas en est et drois et estendus
Les cordes sont de soie, n'en sai plus
Li single furent de dras a or batus
Portrais i est et Castors et Polus
Lor suer Elaine et rois Menelaus
De Troie i est li chembiaus et li hus
Coment Hectors fu mors et confondus
Et Achilles et li rois Patroclus
Et Antenors et li ber Troilus
Coment de Troie fu li murs abatus
La chites arse et Ilions fondus
Li biaus palais ja mais teus n'iert veus
Et li ceraus ens sacies par les murs
U li Grieu erent ki bouterent les fus
En la chite dont il erent confus.

Diese Schilderung ist in der Art, wie sie Homer als auf dem großen runden Schild des Achilleus getrieben vor uns vorbeiziehen läßt. Mit den zehn Namen dieser Nennung ist der Umkreis der freilich nur dem Namen nach bekannten homerischen Helden bei den Jongleurs noch lange nicht erschöpft, während einige der Erwähnungen, wie *Antenor*, *Castor* und *Pollux, Ilion, Patroclus*, *Troilus* einzig nur an dieser Stelle vorkommen. *Achilles* findet man noch an einer anderen Stelle des Anseis zusammen mit seinem Vater *Peleus* genannt.

A.C. 1393 *Puis lache un hiaume ki fu roi Peleon*
Ki le dona Achille le felon
En son cief l'ot a la destruision
Quant il ochist Hector par traison[51])
Puis l'ot Ajax, ki fu fiex Telamon
Ki le garda mainte longe saison
Puis li embla uns leres Malcion
Ki le vendi au fort roi Danemon
Chil l'envoia le roi Marsilion

Man sieht hier wieder, wie vorzeitliches Heidentum des homerischen Heldenalters zusammenrückt mit den Sarazenen der jüngsten Vergangenheit, der Kämpfe des aus dem Rolandslied übernommenen König Marsilie mit Roland und Karl dem Großen. Nur zwei Glieder sind in der Geschichte dieses Helms eingeschoben, der Dieb Malcion, der ihn dem Ajax stiehlt, und der starke König Danemon, der sonst in einen anderen Sagenkreis hineingehört, der aber hier den Helm an den Sarazenen-

[51]) Das ist die eine Stellungnahme für Hector und die Trojaner, die sich durch den Einfluß Vergils erklärt (Eneas der Trojaner und Urvater der Römer). Außerdem führten die Franzosen legendarisch auf den König Francion ihren Ursprung zurück, einem bei der Zerstörung Trojas entkommenen Sohn Hectors. Die Sage wird zuerst von dem merovingischen Chronisten Fredegar berichtet. In den *Ch. d. g.* erwähnt den König Francion *Girart de Roussillon* 130. Im Dictys und Dares der Quelle dieser Episode ist freilich aus anderen Gründen der unhomerischen Tradition der Vorzug gegeben.

könig Marsilie weitergibt. — Im *Gui de Nanteuil* wird auf den Raub der Helena angespielt:

G.N. 54 *A moillier la pendroi en ceste quarantaine*
Et en aras le duel qu'ou Me(ne)laus d'Elaine
Que Paris li toli es prés desous Miçaine

So wird die griechische Heldensage gerne von den mittelalterlichen Sängern als Gleichnis für ähnliche Begebenheiten, die ihren Helden widerfahren, beigezogen. So im *Aye d'Avignon*

A.A. 53 *Le fil Marcilion mandent par ire plainne*
Que li rendez Ayen la niece Karlemaine
Et se vos ce ne faites, plus grant gent vos ameinne
Que li rois Menelas ne conduit por Elainne

Am beliebtesten ist der Vergleich mit der schönen Helena und ihren Geschicken:

A.A. 52 *Dusqu'Elainne la bele que Menelaus perdi*
Dont la cité de Troie destruit et deserti
Por une seule fame si grant guerre ne vi

In der Sibille, einem Nachtrag zum Makaire, steht die Zeile:

Sib. 310 *Paris n'ama Elaine que il avait tant ciere*

Paris liebte Helena, die er doch so teuer hielt, nicht so sehr wie der gegenwärtige Liebhaber seine Geliebte. Den Vergleich mit den körperlichen Eigenschaften Helenas zieht *Adenes li Rois* in seiner *Berte aus grans piés* in einer Hyperbel:

B. 1276 *La char avoit plus blanche que ne soit blanche laine*
Et les cheveus plus blons que onques n'ot Elaine

oder in einem Gebet der Königinmutter an die Mutter Gottes:

B. 1780 *Mere Dieu debonaire roine souveraine*
Dont vient ce que ma fille qui plus bele est k'Elaine
Se fait ainsi hair gent voisine et lointaine?

ähnlich im *Schwanenritter:*

Bé. 246 *Bele avoit la maissele et la color rosine*
N'estoit mie mains gente d'Elaine la roine

Der ausführlichen Schilderung der Trojasage im *Anseis de Cartage,* die dort in kunstreichen elfenbeinernen Schnitzereien auf dem Prunkschiff festgehalten war, tritt im Schwanenritter ein ähnliches zur Seite. Hier sind es die Bilder eines Schloßgemaches, die dort an den Wänden gemalt sind. Zur einen Seite die Indienfahrt Alexanders des Großen, auf der anderen die Trojasage.

Bé. 115 *D'autre part de la chambre ot paint en un destor*
Elaine la roine, nus ne vit belissor
Si com Paris l'embla qui se fist robéor
A Troie l'emmena si la prist à oissor
Ses noces en mena à joie et à baudor.
Après est Menelas qui le sent par vigor
S'i iert Agamemnon et un fiex sa seror
Là jus avoit tel ost nus hom ne vit gregnor
En més et an galies erent li nageor

De la chité issirent li vaillant poignéor
Tant i sist Menelas ce content li autor
Que I castel de fust firent enchantéor
Si pristrent la chité et le pais entor
Li rois l'arst et destruist et mist en tenebror
Tuit furent eschillé à dol et à tristor.

Hier verrät sich der Dichter und hält an einer Stelle nicht mehr die Fiktion der Beschreibung eines Gemäldes aufrecht, denn er fällt aus der Rolle, wenn er sagt: *ce content li autor.* Diese Autoren in der Mehrzahl sind die Verfasser der Romane *Dictys und Dares,* und ihre Bearbeitungen, die in Frankreich Ende des XIII. und der folgenden Jahrhunderte weite Verbreitung gefunden hatten. Die erste französische Übersetzung des *Dares* aus dem Lateinischen rührt von dem Dominikaner *Jofroi de Watreford* im ersten Drittel des XIII. Jahrhunderts her [52]). Eine zweite folgt nach kurzem. In dieselbe Zeit fallen die beiden ausführlichsten (hier schon zitierten) Schilderungen in den Chansons de geste, im *Schwanenritter* und im *Anseis de Cartage.* — Auch Hector und sein Schicksal wird vereinzelt zum Vergleich der Gegenwart herangezogen.

A.C. 4153 *Puis la bataille, la ou Hectors mors fu*
Par devant Troie dont li mur sont fendu
Ne fu si fiere en tres le tens Artu

Im *Hugue Capet* wird dieser an Waffenreichtum über die berühmtesten Helden aus Geschichte und Sage gestellt, unter diesen befindet sich auch Hector. Die Zusammenstellung ist nicht uninteressant, sie zeigt wieder, wie in diesen romantischen Epen Wirklichkeit zur Sage wird, und Sage mit Wirklichkeit unentwirrbar verflochten ist.

H.C. 159 *Comment Huez est preus et d'armez pourréus*
Onquez ne fist tant d'armez Hector ne Capallus [53])
Ne Judas Macabeus ne le ber Melidus
Marsillez, Balligans nel Cort roy Fernagus

Das Grab Hectors wird im *Baudouin de Sébourg* [54]) II, 145 erwähnt, wo auch von Paris und Priamos gesprochen wird. Einmal im *Anseis* wird auch das Schiff des Paris zum Vergleich genannt mit anderen berühmten Schiffen; es ist wohl das, auf dem er die geraubte Helena nach Troas führte:

A.C. 569 *La nes Foucon, ke on va tant prisant*
Ne la Paris de Troie, fil Priant
Ne valut mie a cheli un besant.

---

[52]) cf. Léop. Constans: Le Roman de Troie par *B. de St.-Maure* Tome VI Introduction c. IV p. 95, in der *Soc. des anc. textes* erschienen.

[53]) cf. Langlois p. 131 Anm. 1: Il s'agit probablement de Capaneus un des sept chefs thébains scheint mir wenig wahrscheinlich, da Capaneus nicht einmal bei Brunetto Latini vorkommt. Im Mittelalter war er Sinnbild des wütendsten Gottesleugners. Cf. Dante *Inf.* XIV, 45-72.

[54]) Mir leider nicht zugänglich.

Sprichwörtlich war der Reichtum des Königs Priamus

A.C. 658 *Dist li rois: Bele chertes jou nel fairoie*
Pour tout l'avoir, k'ot roi Prians de Troie

Ähnlich der vorvorigen Stelle, wo im *Hugues Capet* die reichen Waffen des Hektor gepriesen werden, finden sich im gleichen Epos mit fast denselben Worten auch die Waffen des Priamus gepriesen. Es liegt aber die Vermutung nahe, daß der Name *Priant*, der im Reime steht, ein Lückenbüßer und Verlegenheitsfund ist, um ein Reimwort zu finden.

H.C. 103 *Car qui aroit vestu les armez roy Priant*
Et s'euist fain et soif ne rauroit il ung gant.

Einmal im *Girart de Rousillon*[55]) 177 ist Hekuba die Mutter des Hektor und Gemahlin des Priamus genannt. Troia selbst gehört zu den berühmten Beispielen irdischer Pracht, die der Vergängnis anheim fielen. Die meisten Erwähnungen, von denen schon eine Reihe in anderem Zusammenhange zitiert wurden, treffen wir wieder im *Anseis de Cartage*, der am häufigsten von allen auf den homerischen Sagenkreis eingeht.

A.C. 892 *Puis sont monte ens el maistre donjon*
Ains de si rice n'oi parler nus hom
Fors du palais, ki fu a Salemon[56])
Ki fu gastes a la destruision
Dont Troie fu prinse par traison

Der Kampf um Troia dient als Größenmaßstab für die Bedeutung aller Schlachten fortan:

A.C. 6424 *Ains mais ne fu, sacies, nes une foie*
Si grans bataille puis le siege de Troie
K'il ot le jor aval le sablonie.

Alle Stellen, an denen in den Chansons de geste etwas von der homerischen Sage berichtet wird, kann man von zwei Gesichtspunkten von außen her umfassen. Entweder ist die Schilderung der mit Bildern geschmückten kostbaren Kunstgegenstände, oder Troia und seine Helden sind im Ganzen oder im einzelnen das Maß, an dem spätere Helden und deren Taten gemessen werden. Zu der ersten Art gehört unter den Erwähnungen Troias noch eine, in der uns eine kostbar gewirkte Decke gezeigt wird.

A.C. 8535 *Droit enmi l'aire de la sale pavée*
Ont estendue une grant kiute ovrée
D'un inde paile d'or fu eskekeree

---

[55]) Mir leider nicht zugänglich.

[56]) cf. I. Alton a. a. O., Anm. zu 894, p. 516: *Salemon* paßt nicht, da auch eine zeitliche und örtliche Verschiebung des Ereignisses nicht möglich ist; besser vielleicht zu lesen *a Lucion*, aber wer war dieser? Der Lykierfürst *Lykaon*, lat. *Lycius*, der Vater des Pandaros, welchen Homer öfter erwähnt? ... Ich glaube nicht, daß man irgend eine Nebenfigur aus der Ilias, die ja hier nicht einmal direkte Quelle ist, ausgraben darf, denn der Verfasser des *Anseis* verrät nur allgemeine Kenntnis der trojanischen Sage.

> *D'un blanc diaspre estoit entor bordee*
> *Sor le blanc fu de vermeil por filec*
> *Toute l'estoire con Troie fu gastee.*

Der zweiten Art gehört wiederum eine Stelle aus dem *Hugues Capet* an:

> H.C. 91 *Le roine vous mande que, pour l'avoir de Troie*
> *Ne vous donroit se fille ...*

Dieses „*pour l'avoir de Troie*" könnte zur stehenden Redensart geworden sein, ähnlich wie wir A.C. 659: *Pour tout l'avoir k'ot roi Prians de Troie* angetroffen haben, oder wie wir *Aliscans* 198 als Schwur: „*por la cité de Troie*" hören.

Außer dem troianischen Heldenkreise begegnet man noch anderen Namen aus der griechischen Sage in den Chansons de geste, *Hercules* ist der Name eines Sarazenen von Antiochia (Ant. I 239, II, 15). Drei Könige von Argos: *Ardeastus, Salfin* und *Tideus* kommen an der schon genannten Stelle des *Bauduin de Sebourg* II 146 vor, der mir leider nicht zugänglich ist. An dieser interessanten Stelle sind augenscheinlich die Sagen der sieben vor Theben (Adrastos) mit der Sage von Troia verbunden. — Weit seltener als die griechischen sind Gestalten aus der römischen Sage, oder genauer gesprochen aus dem Vergilschen Heldengedicht. Die *Sibylle* wird einmal im *Mainet* (XII. Jh.) genannt in der üblichen Art des Vergleiches:

> Ma IV, 45 *Qui plus sot des estoiles, de la lune luisant*
> *Que Othes ne Sebile*[58]) *qui s'en penerent tant*

Eneas wird einmal im *Girart de Vienne* 129 genannt, wie er sich mit einem gewissen Ratoant schlägt[58]). Von seiner zweiten Gemahlin *Lavinia* hören wir im *Anseis de Cartage.* Wie Helena dient sie zum Vergleich der gefälligen Frauen:

> A.C. 1675 *Plus ert plaisans par le mien ensciente*
> *K'onques ne fu Lavine de Laurente.*

Auch König *Turnus* wird einmal erwähnt im *Baudonin de Sebourg*[58]) II, 202. Langlois bemerkt in seiner Table des noms propres: *Tournus* (le roi) Connu pour le nombre de ces bâtards, wovon jedoch bei Vergil noch nichts steht, wo er als verschmähter Bräutigam auftritt und im Zweikampf gegen Eneas unterliegt.

IV. Griechenland und griechische Geschichte.

Das Wissen der jongleurs von den alten Griechen, die in historischer Zeit gelebt haben, beschränkt sich auf wenige Gestalten. Das Interesse ist im wesentlichen auf Alexander konzentriert. Über das Land Griechenland, seine Lage, seine Sprache

---

[57]) Anm. zu dieser Stelle von Gaston Paris: *Romania* IV p. 329 *Sebile* est le nom générique des Sibylles devenu nom propre comme dans maint poème. On trouve souvent la reine Sebile. — Quant à *Othes* je ne sais que c'est.

[58]) Die Stelle ist mir nicht zugänglich.

und seine Bewohner ist man in den Chansons de geste nicht einerlei Meinung. Nicht überall wie bei der Karlsreise nach Konstantinopel ist man über die zeitgenössischen Verhältnisse, daß dort nämlich der byzantinische Kaiser herrscht, orientiert.

47 *Del rei Hugun le Fort ai mult oit parole*
Emperere est de Grèce de Cunstantinoble
Il tient tute la Perse treske en Capadoce.

Man sieht hier, wie die geographischen Begriffe, wenn sie noch etwas weiter entfernt liegen, schwankend werden. *Kappadozien* ist ein fernes Land; daß es noch vor Persien von Konstantinopel aus gesehen liegt, weiß man nicht mehr. Bei den anderen Jongleurs ist aber das „*raigne de Persis*" ein fernes Land, das das Schicksal aller fernen Länder in ihren Augen teilt, z. B. auch Rußland, es ist ein Heidenland, und seine Bewohner *li Persant* sind gleichbedeutend mit den Sarazenen. Aber dieselbe Vorstellung greift auch auf das näher gelegene Griechenland über [59]). Im *Floovant* heißt es:

F. 39 *Maont reclamai tant qu'i m'an mit à delivre*
Or m'en revoel auler on réaume de Grice.

Aus dieser Stelle und dem ganzen Zusammenhang, in dem sie steht, geht hervor, daß dieses „*réaume de Grice*" ein sarazenisches Königtum ist. An anderer Stelle im *Bastard de Bouillon* werden die „griechischen Sarazenen" besonders aufgeführt:

B.B. 1990 *Qui veist Bauduin qui de Surie est roys*
Abattre et reverser ches Sarrasins grigois
und 5706 *Li bastars de Bouillon qui fut preus et courtois*
Desire plus veoir les Sarrasins grigois

Zum stehenden Ausdruck in der *Esclarmonde* und ihren Fortsetzungen *Clarisse et Florant* und *Yde et Olive* 895, 6305, 6997 ist: ... *dusquala mer de Grisse* geworden: C. F. 3925 fragt *Pierres,* der Christ

Qui estes vous a moi le devés dire
Et cil respondent doutre la mer de Grisse

Darauf werden sie zusammengehauen, denn überm griechischen Meere wohnen nur die Sarazenen. Ganz deutlich wird es an den Griechen ihrer Zeit, was sie in den Augen der französischen Spielleute waren. Im *Huon et Calisse* (XIII. Jh.) hören wir von einer Heldentat des Huon de Bordeaux:

H. et C. 43 *Car dedens Babilone o palaix maginois*
Ochis le roy Gaudisse par devant ses Gregois.

Der Sarazenenkönig von Babylon wird inmitten seiner Griechen (will heißen Sarazenen) erschlagen. Oder es heißt im *Anseis:*

A.C. 7448 *La ot ochis maint bel ceval norois*
Navre a mort maint Turc et maint Grigois.

[59]) Im *Baudouin de Sebourg* I 5, II 21 ist Griechenland direkt als *la terre alexandrine* bezeichnet.

oder im *Jourdain de Blaives* (Anfang XIII. Jh.):

4003 *Les esperons fait au destrier sentir*
Dou brant d'acier va Grijois envair

Vorher war gesagt worden, daß diese *Grijois paiens* Heiden seien. Aus diesen Beispielen geht hervor, daß in vielen Fällen für die Jongleurs: Griechen, Sarazenen und Heiden ein und dasselbe bedeuteten.

Mit der griechischen Sage, die in den Chansons de geste ziemlich häufig erwähnt wird, verhält es sich ähnlich, da diese Sarazenen-Griechen als ihre Muttersprache angeblich auch griechisch reden. Nur bleibt es zweifelhaft, ob die Jongleurs glaubten und ihre Hörer glauben machten, daß griechisch die eigentliche Sprache der Sarazenen sei, oder ob es daneben noch eine andere sarazenische Sprache gäbe, wie auch in der abendländischen Christenheit die mannigfachsten Sprachen und Dialekte nebeneinander gesprochen werden. Wir werden sehen, daß die Meinungen sich hierüber augenscheinlich spalten und für beide Auffassungen Belegstellen beigebracht werden können. Zunächst einige Beispiele für die Auffassung, daß griechisch „die“ Sprache der Sarazenen sei. Im *Gaufrei* (XIII. Jh.) heißt es:

Ga 123 u. 125 *Tierri parla Grejois qui bien le sot parler*
Le paien apela, que Dex puist mal donner
Sarrasins, dist Tierri, ... etc.

In der Schlacht bei *Aliscans* wird eine Kriegslist angewandt gegen die ungläubigen Feinde:

Al. 63 *Li quens respont, s'a la lange tornée*
Grigois parole s'a sa reson muée

Da die Kämpfe im Epos in der Nähe von Arles in Südfrankreich gegen die Mauren aus Spanien geführt werden und in die Zeit Ludwigs des Frommen verlegt sind, wo die Sarazenen gar nichts mit Griechenland zu tun haben, muß doch wohl der Dichter des kerlingischen Epos angenommen haben, die Umgangssprache bei den Sarazenen sei das Griechische gewesen. Ähnlich im *Anseis de Cartage:*

A.C. 6055 *Li rois Marsiles ne tint pas cief enclin*
Un baston tint, mout maine grant hustin
Sa fille apele en grigois sans latin:
Fille, dist il, par mon dieu Apolin
Queus gens sont chou desous chel aubespin?

Diese Stellen sind eindeutig [60]). Zweifelhaft ist:

Al. 42 *Grigois parole bien en fu latimés* [61])
Sarrasinois resavoit il assés
De tos langages estoid endoctrinés

---

[60]) Hierher gehörig noch
A.C. 6234 Par Mahomet, u ira chis harnois
Esclarabins lor respont en grigois

[61]) *latimés* = *latinés* lateinkundig und dann allgemein einer Sprache kundig. Cf. Godefroy Dict.

Ob hier griechisch und sarazenisch sich noch als Begriff decken? Klar geschieden im Sinne der zweiten Auffassung sind sie in den übrigen Beispielen. Die drei Stellen, um die es sich hier handelt, obwohl verschiedenen Typen angehörend, haben dasselbe Motiv: eine Person darzustellen, die die seltene Gabe hat, viele Sprachen zu verstehen und zu sprechen. Im *Anseis* rühmt der Sarazene *Sinagons* die Sprachkundigkeit der beiden *Fabur* und *Matifer:*

A.C. 8047 *Bien emparles en romans et grigois*

und weiter 8050 *Bien sevent tout et flamenc et franchois*
Normant, Breton, hanuier [62]) *et tiois.*

Dem romantischen Charakter der altfranzösischen Epen entsprechend, ist an den beiden anderen Stellen die Sprachgelehrsamkeit der Frauen beigelegt: Im *Aiol* der Pucelle:

A. 5420 *Ele sut bien parler de XIIII latins* [63])
Ele savoit parler et grigois et hermin
Flamenc et boogengon et tout le sarrasin
Poitevin et gascon se li vient a plaisir.

Tout le sarrsin, alle sarazenischen Sprachen sind hier umfassender gemeint als das *grigois.* Zu seiner Seite steht das *hermin,* als Vertreter der orientalischen Sprachen das Armenische, das sich der jongleur ausgedacht hat [64]). Bemerkenswert ist, daß bei der Sprachenaufzählung außer den orientalischen Heidensprachen nur französische Dialekte genannt sind, wenn man unter *flamene* nicht das germanische vlämisch, sondern das angrenzende wallonisch versteht. Noch abenteuerlicheres Sprachwissen entwickelt aber im *Girart de Roussillon* Bertha, die Tochter Karls des Großen. In der Übersetzung von Paul Meyer aus dem provençalischen, die mir vorliegt, heißt es: Gir. 16 *l'empereur fait amener des filles; Berthe d'abord au cler visage, au doux regard. Son père lui a fait apprendre les arts; elle sait mettre en roman le chaldéen et le grec et connaît à fond le latin et l'hébreu* [65]). Bei all diesen Stellen ist keine einzige, die ver-

---

[62]) Sprache vom Hennegau (Belgien).

[63]) *latins* kann nur 14 Sprachen heißen, ursprünglich von dem Bewußtsein ausgehend, daß mehrere „*lateine*" die romanische Sprachen seien, dann dehnte sich der Begriff auf alle, auch die nicht romanischen Sprachen aus; cf. Dante Par. XVII, 33-36 *e con preciso latin rispuose quello amor paterno.* Es ist nicht anzunehmen, daß der alte Kreuzzugritter zur Zeit Konrads II. Latein gesprochen habe zu seinem Nachkommen. Mit dem „*planen latein*" ist wohl die Vulgärsprache, ein ungekünsteltes Italienisch, verstanden.

[64]) Auch Alexander der Große wird Alberic de Besançon in Griechisch, Latein, Hebräisch und Armenisch unterrichtet von seinem Sprachmeister.

[65]) Vgl. Einhard: *Vita Caroli Magni* c. 19: *Liberos suos ita censuit instituendos, ut tam filii quam filiae primo liberalibus studiis, quibus et ipse operam dabat erudirentur ..... filias autem quinque Adalhaidem, Atulam, Guntradam, Berthaidem ac Theodoradam superstites reliquit.*

riete, daß man einen richtigen Begriff hätte, wohin die griechische Sprache zu stellen sei. Haben nun alle jongleurs wirklich gar keine Ahnung von dem Sachverhalt gehabt? Diese Frage gilt nicht nur der eben behandelten von dem Wissen um die griechische Sprache allein, sondern berührt fast alle Fragen, die in dieser Arbeit aufgeworfen worden sind. Ist überall die Naivität der abenteuerlichen Kombinationen, die, wenn man sie ernst nähme, Geschichtsklitterung wäre, ursprünglich und echt, oder spielt nicht manchmal bewußte und phantastische Märchenromantik mit hinein? Ich glaube, daß dies im einzelnen kaum mehr entwirrbar sein möchte, denn man kann wohl historisch das Höchstmaß der Kenntnisse einer Zeit und in ihr einer Gesellschaftsschicht feststellen, z. B. daß gewisse Kenntnisse über Aristoteles erst nach dem Zeitpunkt der Übersetzungen aus dem Arabischen verbreitet sein konnten, aber auf der anderen Seite ist der Abgrund der möglichen Unkenntnisse bei den einzelnen bodenlos, und die Fiktion einer Ignoranz aufzudecken, ist auf jeden Fall sehr schwierig, wenn nicht unmöglich.

Wenden wir uns nun wieder zur Antike und sehen, welche griechischen Gestalten noch über den Horizont der französischen Epen herüberragen. Da ist zunächst Platon. Man kann jedoch nicht sagen, daß er irgendwie als Gestalt hier sichtbar würde. Es ist nur sein immer wieder genannter Name, der durch die Jahrtausende herüber dringt und der nun als schwaches Echo noch in den abgelegenen Winkel eines Jongleurs klingt. Es mag die Ideenverbindung in diesen Köpfen etwa so mit ihm umgesprungen sein: Heide — gewaltig — Dämon — Teufel, denn wir finden seinen Namen merkwürdigerweise unter der uns schon genugsam bekannten Sippschaft der *Noiron, Pilatus, Mahomet, Tervagant* und wie sie alle heißen. Zweimal erscheint er im *Anseis* in der immerhin nicht unrühmlichen Gefolgschaft des Apollo:

A.C. 939 *Mahomet jure Apolin et Platon*
4591 *Mahon reclaiment Apolin et Platon.*

Alsdann hat für die französischen Epen der Ruhm des großen griechischen Arztes Hippokrates die Zeiten überdauert und dem Vergessenwerden getrotzt. Natürlich kommt dabei auch der Nationalstolz der Franzosen zur Geltung: die französischen Ärzte wissen und können sehr viel mehr als der berühmte Hippokrates [66]). So wird er zweimal im Maugis genannt:

Mg. 796 *Il sot de la clergie assez plus qu Ypocraz*
und 1758 *Parent erent Baudri et neveu Boriaz*
Le mestre de Tolete qui sot plus q'Ipocraz.

[66]) Nachdem im frühen Mittelalter das süditalienische Salerno den Ruhm hatte, die berühmteste Ärzteuniversität zu sein, trat im weiteren Mittelalter das südfranzösische Montpellier als Ärzteuniversität hervor. Sein bedeutendster Vertreter Chauliac war zur Zeit der avignonnesischen Gefangenschaft im XIV. Jh. Leibarzt der Päpste.

Das mag eine beliebte Metapher gewesen sein. Ein drittes Mal wird er mit einem sagenhaften Zuge verbunden und sein Name mit einem verborgenen wunderbaren Buch verknüpft:

Mg. 1902 *Car trouve ont soz terre en un celier voltiz*
Un livre merveilloz qui moult est de haut pris
Que li sage Ypocraz i ot repost et mis

Die dritte Gestalt, die aus der Schar der geistigen Führer Griechenlands bis zu unseren Epen überliefert worden ist, ist *Aristoteles*. Er ist in Geschichte und Sage mit seinem großen Schüler Alexander verknüpft [67]). Zwei Züge werden von Aristoteles in den Chanson de geste hervorgehoben. Er war danach ein großer Zauberer in mechanischer Kunstfertigkeit:

D.N. 50 *Onques par Aristote qui sot d'enchantement*
Qui fit l'omme d'airain parler si hautement
De nonante langaiges par ung tuel d'argent
N'ot si buen Alixandre es desertz d'Abilant [68]).
Quant hipopotamus le firent torment.

Und zweitens die im Mittelalter so oft bekundete Ironie. Es mag ein Mann noch so groß und mächtig sein, er wird doch von den Frauen überlistet. Jn unserem Zusammenhang stießen wir bereits mehrfach darauf, bei Kaiser Konstantin und bei Vergil. Es gibt auch eine mittelalterliche Tradition, wo dasselbe Abenteuer, das dem Vergil zugestoßen sein soll, dem Arzte Hippokrates angehängt wird. An derselben Stelle, an der jenes von Vergil erzählt wird, und unter den berühmten Männern, die der Schändlichkeit der Frauen zum Opfer fielen, befindet sich auch Aristoteles. Es ist die Geschichte, in der er von der Maitresse Alexanders geritten wird. In der Chanson vom *Bastars de Bouillon* ist sie nur gestreift. Sie ist bekanntlich außerdem zu einer kleinen Novelle ausgestaltet und gehört zu den Perlen der altfranzösischen Literatur [69]):

B.B. 5879 *Ne mieudres chevaliers onques mais ne regna*
Puis le tamps Alixandre qui le mont conquesta
Decheus est par femme, il s'en asotera
Aussi fu Aristotes qu'en si grant sens regna
Une femme fist tant qu'elle le chevaucha.

Die Bemerkung: *Aristotes qu'en si grant sens regna* deutet darauf hin, daß Aristoteles ein Herrscher gewesen sei. Es gibt auch sagenhafte Ausgestaltungen, nach denen Aristoteles der Mitherrscher Alexanders gewesen sei, soviel ich sehe, aber nur

---

[67]) Vgl. Wilh. Hertz: *Aristoteles in den Alexanderdichtungen d. M. A.* in Gesammelte Abhandl. 1905.

[68]) Anm. von Langlois: *Le nom d'Abilant représente celui de la ville d'Abila aujourdhui Nebi-Abil au pied de l'Antiliban.* Cf. *Romania* IX, p. 29.

[69]) Ursprünglich stammt die Erzählung aus Indien, wo sie einem Weltweisen begegnet (*Pantscha Tantra* Cap. 4 Fabel 1). Von dort trat sie über das Griechische ihren Zug nach dem Westen an.

in der orientalischen Tradition[70]). In den Altfranzösischen Alexanderromanen begleitet er Alexander auf seinen Zügen durch Asien. Was nun *Alexander* selber betrifft, so sind die Erwähnungen seines Namens und seiner Taten in den Chansons de geste häufig und erlauben eine bestimmte Gruppierung. Diejenigen, wo er im Zusammenhang mit Aristoteles auftritt, sind schon zitiert. Eine Gruppe bilden wiederum die Vergleiche an Alexander im *Aimeri de Narbonne:*

9 *Et porice dirai sanz plus atendre*
Del plus preudome qui fust puis Alixandre

Im *Hugues Capet:*

H.C. 127 *Je croy que sa proesche doit estre comparée*
Deseure tous les preus dont on fait devisée
Alixandre ly rois le sire de Caldée
Ne Artus de Bertaigne n'y vallurent rien née.

Zum Vergleich werden hier die beiden größten Helden des Altertumes und der sagenhaften Vorzeit beigezogen und Alexander zum Zeichen seiner Herrschaft über den Orient der Herr von Chaldaea genannt. In einer weiteren Stelle desselben Epos wird eine noch größere Heldenschar aufgeboten zum Vergleich des gegenwärtigen Helden:

H.C. 58 *J'ay moult oy lower Rolant et Olivier*
Et Guillame, vo frere et le danois Ogier
Mais je croy que cil IIII que m'oés prononchier
Ne Judas Maquabeus, ne Alexandre le fier
Ne peurent tant de bien en yaus amanagier
Qu'à cestui se péussent de proesche apairier

Für die eigentliche Verquickung von geschichtlichen und sagenhaften Personen ist dies wieder ein charakteristisches Beispiel. Dabei haben die Jongleurs unzweifelhaft ihre Lieblingsgestalten und eine solche ist sicher der tapfere Judas Maccabaeus. Wo überall haben wir ihn schon auftauchen sehen! Als Großvater Caesars, als Töter seines Feindes Antiochus Epiphanes und hier neben Alexander dem Großen.

Eine weitere Gruppe, von der wir auch schon Beispiele angetroffen haben, so etwa die hiebsichermachende Salbe des Kaiser Titus, begreift Gegenstände, Antiquitäten oder Lebewesen in sich, deren Wert sich dadurch steigert, daß sie auf berühmte Persönlichkeiten zurückgeführt werden. Da kommt nun im *Gui de Nanteuil* ein besonders edles Roß vor, das der Sohn des berühmten Bukephalos ist.

G.N. 79 *Li amiraus s'eslesse et sist seur un cheval*
Moult par dut estre biaus qu'il fu fix Bucifal
Le destrier Alixandre qui tant souffri de mal.

Hierbei ist es unentschieden, wer „*tant souffri de mal*", Alexan-

[70]) Hertz a. a. O. p. 43 berichtet dies von Firdusi.

der oder Bukephalos. Oder es ist der Degen Alexanders, der angeblich die Zeiten überdauert hat. Im *Gaidon* (XIII. Jh.):

G. 193 *Et ceint l'espée. se li rosles n'en ment*
Qu'ot Alixandres quand conquist Orient

oder es ist ein Helm, der von Alexander vor Zeiten von seinen Feinden erbeutet, dann in der Schatzkammer Karls des Großen bewahrt wurde, um von dort aus durch Einbrecher entwendet zu werden. Die Feinde, von denen Alexander den Helm erbeutet hatte, sind im *Girard de Roussillon* nicht mehr die alten Perser, sondern die heutigen Bewohner des Landes, die Türken. Ein solcher Anachronismus ist im Mittelalter sehr häufig, so daß man manchmal liest, Caesar kämpfte gegen die Franzosen. Aber auch noch in späterer Zeit während der Renaissance war dergleichen üblich. Machiavelli spricht in seinen *Discorsi* niemals von Etrurien und Gallien, sondern von Toscana und Frankreich. So waren es bei ihm die Franzosen, die im Jahre 388 v. Chr. Rom erobert haben. — Die betreffende Stelle im *Girart de Roussillon* lautet: Gir. 316 *...ils enlevèrent à Charles de grandes richesses. Ils emportent trois cent hanaps de l'œuvre du roi Salomon et le heaume et la broigne de Meiron que le roi Alexandre prit aux Turcions* [71]). Eine weitere uns bekannte Gruppe, in der die Geschichte des Helden auf einem Kunstgegenstand dargestellt wird, ist auch bei Alexander mit einer Stelle vertreten. Feenkönig Auberon sitzt auf einem von seinem Vater Julius Caesar ererbten „fauteuil" kunstreichster Arbeit. Die Füße dieses Ruhebettes sind von reinstem feinen Golde und mit Bilderschmuck versehen. Da sieht man König Alexander Turnier abhalten:

H.B. 108 *El faudestuel sist Auberons li ber*
Li pecoul furent de fin or esmeré
Li arc d'Amors i furent compasé
Fees le firent en une ille de mer
Roi Alixandre le firent presenter
Qui les tornois fist faire et estorer
Le roi Cesar le fist après donner
Cil le laissa son fil par amisté.

Die nächsten drei Erwähnungen Alexanders sind aus der Subjektivität der Jongleurs erwachsen. Eine durchsichtige Stelle in der *Prise de Pampelune* (XIV. Jh.) spricht von der überschwenglichen Freigebigkeit Alexanders; das sei ohne Frage der hervorragendste Charakterzug des Helden gewesen, in dem er alle Welt übertroffen habe,

P.P. 5603 *Bien saves che Alixandre sourmonta tote gient*
Trou plus par bien prometre et donier noblement
Che par nule autre çouse com vous oies sovent

[71]) Anm. d. Übersetzers Paul Meyer zu dieser Stelle: Je ne vois dans les divers poèmes d'Alexandre rien a quoi puisse s'appliquer cette allusion.

Dies mögen die Zuhörer als leuchtendes Beispiel zur Nacheiferung gewiß häufig zu hören bekommen haben. Denselben Zweck aber in einem betrübten Tone verfolgen gelegentliche Preisungen der guten alten Zeit bei den Jongleurs, in denen sie es besser hatten und Kaiser Karl sich gern von den früheren Helden vorsingen ließ. Im *Doon de Nanteuil.*

D. N. 124 *Mout fu bien servi Challes et sa gent par memoire*
Meint enstrument y sonne: ce signifie gloire
Et chantent et vielent et content d'Apoloine
D'Alexandre et de Daire, del chevalier santoire [72]).

oder es wird geklagt über den Verfall der Kunstübung der früheren Jongleurs, indem man ihr reichhaltiges Repertoire aufzählt, über das sie in früheren Zeiten verfügten und in dem nicht Gesänge von König Alexander fehlen durften.

D.N. 89 *Or sunt nostre mestier mout forment decliné*
Et chantent d'Apoloine e del biel Tenebré
Del viel Antiocus, de Porus et d'Otré
Et del roi Alexandre et del preu Tholomé
Or n'i a mès garçon s'il set ung vers rimé
Quant a clerete voix et est bien desreé
. . . . . .

Von den eigentlichen Taten und Zügen Alexanders wissen die Jongleurs nicht viel zu erzählen. Hier und da wird einmal auf einen Zug durch die Wüste und Kampf mit großen Tieren wie Nilpferden angespielt. Ein solcher Hippopotamus war den Hörern ebenso sagenhaft wie die „*li griffon li ostrice et li felon voutor*", die als bedräuende Ungetüme an anderer Stelle gemalt sind. Wenn man betrachtet, was gerade von den vielen Alexandertaten aus der Überlieferung und den gleichzeitigen Alexanderepen in die *Chansons de geste* herübergedrungen ist, so findet man, daß es nur die handgreiflichsten und für einfache Gemüter eindrucksvollsten Episoden sind. So vor allem die Erzählung vom Schlachtroß des Königs und seinen Geschicken. Eine Erwähnung ist bereits zitiert. Eine zweite ist eingehender. Der äußere Anlaß ist wieder die Darstellung eines Gemäldes, was den antiken Stoff vor Augen führt. Es ist dieselbe Stelle im *Schwanenritter*, wo von der Ausschmückung des Prunkgemaches erzählt wird. Auf der einen Seite sieht man den trojanischen Krieg verbildlicht, auf der anderen Seite die Indienfahrt Alexanders des Großen und dabei besonders die Geschicke des Bukephalos.

Bé. 115 *En une des parties avoit paint un estor*
Que Alixandres fist en Ynde la major
Puis qu'il vint desers où il ot le fréor
Quant les bestes salvages li firent la péor
Li griffon li ostrice et li felon voutor
Là estoit la bataille del povre l'aumachor
Qui ocist Buchifas son destrier milsodor

[72]) corr. Saint Joire (saint Georges).

Et si com Alixandres le feri par vigor
Et fist une chité establir por s'amor
Bucilasse l'apelent cil qui manent entor.

Im *Roland* wird in zwei Versen des Todes Alexanders gedacht, gemäß der Sage die umlief, daß er von seinen ungetreuen Dienern vergiftet worden sei.

Ro. 1 156 *Alixandre qui tant fu conquiranz*
Ke fu enposonez par li culvert soduianz

Im Zusammenhang mit Alexander oder ohne ihn tritt manchmal sein unterlegener Feind *Darius* auf. Auch von ihm sangen die Jongleurs, und wir haben ihn in der bereits zitierten Aufzählung ihrer Vortragsstücke angetroffen. Ein weiterer Hinweis auf sein Geschick, das Gericht, das über Darius hereinbrach, findet sich wieder im Roland von Châteauroux und Venedig (Ende XI. Jh.).

Ro. 1 180 *Ia n'ert vencuz tex hom nasi de maire*
Car lassallons puis arons meins a faire
Se plus i somes iel vos di sans contraire
Ne fu tex perde puis le jugement Daire

Dieses Zitat gehört wieder der Gruppe der Vergleiche von Vergangenheit und Gegenwart an.

Daß Alexander in den *Chansons de geste* verhältnismäßig häufig vorkommt, kann nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß fast im ganzen Zeitraum des altfranzösischen Schrifttums neben der Volksepik, die die Jongleurs auf Burgen und Märkten laut zum Besten gaben, eine Kunstepik bestand, die zur Lektüre bestimmte Romane war; neben diesen Epen in der Vulgärsprache gab es auch solche in lateinischen Versen. Und alle diese Dichtungsgattungen beschäftigte, jede auf ihre Weise, der Held des Altertumes Alexander. Wir haben im XII. und XIII. Jh. das eigentümliche Schauspiel, daß jede Gesellschaftsschicht auf der ihr eigenen Bildungsstufe eine besondere Literatur geschaffen hat in verschiedenen Dichtungsgattungen. Weil das Bildungsniveau sehr große Abstufungen aufwies und überhaupt die Stände jener Zeit scharf getrennt waren, haben sich die einzelnen Arten ziemlich rein und unvermischt erhalten, was nicht ausschloß, daß einiges von Stufe zu Stufe durchsickerte. Was aber so durchsickerte, war nicht die Form und Gestaltungsart, die jede Stufe wieder anders prägte, sondern der Inhalt, einzelne Teile des epischen Stoffes. An den Alexanderepen könnte man diesen Vorgang gut beleuchten, weil alle Stufen sich mit diesem Stoff befassen. Da ist zunächst der höchste Bildungsstand des Mittelalters, der gebildete Klerus und die Gelehrten, die bekanntlich lange Zeit hindurch auch alle Kleriker waren. Für sie schuf *Walter von Châtillon* ein gelehrtes lateinisches Poem, die *Alexandreis*. Über sie sagt Gröber *Gr.* II.[1] p. 408: „Die schon vorher beliebte im 9. und 10. Jh. mehrfach in Versen behandelte Alexandersage bearbeitete in der Sprache der Aeneide und der

allegorischen Dichtung in für das M.A. klassischer Vollendung... Gautier von Lille (Châtillon), der, Virgil nacheifernd, sich als dichterischer Erneuerer eines antiken Stoffes in antikisierendem Stile mit Recht unter den gelehrten Dichtern der Zeit fühlt". Hatte Walter von Châtillon aus der historischen Quelle, dem *Curtius Rufus de rebus gestis Alexandri Magni* geschöpft, so fußte die Kunstepik, die zur Unterhaltung der höfischen Ritterschaft bestimmt war, auf anderem Boden. Hier schöpft schon der *Alberic de Besançon* im ausgehenden XI. Jahrhundert aus *Julius Valerius Epitome* des im dritten nachchristlichen Jahrhunderts entstandenen *Pseudokallisthenes*, also schon aus einem sagenhaft ausgestalteten Bericht über Alexanders Taten. Die späteren Alexanderromane leiten ihre Kenntnisse von denselben Quellen ab. Und schließlich ist von dieser in den gebildeteren Ständen fortlaufenden Tradition noch mancher Tropfen in die volkstümlichste Schicht, die *Chansons de geste*, durchgesickert und gab dort zu den verstreuten Anspielungen und Episoden, die wir gesammelt haben, Anlaß. Wenn wir diese verschiedenen Stufen in ihrem Verhältnis zueinander betrachten, so läßt sich erkennen, daß von Stufe zu Stufe der überlieferte historische Stoff spärlicher wird, so daß er bei Walter von Châtillon am reichsten ist, bei den Jongleurs am dürftigsten. Nicht so, wenn man nach dem Grad der Lebendigkeit des Geschilderten mißt. Da möchte der seinen Stoff am unbehindertsten lebendig Gestaltende den Vorzug haben, vor dem der an den gelehrten und weitschweifigen Ballast seiner Vorlagen gebunden ist, und der noch viele undichterische Elemente der Tradition, die erst ausgeschieden werden müssen, mitführt. In diesem Sinne hat es die dichterische Gestaltung der Nachfolgenden leichter, denn die einzelnen Stufen stellen dann immer feinere Siebe dar, die die gröberen, der dichterischen Formung ungefügen Bestandteile, zurückhalten und nicht den nächsten weitergeben.

V. Die orientalischen Städte Alexandria und Konstantinopel.

Alexandria.

Von den Städtegründungen Alexanders des Großen sind den Jongleurs zwei bekannt. Wir fanden seine baktrische Gründung *Bukephaleia, Bucilasse* erwähnt und außerdem das ägyptische *Alexandreia,* jedoch nicht im Zusammenhang mit seinem Gründer Alexander. So gehört Alexandria nicht eigentlich zu den antiken Stätten, deren die Jongleurs gedenken, sondern es ist für sie die gegenwärtige, wichtige große Handelsstadt, die sie dem Namen nach kennen, von ihren Kreuzzugsfahrten, ebenso wie in den Kreuzzugsepen natürlich eine ausgebreitete Kenntnis kleinasiatischer und syrisch-palestinensischer Örtlichkeiten vor-

handen ist. Mehr als daß es eine Seestadt ist, von der oder zu der man häufig fährt, wissen die Spielleute nicht. So treffen wir im *Doon de Nanteuil* (XII. Jh.) Stellen wie:

D.N. 32 *Au port est li rivages qui la navie ameine*
Qui vienent d'Alixandre et de terre lointaine

oder im *Aye d'Avignon* (Ende XII. Jh.):

A.A. 69 *Au port sor Alixandre leissierent lor dromont*
(eine Schiffsart)

Dreimal wird Alexandrias schon im *Rolandslied* gedacht:

R. 2625 *Suz Alixandre ad un port juste mer*
Tut son navilie i ad fait aprester

Ferner in zwei Varianten, die die franco-italienische Fassung der französischen Handschrift IV der San Marco-Bibliothek in Venedig bringt, ist eine orientalische Geographie gezeichnet, wo die wichtigsten Plätze des Morgenlandes vereint Karl dem Großen Tribut zollen:

R.V. 4 2489-92 var. *Trebut li mande Babiloine et Alixandre*
Tire et Sidonie Indes et Damiace

Eine weitere geographische Bestimmung findet sich im *Elie* (XII./XIII. Jh.), wo weit und breit im Morgenlande, von Alexandria bis zu den Häfen Syriens, kein so schönes Sarazenenmädchen angetroffen werden kann wie Rosamunde, die Geliebte des Elie.

E. 1294 *Rosamonde la bele la plus gente mescine*
Qui soit des Alixandre dusc'as pors de Surie

Häufiger wird Alexandria als Handelsstadt genannt bei mancherlei überseeischen Produkten, die dort herkommen. So *Roland:*

R. 463 var. *En Alexandre en fu li dras faitis*

Im *Mort Aimeri* kommen die berühmten arabischen Pferde aus Alexandria:

M.A. *Un bon cheval qui d'Alixandre fu*

Schließlich neben alexandrinischen Purpur, Weihrauch, Velourstoffen, Seidentüchern, die die Damen als Zeichen ihrer Huld den Rittern schenkten, wird auch das alexandrinische Gold gerühmt:

Aye d'Avignon 74 *Ne fust mie si liez por tot l'or d'Alixandre*

Endlich in der Chanson d'Aspremont

Or me faites entendre
3122 *Aumons vos mande d'Aufrike e d'Alixandre*
Li mioldres rois.

Konstantinopel.

Wie Alexandria zu Alexander, Rom zu Romulus und Caesar, so steht *Konstantinopel* in Beziehung zu seinem Gründer Konstantin. Aber für die Jongleurs ist diese historische Beziehung

in allen Fällen hinter der Gegenwartsbedeutung dieser Städte zurückgetreten. Die Erwähnungen der Hauptstadt des griechischen Reiches in den *Chansons de geste* beschränkt sich im wesentlichen auf einen Zyklus, die *geste du roi,* zu der das kleinere Epos von der *Pilgerfahrt Karls des Großen nach Jerusalem und Konstantinopel* gehört. In ihm sind wenige topographische Angaben über die Stadt und viele sagenhafte Ausschmückungen des Kaiserpalastes beschrieben. Andere Epen desselben Zyklus, *Rolandslied, Galien, Macaire, la reine Sibylle* und andere spielen immer auf diese angebliche Pilgerfahrt Kaiser Karls an, wenn sie Konstantinopel erwähnen. Den Anritt zur Stadt schildert die Pèlerinage folgendermaßen:

Pè. 262 *Virent Costantinoble une citet vaillant ...*
Destre part la citet demie liue grant
Troevent vergiers plantez de pins et loriers blanz
La rose i est florie, li alburs e l'aiglenz

Gaston Paris (*La poésie du moyen âge* Paris 1895 p. 133) bemerkt zu dieser Stelle: Notre poète a peint Constantinople telle que la concevait l'imagination populaire, enflammée par les recits des voyageurs. Im weiteren zieht Gaston Paris die Beschreibung des Wunderpalastes des Kaisers von Konstantinopel in Vergleich zu den Chronikberichten, die die Prunkgemächer des byzantinischen Schlosses beschreiben [73]. Die Beschreibung des Palastes in der Pèlerinage lautet:

Pè. 342 *Carles vit le palais e la richece grant*
A or fin sunt les tables e caeres e banc
Li palais fut d'azur listez e avenanz
Par (mult) chieres peintures a bestes e serpenz
A tutes creatures e (a) oisels volanz
Li palais fut voluz e desure cloanz
E fut faiz par cumpas e serrez noblement
L'estache del milieu neielee d'argent
Cent colunes i at tut de marbre en estant
Cascune est a fin or neielee devant
Desur(i) out de cuivre tresjetet dous enfanz

[73]) L. Olschki, *Paris n. d. afr. nat. Epen.* Heidelberg 1913 p. 2f. faßt die Parissche Untersuchung so zusammen: ..daß die Pracht des Palastes der byzantinischen Kaiser weitaus reicher war, als man nach der Beschreibung unseres Spielmannes annehmen könnte, und man muß zugeben, daß einige Berührungspunkte zwischen dieser und dem von byzantinischen Chroniken entworfenen Bilde des „Chrysotriclinums" im Schlosse auch existieren. Aber während wir uns nach diesen etwas annähernd genaues denken können, sehen wir in der Karlsreise nur eine chaotische Aufzählung von Kostbarkeiten und wunderlichen Maschinerien, die auf das Publikum des X. Jhs. verblüffend gewirkt haben muß. Hat nun der Spielmann von den damaligen Orienttouristen gewußt, daß im Thronsaale der Kaiser aus Edelsteinen und Email angefertigte Vögel unter goldenen Bäumen singend umherflogen, dann hielt er sich für berechtigt, seine Schilderung durch die Behauptung zu vervollständigen, daß der Nordwestwind das ganze Schloß wie ein Karussell zu drehen vermochte mit den dazu gehörigen musikalischen Darbietungen.

> *Cascuns tient en sa buche un corn d'ivurie blanc*
> *Si galerne eist de mer, bise ne altre venz*
> *Ki fierent al palais (de) devers occident*
> *Il le funt turn(ei)er e menut e suvent*
> 357 *Cume roe de car ki a tere descent*
> *Cil corn sunent e buglent et sunent ensement*
> *Cum taburs u tuneires u grant cloches ki pent*
> *Li uns esguardet l'altre ensi cum en riant*
> *Ke ço vus fust viarie ke tuit fussent vivant.*

Die von Gaston Paris damit verglichene Stelle lautet: Qu'on se rappelle les descriptions laissées par les historiens de la salle d'or ou Chrysotriclinium: C'était, dit M. de Lasteyrie, une grande salle octogone, à huit absides où l'or ruisselait de toutes parts... Dans le fond s'élevait une grande croix ornée de pierreries et tout à l'entour des arbres d'or, sous le feuillage desquels s'abritait une foule d'oiseaux émaillés et décorés de pierres fines, qui par un ingénieux mécanisme, voltigeaient de branche en branche et chantaient au naturel.... En même temps se faisaient entendre les orgues placées à l'autre extrémité de la salle[74]).

Außer dem Kaiserpalast und den blühenden Vorstadtgärten ist in der *Pèlerinage* keine weitere topographische Angabe vorhanden. Wie schon bemerkt sind auch alle sonstigen Erwähnungen bis auf die Kreuzzugsepen *Chanson d'Antioche* und *Baudouin de Sebourg* stets in Verbindung mit Karl dem Großen. Schon im *Rolandsliede* finden wir Anspielungen, daß der Kaiser auch Konstantinopel besessen habe wie auch am Schluß der *Pèlerinage* eine Huldigung König Hugos des Starken von Konstantinopel vor Kaiser Karl. Man hat gesagt, daß der nationale Stolz der Franzosen hierin zum Ausdruck käme, aber es möchte noch der Gedanke des Imperium Romanum als Universal-Monarchie, das den ganzen Erdkreis ohne Ausnahme umspannt, mitsprechen. Karl als dem Erneuerer des Kaisertums mußten daher nach der Meinung der Jongleurs alle Länder untertänig sein. Charakteristisch für die betreffenden Stellen im Roland ist das wahllose Zusammenwürfeln der Namen der eroberten und beherrschten Länder, so daß der Verdacht nicht zu unterdrücken ist, daß der Verfasser nur den Schall der Namen fremder Länder im Ohr hatte, ohne eine Ahnung zu haben, wo sie eigentlich liegen:

> R. 370 ...... *Merveillus hom est Charles*
> *Il conquist Rome, Puille et tute Calabre*
> *Constantinoble et Saissoigne la large*
> *Vers Engleterre passat il la mer salse*
> *Ad oes saint Pierre en cunquist le cheuage*

und ähnlich noch einmal Konstantinopel und Sachsen zusammengestellt 1679 s.

---

[74]) Über die Quellen, wie die Sage von der Reise Karls d. Gr. nach Konst. entstand, hat Gaston Paris gehandelt: *Histoire poétique de Charlemagne,* Paris 1905, p. 337 ff.

Aber die merkwürdige Zusammenstellung ist nicht ohne historisches Interesse. Wir haben schon mehrfach im Verlauf dieser Arbeit feststellen können, in welch eigentümliches Verhältnis Vergangenheit und Gegenwart für die Jongleurs getreten sind. Fernste Vergangenheit rückt in die Nähe der ersten Vätergeneration zur Gegenwart, andrerseits werden Zustände der Gegenwart in die Vergangenheit hineinprojiziert. Hier können wir einen derartigen Vorgang wahrnehmen. Von Apulien und Calabrien war zu Zeiten Karls des Großen nicht viel die Rede. Diese Länder sind erst später durch die Ottonen und Stauferkämpfe in den Mittelpunkt des europäischen Interesses gerückt, vor allem aber als Durchzugsländer für die Kreuzzugsheere. Ähnlich ist es mit England bestellt. Karl der Große hat mit England nur in kulturellen Beziehungen gestanden und es nicht erobert. Das hat erst Wilhelm der Eroberer getan. Dies war also auch ein Gegenwartsereignis für den Verfasser des Rolandsliedes oder eins der noch lebendigen jüngsten Vergangenheit. Da nun aber die *Jongleurs de geste* die berufenen laudatores temporis acti waren, so mußte alles, was von ihren Zeitgenossen als erstaunliche politische Tat der Gegenwart gerühmt wurde, auch schon früher von dem großen Heldenkaiser vollbracht worden sein.

Die andere Stelle des Roland, wo er der Stadt Konstantinopel Erwähnung tut, ist kurz vor seinem Tode. Da ruft er sich nochmal all die vielen Länder ins Gedächtnis zurück, die er für seinen Kaiserlichen Oheim erobert hat:

R. 2327 *Io len cunquis Baviere et tutes Flandres*
E la Bohemie Onguerie et Polaigne
Costentinoble dunt il out la fiance
Tote Saisonie o fait ço qu'il demandet

Vielleicht dürfen wir eine ähnliche Schlußfolgerung ziehen bei einigen Stellen des Macaire (XII. Jh.).

M. 5 ähnlich 39, auf dasselbe anspielend 109.
Kalles ot feme d'un parenté moult grant
Fille à un roi d'une cité puissant
Costantinoble si l'apele la gent.

Karl der Große war noch nicht mit dem byzantinischen Kaiserhause verschwägert, er hatte allerdings die Absicht, die Erbin des oströmischen Reiches, die Kaiserin Irene zu heiraten, um dadurch das morgenländische und abendländische Kaisertum wieder zu vereinigen und knüpfte deshalb im Jahre 800 nach seiner Kaiserkrönung von Rom aus Verbindungen mit Konstantinopel an, die jedoch an der Weigerung der Byzantiner scheiterten. Weniger diese Tatsache wird den Jongleur des Macaire veranlaßt haben, dem fränkischen Kaiser eine griechische Gemahlin zu geben, sondern daß die späteren Kaiser in der Tat mit den Byzantinern verschwägert waren, z. B. die Ottonen und die Kaiserin Theophano. Es ist wohl möglich, daß solche Tatsachen, die der Erinnerung

noch näher standen, auf die früheren Zeiten zurück verlegt wurden.

Eine einzige Stelle kommt vor, wo statt Konstantinopel der alte Name *Byzanz* eingesetzt ist. In der *Prise de Pampelune* (XIV. Jh.) steht:

Pr. 442 *Ensi com en Besançe prit fame Constantin*

Eine merkwürdige Etymologie des Wortes Κονσταντινόπολις die bei den Franzosen des Mittelalters augenscheinlich noch weiter verbreitet und beliebt war, bringt der *Galien* am Ende des XIII. Jhs. Durch den Lautwandel hatte sich das intervokalische p zu b erweicht, war die unbetonte Endsilbe verstummt und ein Stütz-e eingetreten. So war die Form *Co(n)stantinoble* entstanden im Französischen. Diese trennte man nun auf sinnreiche Weise in *Constantin-noble* und dachte sich etwas dabei. In der *Romania* XIV p. 138 [75]) sind die im altfranzösischen Schrifttum vorkommenden Fälle einer solchen Trennung gesammelt. In einer Konstantinlegende stehen die Verse:

Pour ce que si nobles estoit
Et que nobles oevres faisoit
L'appielloient Constant le noble
Et por çou ot Constantinnoble
Li cytés de Bissence a non.

cf. dans le roman *Guerin de Montglave: La cité de Constantinoble qui tant estoit sumptueusement et richement faitte tant par dehors comme par dedens, que c'estoit grant noblesse et beaulté de une telle cité veoir; et a ceste cause fut elle nommeé Constantinoble.* Im *Galien* kommt es auch vor. So heißt es:

Gal. 215 *En Constantin la noble ...*
oder Gal. 281 *Quant Galiens li ber, il et sa compagnie*
De Constantin le noble ont la ville choisie
A la porte descendent droit devant Saint-Sophie
Ens ou mostier entrerent, la messe ont oie
Puis sont issu et vont a lor herbergerie
Ce fut uns grans hostés de fort maçonnerie
Et fermée de tos lés de fort bastillerie.

Da vom Galien außer der einen Versfassung noch fünf Prosafassungen überliefert worden sind, findet sich in diesen noch die eine oder andere Ergänzung zu vorstehender Stelle: *Quant Galyen et ses gens eurent choisy la ville et tous les autres barons de sa compaignye qui point ne le congnoissoient se esbahissoient forment de luy et de son train qui si noble estoit et on il alloit. Alors tant cheuaucherent qu'ilz arriuerent a la porte de la ville ou ilz entrerent dedens par ung matin enuiron dix heures. Puis s'en alla Galyen descendre tout droit deuant l'eglise de saincte Sophie ou il vouloit ouyr messe et ses gens aussi. Quant la messe fut dicte, yssit hors de l'eglise et se herbergea tout droit deuant en*

---

[75]) Von A. Wesselofsky.

une moult riche et grande maison ou ilz pouoient enuiron bien logier quelque dix mille hommes d'armes. Et estoit la dicte maison faicte a carneaulx et tournelles fortes et puissantes pour soy deffendre, se besoing en estoit. Die Burg beschreibt noch etwas näher eine andere Fassung: *Sy y auoit jillecq vng hostel grant spacieux et d'anciene facon vieulx et ruyneux ouquel nul s'estoit herbiegié... puis se mirent ou retour et visiterent jcellui grant et vieulx hostel ouquel a l'un des coings seoit et estoit fondee vne moult forte tour et assez deffensable pour vng besoing.*

Das Interesse für Konstantinopel war im XIII. Jahrhundert groß, da an seinem Anfang die französischen Kreuzfahrer Konstantinopel erobert hatten, und die Beschreibung ihres Chronisten *Villehardouin* sind denen des *Galien* nicht unähnlich. Z. B. (Ausgabe von Natalis de Wailly, Paris 1882) *Conquête de Constantinople* p. 73 § 128. Der erste Eindruck der Stadt: *Or poez savoir que mult esgarderent Costantinople cil qui onques mais ne l'avoient veue; que il ne pooient mie cuidier que si riche vile peust estre en tot le monde, cum il virent ces halz murs et ces riches tours dont ele ere close tot entor à la reonde et ces riches palais et ces haltes yglises, dont il i avoit tant que nuls nel poist croire se il ne le veist à l'oil, et le lonc et le lé de la vile qui de totes les autres ere sovereine. Et sachiez que il n'i ot si hardi cui la chars ne fremist et ce ne fu mie mervoille; que onques si granz allaires ne fu enpris de nulle gent puisque li monz fu erstorez.* Der Ton ist in der Tat zum Verwechseln ähnlich und man sieht daraus deutlich, wie lebensnah die Chansons de geste dem Tun und Fühlen ihrer Zeit waren.

Drei Plätze lernen wir aus den Chansons de geste im Weichbilde der Stadt kennen. Das Kaiserschloß, eine bastilleartige Zwingburg und die Hagia Sophia. Sonst wird noch gelegentlich angedeutet, daß Konstantinopel ein Seehafen ist, so im *Macaire.*

M. 135 *Tant ont erré n'ont fait arrestement*
Costantinoble au port vont descendant
Quant sont à terre il se traient avant
Ad un ostel si s'en vont ostelant.

Ebenso wie die Peterskirche in Rom stets besonders hervorgehoben wird, so auch die Hagia Sophia in Konstantinopel. Im *Girart de Roussillon* wird ausführlicher von ihr erzählt, im Tone der Reisebeschreibung.

Gir. 15: *Dans le bourg Sainte-Sophie près du moutier l'empereur fait héberger chacun en riche demeure. Là vous auriez vu les étoffes neuves de soie étendues sur le sol et tant d'épices répandre une bonne odeur; c'est une baume qu'il fait brûler partout. Aucun autre roi ne serait assez riche de l'acheter. La nuit il les fait servir à leur volonté, et le jour siéger au palais avec lui. Ils commencent à parler de leur mission; lui cependant, leur fait voir ses jeux étranges. Par son ordre ses magiciens excitent*

la pluie et la tempête et font apparaître des signes éclatants[76]). *Et quand il les a remplis de terreur il leur présente par artifice d'autres merveilles, des tours ingénieux et plaisants à voir; si bien qu'ils s'y oublièrent jusqu'au lendemain soir.* Die Schilderung des orientalischen Bazars auf dem Markte neben dem Münster ist so lebhaft in ihren Einzelheiten erzählt, daß sie gewiß auf die Erzählung von Augenzeugen zurückzuführen ist. An anderer Stelle steht im Girart de Roussillon eine sehr christliche Konstantinslegende von der Gründung der Hagia Sophia.

Gir. 653: *Lorsque le roi fonde le moutier Sainte-Sophie, il interdit au peuple de son empire et de Constantinople de contribuer à la dépense, ne fût-ce que pour un denier. Mais une pauvre femme en eut le désir. Avec le pauvre gain qu'elle se procurait légitimement par son métier en cousant, en filant elle achetait de l'herbe pour donner à manger aux bêtes de somme, tandis tout le monde dormait, elle apportait en un vase de l'eau pour mettre sur le mortier. Quand le moutier fut bâti avec ses clochers, le roi qui y avait mis des sommes immenses demanda à Dieu le véridique quelle recompense il en aurait. Et Dieu lui fit savoir par messager que la pauvre femme aurait meilleure récompense que le roi malgré tout l'or qu'il avait dépensé.*

Der Ruhm der Hagia Sophia war weithin verbreitet, und ihr Anblick versetzte die Beschauer in Begeisterung. Aus solcher Begeisterung sind die Worte im *Girart de Roussillon* hervorgedrungen.

Gir. 654: *J'ai vu le moutier Sainte-Sophie et je ne crois pas, qu'il y ait jamais eu, et que jamais il y ait le pareil. C'est un nom divin qu'on invoque*[77]). Auch außerhalb der *Chansons de geste* klingt in den altfranzösischen Romanen der Ruhm der Metropalitankirche nach. So im *Roman des sept sages* (ed. Keller, Tübingen 1828).

613 *Molt par i a riche abbeye*
En l'abbeye a grant tresor
Car li bachin i sont tuit d'or
Ki sont soz les lampes pendus
Che dient cil quels ont veus.

---

[76]) Anm. des Herausgebers: Ça été au moyen âge et depuis les derniers temps de l'antiquité une superstition très répandu que de croire à la passibilité d'exciter des tempêtes par des artifices empruntés à la magie. Les merveilles dont il est question paraissent être un souvenir de ces jeux de l'Hippodrome de Constantinople sur lesquels on a des témoignages qui se rapprochent des faits indiqués dans ce passage de Girart de Roussillon.

[77]) Anm. des Herausgebers: Cela veut dire probablement que Sophia, attribut de la divinité et employé au moyen âge comme synonyme de sapientia a fait partie de la série plus ou moins longue des noms de Dieu, que l'on invoque et auxquels on attribuait des vertus préservatrices. Nous avons plusieurs de ces listes des noms divins, mais je ne vois pas figurer Sophia.

Schluß.

Hiermit sind wir am Ende unserer Untersuchung angekommen, und es steht nur noch ein zusammenfassendes Urteil aus, was in der Einleitung versprochen wurde, welchen Einfluß die Gesamt-Antike auf die Chansons de geste geübt hat.

Wir haben es hier vorzüglich mit dem romantischen Mittelalter zu tun, der Strömung dieser Zeit, die später den Romantikern des beginnenden XIX. Jh. wieder zuerst sichtbar wurde, so daß sie für den Grundcharakter des Mittelalters ausgaben. Das Eigentümliche dieser romantischen Produktionen ist ein illusionistisches Fabulieren, ein absolut freies Schalten der Phantasie mit Stoffen verschiedenster Herkunft zu neuen farbenprächtigen Luftgestalten. Wir sahen, daß sich dies auch die Überbleibsel der Erinnerung aus der Antike gefallen lassen mußten. Man soll aber dabei bedenken, daß diese im ganzen doch recht spärlichen Bruchstücke, die bis in die Schicht der *Chansons de geste* durchdrangen, schon unterwegs ihres klassischen Gewandes entkleidet waren und mit dem barocken Bausch der spätantiken Romane des Appollonius, des Dictys und Dares, der fabelhaften Sagenbücher vom Zauberer Vergil und den sagenhaften Weltchroniken verbrämt ihren Einzug in die mittelalterliche Welt nahmen. Es ist der größte Gegensatz zum Renaissancezurückgreifen auf das Altertum. Die zurückschauende Blickweise bei Betrachtung antiker Ruinen setzt erst mit Petrarca ein, der auf den Trümmern Roms sich die vergangene Größe hervorzaubert, mit dem Tribun Cola di Rienzi, der seinen Traum vom republikanischen Rom an den harten Unabänderlichkeiten veränderter Zeitläufte zerschellen sah. Noch redet man bei den Jongleurs vom Mont Chevrel, dem Monte Caprino, auf dem vor kurzem noch die Ziegen weideten. Auch die französischen Kreuzfahrer des beginnenden XIII. Jh., die Konstantinopel eroberten, Griechenland und die asiatischen Stätten hellenischer Vergangenheit als Lehnsgüter unter sich aufteilten, haben an den klassischen Stätten keinen Hauch des Ruinenzaubers empfunden. Sie bauten in der Nähe des berühmten Sparta ihre mittelalterliche Burgfeste Mistra. So kommen wir zu dem Schluß, daß die Antike für die Chansons de geste kein formendes Element gewesen ist, wohl aber, daß sie eine stoffliche Bereicherung bedeutet. Es hat sich uns hier ein seltsames Bild des Altertums aufgerollt, das ganz vom Zeitcharakter des Mittelalters geprägt ist und im Wandel der ewig lebendigen Wirkung der Antike einen Augenblick unerwarteter und unwahrscheinlicher Farbenbrechung vorspiegelt.

Bonn. **P. Gothein.**



Anatole France, der Dichter und sein Werk[1].

Die Jahre 1923 und 1924 bedeuten für die französische Literatur einen schweren Schlag. Der unerbittliche Tod raffte 1923 kurz nacheinander Pierre Loti und Maurice Barrès dahin. Ihnen folgte am 12. Oktober 1924 der hochbetagte Anatole France.

Bei dem Tode des Achtzigjährigen war sein dichterisches Werk im großen und ganzen veröffentlicht. Michel Corday[2]) hat nachträglich noch einige unbekannte Bruchstücke aus den letzten Lebensjahren des Schriftstellers herausgegeben. Seit März 1925 veranstaltet Frances Verleger Calmann-Lévy eine Luxusausgabe seiner gesamten Werke, die noch zwei Inedita, Studien über Rabelais und Auguste Comte, bringen wird. Sie werden wie alles, was aus der Feder des geistvollen Anatole France geflossen ist, von Bedeutung sein, doch können sie den Gesamteindruck, den sein Dichtwerk hinterläßt, nicht mehr beeinflussen.

Wir dürfen daher schon heute wagen, einen kritischen Rückblick auf das Werk des Dichters zu werfen. Die Aufgabe ist nicht leicht. Schon allein die Lektüre seiner sämtlichen Schriften erfordert die Arbeit mehrerer Monate. Hinzu kommt, daß die Kritik bereits früh eingesetzt und seitdem nicht mehr geschwiegen hat[3]). Bei Anatole Frances Tode kam eine wahre Flut von begeisterten Würdigungen und heftigen Anfeindungen, offenbar langer Hand vorbereitet, zum Vorschein. Daneben brachten Schriftsteller und Kritiker, auch einige weniger dazu Berufene, ihre persönlichen Erinnerungen an den verstorbenen Meister. Die Hinzuziehung dieser persönlichen Aufzeichnungen ist bei der kritischen Würdigung eines Anatole France ganz unerläßlich. Er gehört zu den ausgesprochen subjektiven Dichtern, zu den Schriftstellern, deren Persönlichkeit sich auf Schritt und Tritt in ihren Werken widerspiegelt. Das bedeutet, besonders für die französische Literatur, keine Selbstverständlichkeit. Bei France sind Leben und Dichtung aufs engste miteinander verknüpft.

1) Erweiterung der am 6. Juli 1927 zu Gießen gehaltenen Antrittsvorlesung.

2) *Dernières pages inédites d'Anatole France,* Paris Calmann-Lévy 1925.

3) Die ältere Literatur über France ist bei Thieme verzeichnet. Die jüngere findet sich, nicht ganz lückenlos, zusammengestellt bei A. Bédé et J. Le Bail, *Anatole France vu par la critique d'aujourd'hui,* Paris 1925.

Jede Wandlung, die sich in der Person des Dichters vollzieht, findet sogleich in seiner Dichtung ihren Niederschlag. Wir werden daher auch bei einem kritischen Rückblick sein Leben und sein dichterisches Wirken gemeinsam betrachten müssen.

François-Anatole Thibault wurde am 16. April 1844 als einziges Kind des Buchhändlers François-Noël Thibault und seiner Ehefrau Antoinette geb. Gallas in Paris geboren. Sein Vater entstammte einer einfachen Familie, die in Anjou ansässig war [4]). Er wurde zuerst Bauernknecht, dann unter Karl X. Soldat der königlichen Garde. In seiner Jugend hatte er weder lesen noch schreiben gelernt. Er holte es in der Militärzeit nach und war gerade Korporal geworden, als ihn das Revolutionsjahr 1830 aus dem ihm liebgewordenen Soldatenberufe warf. Ohne besondere Neigung wandte er sich in Paris der Laufbahn eines Buchhändlers zu. Nach mehrjähriger Lehrzeit [5]) machte er sich 1839 selbständig und heiratete bald darauf. Im Jahre 1842 bezog er das Haus Nr. 19 des *quai Malaquais,* wo sein Sohn François-Anatole, unser Dichter, geboren wurde [6]). Nach einem Umzug in die Nr. 15 desselben Kais wurde die Buchhandlung 1853 nach Nr. 9 des *quai Voltaire* verlegt. Hier verbrachte Anatole France den größten Teil seiner Kinder- und Jünglingsjahre. 1866 fand die Übersiedelung des Buchhändlers in die rue de Tournon statt, die er erst 1887 verließ, um in Neuilly seinen Lebensabend zu beschließen.

Der Buchhändler Thibault war ein kluger, geistig regsamer Mann. Wir hörten schon, daß er in seiner Soldatenzeit die Lücken in seiner Allgemeinbildung ausfüllte. Dieser Bildungstrieb ist ihm zeit seines Lebens geblieben. Als Buchhändler stand er bald bei der gebildeten Welt in großem Ansehen. Er betätigte sich als Verleger [7]) und verfaßte selbst zwei wertvolle, damals sehr beachtete Bücherkataloge. Auf geschichtlichem Gebiet war er wohlbewandert und galt besonders als hervorragender Kenner der auf die Revolution von 1789 bezüglichen Literatur. Seine Neigungen in literarischen Dingen gingen auf die Romantik. In politischer Hinsicht blieb er bis zu seinem Tode ein treuer Royalist. Er fühlte bald, daß sein Sohn Anatole anders als er selbst geartet und gesonnen war. Darum auch stand er ihm schon früh kühl und abwartend, wenn nicht sogar ablehnend, gegenüber.

Des Dichters Mutter stammte gleichfalls aus einfachem

---

[4]) Er war der Sohn des Schuhmachers Claude Pierre Thibault, wohnhaft im Weiler La Rue bei dem Marktort Saulgé l'Hôpital.

[5]) Näheres darüber bei G. Girard, *La jeunesse d'Anatole France,* Paris Gallimard 1925.

[6]) Das Geburtshaus besteht heute nicht mehr. Es hat mit den Nebengebäuden der Ecole des Beaux Arts Platz machen müssen.

[7]) Vgl. dazu G. Huard, *Anatole France et le quai Malaquais,* Paris Champion 1926.

Hause[8]). Viel weiß man bis zur Stunde noch nicht von ihr. Wir kennen sie als eine bescheidene, fleißige, von tiefster Frömmigkeit beseelte Frau, die ihren kleinen Anatole abgöttisch liebte. Sie sah schon bei dem Kinde die reiche Entwicklung voraus und ließ sich auch durch die abfälligen Äußerungen ihres Mannes in ihrem festen Glauben an die Zukunft des Knaben nicht beirren.

Bevor wir auf die Kinderjahre und die ersten Werke unseres Schriftstellers eingehen, müssen wir kurz auf seinen Dichternamen zu sprechen kommen. Der Name Anatole France ist nicht eigentlich ein Pseudonym, er bedeutet nicht, wie oft gesagt wird, ein Symbol. François-Anatole Thibault hat sich nicht den Namen seines Landes zugelegt. France ist die in Anjou übliche Diminutivform für François. France wurde der Vater des Dichters als Kind gerufen, später hieß der Buchhändler im Bekanntenkreis allgemein nur der *père France*. Schon vor der Geburt seines Sohnes unterschrieb er seine Briefe mit France. Der Nachname Thibault trat zugunsten des mundartlichen Rufnamens zurück[9]). Der Sohn hat allmählich den Vornamen France als Familiennamen übernommen. In seiner Jugend schrieb unser Dichter bald noch Anatole France-Thibault, bald schon einfach Anatole France.

Über seine Kinder- und Jünglingsjahre hat uns France selbst gut unterrichtet. Zu verschiedenen Zeiten seines langen Lebens dachte er gern an seine schöne, sorgenlose Jugendzeit zurück. In den vier Bänden Jugenderinnerungen, die er uns geschenkt hat, läßt er jene Jahre an uns vorüberziehen, viel Wahrheit mit etwas Dichtung mischend. Wir sehen den kleinen Anatole[10]), wie er in dem stillen Salon mit der Rosentapete zu Füßen seiner rastlos arbeitenden Mutter sitzt und ihren schlichten Erzählungen lauscht oder wie er sich im Zeichnen von Soldaten übt, die recht summarisch zur Darstellung gelangen. Wir erblicken ihn, wie er mit erstaunten Augen in der alten holländischen Bilderbibel blättert, die seine Phantasie mächtig anregt. Wir folgen ihm auf seinen Spaziergängen, die er an der Hand seiner Kinderfrau durch die Straßen des linken Seineufers unternimmt, und hören lächelnd, daß er den in der Ferne schimmernden *Jardin des Plantes* für das Paradies seiner Bibel hält. Wir treten mit ihm bei den Bekannten seiner Mutter ein, die sich durch seinen Be-

[8]) Die Angaben über ihren Geburtsort widersprechen sich. Sie soll nach J. Lewis May (*Anatole France, The man and his work*, London 1924) und V. Giraud (*Anatole France* in: *Revue des deux mondes*, 1. 10., 15. 11. und 1. 12. 1913) aus Bruges la morte, nach G. Huard (a. a. O.) aus Chartres (geb. 1811) gebürtig sein.

[9]) Vgl. dazu Jeanne Maurice Pouquet, *Le salon de Mme Arman de Caillavet*, Paris 1926, p. 112.

[10]) France schildert sich unter dem Namen Pierre Nozière.

such hochgeehrt fühlen und dem kleinen Manne ihre ganze Beachtung schenken, bis er beim Erscheinen älteren Besuches sanft hinausgeschoben wird. Wer vergäße wohl je seinen hartnäckigen Kampf mit dem Papagei Navarin der Mme Laroque oder seinen verunglückten Versuch, mittels seiner Mutter stibitzter Weintrauben an dem Nachbarsjungen Alphonse Wohltätigkeit zu üben? Wer erinnerte sich nicht seines Entschlusses, Priester zu werden, der damit beginnt, daß der Knirps bei Tisch das Essen verweigert, und der mit einer Tracht Prügel durch seine Eltern endigt, die dieser Art von Kasteiung nicht das nötige Verständnis entgegenbringen? Wie komisch und rührend zugleich ist das Betragen des kleinen Anatole, als ihn die Eltern durch das Geschenk einer lange verweigerten Trommel über ihre Abreise hinwegzutäuschen versuchen! Und noch vieles andere, was uns France aus seiner ersten Kinderzeit erzählt, bleibt unauslöschlich in der Erinnerung des Lesers.

Aber ach, die ersten Jahre sind rasch verflogen, die Schulzeit naht. Anatole besuchte ab 1853 zuerst das Institut Sainte-Marie und dann das *collège Stanislas* [11]). Mit Grauen hat France stets an die Gymnasiastenjahre zurückgedacht. Anatole war ein frühreifes Kind und doch, wie das nicht selten vorkommt, nur ein Durchschnittsschüler. Ein Blick in das uns erhalten gebliebene Notizbuch seines Lehrers M. Allain genügt, um uns von der Zerstreutheit des Knaben und der Flüchtigkeit seiner schriftlichen Arbeiten zu überzeugen. Anatole grollte der Schule und nannte sie „*cette prison où on enferme l'aurore de la vie*", wie in seinem aufgefundenen Tagebuch zu lesen steht. Wie dankbar war er da seinen Eltern, daß sie ihn nicht ins Internat aufnehmen, sondern als Halbpensionär am Spätnachmittag nach Hause kommen ließen! Schweiften seine Gedanken schon während des Unterrichts häufig ab, so konnte er nach Schulschluß so recht seinen eigenen Neigungen nachgehen. Diese waren bei dem Schüler der unteren Klassen natürlich noch nicht tieferer Natur. Wie Anatole in den Pausen auf dem Schulhofe herumtobte und während der Schulstunden seinen Lehrer hänselte oder abmalte, so benutzte er die Freizeit dazu, allerhand Unfug anzustellen und seine Eltern in Aufregung zu versetzen. Er schwänzte wohl auch den Unterricht und trieb sich auf der Straße herum. Doch regte sich schon damals in ihm ein Betätigungsdrang besserer Art. Was uns der Schriftsteller selbst von seinen ersten Versuchen, sich literarisch zu betätigen, erzählt, gehört wohl ins Reich der Fabel. Doch hat man einige Schriftstücke, die aus seinem 7. und 8. Lebensjahr stammen, entdeckt. Sie sind allerdings mit Vorsicht zu behandeln. Bei einigen kleinen schriftstellerischen Versuchen ist die Mitwirkung einer fremden Hand bekannt, bei an-

[11]) Näheres über seine Schuljahre bei G. Huard (a. a. O.).

deren muß man sie wegen der unkindlichen Art ihrer Abfassung annehmen. Bald jedoch stellte es sich heraus, daß der kleine France anders geartet war als seine Altersgenossen. Eine deutliche Neigung zur Einsamkeit und Träumerei trat hervor. Anatole begann, ein scheues, befangenes Wesen zur Schau zu tragen. Er widmete sich mehr den Büchern als seinen Kameraden. Die Bücher zogen den jungen Gymnasiasten mächtig an. Stundenlang stöberte Anatole, wie der Dichter selbst berichtet, in den Buchauslagen der bouquinistes an den Seinequais und machte sich beim Durchblättern vergessener und vergilbter Werke seine Gedanken. Des Abends saß er dann mit Vorliebe im väterlichen Buchladen, um mit Heißhunger die verschiedenartigsten Bücher zu lesen oder um, hinter Bücherballen versteckt, den Gesprächen seines klugen Vaters mit berühmten Persönlichkeiten [12]), die gern zu einem Plauderstündchen beim *père France* eintraten, zu lauschen. Als er etwas älter geworden war, durfte er schon einmal an der abendlichen Unterhaltung teilnehmen und in geschichtlichen, politischen und religiösen Fragen seine Meinung äußern. In zahlreiche Gebiete suchte sein jugendlicher Geist einzudringen. Kein Wunder, daß bei solchen Privatstudien auch der ältere Anatole auf dem *collège Stanislas* ein Durchschnittsschüler blieb, der nur selten eine bessere Leistung aufzuweisen hatte. Er machte es seinen Lehrern zum Vorwurf, daß sie ihm lediglich die Kenntnis der alten Sprachen vermittelten, ihrem Unterricht aber keinen Geist, keine Seele einhauchten [13]). Die wirkliche Versenkung in die römischen und griechischen Klassiker blieb ihm selbst überlassen. Die Freude am Altertum erwachte früh in ihm und ist mit der Zeit immer größer geworden. Besonders die Griechen erschütterten ihn als älteren Schüler in tiefster Seele. Abends träumte er auf dem Heimwege über den Helden des klassischen Altertums. Im Scheine der Schaufenster las er griechische Tragödien und erschauerte nach eigener Erzählung unter der flackernden Laterne eines Kastanienrösters bei den Klagen der Antigone.

Seine erste bescheidene schriftstellerische Leistung stammt aus dem Jahre 1859. Es handelt sich um eine von der Schule preisgekrönte Arbeit „*La légende de Sainte Radegonde*", die von dem Schmerzenskind der Familie France-Thibault, dem uns aus des Dichters Jugenderinnerungen wohlbekannten Onkel Hyacinthe, sorgfältig abgeschrieben und so erhalten geblieben

[12]) Zu ihnen zählten die Brüder Goncourt, der Comte de la Bédoyère, Jules Janin, Jules Lacroix und dessen Bruder, der Bibliophile Jacob.

[13]) Seinen Direktor, den abbé Lalanne, und M. Chéron, den Klassenleiter der Oberprima, hat er jedoch sehr verehrt. Ersterem setzte er später in dem Abbé Bordier von „*Les désirs de Jean Servien*" ein Denkmal.

ist. Der Aufsatz trägt eine rührende Widmung des Obersekundaners an seine Eltern. Sicherlich hatte Anatole die Geschichte dieser thüringischen Prinzessin von seiner Mutter, die eine ausgezeichnete Märchenerzählerin war, gehört. Neben dieser Nacherzählung ist noch eine weitere Schülerarbeit „*Méditation sur les ruines de Palmyre*" bekannt, die starke Beeinflussung zeigt. Einige weitere, weniger gute Leistungen ruhen noch unveröffentlicht im Archiv des Gymnasiums. Ein gewisses Interesse dürfen auch einige Briefe beanspruchen, die Anatole während seiner Ferienaufenthalte in der Normandie zwischen seinem 15. und 17. Lebensjahre an seine Eltern in Paris schrieb. Sie zeigen bereits literarische Reminiszenzen und Zitate aus französischen und lateinischen Autoren. Schon der Fünfzehnjährige schildert nicht mehr die kleineren Begebenheiten auf seinen Wanderungen, sondern geht gern auf das Geschichtliche des Landes ein. Auch beobachtet er die Sitten und die Sprechweise der Normannen. Zugleich aber gibt er — recht typisch für den späteren Schriftsteller — seinem Heimweh nach den schönen Kais und den geliebten Büchern Ausdruck.

Im Jahre 1862 verließ Anatole das Stanislaus-Gymnasium und bestand nach mehrfachem Scheitern das Baccalaureat an der Sorbonne. Er besuchte dann nicht, wie fälschlich angenommen wurde, die *Ecole des Chartres,* wohl aber stand er mehreren Studenten derselben, darunter seinem vier Jahre jüngeren Jugendfreunde Etienne Charavay, dem Fontanet seiner Kindheitserinnerungen, nahe. France suchte nach einer ihm zusagenden Betätigung. Seinen Beruf als Schriftsteller hatte er noch nicht erkannt. Über die ersten Jahre nach der Schulzeit sagt er: *J'ai vécu d'heureuses années sans écrire.* Das stimmt für die Jahre 1862 bis 1866. Man geht aber wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß France sich in diesen Jahren des Stillschweigens eifrigst mit dem Deterministen Taine, dem Skeptiker Ernest Renan, den er zeit seines Lebens seinen Meister nannte, mit dem Kritiker Sainte-Beuve und den Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet, hier vor allem mit Darwin, beschäftigt hat. Seine klassischen Studien setzte er fort. Das 18. Jahrhundert mit seiner *belle impiété* lockte ihn sehr, und besonders Voltaire flößte ihm Verehrung ein. Daneben sah er sich unter den zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern um. Hier war es die Dichtergruppe der Parnassiens, die ihn fesselte. Besonders gern vertiefte er sich in die Dichtungen ihres Führers Leconte de Lisle, für den er sich schwärmerisch begeisterte. So legte denn France in diesen Jahren scheinbarer Trägheit den Grundstock zu seiner hohen geistigen Kultur, die wir in seinen späteren Werken staunend bewundern, allerdings auch zugleich den Grundstock zu seiner Skepsis, seinem Pessimismus und

seiner Ironie, die ihn in dem weitaus größten Teile seines späteren Lebens kennzeichnen.

Das Jahr 1867 bedeutet für Anatole France den Beginn seiner eigentlichen schriftstellerischen Tätigkeit [14]). Wir sehen ihn zunächst nur als Kritiker an die Öffentlichkeit treten. Etienne Charavay mußte noch als Student nach dem Tode seines Vaters [15]) mit dessen Buchhandlung auch die Redaktion einer von ihm geleiteten bibliographischen Revue, des *Amateur d'autographes,* übernehmen. Charavay forderte 1867 seinen Freund Anatole auf, ihm kritische Beiträge zu liefern. France ging gern auf das Angebot ein. Ungefähr zur gleichen Zeit ist er Mitarbeiter der *Gazette bibliographique,* der *Gazette rimée* und des *Chasseur bibliographe.* In letzterem bespricht er neue Bücher unter dem Namen A. Thibault, Theaterstücke unter dem Namen A. France. In der gleichen Revue (Nr. 7) steht auch sein Gedicht „*La légende de sainte Thaïs comédienne*", die erste Fixierung des späteren Romans. Aus seinen kritischen Aufsätzen spricht wieder seine Vorliebe für die alte Kultur und das heidnische 18. Jahrhundert, als dessen Nachkömmling er sich fühlte. Die Lektüre in der ersten Nachschulzeit hatte seinen Kinderglauben vernichtet. France war ein völlig Ungläubiger geworden. Es fehlt ihm die Energie, das Leben kräftig anzupacken und sich eine tatenfrohe Überzeugung zu schaffen. Den göttlichen oder menschlichen Willen erkennt er nicht an. Die blinde Kausalität herrscht. Gegen sie vermag niemand etwas auszurichten. So läßt er seiner Natur freien Lauf. Er grübelt, träumt und betrachtet. Er bekennt selbst, er sei ein *spectateur,* kein *observateur.* Politisch ist er in dieser Zeit vor 1870 Republikaner. In seiner Kritik am Kaiserreich bekundet er größte Bissigkeit. Die 1867 in der *Gazette rimée* abgedruckten zwei Gedichte „*Denys, tyran de Syracuse*" und „*Les légions de Varus*" stellen heftige, gegen Napoleon III. und seine Auslandspolitik gerichtete Satiren dar. Sie brachten den Verfasser in die Gefahr, verhaftet zu werden. Im Jahre 1868 faßte Anatole France den Plan, eine Encyclopédie de la Révolution herauszugeben. Durch seinen Vater war er über diese Epoche sehr gut informiert. Bedeutende Persönlichkeiten sagten ihre Mitarbeit zu. Das Unternehmen scheiterte jedoch an der Geld-

[14]) Allerdings gibt es schon aus dem Jahre 1865 von ihm 38 ziemlich belanglose Liebesgedichte mit mannigfachen Anklängen an V. Hugo, Lamartine, Corneille und die Parnassiens. Sie sind nicht veröffentlicht worden. G. Girard (a. a. O.) bringt einige Proben. Wahrscheinlich aus der gleichen Zeit stammen aufgefundene Bruchstücke eines lyrisch-romantischen Dramas „*Sir Punch*", dessen Verse besser sind als die Gedichte des Einundzwanzigjährigen. Shakespeare, Byron und V. Hugo haben Paten gestanden.

[15]) Jacques Charavay war Freund und Kollege des père France und Patenonkel unseres Dichters.

frage. Im gleichen Jahre veröffentlichte der Verleger Bachelin-Deflorenne im Rahmen seines *Bibliophile français* das erste größere kritische Werk unseres France: eine 152 Seiten umfassende Studie über Alfred de Vigny. Veranlaßt wurde sie durch eine von der Akademie gestellte Preisaufgabe. Der unpersönliche, blütenreiche Stil und die mangelhafte Durchkomponierung lassen den späteren Kritiker und Schriftsteller noch nicht ahnen. Noch vor dem Kriege nimmt France mit dem Verlagsbuchhändler Lemerre Fühlung und arbeitet bei Larousse als Mitarbeiter am Wörterbuch. Mit solchen Arbeiten verdiente er sich seinen Lebensunterhalt. Auf großem Fuße konnte er allerdings bei diesen Einkünften nicht leben. Er schlug es aus, in die väterliche Buchhandlung einzutreten [16]). Denn er fühlte sich nicht zum Kaufmann geboren. Gern wäre er hingegen — obwohl ein grimmiger Feind des Empire — in den Staatsdienst aufgenommen worden. Aber seine Versuche, als Volontär in der Senatsbibliothek anzukommen, waren 1866/67 gescheitert.

Dann kam der deutsch-französische Krieg. Anatole wurde eingezogen, konnte jedoch, auf einem Fort in Reserve gehalten, in größter Ruhe seinen geliebten Virgil lesen, wie einst Chateaubriand seinen Homer. Im Jahre 1871 verließ er vor den *communards* auf kurze Zeit Paris [17]). Bei Eintritt ruhigerer Verhältnisse kehrte er in die Hauptstadt zurück und setzte seine Tätigkeit als Kritiker fort. Der Verleger und Dichterfreund Lemerre, dessen Verlagslektor er wird, läßt ihn in den 70er und 80er Jahren Vorworte und Einführungen zu den französischen Klassikerausgaben seiner *Petite Bibliothèque littéraire* schreiben. France hat seine Aufgabe in glücklicher Weise gelöst. Besonders lebhaft und anschaulich weiß er die Schilderung der äußeren Lebensumstände der behandelten Klassiker zu gestalten. Durch Anstellung allgemeiner Betrachtungen und Einstreuung witziger Randbemerkungen verleiht er seinen Einführungen eine persönliche Note, die schon auf die Eigenart des späteren Kritikers des Temps hinweist. Die besten seiner Vorworte sind 1913 unter dem etwas irreführenden Titel „*Le génie latin*" herausgegeben worden [18]).

Bereits kurz vor dem Kriege war Anatole France bei Lemerre im *Passage Choiseul* mit der Dichtergruppe der Par-

---

[16]) Nach J. J. Brousson (*A. France en pantoufles*, Paris 1924) soll er gleich nach Verlassen des Gymnasiums über ein Jahr vom Vater mit Katalogisieren beschäftigt worden sein.

[17]) Er ging mit falschem Paß nach Ville d'Avray, wo er bei der Familie seines Freundes Calmettes Aufnahme fand.

[18]) Als äußeres Zeichen der Wiederversöhnung des Dichters mit seinem Verleger Lemerre. Unter ihnen befindet sich eine hübsche philologische Studie „Älteres Sprachgut und volkstümlicher Wortschatz in der Sprache La Fontaines". Sie kann allerdings nicht erschöpfend genannt werden.

nassiens zusammengetroffen, die über dem Laden des Verlagsbuchhändlers ihre stürmischen Versammlungen abhielten[19]). Wie wir hörten, hatte sich unser Kritiker schon früher mit ihren Zielen und Kunstforderungen vertraut gemacht. Ihren Führer Leconte de Lisle kannte er bereits seit seinem 23. Lebensjahr. Im Jahre 1869 lieferte France als Beitrag zum 2. Bande ihres Parnasse zwei Gedichte „*La part de Madeleine*" und „*La danse des morts*". Infolge der politischen Wirren kam der Band erst 1871 an die Öffentlichkeit. Durch seinen Beitrag bekannte sich Anatole zu den Parnassiens, bei denen er rasch Beachtung fand. Wohl bewahrte er sich ihren Forderungen gegenüber eine gewisse Freiheit, den Kultus der reinen Form und der plastischen Schönheit aber hat er bis an sein Lebensende streng beibehalten. Im Jahre 1873 brachte er bei Lemerre eine Gedichtsammlung, die „*Poèmes dorés*", heraus. Die Gedichte sind Leconte de Lisle gewidmet und tragen den Stempel starker Beeinflussung durch ihn. Daneben lassen sich leise Anklänge an Sully Prudhomme, Gautier, Chénier, Coppée, Sainte-Beuve, Dickens, de Vigny und Baudelaire nachweisen. Dem aus so viel Stilarten zusammengeflossenen Stil mangelt es noch an Einheitlichkeit. Einige gute Leistungen müssen hervorgehoben werden. Das beste Gedicht ist wohl die *Ode à la lumière*. In Chrestomathien begegnet man auch bisweilen anderen Proben aus den „*Poèmes dorés*": *La mort d'une libellule, Les cerfs, Le chêne abandonné, La mort du singe.*

Schon bei dem Erscheinen dieser ersten Gedichtsammlung ist in France eine Wandlung vor sich gegangen. Der leidenschaftliche, absolute Unglaube seiner Jünglingsjahre von 1862 bis 1870 hat eine leichte Erschütterung erfahren. Den Stürmen jener unruhigen Zeit folgen Jahre ruhigerer Betrachtungsweise. Die gesamte Jugend der 60er Jahre hatte sich, gestützt auf die Erfolge der Naturwissenschaften und die Lektüre der Philosophen Comte, Renan und Taine dem Pessimismus verschrieben. Seitdem aber war manche Ansicht zur Illusion geworden. Determinismus und Naturwissenschaften hielten nicht, was sie versprochen hatten. So mußte man wieder Anschluß an die Andersgläubigen suchen. Der *style marmorien* und der Pessimismus des Gruppenführers Leconte de Lisle will France nicht mehr recht gelingen. Die Forderung, unpersönlich zu sein, das Herz aus der Dichtung auszuschalten, kann er nicht mehr ganz erfüllen. Sein *sentiment* meldet sich und mit ihm das zaghafte Bestreben, duldsam zu sein, auch das Andere, das Fremdartige zu verstehen und zu erfassen. Auf das religiöse Gebiet übertragen, bedeutet diese Duldsamkeit für France den Versuch, auch dem Christentum gerecht zu werden. Schon in den „*Poèmes dorés*" finden wir hier-

[19]) Sie tagten bekanntlich außerdem bei Catulle Mendès, Leconte de Lisle, Théodore de Banville und im Salon der Mme Nina de Callias.



für die ersten leisen Anzeichen. Es mischt sich, wie Rod[20]) bereits hervorgehoben hat, die *tendresse pour la souffrance au regret de la joie de vivre que le „Dieu juif" a bannie.*

Kurz nach 1873 befindet sich France mehrmals auf Reisen. Im Jahre 1876 bringt er, zuerst im Parnasse, dann noch im gleichen Jahre in Buchform, bei Lemerre die „*Noces corinthiennes*", sein Meisterwerk als Dichter im engeren Sinn, heraus. Ein eigenartiger Duft antiken Weihrauchs strömt uns aus ihm entgegen. Stofflich ist der Dichter nicht original. Goethe hatte in der „Braut von Korinth" das gleiche Thema behandelt. Doch wahrt sich der Franzose seine Eigenart. Der moralische Gegensatz zwischen erstem Christentum und altem Heidentum, der Kampf zwischen göttlicher und irdischer Liebe wird vorzüglich herausgearbeitet. Beachtenswert erscheint das duldsame Vorwort, das der Dichter in den ersten Jahren nach seiner Schulzeit sicherlich nicht geschrieben haben würde: „Ich rühre in diesem Buch an große und zarte Dinge, an die Dinge der Religion. Ich habe den Traum der gläubigen Zeitalter erstehen lassen; ich habe die Illusion des lebendigen Glaubens in mir hervorgerufen. Allzu sehr hätte ich des Gefühls für Harmonie ermangelt, hätte ich von dem, was fromm ist, unfromm gesprochen. Ich hege für die heiligen Dinge eine aufrichtige Ehrfurcht."

Den guten Vorsatz der Unparteilichkeit hat Anatole France in den „*Noces corinthiennes*" allerdings nicht immer zu befolgen vermocht. Wohl bemühte er sich, das Christentum zu Wort kommen zu lassen und es gegen seine eigene Person und das gesamte Heidentum zu verteidigen. Aber als Ungläubiger hielt er es für nötig, ihm doch den Vorwurf zu machen, es habe den Frieden auf der Erde gestört und die Lebensfreude vergällt[21]). Als ausgesprochen subjektiver Dichter konnte er nicht ganz aus seinem Ich heraustreten[22]) und zu objektiver Darstellung gelangen. Seine Christin Kallista wirkt schwerlich sympathisch. Die Charakterisierung des liberalen Bischofs Théognis erfolgt in durchaus unglaubwürdiger Weise.

In der Buchform sind den „*Noces corinthiennes*" die „*Idylles et légendes*" angefügt. Hier ist die Ehrenrettung des Christentums schon besser gelungen. In dem höchst seltsamen Gedicht

[20]) *Nouvelles études sur le 19e siècle,* Paris 1899.

[21]) Der Sieg seiner inneren Auflehnung über seine duldsame Haltung kommt am deutlichsten in den folgenden Versen zum Ausdruck: *O fantôme! tu viens te dresser sur mes pas, Tu dresses contre moi ta droite ensanglantée! Ecoute, Prince impur d'une race infestée, Je t'ai cru bon ... Je te connais enfin, Esprit gonflé d'envie, Spectre qui vient troubler la fête de la vie ...*

[22]) Auch in späteren Werken ist ihm dieser Versuch mißlungen. Alle Hauptgestalten, die dem Dichter persönlich fremde Züge aufweisen, erscheinen unglaubwürdig, verzerrt.

„Leukonoé“ wird Christus von dem empfindsamen, des Heidentums müden Frauenherzen herbeigesehnt.

Das Jahr 1876 brachte Anatole France zugleich die seit 10 Jahren gewünschte Anstellung als *commis-surveillant* an der Senatsbibliothek, an der die Dichter Leconte de Lisle, Lacaussade und Ratisbonne bei einem alles andere als herzlichen Verhältnisse als Bibliothekare tätig waren. Auf seinem neuen Posten wurde es Anatole nicht recht wohl. Er hatte sich die Beamtentätigkeit angenehmer vorgestellt. Er konnte sich nicht an regelmäßiges Arbeiten gewöhnen [23]), die vorgeschriebene Arbeitszeit lastete wie ein Alp auf ihm. Schon bald kam er bei seinen Vorgesetzten in den Ruf eines wenig vorbildlichen Beamten [24]).

Während sich der Dichter als Mitarbeiter an der Senatsbibliothek keineswegs aufrieb, erschien 1879 sein erstes Prosawerk [25]), die beiden langen Novellen *„Jocaste“* und *„Le chat maigre“*. Mit ihnen hat France der Versdichtung Lebewohl gesagt und ist nie mehr auf sie zurückgekommen. Wir bedauern es, denn er versprach viel.

Welche Faktoren mögen wohl für diese Wendung bestimmend gewesen sein? Sicherlich war es zunächst einmal eine pekuniäre Angelegenheit. Mit Kritiken und Gedichten ließ sich auf die Dauer ein Lebensunterhalt nicht bestreiten. Seinen alten Vater konnte France nicht mehr um Unterstützung angehen. Er mußte daher mit dem größeren Publikum Fühlung nehmen, das nur Prosa liest. Durch seine bisherige Tätigkeit war er nur einem kleinen Kreise bekannt geworden. Ein inneres Moment trat hinzu. Lanson nimmt an, France habe seine reichen Gedanken nicht länger mehr in den Fesseln enger Verse wiedergeben können. Es ist aber garnicht einmal nötig, Mutmaßungen anzustellen. Der Dichter hat sich selbst zu diesem bedeutsamen Wendepunkt in seiner literarischen Laufbahn geäußert: *„J'ai écrit des vers ... Pourtant je ne suis pas poète. Je ne pense pas en vers, mais en prose et je convertis ma prose en vers. Les vrais poètes pensent directement en vers: C'est le signe“* [26]).

Die beiden Novellen *„Jocaste“* und *„Le chat maigre“* wurden

---

[23]) Aus dem gleichen Grunde lehnte er später (1903) den ihm angebotenen Lehrstuhl am *Collège de France* ab.

[24]) Im Jahre 1888 kehrte er erst nach mehrmaliger Aufforderung von einem Urlaub an seinen Arbeitsort zurück. Als man dann 1890 bei der Beförderung ihm einen jüngeren Kollegen vorzog, nahm er, gekränkt über die Nichtanerkennung der von ihm geleisteten Dienste, seinen Abschied.

[25]) Der schon 1872, also ein Jahr vor den *„Poèmes dorés“*, geschriebene Roman *„Les désirs de Jean Servien“* ruhte damals noch in seiner Schublade.

[26]) Diese Erklärung gab France seinem Chronisten Paul Gsell (*Propos d'Anatole France, Les matinées de la villa Saïd,* Paris 1921, p. 161).

von Calmann-Lévy in einem Bande herausgegeben. Die erste Novelle stellt sich als eine verwickelte, stofflich an den Feuilletonroman grenzende Geschichte dar. Das Hauptaugenmerk richtet sich auf eine unheimliche, aufregende Handlung, deren Thema lautet: Eine schwache Frau, die an ihrem Glück vorbeiging und einem alten Manne die Hand zum Leben reicht, sühnt ihre Gedankenschuld durch Selbstmord [27]). — „*Le chat maigre*" ist eine Künstlergeschichte aus dem quartier latin. Die Schilderung des leichtlebigen Völkchens, das es zu keiner wahren Künstlerschaft bringt, erfolgt halb komisch, halb satirisch. — Beide Novellen lassen uns im Grunde kühl. Keine Person erweckt unser Interesse, geschweige denn unsere Sympathie. Die Spannung erlahmt streckenweise. France hat sich noch nicht selbst gefunden, er ist noch ein Suchender, ein Tastender. Nur an ganz wenigen Stellen zeigt sich schon die künstlerische Eigenart des Autors.

Soweit es ihm seine Freizeit gestattete, setzte Anatole seine kritischen Arbeiten fort. Für Lemerre ist er noch als Vorwortschreiber tätig. Er arbeitet auch weiterhin für seinen Freund Etienne Charavay. Seine 1879 in dessen Verlag erscheinende Lebensstudie der Lucile de Chateaubriand darf eine meisterhafte Leistung voll Feinheit und Anmut genannt werden.

Der Dichter heiratete im Jahre 1880 die Großnichte des Miniaturmalers der Marie Antoinette, Fräulein Valérie Guérin, mit der er anfänglich eine glückliche Ehe führte [28]).

Da brach 1881, vorbereitet durch die angestrebte Duldsamkeit des Dichters in den letzten Jahren, die erste seiner beiden schriftstellerischen Hauptepochen an. Ich nenne sie seine humoristisch-menschliche Periode. Sie umfaßt ungefähr ein Jahrzehnt und ist ungleich kürzer als der zweite Abschnitt. Daher wird sie auch, besonders von französischen Kritikern, nur als Übergangszeit, als eine Zeit der Vorbereitung aufgefaßt, über die man rasch hinweggehen könne. Man übersieht dabei, daß Anatole France durch die Werke seiner ersten Hauptepoche zu Frankreichs größten Humoristen aufgerückt ist [29]).

Seinen Weltruhm begründete France im Jahre 1881 mit seinem Roman „*Le crime de Sylvestre Bonnard*". Mit einem Schlage wurde er ein weit über die Grenzen seines Heimatlandes

[27]) Die Jocaste-Episode, die zum Selbstmord der Hélène Fellaire führt, wird später in der Erzählung „*L'œuf rouge*" nochmals gestreift. In „*Jocaste*" erhängt sich Helene in ihrem Zimmer, in der späteren Geschichte in einer Flußbadeanstalt.

[28]) France zog in das Haus seines Schwiegervaters, des papa Jules, in der rue Chalgrin. Nähere Angaben über diese Jahre macht J. Roujon, *La vie et les opinions d'Anatole France,* Paris s. d. (1925).

[29]) Über den Einfluß von Dickens auf France vgl. F. Delattre, *Dickens et la France,* Paris 1927, p. 122 ff.



bekannter Schriftsteller. „Das Verbrechen des Sylvester Bonnard" ist in Deutschland noch heute sein meistgelesenes Werk. Jedermann hat den alten Gelehrten mit seinem warmen, jugendlichen Herzen in frischer Erinnerung. Ich muß es mir hier versagen, näher auf den Inhalt des Romans einzugehen [30]). Es sei nur betont, daß man den Roman nicht als gartenlaubenhaft bezeichnen darf. Sicherlich schürft France noch nicht allzu tief. Aber andererseits besitzt er schon jetzt eine viel zu feine Geisteskultur, um seicht schreiben zu können. Als echter Humorist lächelt er über Bonnards Schwächen, drückt ihn dabei aber zugleich liebevoll an sein Herz. Durch die Betonung der menschlichen Fehler des weltfremden Gelehrten wird jede Sentimentalität ausgeschlossen, wenn man auch eine etwas stärkere Herausarbeitung des Allzumenschlichen in Bonnard wünschen möchte.

Formal betrachtet handelt es sich bei diesem ersten und einzigen humoristischen Roman um zwei verschiedene Novellen, die lediglich durch die Gestalt des alten Professors zusammengehalten werden. Von Natur aus war France Novellist, und wenn er später zum Roman übergegangen ist, so geschah es zumeist nicht aus eigenem Antrieb, sondern unter fremdem Druck. Die Novelle entsprach seinen Fähigkeiten. Er war vor allem Stilkünstler und konnte sein Talent am besten in der kürzeren Novelle zeigen, während der weitausgesponnene Roman oft störend seinen Mangel an Phantasie, an neuen Gedanken, und eine mangelhafte Komposition bekundet. Ursprünglich hatte sich Anatole France seinen Sylvestre Bonnard nur als Novelle im Sinne der zeitlich vorausgegangenen gedacht. Sein Verleger aber beanstandete die Kürze des jetzigen ersten Teiles, sodaß der Schriftsteller gezwungen war, einen zweiten Teil beizufügen. Dieser nachträgliche äußere Zwang läßt sich schon zur Genüge aus dem Umstand erkennen, daß der Gesamttitel *„Le crime de Sylvestre Bonnard"* nur auf den zweiten Teil paßt [31]).

Alle Kritiker haben richtig erkannt, daß sich Anatole France in dem Professor Bonnard zum ersten Male selbst zeichnet. Aber es ist irrig zu behaupten, er habe dem Gelehrten seine eigene pessimistische Weltanschauung in den Mund gelegt. Sylvestre wird ebenso wenig von einseitigem Pessimismus beseelt wie Anatole in diesem Abschnitt seines dichterischen Schaffens. Der Gelehrte tritt uns als Humorist in des Wortes edelster Bedeutung entgegen. Unter Humor verstehen wir jene Weltanschauung,

[30]) In meiner Habilitationsschrift *„Die humoristische Gestalt in der französischen Literatur"* (C. Winter, Heidelberg 1927) habe ich mich näher mit ihm zu befassen.

[31]) Das Verbrechen des Gelehrten besteht nach France's Ansicht nicht so sehr darin, daß er eine Minderjährige kurzer Hand aus dem Pensionat entführt, sondern daß er bei dem Verkauf seiner Bibliothek, der Jeannes Heirat ermöglichen soll, heimlich einige ihm besonders liebgewordene Bücher beiseite schafft.

die uns Menschen am besten gerecht wird. Sie leugnet nicht unsere vielfachen Fehler und Schwächen, sie sieht aber auch das gute Wollen in uns. Der Humor spottet nicht wie die Satire und harmlosere Komik über unsere Halbheit, er lächelt nur mitleidig und verständnisvoll. Er kann nicht bitter sein, weil er auch das Edle, Schöne, Gute, Ehrenwerte im Menschen aufzudecken weiß, mag es auch dem flüchtigen Beschauer entgehen. Der oberflächliche Betrachter schließt von dem äußeren Schein auf das Innere, er hält es nicht für nötig, tiefer in das menschliche Herz zu schauen. Ganz anders der Humorist, der durch die oft rauhe Schale zu dem unter ihr ruhenden Kern vorzudringen sucht. Mit Anatole France ist zugleich Sylvester Bonnard ein echter Menschenfreund. Er läßt sich durch den äußeren Schein nicht irreführen. Bonnards Haushälterin Thérèse äußert sich in abfälliger Weise über den Lebenswandel einer Hausgenossin, der Mme Coccoz. Er hält ihr entgegen: *Cette jeune femme n'a fini ni en mal ni en bien. Attendez le terme de sa vie pour la juger ... Madame Coccoz que j'ai aperçue une fois dans l'escalier, m'a semblé bien aimer son enfant. Cet amour doit lui être compté.* Dieselbe Menschenfreundlichkeit gibt sich auch aus seinem Verhalten gegenüber dem Studiosus Gélis zu erkennen, dessen Bekanntschaft er bei einer für ihn selbst gewiß unerfreulichen Gelegenheit macht. Bonnard steht bei dem jungen Altertumsforscher anfänglich nicht in großem Ansehen, er muß sogar hören, wie sich Gélis über ihn lustig macht. Trotzdem bewahrt er sich als Humorist die beneidenswerte Objektivität, die geistigen Qualitäten des jungen Mannes voll zu würdigen.

Der Roman „*Les désirs de Jean Servien*", der im folgenden Jahre (1882) dem Druck übergeben wurde, gehört zeitlich nicht der humoristischen Periode unseres Schriftstellers an. France hatte dieses analytische Werk, das in Tagebuchform seine seelischen Regungen und Empfindungen aus den Tagen des Tastens und Suchens schildert, bereits 1872 verfaßt. Als er zu seiner Veröffentlichung schritt, bemühte er sich, es umzuarbeiten, ohne jedoch den Grundton wesentlich ändern zu können [32]). Er fühlte sich daher bei der Herausgabe zu der Bemerkung verpflichtet: „*J'aurais aujourd'hui plus de douceur. Il faut bien que le temps, en compensation de tous les trésors qu'il nous ôte, donne à nos pensées une indulgence que la jeunesse ne connaît pas*". Seine mittlerweile erwachte Duldsamkeit ließ ihn von diesem Werk seiner Jünglingsjahre geistig abrücken [33]).

[32]) Eingangs hat France, offenbar bei der Überarbeitung, den Gestalten von Jeans Vater und Tante einige humoristische Lichter aufgesetzt. Der Roman als Ganzes aber ist völlig humorlos.

[33]) Wenn France von der Härte dieses Buches der Frühzeit spricht, so denkt er wohl vor allem an die Härte des Schicksals, das dem armen Abiturienten Jean Servien beschieden ist. Denn die Zeichnung

Im Jahre 1883 erschien — zunächst gesondert im Verlag der Gebrüder Charavay, später der Novellensammlung *„Balthasar"* eingeordnet — das entzückende Märchen *„Abeille"*, das unter leichtem Plauderton tiefe Gedanken enthält. Kommt auch bisweilen, besonders im 16. Kapitel, der Pessimismus stärker zur Geltung, so bleibt doch der humoristische Gesamteindruck bestehen. Aus den Bemerkungen des Verfassers zu diesem Märchen, das für Erwachsene und für Kinder berechnet ist, geht so recht hervor, wie weit sich France von den naturwissenschaftlich-deterministischen Werken entfernt hat.

Durch *„Le livre de mon ami"* vom Jahre 1885 befestigt er seinen Ruhm als hervorragender humoristischer Schriftsteller. Er schildert in diesen Erinnerungen, welche die Glückseligkeit des jungen Ehemannes wiederspiegeln, nicht nur Episoden aus seiner eigenen Jugend, sondern fügt auch Beobachtungen aus den ersten Jahren seiner kleinen Tochter Suzanne bei. Und damit nicht genug. Er berichtet noch in besonderen Kapiteln von ihren kleinen Spielgefährten. Den Schluß des Buches bildet ein Abschnitt *„La bibliothèque de Suzanne"*. Auch hier wieder hat man das deutliche Empfinden, daß sich France das Werk weit kürzer gedacht hatte und daß er es auf das Drängen seines Verlegers hin nachträglich erweitern mußte. Der Gesamttitel trifft nur auf den ersten Teil zu. In diesem schildert er sich als Kind unter dem Namen Pierre Nozière. Er macht uns auch mit seiner Umgebung bekannt. Wir sehen seine Eltern und die Großmutter Nozière, deren Frivolität später bei France wieder zum Vorschein kommen sollte. Er plaudert auch von seinem Freunde Fontanet, seiner Kinderfrau sowie seinen ersten Lehrern und Lehrerinnen. In seinen späteren Jugenderinnerungen hat er letzteren andere Namen gegeben. Das sind nur Versehen. Weit bedauerlicher aber ist es, daß Anatole seinen Vater nicht Buchhändler, sondern Arzt und Sammler sein läßt. Infolgedessen kann er nicht auf die väterliche Buchhandlung zu sprechen kommen, in der er in Wirklichkeit, wie wir gehört haben, seinen jugendlichen Bildungsdrang befriedigte.

Nicht alle Kapitel von *„Le livre de mon ami"*, das unser Schriftsteller *au milieu du chemin de la vie* [34]) verfaßte, tragen

seines C h a r a k t e r s ist überaus weich. Daß dieses Werk zugleich ein wenig ein sozialer Roman sei, wie E. Rod (a. a. O.) meint, kann ich nicht empfinden. Nicht die Armut ist für Jeans verfehltes Leben von ausschlaggebender Bedeutung, sondern seine weichliche Natur. Im Mittelpunkt seiner Interessen steht die unglückliche Liebe zu der Tragödin Gabrielle. Beruflich hat er überhaupt keine Wünsche und Ziele. Es fehlt ihm jegliches Streben, jeder Wille in dieser Hinsicht. Daher kann auch nicht davon gesprochen werden, daß ihm höhere Berufe wegen mangelnder Geldmittel verschlossen bleiben.

[34]) Im Nachwort zu *„La vie en fleur"* sagt France, er habe *„Le livre de mon ami"* mit 37 Jahren geschrieben. Es wäre demnach bereits 1881, dem Geburtsjahr seiner Tochter Suzanne, fixiert worden.

humoristisches Gepräge. Es sind heiter-komische und schaurig-ernste darunter, auch solche ohne jede besondere Note. Doch bleibt der Gesamteindruck auch hier ein durchaus humoristischer. Höchst erfreulich ist die Beifügung des zweiten Teiles[35]), der den Untertitel „*Le livre de Suzanne*" führt. Die letzte Geschichte „*Jessy*" erscheint mir als eine besonders kostbare Perle heiteren Humors. Sie handelt vom Onkel Bog, der sich als alter Junggeselle in einen einseitigen Pessimismus verbissen hat und im Begriff steht, ein vielbändiges Werk über die menschlichen Irrtümer zu veröffentlichen. Da muß er nach dem Tode ihrer Eltern seine kleine Nichte Jessy zu sich nehmen. France schildert nun in feinsinnigster Weise, wie der düstere Philosoph durch den steten Umgang mit dem lebensfrohen, kleinen Menschenkind in seinem Pessimismus ganz allmählich schwankend wird und hier und da in seinem Werk eine Abänderung trifft. Täglich muß er sich zu neuen Korrekturen entschließen, so daß endlich eine Umarbeitung des Gesamtwerkes nötig erscheint. Als der Frühling ins Land zieht, schleppt Jessy den alten Herrn in die freie Natur hinaus. Es macht ihm von Tag zu Tag mehr Freude, durch die Felder zu streifen und mit der Kleinen Blumen zu pflücken. Als Jessy den Wunsch äußert, die Pflanzen auch zu pressen, rückt Onkel Bog eines Tages mit dem ersten Bande seiner *Erreurs humaines* heraus. Während sich nach und nach sein großes philosophisches Werk in ein Herbarium verwandelt, macht sein Pessimismus einer menschlich-gütigeren Betrachtungsweise Platz. — Der Anatole France der zweiten Hauptperiode hätte diese Geschichte nicht geschrieben. Nur ein echter Humorist konnte sie erdenken, nur ein Menschenfreund, der von seinem aus tiefstem Herzen kommenden Lächeln sagen durfte: *Ma gaieté est tout affectueuse et tout attendrie*[36]).

In dem dritten Teile von „*Le livre de mon ami*" äußert sich Anatole France über Jugendlektüre. Man solle den Kindern schlichte Erzählungen darbieten und sie nicht mit naturwissenschaftlich-technischen Büchern behelligen. Mit seinem reich illustrierten Büchlein „*Nos enfants*" (1887) macht er seinerseits der Jugend ein hübsches Geschenk. Es handelt sich um zehn entzückende Genrebilder aus dem Kindesleben[37]). Er gibt seinen Lieblingen in unauffälliger Art eine kleine Ermahnung auf den Lebensweg mit. Es steckt viel Lebensweisheit in den anscheinend so harmlosen Idyllen. Wenn sie auch nicht alle

[35]) Der dritte Teil hätte nicht in „*Le livre de mon ami*" aufgenommen werden dürfen.

[36]) Zitiert nach dem Kapitel „*Le père Le Beau*" desselben Buches.

[37]) Zwei von ihnen (*L'école* und *Marie*) hat er später in „*Pierre Nozière*" aufgenommen.

humoristisch dargestellt werden, so spürt man doch stets den großen Kinderfreund, der sich hinter ihnen verbirgt.

Im Jahre 1886 war France vom Temps als Kritiker verpflichtet worden [38]). Für ihn, der mehr dazu neigte, alles in sich aufzunehmen als selbst zu produzieren, war das regelmäßige Arbeiten, zu dem er sich jetzt gezwungen sah, sehr erziehlich. Die wertvollsten seiner in der genannten Zeitung erschienenen kritischen Aufsätze kamen unter dem Titel „*La vie littéraire*" (4 Bände 1888-1892) in Buchform heraus. Schon bei früheren Buchbesprechungen hatte sich das Eigenartige seiner Kritik gezeigt. Nun gelangt das Besondere zur vollen Entfaltung. In der an M. Hébrard, den Chefredakteur des Temps, gerichteten Einleitung zum 1. Bande der Buchausgabe legt er seine Ansichten über die Aufgaben eines Kritikers dar. Nach seiner Meinung gibt es keine objektive Kritik, da es uns Menschen unmöglich sei, auch nur einen winzigen Augenblick aus unserem Ich herauszutreten. Für ihn ist die subjektive, impressionistische Kritik die einzig mögliche. Er charakterisiert seine eigene Kritikertätigkeit in dem Satze: *Le bon critique est celui qui raconte les aventures de son âme au milieu des chefs-d'œuvre.* Eine solche Auffassung konnte nicht unwidersprochen bleiben. Frankreichs großer Kritiker Brunetière, Katholik und Moralist, meldet sich zum Wort und verteidigt mit Recht die Möglichkeit und den Wert der objektiven Kritik. Gewiß ist die subjektive Kritik im Munde eines Anatole France voller Reize, aber die objektive eines Brunetière muß als die ungleich wichtigere bezeichnet werden. Bei der Fülle literarischer Erzeugnisse gilt es, den Weizen von der Spreu zu sondern. Es muß unbedingt eine Klassifizierung erfolgen. Der wirkliche Kritiker besitzt die Fähigkeit, über ein Kunstwerk ein objektives, bei kleinen Schwankungen allgemein gültiges Urteil abzugeben. Er kann und muß sagen, was gut, mittelmäßig, schlecht oder moralisch minderwertig ist. Vielleicht nimmt Brunetière unseren France allzu ernst. France war nicht der geborene Kritiker. Er bleibt auch in seinen Buchbesprechungen Schriftsteller. Seine Kritik ist mehr als eine interessante Plauderei aufzufassen. Er steht in dieser Hinsicht Jules Lemaître noch am nächsten. Während sich aber bei Lemaître die impressionistische Kritik mit dem zu besprechenden Werk noch in engem Zusammenhang befindet — ich erinnere hier z. B. an die Wiedergabe seiner Empfindungen, die er nach der Lektüre der Lotischen Romane hatte —, bedeutet das betreffende Werk bei France in den weitaus meisten Fällen nur den Ausgangspunkt, einen hübschen Anlaß, von sich selbst zu sprechen. Wenn wir Lemaître lesen, wissen wir immer

[38]) Ab März 1886 schreibt er die *Vie de Paris,* dann seit Januar 1887 die *Vie littéraire.*



noch, was wir von dem in Frage stehenden Schriftsteller zu erwarten haben. Bei France hingegen werden wir schwerlich zu einem klaren Bilde gelangen. Seine Kritik ist viel zu lau. Zumeist sind es ihm in irgendeiner Hinsicht geistesverwandte Autoren, denen er sich zuwendet, oder besser: an die er anknüpft. Man hat den unbestimmten Eindruck, daß er jedes Werk, von dem er ausgeht, billigt und schätzt. Stößt er aber gelegentlich einmal auf einen ihm wesensfremden Schriftsteller, so widerlegt er sich selbst und seine Theorie. Wenn er beispielsweise auf Zola, Georges Ohnet oder anläßlich der Veröffentlichung ihrer Memoiren auf die zweite Gattin Napoleons, Marie-Luise, zu sprechen kommt, ist es mit der Schilderung der *aventures de son âme* vorbei. Er kann dann hart, bissig und auch ungerecht werden.

Wollen wir den Gesamteindruck seiner *Vie littéraire* festhalten, so ist zu sagen, daß wir France weit genauer kennen lernen als die Werke, die er zu besprechen hat[39]). Was wir von den Schriftstellern hören, betrifft meistens nicht viel mehr als ihr äußeres Leben, das ganz gewiß mit der unserem Kritiker eigenen Klarheit und Lebhaftigkeit vor uns ersteht. Weit mehr aber lenkt uns France von seinem eigentlichen Thema ab. Er träumt über dem Buch, das aufgeschlagen vor ihm liegt. Er ergötzt uns durch Anekdoten, Zitate, vertrauliche Mitteilungen und Abschweifungen philosophischen und moralischen Charakters. Noch lieber plaudert er — ohne jede persönliche Eitelkeit — von sich selbst, seinen Empfindungen, seinen Eindrücken und seinen literarischen Neigungen. Ganz nebenbei werden Werturteile abgegeben[40]). Von den französischen Klassikern bleibt ihm Corneille fremd. Vom 18. Jahrhundert liebt er alles außer Rousseau. Er zeigt Verständnis für die Romantiker Lamartine, Musset und de Vigny. Victor Hugo ist ihm zu überschwenglich. Zu den Parnassiens, die sich in bewußten Gegensatz zu Hugo setzen und von den Klassikern den Kultus der Form übernommen haben, fühlt er sich nach wie vor hingezogen. Der aufkommenden Schule der Symbolisten[41]) steht er hingegen verständnislos gegenüber. Verlaine interessiert ihn nur als krause Persönlichkeit. Als klassisch durchgebildeter Schriftsteller fühlt er sich vom krassen Naturalismus abgestoßen, allerdings weiß er Maupassant wohl zu würdigen. Ernest Renan bleibt weiterhin sein Ideal.

[39]) In der Mehrzahl sind es literarische Neuerscheinungen, aber es handelt sich auch um bedeutsame wissenschaftliche, politische, geschichtliche, religiöse und kritische Werke.

[40]) Vgl. A. Beaunier, *M. A. France, critique littéraire* in: *Revue des deux mondes* März-April 1918, p. 923-934.

[41]) Vgl. dazu das Vorwort zum 2. Bande und den Artikel „*M. Charles Morice*" daselbst.

Bemerkenswert ist die Feststellung, daß France in dieser Zeit seiner Duldsamkeit politisch rechts steht. Es werden Äußerungen aus den 70 er und 80 er Jahren zitiert, wenn man ihn als Militaristen auszuschlachten sucht [42]). Er preist den Krieg und die Armee [43]). Wir müssen uns aber darüber klar bleiben, daß sein Konservatismus recht oberflächlich und nur periodisch ist. Er verschwand bald darauf vollständig. — Duldsamkeit herrscht auch hier in den kritischen Aufsätzen dieses Lebensabschnittes [44]). Der Humor tritt hinzu. Da France als Humorist Optimismus und Pessimismus in sich vereint, kann er auch idealistischen Werken gerecht werden [45]). Er plaudert auch selbst gern in humoristischer Weise [46]).

Wer aber genauer zusieht, muß zu der Überzeugung gelangen, daß die vier Bände der *Vie littéraire* nicht immer ausgeglichen sind, daß bisweilen Gedanken geäußert werden, die zu dem Grundton des kritischen Werkes im Gegensatz oder doch wenigstens mit ihm nicht ganz im Einklang stehen. Da wagt sich wohl einmal neben France's Militarismus eine Meinung hervor, die etwas pazifistisch anmutet. Da meldet sich auch neben Duldsamkeit und Humor eine düstere Weltanschauung. Skepsis und Pessimismus kommen gelegentlich zum Vorschein [47]). Der Schmerz ist das einzig Reale auf Erden. Wir wissen, daß wir leiden. Alles andere bleibt uns ewig verhüllt. Die Geschichte aller Völker läßt sich in die Worte zusammenfassen: *Ils naquirent, ils souffrirent, ils moururent* [48]). Eine solche Verdüsterung mochte auf verschiedene Faktoren zurückgehen. Da war einmal seine intensive Beschäftigung mit den skeptischen Philosophen, insbesondere mit der Altersphilosophie Renans. Dann lebte France damals in Streit mit seinen Vorgesetzten auf der Senatsbibliothek. Außerdem hatte sich nach einigen Jahren

[42]) J. Roujon (a. a. O. p. 211) hat den Nachweis führen wollen, daß France zeit seines Lebens Nationalist und Reaktionär gewesen sei. Die Mehrzahl seiner Belege entnimmt er der duldsam-humoristischen Periode, die übrigen wirken nicht überzeugend.

[43]) Man vergleiche z. B. die Abschnitte „*Le cavalier Miserey*“ und „*La vertu en France*“ des 1. Bandes.

[44]) Man lese u. a. „*Les jouets d'enfants*“, „*Le grand Saint Antoine*“, „*Brave fille*“ und „*Jeanne d'Arc et la poésie*“ im 2. Bande.

[45]) Hier nenne ich z. B. „*La réception de M. Léon Say à l'Académie française*“ (Würdigung Jules Sandeaus) und „*George Sand et l'idéalisme*“ im ersten, sowie „*M. Octave Feuillet*“ im zweiten Bande. Hingegen lehnt er einseitigen Pessimismus ab. Vgl. „*M. Alexandre Dumas fils*“ (Band 1).

[46]) Es sei auf die Artikel „*Gustave Flaubert*“, „*Bibliophilie*“ und „*Histoire du peuple d'Israël*“ im 2. Bande verwiesen.

[47]) Vgl. z. B. „*M. Thiers historien*“ im ersten, „*Sur le scepticisme*“ im zweiten und „*Pourquoi sommes-nous tristes?*“ im dritten Bande.

[48]) Vgl. dazu die spätere Wiederholung dieser Auffassung in der skeptischen Periode (*Les opinions de Jérôme Coignard,* Kap. XVI).

glücklicher Ehe das Verhältnis der beiden Ehegatten sehr verschlechtert und führte schließlich zur Ehescheidung[49]).

Da trat 1889 ein literarisches Ereignis ein, das die wichtigste Wendung unseres Anatole France als Schriftsteller nach sich zog. Unter größtem Aufsehen erschien im Juni dieses Jahres Paul Bourgets Roman „*Le disciple*". Der katholische Brunetière stellt sich sofort auf Bourgets Seite und verdammt im Namen der Moral den Determinismus Darwins, der im Mittelpunkt des Werkes steht. Anatole France aber greift den Leitgedanken des Buches, zugleich auch Bourget und Brunetière an. Dem Schriftsteller und dem Kritiker gegenüber pocht er auf das uneingeschränkte Recht der wissenschaftlichen Forschung und der freien Spekulation. Die Moral ist ihm kein konstanter Begriff. Sie unterliegt steter Wandlung, wie ein Blick in die Vergangenheit zeige. Daher dürfe man die Wissenschaft ihr nicht unterordnen. *Subordonner la philosophie à la morale, c'est vouloir la mort même de la pensée, la ruine de toute spéculation intellectuelle, le silence éternel de l'esprit,* ruft er in dem Artikel „*La morale et la science*" des 3. Bandes seiner *Vie littéraire* aus.

Es bleibt das Verdienst Brunetières, Anatole France die Augen geöffnet zu haben. Der Kritiker und Schriftsteller erkennt jetzt sein ureigenstes Wesen, das in dem Jahrzehnt der Duldsamkeit und des Humors geschlummert hatte. Er fühlt sich nun als Nachkomme des 18. Jahrhunderts. Mit dem Humor und dem Allesverstehenwollen ist es vorbei. Das großmütterliche Erbe, der *esprit de malice* und die *impiété,* tritt an die Oberfläche. Die Frivolität beginnt zu triumphieren. Die zweite Hauptepoche, die bis an das Lebensende des Dichters reicht, bricht an.

Die Entwicklung geht ganz allmählich vor sich. Nach einer kurzen Übergangszeit bildet sich seine skeptische Ironie heraus. Die Skepsis, der Zweifel, weicht dann mit den Jahren einem totalen Pessimismus, dem nichts mehr heilig ist, der alles spöttisch lachend in den Staub zieht. In dem Maße, wie sich France als Schriftsteller wandelt, vollzieht sich auch seine politische Schwenkung. Vom Demokraten entwickelt er sich zum Sozialisten und schließlich zum Kommunisten und Kollektivisten.

Ehe wir jedoch zu der zweiten Hauptepoche seines dichterischen Wirkens übergehen, müssen wir kurz zweier Novellensammlungen gedenken, die vorwiegend noch der humoristisch-menschlichen Periode angehören. Im gleichen Jahre wie Bourgets „*Le disciple*" erschien die Sammlung „*Balthasar*", außer dem schon 1883 gesondert veröffentlichten Märchen „*Abeille*" noch sechs andere Erzählungen enthaltend. Sowohl bei dieser

[49]) Vgl. dazu J. M. Pouquet (a. a. O. p. 121 ff.).



als auch bei der 1892 folgenden Sammlung wird vielfach, besonders in Frankreich, bereits von der skeptischen Ironie des Dichters gesprochen. Mir scheint das unrichtig zu sein. Die Titelnovelle „*Balthasar*", die Geschichte eines der drei Weisen aus dem Morgenlande, hat keinen ironischen Beigeschmack. France erzählt sie mit der Duldsamkeit der letzten Jahre. Kein christlicher Leser kann Anstoß an ihr nehmen. „*Le réséda du curé*" darf eine kleine Perle heiteren Humors genannt werden. Es folgen weitere, weniger bedeutsame Novellen, die der Freude des Schriftstellers am Seltsamen, Geheimnisvollen entsprungen sind. Nur in „*Laeta Acilia*" kommt sein Heidentum zum Vorschein. Die vornehme Römerin weigert sich, der christlichen Sekte, die sich aus armen, entsagenden, zum Teil früher sündigen Menschen zusammensetzt, beizutreten. Der Darstellung fehlt aber völlig die Gehässigkeit des Ungläubigen der späteren Periode.

Der Novellensammlung „*Balthasar*" folgte 1892 „*L'étui de nacre*", deren 17 Geschichten, nach der Art ihrer Darstellung zu schließen, größtenteils bereits einige Jahre früher entstanden sein werden. Hier tritt nun seine Skepsis zwar schon häufiger, aber nicht weniger mild zutage. Anatole France hat sich zeit seines Lebens für die christlichen Legenden interessiert [50]). Das Wunderbare, Geheimnisvolle in ihnen lockte ihn sehr. Er liebte es, sie in seiner kunstvollen und doch so schlichten Sprache nachzuerzählen. Dabei gelingt es ihm nicht immer, sein Heidentum ganz auszuschalten. Er bemüht sich auch bisweilen gar nicht, es zu tun. Ohne jeglichen Hintergedanken erzählt er die „*Légende des Saintes Oliverie et Liberette*". Kein gläubiger Katholik könnte sie ergreifender wiedergeben. Wer France als den Verehrer des alten Heidentums und des 18. Jahrhunderts kennt, wird dagegen hinter den Legenden „*Amycus et Célestin*", „*Sainte Euphrosine*" und „*Scolastica*" [51]) den ungläubigen Erzähler entdecken. In der letzten wird es ihm sogar leicht gemacht. Nichts aber von Haß und Leidenschaft! Bedeutend stärker bekundet France seinen eigenen Unglauben in der berühmt gewordenen Novelle „*Le procurateur de Judée*". Pontius Pilatus, der Tausende von Todesurteilen unterschrieben hat, kann sich im Alter nicht erinnern, einen Jesus Christus gekreuzigt zu haben. Hier fühlt man deutlich die dahintersteckende Ironie. Ihr fehlt aber noch gänzlich die Wucht und Niedertracht der späteren Zeit. Kritiker haben auch bei „*Le*

---

[50]) Seine bekannte Sammlerwut erstreckte sich nicht zuletzt auf die christliche Kunst in jeglicher Form. Die Villa Saïd dieses Ungläubigen legte beredtes Zeugnis hierfür ab.

[51]) Zu der Beeinflussung durch Gregor von Tours vgl. L. Latzarus, *Un plagiat d'Anatole France* in: *Revue hebdomadaire* vom 1. 9. 1923 und J. Roujon (a. a. O. p. 98).

jongleur de Notre-Dame", einer der altfranzösischen Marienlegende „*Tombeor Nostre Dame*" ohne Sinnänderung nacherzählten Novelle, von Ironie gesprochen. In Wirklichkeit wird die kindliche Frömmigkeit und Herzenseinfalt des Jongleurs Barnabé mit echtem Humor vorgetragen. Die Priester erhalten eine kleine Lektion, sie sind uns aber durchaus nicht unsympathisch. Zwischen den Zeilen steht nichts zu lesen. Nicht ein Ironiker, sondern ein echter Menschenfreund schrieb die sechs sich auf die große französische Revolution beziehenden Novellen. Neben oder besser vor die Grausamkeit wutentbrannter Massen stellt France die erhabene Größe edler Gestalten aus jener Zeit[52]). In der Erzählung „*Madame de Luzy*" wird komitragischer Humor erreicht. Voller Ehrfurcht spricht er auch von den ihn fesselnden Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Wer wollte leugnen, daß der Erzähler in der Geschichte „*Leslie Wood*" trotz anderer Meinung Hochachtung vor der Titelgestalt, einem modernen Asketen, besitzt! Gelangt nicht ferner in „*Gestas*" die eigenartige Person eines zeitgenössischen Sünders, des zwischen Liederlichkeit und ergreifender Frömmigkeit hin- und hergerissenen französischen Dichters Verlaine echt humoristisch zur Darstellung? Interessant ist das Schwanken des Schriftstellers gegenüber der Vererbungstheorie. Hatte er in „*L'œuf rouge*" der Novellensammlung „Balthasar" einen Fall vorgebracht, der sie bestätigt, so schildert er nun in „*Le manuscrit d'un médecin de village*" einen solchen, der ihr widerspricht.

Die genannten beiden Sammlungen hinterlassen im großen und ganzen einen friedfertigen Eindruck. Der Menschenfreund und Humorist hat auch sie geschrieben. Wo gelegentlich schon Skepsis und Ironie erwachen, fehlt ihnen noch völlig die spätere Schärfe und Bitterkeit.

Wir nehmen nun von der humoristisch-menschlichen Schaffenszeit des uns durch sie so lieb gewordenen Anatole France Abschied und folgen ihm zögernd in die für ihn charakteristische zweite Epoche seines dichterischen Wirkens.

Da begegnen wir zunächst seiner in Romanform erscheinenden dreiteiligen, stofflich dem Christentum der ersten Jahrhunderte angehörenden Legende „*Thaïs*", die psychologisch fein aufgebaut und sprachlich hervorragend ist. France brachte mit ihr ein Werk heraus, dessen ersten Entwurf er schon als Parnassien veröffentlicht hatte. Er hat dann auch während der ersten Hauptperiode den Gedanken mit sich getragen, sein ursprüngliches Gedicht in ein längeres Prosawerk umzugießen. „*Thaïs*" wurde bereits 1889 mit dem Untertitel „*conte philo-*

[52]) In späteren Jahren hat der Schriftsteller ganz anders über die Revolution von 1789 gesprochen.



sophique" in der *Revue des deux mondes* einem kleineren Leserkreise bekanntgegeben. Als Buch erscheint sie im Jahre 1891. Sie ist das Werk der Übergangszeit. Während die beiden Novellensammlungen noch vorwiegend den Stempel der ersten Hauptepoche tragen, tritt in „*Thaïs*" schon das Neue, Besondere, Unerwartete hervor. Dem schüchternen Bekenntnis zum Heidentum folgt jetzt der Kampf gegen das Christentum. In seinen früheren Legenden hatte France seinen Zweifel an der Berechtigung und Richtigkeit gewisser Vorschriften der christlichen, insbesondere katholischen Kirche bescheiden und Rücksicht übend vorgetragen. Nun aber rückt er unverschleiert mit seiner Meinung, die er über das grausame und fanatische Keuschheitsprinzip der Priester hat, heraus. Der entsetzliche Schluß des Legendenromans zeigt, wohin Paphnucius, der sich diese unmenschliche Kasteiung auferlegt hat, nach Ansicht des Schriftstellers gelangen muß. Der Mensch ist Sklave seiner Leidenschaften, so lautet der Grundgedanke in diesem Werk. Hier haben wir das Neue oder doch wenigstens das ein ganzes Jahrzehnt von France nicht Gehörte. Wer sich seinen irdischen Trieben widersetzt und gar noch mit Paphnucius zu Fasten und Rutenschlägen greift, der wird sich durch eigene Schuld in die unmenschliche Brutalität dieses Mönches stürzen.

Wir sagten schon, daß sich France in diesem zweiten, langen Abschnitt seiner schriftstellerischen Laufbahn ganz allmählich vom ironischen Skeptiker zum Pessimisten und gefühllosen Satiriker entwickelt hat. Es könnte nun nach dem bisher über „*Thaïs*" Gesagten scheinen, als wenn France bereits jetzt beim satirischen Pessimismus angelangt wäre. Dem ist aber nicht so. Vielmehr trägt der Legendenroman noch viele Züge, die den Verfasser nur als Zweifler, als Skeptiker erkennen lassen. Ja, es treten sogar noch Momente hinzu, die seine Duldsamkeit und seinen Humor von ehedem wiederspiegeln. France macht kein Hehl daraus, ein völlig Ungläubiger zu sein. Aber neben seinen Haß gegen die von Paphnucius vertretenen christlichen Vorschriften tritt seine alte Toleranz. Sie zeigt sich aus den Reden des nachsichtig lächelnden heidnischen Philosophen Nikias. Sie bekundet sich auch durch die Tatsache, daß France bei der Schilderung des Mönches nicht immer die Linienführung einhält. Er will ihn hassen, aber er, der Irregeleitete, tut ihm wiederholt leid, so daß an solchen Stellen unser Mitgefühl wachgerufen wird. Die duldsame Betrachtungsweise des Dichters gibt sich ferner aus seiner Einstellung zu den übrigen Einsiedlern der Wüste zu erkennen. Als fröhlicher Heide muß er zwar über ihre Askese lächeln, aber er rechnet ihnen doch ihr gutes Wollen an. Es berührt ihn sympathisch, daß sie ihre Hände nicht müßig in den Schoß legen, sondern allerlei nützliche Handwerke ausüben. Seine Bewunderung für den weisen *père Antoine,* dem

er im 2. Bande seiner *Vie littéraire*[53]) ein besonderes Kapitel gewidmet hatte, ist nicht verloren gegangen. Die Achmed-Episode in „*Thaïs*“ gehört zu den wertvollsten und ergreifendsten Schöpfungen des tragischen Humors unseres Schriftstellers. Der Nubier Achmed (Ahmès) ist ein schlichter Christ, der sich in kindlicher Einfalt den lieben Gott als Haremsfürsten vorstellt. Er besitzt dabei einen so tiefen Glauben, daß er mutig und unverzagt als Märtyrer für ihn in den Tod geht. Ironie liegt France hier ganz fern. Er fühlt sich nicht weniger ergriffen als sein christlicher Leser.

Mit der Entwicklung seiner Skepsis geht das Hervortreten der sinnlichen Natur unseres Schriftstellers Hand in Hand. Man kann „*Thaïs*“ auch negativ als ein Preislied auf die Sinnenfreude, die sinnliche Liebe auffassen. Ihm sollten bald neue folgen. Wohl hatte sich diese Seite Anatoles schon früher, sowohl in den veröffentlichten und unveröffentlichten Gedichten des Parnassiens als auch in „*Les désirs de Jean Servien*“, angekündigt. Sie war jedoch noch nie in so starkem Maße hervorgetreten und wurde außerdem auch durch die Werke der humoristischen Zeit wieder verwischt, bis sie, besonders in der Novellenlegende „*Scolastica*“, die wohl vor oder doch gleichzeitig mit „*Thaïs*“ entstand, wieder zum Vorschein kam.

Wir verlassen das Werk der Übergangszeit und kommen zu dem dichterischen Hauptwerk des skeptischen Unterabschnittes der zweiten Schaffensperiode unseres Anatole France. Es liegt in „*La rôtisserie de la reine Pédauque*“ vor, die 1893 erschien und den Kritikern große Schwierigkeiten bereitet hat. Der Roman ist bald heiter, bald ernst genannt worden. Formal betrachtet gehört er zweifellos zu den besten Leistungen des Schriftstellers. Der Stil hat sich seit den 70er und 80er Jahren sehr vervollkommnet, die Darstellung wirkt äußerst lebendig. Jedermann kennt die im Mittelpunkt der Handlung stehende eigenartige Persönlichkeit des *abbé* Coignard, den der Dichter mit den auserlesensten Reizen seiner großen Schilderungskunst umgeben hat und für den er uns trotzdem nicht zu erwärmen und zu begeistern vermag. Worauf ist unsere kühle Haltung zurückzuführen? Coignard bedeutet psychologisch eine Unmöglichkeit. France hat ihm ein gutes Teil seiner eigenen Anschauungen und Empfindungen verliehen, darüber hinaus aber spricht er ihm den christlichen Glauben zu, den er selbst nicht besaß. Wir können nun die Beobachtung machen, daß der Dichter überall da, wo er seinen Hauptgestalten Eigenschaften und Überzeugungen ver-

[53]) *Vivant, il est déjà le grand saint Antoine. Et il mérite ce nom. C'est par le caractère qu'il est grand. La fermeté du cœur lui tient lieu de science et de talent. Il est de fer, mais son énergie est enveloppé de douceur et d'aménité ... Tel est le vrai saint Antoine: un des hommes les plus extraordinaires que le monde ait jamais vus.*



leiht, die er selbst nicht hat, zu keiner glaubwürdigen, geschweige denn sympathischen Darstellung gelangt [54]). In Coignards Charakter wimmelt es von Widersprüchen. Der Abbé bekennt sich zum Katholizismus, aber der Glaube ohne Werke bleibt tot. Wir sehen Coignard in der Bahn eines Freidenkers wandeln. Seine Lebensführung läßt sich mit den Forderungen des Christentums nicht vereinbaren. Er zeigt eine echte Abenteurernatur und entpuppt sich als Säufer, liederlicher Schürzenjäger, Dieb, Mörder und feiger Flüchtling. Der Versuch, ihn zugleich als Jünger Epikurs und des Franz von Assisi darzustellen, spricht, jedenfalls in der von France gewählten Form, der christlichen Auffassung Hohn und muß als eine Versündigung am Christentum empfunden werden. Als Christ sollte Coignard an die Willensfreiheit, an die Möglichkeit, erfolgreich an der Besserung seiner Fehler arbeiten zu können, glauben. Statt dessen entschuldigt er seine Fehltritte mit dem Hinweis auf seine Machtlosigkeit und Unfreiheit. Er fühlt sich als Philosoph und großer Gelehrter über die menschlichen Leidenschaften erhaben und wird doch andauernd in sie verstrickt. Er lächelt und spottet als Skeptiker des 18. Jahrhunderts über die menschliche Gesetzgebung und sieht in ihr eine Entstellung der göttlichen Gerechtigkeit, widerspricht aber durch seine eigene Unmoral auf Schritt und Tritt dem Willen Gottes. Er verachtet die Menschen, um sie nicht hassen zu müssen, betont jedoch ausdrücklich wiederum sein Mitleid für sie. Weder der Schriftsteller noch Coignard erweisen sich als echte Humoristen. Es fehlt beiden das mitfühlende Herz des wahren Menschenfreundes. Skeptisch-ironisch setzt France Christentum und Menschenwerk herab. Alles erscheint ihm eitel und lächerlich. Alles Bestehende stößt er mit dem Zeigefinger um, ohne zu sagen, wie Besseres geschaffen werden könnte. Denn er weiß es nach eigenem Geständnis selbst nicht. Höchst ehrenwerte Persönlichkeiten [55]) werden in den Staub gezerrt. Das ist nichts anderes als reine Niedertracht.

Bis kurz vor Schluß des Romans bleibt uns so ein herber, bitterer Nachgeschmack im Munde. Da tritt auf den letzten Seiten ein unerwarteter, aber erfreulicher Umschwung ein. Hatte der Schriftsteller in dem weitaus größten Teile der „Garküche zur Königin Gansfuß" seine Skepsis gegen das ihm Wesensfremde, Andersgeartete gerichtet, so wendet er seinen universellen Zweifel nun auch noch zuletzt gegen seine eigene Skepsis. Coignard liegt auf dem Sterbebett. Nachdem er sich noch einmal als Freigeist aufgebäumt hat, ruft er seinen Schüler Jacques

[54]) Es sei schon hier besonders auf „*Les dieux ont soif*" verwiesen.

[55]) Man vergleiche dazu die empörende Kritik an M. Nicodème in: *Les opinions de Jérôme Coignard* (Kap. XVII).

Tournebroche an sein Lager und bekennt ihm sein verfehltes Leben. Er ermahnt ihn, seinen Lebenswandel und seine Maxime nicht zum Vorbild zu nehmen, sondern in Bescheidenheit, Einfalt und demütiger Frömmigkeit ein Gott wohlgefälliges Dasein zu führen. Die Skepsis erfährt so, indem sie vor sich selbst nicht Halt macht, zuguterletzt eine Milderung, die auf die verflossene Periode der Duldsamkeit zurückdeutet.

Die noch 1893 im Druck erscheinenden „*Opinions de Jérôme Coignard*“ bringen als Kommentar zur „*Rôtisserie de la reine Pédauque*“ die Welt- und Menschenbetrachtung des Abtes. Wir werden auf sie bei der Besprechung der nächstfolgenden Werke kurz eingehen.

Seinem Roman „*Le lys rouge*“ (1894) hatte France breiteste Leserkreise gewünscht. Er wurde in dieser Hoffnung nicht enttäuscht, denn die zu Tage tretende heidnische Sinnlichkeit begeisterte die Masse. Eingegeben wurde ihm das Werk von Mme Arman de Caillavet, jener Dame, die ihn dazu anhielt, statt der ihm persönlich mehr zusagenden Novellen längere Romane zu schreiben, und die aus ihm einen arbeitssamen Menschen machte [56]). Stofflich ist „*Die rote Lilie*“ seiner unwürdig. Eine Frau, die mit ihrem Gatten nur noch in Möbelgemeinschaft lebt, hat ihren Geliebten im Stich gelassen, um einem zweiten zu folgen. Sie, die Treulose, glaubt nun, von diesem zweiten Geliebten Treue verlangen zu können. Man spürt die Beeinflussung durch Bourgets „*Mensonges*“. Der schon in „*Thaïs*“ zu beobachtende Grundgedanke, daß wir Menschen blindlings unseren Leidenschaften, unserer Sinnenfreude folgen müssen, tritt hier in besonders krasser, düsterer Form hervor. Es sind nicht zwei beliebige Menschenkinder, die rückhaltlos ihren Trieben gehorchen, sondern Persönlichkeiten, die über feinste Geisteskultur verfügen. France greift hier schon seinem späteren radikalen Pessimismus vor. Wer in den edelsten Menschen nur noch tierische Wesen sieht und dazu noch Sympathie für sie durchblicken läßt [57]), gerät in den Verdacht der Unmoral und des Nihilismus. Wir können dem Schriftsteller diesen Vorwurf nicht ersparen. Nachdem France alles auf Erden in Zweifel gezogen und die Erforschung der Wahrheit auf jeglichem Gebiet als unnütze Zeitverschwendung erklärt hat, singt er in „*Le lys rouge*“ sein Loblied auf die irdische Liebe. Eine gesunde Skepsis kann gegenüber dem Fanatismus heilsam sein, die in diesem Liebes-

[56]) Vgl. N. Ségur, *Conversations avec Anatole France.* Paris, Charpentier 1925, p. 29/30; B. Fay, *Anatole France et la postérité* in: *Les nouvelles littéraires* vom 21. 8. 1926 und J. M. Pouquet, a. a. O. p. 144 ff.

[57]) Man darf nicht übersehen, daß sich France nicht allein unter dem Decknamen Paul Vence, sondern auch in dem Bildhauer Dechartre schildert.



roman bekundete ruft jedoch in feiner gestimmten Lesern Entrüstung hervor. Der Schluß des Werkes, der, wieder den Zweifel gegen sich selbst richtend, die Vergänglichkeit auch dieses Sinnenrausches betont, mildert wohl den Eindruck, hebt ihn aber nicht auf. Der Wert von „*Le lys rouge*" kann nicht im Stofflichen liegen. Er beruht auf den geistvollen Gesprächen einiger Personen und den einzig schönen Naturschilderungen.

Sowohl Jérôme Coignard in „*La rôtisserie de la reine Pédauque*" und in „*Les opinions de Jérôme Coignard*" als auch Paul Vence in „*Le lys rouge*" hatten bereits die „Philosophie" des hinter ihnen stehenden Anatole France verkündet: „*Donnons aux hommes pour témoins et pour juges l'Ironie et la Pitié*". Da fühlt sich der Schriftsteller im Jahre 1895 verpflichtet, in „*Le jardin d'Epicure*", einem des Romanhaften fast gänzlich entbehrenden Werke, seine Welt- und Menschenbetrachtung nochmals im Zusammenhang darzulegen. „Je mehr ich über das menschliche Leben nachsinne, umso mehr, glaube ich, muß man ihm Ironie und Mitleid zu Richtern und Zeugen geben. Ironie und Mitleid sind zwei gute Ratgeber. Die erste lächelt und macht das Leben liebenswert; das zweite weint und macht es uns heilig. Die Ironie, die ich im Sinne habe, ist nicht grausam. Sie verhöhnt weder die Liebe[58]) noch die Schönheit; sie ist voller Sanftmut und Wohlwollen. Ihr Lachen besänftigt den Zorn, und sie lehrt uns, über Boshafte und Toren zu spotten, die zu hassen wir ohne sie schwach genug wären." Ein solches Bekenntnis klingt verlockend, jedenfalls nicht unsympathisch. Halten wir uns nun noch vor Augen, daß der Franzose das Wort „*ironie*" häufig nicht so scharf und bissig auffaßt wie wir, sondern es oft da verwendet, wo der Germane von Humor und humoristischer Weltanschauung spricht, so ist man geneigt, eine recht menschenfreundliche Philosophie des Schriftstellers zu erwarten. Allein France gebraucht das Wort „Ironie" in dem sarkastischen Sinne, den auch wir ihm zuerkennen[59]). Daß von Humor in diesem Lebensabschnitt unseres France kaum noch die Rede sein kann, zeigten schon die früheren Ausführungen. Es fällt nicht schwer, France durch seine eigenen Worte zu widerlegen. Mit seiner *pitié* kann es in Wirklichkeit nicht weit her sein. Das zeigen u. a. zahlreiche Stellen in den *Opinions,*

[58]) Bei dem France dieses Abschnittes ist Liebe stets identisch mit Fleischeslust. Wie anders hatte doch der Autor von „*Le livre de mon ami*" gesprochen!

[59]) R. Cor (*M. A. France et la pensée contemporaine* in: *Mercure de France* vom 1. u. 15. 10. 1906) erklärt, nachdem er Frances Ausspruch zitiert hat: „*Ainsi parle M. A. France, dont la moquerie, à vrai dire, n'est pas toujours fort humaine ni tendre*". Auch H. de Noussanne (*A. France philosophe sceptique,* Paris 1924) spricht ihm die große Liebe zur Menschheit, von der er gern redet, ab. Vgl. ferner J. Roujon (a. a. O. p. 66).

wo zu lesen steht, daß der Mensch von Natur *un très méchant animal, une sotte bête, un animal à mousquet, un mauvais singe* ist. Die Unterzeichnung der Menschenrechte würde Coignard verweigert haben „*à cause de l'excessive et inique séparation qui y est établie entre l'homme et le gorille*". Das schmeckt ganz nach Voltaire. Auch selbst ein stark pessimistisch eingestellter Humorist würde — immer noch ein Fünkchen Menschenfreund — nicht von dem „*mépris universel que lui inspiraient les hommes*" gesprochen haben. Das Mitleid bedeutet in diesem skeptischen Abschnitt nicht viel mehr als eine hohle Phrase. Genauer gesagt: Wo France seine *pitié* gelegentlich noch zur Anwendung bringen will, besitzt sie nicht mehr ihre Berechtigung und führt, wie in „*Le lys rouge*", zu einem peinlichen Eindruck. Man hat das Empfinden, als wolle der Dichter die Nächstenliebe, das Wohlwollen, das Mitleid, die er in seiner humoristisch-menschlichen Epoche bei würdigerer Gelegenheit gezeigt hatte, in seine ironisch-skeptische Zeit hinüberschleppen und so den Kompromiß aus zwei sich ablösenden Weltanschauungen vollziehen. Außerdem aber kündigt sich sein Mitleid in ganz bestimmten Fällen, gegenüber Personen gewisser Volksklassen an [60]). Hier leitet France schon zu einem neuen Abschnitt über, der bald anbrechen sollte.

Wie weit sich der Dichter in diesen Jahren von der früheren Duldsamkeit entfernt hatte, lehrt so recht seine 1895 veröffentlichte dritte Novellensammlung „*Le puits de Sainte-Claire*", deren Skepsis und Unglauben einen ungemein düsteren Eindruck erwecken. Nur bisweilen wird durch eine etwas versöhnlicher gehaltene Geschichte, in welcher der Zweifel wider den Zweifel gerichtet erscheint, eine vorübergehende Milderung erzielt. Die Bissigkeit und Unnachsichtigkeit der skeptisch-ironischen Periode wird sofort klar, wenn man die erste Novelle „*Saint Satyre*" mit dem bescheiden vorgebrachten Zweifel der früheren Sammlungen — etwa „*Amycus et Célestin*" in „*L'étui de nacre*" — vergleicht. Wie schneidend-gehässig ist in „*Saint Satyre*" die Satire auf die Enthaltsamkeit der Mönche, das kriegerische Gebahren der Bischöfe, die Unduldsamkeit des Christentums und vor allem auf die Heiligenverehrung der katholischen Kirche! Mit zu dem Widerlichsten, was Anatole France je geschrieben hat, gehört die 10. Novelle „*Histoire de doña Maria d'Avalos et du duc d'Andria*", deren empörender Schluß — Schändung eines Leichnams durch einen Priester — auf Schmeichelung der niedrigsten Instinkte einer ungläubigen Masse zielt [61]). France hatte seine monarchistischen Neigungen

[60]) Wir denken hier an das Kapitel XIX der *Opinions*.

[61]) France widerlegt durch diese Novelle selbst die Meinung einiger seiner begeisterten Anhänger, er sei nie ein *flagorneur de la populace* gewesen.

seit langem aufgegeben. Er war Republikaner und Demokrat geworden [62]). Nach einem anfänglich gemäßigten Standpunkt schwenkte er rasch zu dem äußersten linken Flügel des Bürgertums ab und liebäugelt bereits jetzt mit den Sozialisten.

Am 24. Dezember 1896 wird unser Schriftsteller Mitglied der französischen Akademie. Er verdankt diese Ernennung den Werken seiner ersten Hauptepoche, der Klarheit, Anmut und Eleganz seiner Sprache, nicht zuletzt auch seiner bewundernswerten klassischen Bildung, die kein anderer französischer Autor seiner Zeit in diesem Maße aufzuweisen hatte. Die demoralisierende Tendenz seiner letzten Romane und Novellen war damals noch nicht klar genug erkannt worden. Man wußte noch nicht, wohin es mit dem Dichter und Denker ging [63]). Die Wandlung vollzog sich langsam. Der Kritiker Jules Lemaître konstatiert erst 1896 die bereits einige Jahre zurückliegende Umstellung. „*Thaïs*", der Legendenroman der Übergangszeit, konnte — und wird es zuweilen noch heute [64]) — ein *livre de piété* genannt werden. Wir sahen, in welchen Punkten diese Auffassung richtig ist.

Kurz nachdem France Akademiker geworden war, führte ein Ereignis, das Frankreich in zwei große Lager spaltete und die ganze Welt in Erregung setzte, einen neuen Umschwung in der Haltung unseres Schriftstellers herbei. Ich meine die Dreyfus-Affaire vom Jahre 1898, deren sich die älteren unter uns noch recht gut erinnern. Sie bedeutet für France das, was die *affaire Calas* für Voltaire gewesen war. Seine Skepsis wird erschüttert, seine lächelnde Überlegenheit, seine *impassibilité* verschwindet. Er schreitet von seiner hohen Warte, von seiner *tour d'ivoire* herab und macht damit seiner *vita contemplativa* ein Ende. Er mischt sich in die politischen Tagesfragen, seine *vita activa* nimmt ihren Anfang. Man liebt es, diese Wandlung als einen äußerst plötzlichen Umschwung darzustellen. Es wird behauptet, France habe sich als einer der ersten auf die Seite von Zola und Jaurès gestellt und sofort in vorderster Linie gekämpft. Ganz so rasch vollzog sich in Wirklichkeit die Änderung in der Einstellung nicht. Man übersieht, daß der Schriftsteller Monate hindurch eine abwartende Stellung eingenommen hat. Er wollte sein endgültiges Urteil erst nach Veröffentlichung des Aktenmaterials abgeben [65]). Es wird auch vergessen, daß eine Persönlichkeit, die seit seiner Ehescheidung mächtigen Einfluß auf France als Dichter und Menschen ausübte, ihn in die Affaire

[62]) Damit hat er auch gegenüber Armee und Krieg eine andere Stellung eingenommen, die sich aus den *Opinions* (Kap. X-XII) ergibt.

[63]) Bekanntlich war er Kandidat der strengkatholischen Herzogspartei.

[64]) Vgl. J. Roujon, a. a. O. p. 148.

[65]) Vgl. Ch. Maurras, *Anatole France politique et poète,* Paris 1924, p. 36-39.

hineingetrieben hat: Mme de Caillavet, die wie der Hauptmann Dreyfus jüdischer Konfession war[66]). Einmal in die neue Bahn gelenkt, schreitet der Schriftsteller auf ihr unentwegt weiter und wird nun einer der hervorragendsten Verteidiger des unschuldig verurteilten Offiziers. Dabei ist es ihm natürlich weniger um die Person als um die Sache zu tun. Mit flammenden Worten setzt er sich für Freiheit, Wahrheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit ein. Er hofft auf eine bessere Zukunft und bezeugt so seinen neuerwachten Optimismus. Aus dem früheren Skeptiker wird ein Gläubiger, allerdings nicht in religiösen Dingen. Denn hinsichtlich seiner Stellung gegenüber dem Christentum folgt seiner Skepsis der totale Unglaube. Er nennt sich selbst jetzt einen Antiklerikalen.

Mit dem gläubigen Optimismus, der auf bessere Zeiten hofft, ist jedoch die für France anbrechende neue Periode noch lange nicht genügend charakterisiert. Bis jetzt könnte man zu der Meinung gelangen, dieser Lebensabschnitt bedeute einen völlig neuen, also dritten Hauptabschnitt. Es muß jedoch beachtet werden, daß sich zwischen der skeptischen Periode und der jetzigen zahlreiche Fäden weben, die letztere als eine Weiterentwicklung der skeptischen und demzufolge als einen zweiten Unterabschnitt der zweiten Hauptepoche seiner schriftstellerischen Tätigkeit erscheinen läßt.

Das Hauptbindeglied zwischen den beiden Unterabschnitten besteht in der Welt- und Menschenbetrachtung des Dichters. In seiner skeptischen Zeit hatte er erklärt, man müsse den Menschen Ironie und Mitleid entgegenbringen. Wir sahen, daß ihm die Ironie mehr lag als das Mitleid. France behält auch nach der Dreyfus-Affaire diese beiden treuen Ratgeberinnen bei. Das Interessante liegt nun darin, daß er eine reinliche Scheidung vornimmt. Er übergießt gewisse Gruppen von Menschen mit seiner Ironie — genauer mit seiner oft ironisch gefärbten Satire —, während er wieder anderen seine *pitié* in reichem Maße zuteil werden läßt. Das kann man nun aber nicht mehr als Philosophie bezeichnen. Es ist Parteilichkeit. France richtet seine giftigen Pfeile gegen die oberen Schichten seiner Nation. Zweifellos hatte die Dreyfus-Affaire schwere Schäden in d e n Kreisen Frankreichs aufgedeckt, die dem Volk ein leuchtendes Vorbild für Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sein sollten. Der Schriftsteller läßt sich aber in seinem Haß und Zorn zu weit fortreißen. Für ihn sind die Damen der ersten Gesellschaft ausnahmslos nichts anderes als lüsterne Dirnen. Ihre Ehemänner, ganz einerlei, ob sie im öffentlichen Leben stehen oder Privatpersonen sind, ob sie sich Royalisten oder Demokraten nennen, werden uns als Gauner, Schwindler, Kuppler und Betrüger ge-

[66]) Vgl. N. Ségur, a. a. O. p. 29/30.



schildert. Die Geistlichkeit wetteifert mit ihnen in dieser Niedertracht und Gemeinheit. Die Priester kriechen und verstellen sich, wenn sie nur eine höhere Würde ergattern können. So ergibt sich ein ungemein düsteres Sittengemälde. Ein krasser Pessimist bringt eine bittere Satire auf die moralische Verkommenheit der Oberschicht.

Sein Mitleid beschränkt Anatole France auf das einfache Volk, die Arbeiter und Angestellten beiderlei Geschlechts, die Händler, die bürgerlichen Überläufer (Volksschullehrer, kleine Kaufleute) und schließlich auf die sogenannten Edelsozialisten, die den oberen Gesellschaftsklassen angehören. Hier darf man, so glaube ich, seine ehrlichen Gefühle nicht anzweifeln. Schon als Kind hat er gern den einfachen Leuten bei der Arbeit zugesehen. Dieser *goût des simples*, dieser *goût des métiers* ist ihm erhalten geblieben. Das harte Los der Arbeiter tat ihm leid. In seiner *phase militante* bekundet er jetzt seine Zuneigung und sein Mitleid durch Wort und Tat. Er wird Sozialist und Volksredner. Wenn auch mit einem gewissen Zögern und Unbehagen verläßt der Geistesaristokrat seine Bücherstadt und betritt, vom Volk stürmisch begrüßt, die Tribüne, um den Massen der Armen und Bedrückten das Nahen besserer Zeiten zu verkünden. Verschiedentlich ist behauptet worden, France habe es mit seinem Sozialismus nicht allzu ernst genommen. Als Beweis führt man an, er habe sich als Volksredner befangen gefühlt. Seine Ansprachen seien stockend und ohne innere Wärme gewesen. Das ist schon richtig. Doch muß man im Auge behalten, daß dieser Meister der Feder auch im engen Freundeskreise kein eleganter Redner war. Der geistvolle Plauderer der Villa Saïd sprach mit monotoner, leicht näselnder Stimme.

Das große Dichtwerk des von mir gekennzeichneten zweiten Unterabschnittes liegt in der vierbändigen „*Histoire contemporaine*“ vor. Die beiden ersten Romane dieses Zyklus, „*L'orme du mail*“ und „*Le mannequin d'osier*“, erschienen bereits 1897, noch vor der Dreyfus-Affaire. Ihnen folgten später „*L'anneau d'améthyste*“ (1899) und „*M. Bergeret à Paris*“ (1901). Die „*Histoire contemporaine*“ stellt sich im wesentlichen als eine ironisch-satirische Beleuchtung der Zustände unter der dritten Republik gegen die Jahrhundertwende dar. Die pessimistische Schilderung überragt bei weitem die optimistische. Deshalb nennen wir diesen zweiten Unterabschnitt der zweiten Hauptepoche des Franceschen Romanwerkes die pessimistisch-satirische Periode. Der gläubige Optimismus kommt dagegen stärker in seinen Volksreden zum Vorschein, obwohl auch sie manche Bissigkeit gegen die nationalen und klerikalen Kreise aufzuweisen haben.

Bekanntlich wurden die Reden, Vorträge und Ansprachen unter dem Titel „*Vers les temps meilleurs*“ veröffentlicht.

Mußten wir vorhin France den Vorwurf machen, daß er seine Landsleute in zwei Gruppen teilt, von denen er die eine haßt und verachtet, die andere aber mit seiner Liebe umgibt, so ist hier weiterhin zu rügen, daß er in seinem Romanzyklus, vor allem in dem vierten Werk, Schriftstellerei und Politik nicht streng auseinanderhält. Gewisse Kapitel von „*M. Bergeret à Paris*" stehen nicht auf künstlerischer Höhe, sondern verraten in äußerst störender Weise den sozialistischen Parteigänger. Sie sind weiter nichts als Programmreden. Für den Fortbestand des Romans bedeutet diese Tatsache eine große Gefahr.

Wenn unser Dichter auf seine Lieblinge zu sprechen kommt, so blickt auch durch die düstere Stimmung der „*Histoire contemporaine*" ein Fünkchen Optimismus durch. Aus dem Zusammentreffen von Pessimismus und leichtem Optimismus kann Humor entstehen. Wir kennen Anatole France bereits als großen Humoristen. Wir sahen, daß sich sein Humor noch in „*Thaïs*" hervorwagt, um dann von der Oberfläche zu verschwinden. Die ihm eigene Duldsamkeit zeigt sich aber noch gelegentlich in den Werken des skeptischen Abschnittes. Das war ein Beweis dafür, daß der Humor nicht ganz erstorben war, sondern unter der Oberfläche weitersickerte. Hier nun kommt er, zugleich mit dem Anflug von gläubigem Optimismus, wieder ans Tageslicht. Er besitzt nicht mehr die Kraft und Reinheit der humoristischen Zeit, es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß er wieder in die Erscheinung tritt. Er objektiviert sich in unserem Romanzyklus in den Gestalten der derb-komischen und doch so rührend-guten Magd Euphémie (in „*Le mannequin d'osier*"), des braven, wohlerzogenen, aber ängstlich-feigen Hundes Riquet und besonders in der Person des Universitätsprofessors und Edelsozialisten Lucien Bergeret, dem France viel von seinem eigenen Ich verliehen hat. In ihm löst der Dichter die schwierige Aufgabe des großen Humoristen, das Groteske liebenswert erscheinen zu lassen. Trotz seiner Eigenart und seiner vielen Schrullen bringen wir Herrn Bergeret unsere ganze Sympathie entgegen. Der Humor, mit dem France den sonderbaren Mann zeichnet, färbt sich wohl bisweilen satirisch, aber der tragische Humor, der den Professor als unglücklichen Ehegatten umspielt, erfährt durch den satirischen Unterton keine wesentliche Schwächung [67]). Bergeret ist selbst Pessimist, aber sein Pessimismus erscheint bei näherem Zusehen wandelbar. Nicht immer schaute der alte Gelehrte so trübe drein, und als er seine Berufung nach Paris erhält, sieht er die Welt in etwas rosigerem Licht. Er ist ein Pessimist vom Schlage Onkel Bogs, den wir bei der Besprechung von „*Le livre de mon ami*" erwähnt haben. So leuchtet denn der wieder-

[67]) R. Johannet (*A. France est-il un grand écrivain?* Paris 1925, p. 38) befindet sich im Irrtum, wenn er glaubt, sich auf die Seite von Mme Bergeret stellen zu müssen.

erwachte Humor unseres France mildernd in das Dunkel seiner Weltbetrachtung hinein.

Es darf nicht als Zufall bezeichnet werden, daß der zweite Band Kindheitserinnerungen des Schriftstellers, den Titel „*Pierre Nozière*“ führend, zu eben dieser Zeit (1899) entstand. In der skeptischen Periode hätte das humorvolle Werk wohl kaum zum Vorschein kommen können. Nicht jede Erzählung dieses Buches trägt den Stempel des Humors, aber der Gesamteindruck bleibt ein humoristischer[68]). Gute humoristische Leistungen liegen in den Kapiteln „*L'histoire sainte et le jardin des plantes*“, „*Les deux tailleurs*“, „*Mme Planchonnet*“ und „*Onésime Dupont*“ vor. Damals (1900) erschien auch das reizende Kinderbuch „*Filles et garçons*“. Drei der in ihm enthaltenen Geschichten sind „*Pierre Nozière*“ entnommen, sechs andere hat France hinzugefügt. Spricht auch nicht aus allen der Humorist von ehemals, so zeigt sich doch noch der Kinderfreund, wenn es ihm auch manchmal an Jugendfrische fehlt.

In den literarischen Kleinigkeiten „*Au petit bonheur*“ (1898; als Lustspiel 1906) und „*La leçon bien apprise*“ (1898; später in der Sammlung „*Les contes de Jacques Tournebroche*“ 1908) kommt der Dichter nicht mehr über Humor in volkstümlichem Sinn hinaus. „*Clio*“ (1900), fünf historische Novellen vereinigend, zeugt von liebevollem Versenken in vergangene Zeiten, ist aber für den Werdegang unseres France wenig bedeutungsvoll.

Seit dem 1901 veröffentlichten letzten Bande der „*Histoire contemporaine*“ hat der Humor wieder das Feld geräumt. Das zeigt die „*Histoire comique*“ vom Jahre 1903, in der die Sinnlichkeit des Autors[69]), die eigentlich nur in der humoristischen Periode zurückgetreten war und besonders schon „*Le lys rouge*“ geschaffen hatte, stark zutage tritt[70]). Es handelt sich wie in der Roten Lilie um eine Liebesgeschichte, jedoch ohne die prachtvollen Landschaftsschilderungen derselben. Dafür wird ein übernatürliches Element in sie hineingewebt. Eine Schauspielerin hat ihren ersten Liebhaber verlassen. Er nimmt ein grausiges Ende. Wenn sich Félicie Nanteuil nun mit ihrem neuen Geliebten trifft, kommt sie nicht zum Genuß, weil der Tote leben-

[68]) Auszunehmen sind die Teile 2 und 3, die den eigentlichen Kindheitserinnerungen raumfüllend beigegeben wurden.

[69]) Um das sinnliche Moment in seiner Veranlagung nachzuweisen, braucht man gar nicht einmal zu den zum Teil widerlichen und indiskreten Mitteilungen seines Privatsekretärs J. J. Brousson (a. a. O.) zu greifen. Auch maßvollere Memoirenschreiber wie N. Ségur (a. a. O.) berichten von seiner Freude an pikanten, erotischen Geschichten und seiner Hingabe an das weibliche Geschlecht.

[70]) Mme de Caillavet soll auch bei der Abfassung dieses Schauspielerromans ihren Einfluß geltend gemacht haben. Vgl. N. Ségur (a. a. O. p. 30).

dig vor ihr steht. In dem Theaterarzt Trublet, einem ruhigen Zyniker, zeichnet sich France selbst.

Für seine Gehässigkeit und Spottlust spricht auch die Novellensammlung „*Crainquebille, Putois, Riquet et plusieurs autres récits profitables*“ (1904). Die volkstümlich gewordene Erzählung „*Crainquebille*“ war schon 1901 allein erschienen und beweist seine Parteinahme für die Armen und Einfältigen gegen die Gebildeten und Vornehmen, hier insbesondere gegen den Richterstand. Wir zeigten schon bei der Besprechung einer Geschichte der Sammlung „*Le puits de Sainte-Claire*“, daß France sich wohl einmal beim einfachen Volke beliebt zu machen suchte. Das ist auch ein wenig in „*Crainquebille*“ der Fall. Ein armer Straßenhändler, der sich nicht verteidigen kann, wird unschuldig zu Gefängnis verurteilt. Die Erzählung erscheint inhaltlich doch recht unwahrscheinlich. Oder sollten die französischen Gerichte wirklich so rückständig und ungerecht sein? — In den übrigen bedeutenderen Erzählungen dieser Novellenreihe spottet France in gehässiger Weise über seine Mitmenschen und rüttelt besonders an ihrem Gottesglauben. Seine Spottlust in dieser Zeit geht auch aus seinen privaten Gesprächen hervor. Kein Freund und Besucher ist vor ihr sicher. Nichts dünkt ihm heilig. Selbst über seine gute, einfache Mutter, von der er einst in so rührender Art gesprochen hatte, macht er sich lustig. Dichter wie de Vigny, Leconte de Lisle und andere, die er, wie wir gesehen haben, früher verehrte, werden von ihm herabgesetzt und in den Staub gezerrt.

Und doch steht auch in der genannten Sammlung e i n e Erzählung, die ganz aus dem Rahmen der übrigen herausfällt. Wir meinen die entzückende Novelle „*Le Christ de l'Océan*“, in der auf die Schlichtheit des Christentums hingewiesen wird. Bei dem Fischerdorf Saint-Valéry, das Seestürme schwer heimsuchen, wird ein Christus aus Holz angespült. Die fromme Gemeinde nagelt den Körper auf ein schönes Kreuz, aber am nächsten Morgen hat sich Christus von ihm abgelöst. Man erhöht nun die Kostbarkeit des Kreuzes, der Erfolg bleibt jedoch derselbe. Da werden eines Tages zwei Schiffsplanken, in Form eines Kreuzes zusammengenagelt, vom Meer angeschwemmt. Der Christuskörper wird nun auf diesen Schiffsüberresten befestigt, und siehe da, er bleibt an ihnen haften. Er schien sagen zu wollen: „*Ma croix est faite de toutes les souffrances des hommes, car je suis véritablement le Dieu des pauvres et des malheureux.*“ Von Ironie, von einer anderen Meinung des Erzählers läßt sich nicht das Geringste wahrnehmen. Es ist wieder einmal die Duldsamkeit des unter dem satirischen Pessimisten schlummernden Menschenfreundes, die sich hier einen kurzen Augenblick hervorwagt.

Der Satiriker und Pessimist France dachte über das Christen-

tum ganz anders. Seine heidnische Gesinnung bekundet er mit erstaunlicher Offenheit und Grausamkeit in dem „Roman“ „*Sur la pierre blanche*“ vom Jahre 1905. Welch' abscheuliche Satire auf die ersten Christen stellt doch die in ihm enthaltene Erzählung „*Gallion*“ dar! Die ersten Anhänger der christlichen Lehre schildert France als eine rohe Bande von streit- und rauflustigen Gesellen. Wie ungleich gelinder hatte er einst in „*Le procurateur de Judée*“ seinen Zweifel zum Ausdruck gebracht!

Spottlust, Sinnlichkeit und Unglaube bilden auch den Grundton von „*Les contes de Jacques Tournebroche*“ (1908). Doch deuten auch hier wieder einige Erzählungen auf eine gewisse Duldsamkeit hin. Es wären „*Frère Joconde*“, „*Les étrennes de Mlle de Doucine*“ und „*Mlle Roxane*“ zu nennen. Vor allem aber ist die Novelle „*Le miracle de la pie*“ beachtenswert, weil in ihr nicht nur eine gewisse Toleranz, sondern auch ein bescheidener Humor zutage tritt. Allerdings geht es auch jetzt nicht ohne einen gelinden Seitenhieb auf das Christentum ab.

Im Jahre 1908 trat Anatole France als Geschichtsforscher[71]) hervor. Er übergab in zwei Bänden seine „*Vie de Jeanne d'Arc*“, an der er — mit Unterbrechungen natürlich — mehr als zwei Jahrzehnte gearbeitet hatte, der Öffentlichkeit. Als er seine Arbeit begann, wollte er dieses Werk zu einer frommen Legende gestalten. Im letzten Aufsatz des 2. Bandes seiner *Vie littéraire* heißt es: „*Je veux qu'elle soit une œuvre de foi et qu'elle parle aux âmes*“. Er hat diesen Vorsatz wohl schwerlich ausgeführt. Haben wir es nicht vielmehr mit einer kalten, rationalistischen Erklärung der Rolle der *Pucelle* zu tun?[72]) Es muß dem Geschichtsforscher überlassen bleiben, ein endgültiges Urteil zu fällen[73]). Künstlerisch betrachtet steht die „*Vie de Jeanne d'Arc*“ durchaus auf der erwarteten Höhe. France zeigt sich auch hier als entzückender Erzähler, großer Stimmungskünstler und feinsinniger Psychologe.

Die Werke unseres Schriftstellers, die von 1908 ab erscheinen, stehen im Zeichen einer besonders bitteren Satire, eines überaus krassen Pessimismus, in den kein menschenfreundlicher Humor mehr mildernd hineinleuchtet. Da haben wir zunächst 1908 die gewaltige, aber bedrückende Satire auf christliche Religion und moderne Zivilisation „*L'île des Pingouins*“. Bei ihrer Abfassung

---

[71]) France faßte bekanntlich die Geschichtsforschung als eine Kunst, nicht als eine Wissenschaft auf.

[72]) Vgl. R. Doumic, *La Jeanne d'Arc de M. A. France* in: *Revue des deux mondes* März-April 1908, p. 921-933.

[73]) Interessant wäre ein Vergleich von Schillers Jungfrau von Orleans mit den Darstellungen durch Bernard Shaw, Anatole France und Joseph Delteil. Richtlinien wurden von E. Wechssler anläßlich des Erscheinens der deutschen Übertragung von France's „*Jeanne d'Arc*“ im Spaeth-Verlag gegeben.

hatte sich auf politischem Gebiet eine Wandlung in France vollzogen, auf die bereits „*Sur la pierre blanche*“ hindeutet. Er ist vom Sozialismus zum radikalen Kommunismus abgeschwenkt. Nihilismus und Anarchismus sprechen auf Schritt und Tritt aus der „Insel der Pinguine“, dieser grandiosen Travestie Frankreichs.

Durch ein Versehen sind die Franzosen zum Christentum bekehrt worden. Die körperlich starken Einwohner des Landes erschlagen die schwachen und gründen so den Privatbesitz. Das private Elend trägt zum öffentlichen Wohlstand bei. Die Heiligen der katholischen Kirche, die durch Festtage und Prozessionen geehrt werden, sind verkommene Menschen. Das alte französische Königshaus leitet sich von einem Spitzbuben und einer Dirne her. Es folgen Ausfälle gegen Napoleon, gegen Republikaner und Royalisten, gegen den General Boulanger und die Geistlichkeit. Dann verweilt France länger bei dem Dreyfus-Handel. Hier sieht man besonders stark seine neue politische Einstellung. Er belustigt sich über die Unschlüssigkeit der Sozialisten, seiner früheren Parteigenossen. Die Beweisführung bei den Gerichten ist wieder Gegenstand seiner großartigen, aber ungemein bissigen Satire. Die Führer des Volkes lassen sich von den Kapitalisten bezahlen. Der Sterngucker Bidault-Coquille, hinter dem sich der Schriftsteller verbirgt, nimmt einen Augenblick für die Sozialisten Partei, zieht sich dann aber, seinen Irrtum erkennend, in die frühere Einsamkeit zurück. An diese Schilderung der Vergangenheit und Gegenwart schließt sich ein Gemälde der Zukunft. Die nächste Zeit wird einen kapitalistischen Staat bringen, bis dann ein Anarchist die Hauptstadt in die Luft sprengt. Alle Städte werden nacheinander gewaltsam vernichtet werden. Es ist die nihilistische Utopie von der Gesellschaftszerstörung. Aber Anatole France nimmt sich hier offenbar nicht mehr ernst [74]). Denn weiter weiß er selbst nicht. So läßt er die Zivilisation von neuem beginnen und in den bisher betretenen Pfaden wandeln. Wir haben hier die *histoire sans fin.*

Die Novellensammlung „*Les sept femmes de la Barbe-Bleue et autres contes merveilleux*“ (1909) bringt die Umdeutung alter Märchen- und Legendenstoffe. Für die geistige Artung des Dichters ist sie wenig bedeutsam. Die Darstellung von „*Le miracle du grand saint Nicolas*“ wirkt mehr spöttisch als duldsam. Die bekannte Erzählung vom Glückshemd birgt unter heiterer Oberfläche einen starken Pessimismus [75]).

---

[74]) Man vergleiche dazu auch schon die halb ernst, halb scherzhaft gemeinte Erzählung „*Par la porte de corne ou par la porte d'ivoire*“ in „*Sur la pierre blanche*“.

[75]) Im Januar 1910 starb Mme Arman de Caillavet. Der Dichter fühlte sich lange zu jeglicher Arbeit unfähig, bis ihn die ungarische

Im Jahre 1912 setzte France mit seinem Revolutionsroman „*Les dieux ont soif*“ Freunde wie Feinde in gleicher Weise in höchstes Erstaunen. Die sich in diesem Werk bekundende Einstellung zur Revolution von 1789 war nicht erwartet worden. Der Kommunist stellte sich plötzlich anscheinend auf die Seite der Anhänger des *ancien régime* und vertrat eine Meinung, wie er sie als Knabe in der Buchhandlung seines royalistischen Vaters gehört hatte. Er ergriff die Partei seiner heftigsten Gegner und mußte seine politischen Freunde äußerst befremden.

Schon gegen Schluß der humoristischen Periode hatte sich Anatole France in mehreren Erzählungen von „*L'étui de nacre*“ mit der großen französischen Revolution auseinandergesetzt und war, indem er ehrenwerte Persönlichkeiten vor die wutentbrannten Massen stellte, dem welterschütternden Ereignis gerecht geworden. Aber bereits in der Zeit seiner Skepsis war er anderer Meinung. Er bekennt sich schon in den „*Opinions de M. Jérôme Coignard*“ als größten Gegner Rousseaus, der an das Gute im Menschen geglaubt und daher die Rückkehr zur Natur gepredigt habe. Die Revolution von 1789 hat die Rousseauschen Forderungen in die Tat umsetzen wollen. Durch irregeführte Fanatiker ist die Welt in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Das konnte garnicht ausbleiben, denn France sieht in dem ursprünglichen Menschen ein *méchant animal*. Diesen Zustand, über den man glücklich ein wenig hinausgelangt sei, dürfe man nicht zurückersehnen. Hier habe sich die große Revolution schwer an der Menschheit versündigt[76]).

Erleichtert wurde dem Schriftsteller diese Stellungnahme gegen das Volk durch den Umstand, daß er sich als Kommunist politisch nicht mehr ganz für ernst nahm. Gewiß war dieser Geistesaristokrat eingetragenes Mitglied der anarchistischen Partei, gewiß auch versammelte er gern russische Bolschewisten um sich. Der schreiende Kontrast aber zwischen dem luxusliebenden France und den zerlumpten, schmutzigen Ausländern zwang jeden Besucher der Villa Saïd zum Lächeln. Der Dichter hatte im Laufe seines langen Lebens alle Parteien von den Nationalisten bis zu den Sozialisten kennen gelernt. Keine hatte ihn in seinem Drang nach einem neuen Glauben, nach einer neuen Gesellschaftsordnung befriedigen können. So schloß er sich denn im Alter der kommunistischen Partei an, deren Rolle noch nicht gespielt war und von der noch eine Neuordnung aller Dinge erhofft werden konnte. Ihrem politischen Programm aber muß

Schriftstellerin Mme Bölöni nach Italien führte und zu neuem Wirken anfeuerte. Vgl. das Vorwort von P.-L. Couchoud zu Sandor Kémeri. *Promenades d'Anatole France,* Paris 1927.

[76]) In dem Roman „*L'île des Pingouins*“ hat France die französische Revolution bereits kurz als eine Zeit der Grabschändung und des Kirchendiebstahls gekennzeichnet.

er fern gestanden haben. Er hat auch wohl nie ernstlich über es nachgedacht. Wenn die Anarchisten ans Ruder gekommen wären, hätte der mit der Zeit reichgewordene France als einer der ersten den „Segen" ihrer Machtstellung durchkosten müssen. Was wäre wohl aus seinen Besitzungen, seiner wertvollen Bibliothek und seinen großen Kunstschätzen geworden? Freiwilliges Teilen ist ihm, soweit man bis jetzt sehen kann, nie in den Sinn gekommen. Er hat einmal [77]) selbst gesagt: „*Avec la foi et l'espérance nous avons perdu la charité*". Man könnte uns entgegenhalten, daß er bei anderer Gelegenheit [78]) geäußert habe: „*Il ne faut pas améliorer la condition des pauvres; il faut la supprimer*". Er will damit zugleich sagen, daß Almosengeben und Almosennehmen menschenunwürdig sei. Gewiß ist das sehr schön gedacht. Da sich aber ein solcher Leitsatz nicht von heute auf morgen verwirklichen läßt, so hat seine strikte Beachtung notwendigerweise Grausamkeit zur Folge. Die Kommunisten wären Anatole France sicherlich dankbar dafür gewesen, wenn er seinen Besitz veräußert und ihnen den Erlös zur Besserung ihrer sozialen Lage und zur Verfolgung ihrer politischen Ziele zur Verfügung gestellt hätte. Das lag ihm jedoch ganz fern. Als ihm später (1922) der Nobelpreis für Literatur in Höhe von 300 000 Franken verliehen wurde, behielt er auch ihn hübsch für sich, während bekanntlich Romain Rolland den seinen in voller Höhe dem Roten Kreuz übergab [79]).

So ergriff denn France in „*Les dieux ont soif*" scheinbar die Partei der Royalisten [80]). Scheinbar, denn im Grunde blieben sie ihm durchaus wesensfremd. Wir haben schon bei der Besprechung der Gestalt des abbé Coignard gezeigt, daß es ihm als ausgesprochen subjektivem Schriftsteller nicht gelingt, Personen, die ihm unbekannte Eigenschaften und Neigungen besitzen, glaubwürdig oder gar sympathisch darzustellen. So ist es auch hier. Die Anhänger des *ancien régime,* besonders

[77]) In dem ersten kritischen Aufsatz des 3. Bandes seiner *Vie littéraire.*

[78]) In der letzten Erzählung der Novellensammlung „*Crainquebille, Putois, Riquet et plusieurs autres récits profitables*".

[79]) Vgl. die Zeitschrift *Europe* vom 15. 2. 1926. Auch M. Le Goff (*A. France à la Béchellerie,* Paris 1924) betont, daß France weit mehr Egoist als Menschenfreund gewesen ist.

[80]) In einem geistvollen Aufsatz will K. O. Erdmann (*Kunstwart,* Bd. 38, p. 111-116 und 158-164) France als einheitliche Persönlichkeit hinstellen, indem er ihn als Relativisten auffaßt. Dadurch erkläre sich auch insbesondere der Roman „*Les dieux ont soif*". Relativist — oder, wie wir sagten, totaler Skeptiker, der auch einmal den Zweifel gegen den Zweifel setzt — ist der Schriftsteller jedoch nur in dem 1. Unterabschnitt der 2. Hauptepoche. Man kann nicht seinen lebenslänglichen Relativismus dadurch beweisen, daß man Zitate aus verschiedenen Lebensabschnitten bringt und gegen einander hält. Denn hier liegt kein Relativismus, sondern geistige Entwicklung vor.

der ehemalige Steuerpächter Maurice Brotteaux und der Priester Longuemare, lassen uns völlig kühl, da sie lächerlich wirken [81]).

In seiner „*Vie de Jeanne d'Arc*" war France Geschichtsforscher, hier in „*Les dieux ont soif*" ist er weit mehr Künstler als ersteres. Er zeichnet nur Episoden, die vielleicht charakteristisch sind, nicht aber die ganze Geschichte der großen Revolution. Von Vollständigkeit kann keine Rede sein, denn die Massen setzt er nicht in Bewegung.

Das Jahr 1912 brachte noch den Schwank „*La comédie de celui qui épousa une femme muette*". In Anlehnung an Rabelais teilt France unter heiterem Äußeren einen kräftigen Hieb gegen die Frauen und seine alten Feinde, die Richter, aus.

Wie schon erwähnt, veröffentlichte der Schriftsteller 1913 unter dem Titel „*Le génie latin*" die besten seiner kritischen Studien, die er in den 70 er und 80 er Jahren für Lemerres französische Klassikerausgaben geschrieben hatte.

Im Jahre 1913 erschien auch der letzte große Roman unseres Dichters: „*La révolte des anges*". Paul Wiegler [82]) hat dieses Werk das *Paradise lost* des ermattenden France genannt. In der Tat ist es sein verlorenes Paradies, aber er, ein echter Voltairianer, führt seinen letzten Schlag gegen den Gott der Christenheit noch einmal mit voller Wucht [83]). „*La révolte des anges*" stellt die grandiose, aber unheimliche und bedrückende Satire eines völlig Ungläubigen dar, der den unzulänglichen Jaldabaoth der Christen verleumdet und schmäht. Zugleich haben wir auch hier noch einmal den ganzen Anatole France der satirisch-pessimistischen Periode, den alternden Dichter mit seiner Spottlust, seiner Sinnlichkeit und seiner tiefen Menschenverachtung.

Dann kam der Weltkrieg. Anatole France hatte sich schon als Demokrat gegen den Krieg und die Armee erklärt und trat auch später als Sozialist und Kommunist begeistert für den Weltfrieden ein. Seine letzten revolutionären Werke dürfen uns nicht über seinen Pazifismus täuschen. Da wurde er 1914 in den wilden Strudel der Völkerverhetzung hineingerissen. Der Schreckensruf „Der Feind im Land" trübte seinen klaren Blick. Deutschland schien ihm der Störer des Völkerfriedens zu sein. Für eine kurze Zeit wird er Nationalist [84]) und Chauvinist, der

[81]) Vgl. dazu R. Doumic in *Revue des deux mondes* vom 15. 7. 1912, p. 444 und V. Giraud in *Revue des deux mondes* vom 1. 12. 1913, p. 609.

[82]) Anatole France, *Eine Einführung*, München 1920. Vgl. ferner A. Beaunier in *Revue des deux mondes* vom 1. 11. 1924.

[83]) Vgl. das Vorwort von Heinrich Mann zu der von Hans Jacob besorgten deutschen Ausgabe von Paul Gsells „*Propos d'Anatole France*" a. a. O.

[84]) Obwohl er vor dem großen Kriege Weltbürger war, hat er doch nie sein Franzosentum verleugnet.

in seiner Kriegsschrift „*Sur la voie glorieuse*“ vom Jahre 1915 einen Verständigungsfrieden zurückweist und die Erdrosselung Deutschlands predigt [85]). Auch die Broschüre „*Ce que disent nos morts*“ (1916) atmet noch diese unversöhnliche Stimmung.

Wenn wir aber seinem Chronisten Marcel Le Goff [86]) Glauben schenken dürfen, so haftete bereits Ende 1914 seine Kriegsbegeisterung an der Oberfläche. Er sprach im Freundeskreise bewegt von Jaurès' Tode und belustigte sich insgeheim über die Unfähigkeit der französischen Generäle. In der Öffentlichkeit bemühte er sich zunächst noch, wie seine Landsleute zu reden. Aber schon lange vor Friedensschluß ließ er seine Stimme gegen die Kriegsverlängerer erschallen. Wegen seiner unpatriotischen Gesinnung zog er sich großen Haß zu. Er wurde sogar heimlich beobachtet. Doch ließ er sich in seinem gewonnenen Glauben nicht mehr irre machen. Er sah in dem Weltkrieg einen bloßen Handelskrieg. Die Urheber saßen für ihn in allen Ländern. Es empörte ihn, daß Frankreich und Deutschland, Europas intelligenteste Völker, sich noch länger wegen einiger Krämerseelen und Munitionsfabrikanten gegenseitig hinmetzeln sollten. Weil Frankreichs Sozialisten ihn in ihrer Schlaffheit im Stich ließen, suchte er erneut Anschluß bei den Kommunisten und betrachtete die bolschewistische Revolution als den Beginn einer neuen Ära. In diesem Punkte hat er sich bis zu seinem Tode nicht mehr überzeugen lassen. Hätte er ein paar Jahre länger gelebt, so wäre es ihm vielleicht doch noch klar geworden, daß man bei gutem Willen auch auf gemäßigtere Weise zum Ziele, zur Völkerverständigung gelangen kann.

Als sich im September 1914 die deutschen Armeen Paris näherten, war Anatole France auf sein Landgut La Béchellerie in der Nähe von Tours übergesiedelt. Hier konnte er, fern von den Wirren des Weltkrieges, seinen Gedanken über eine bessere Zukunft nachhängen. Er schaute aber nicht nur vorwärts, er blickte auch zurück auf die Jugendjahre, jene glückliche Zeit der Sorglosigkeit und des inneren Friedens. So entstand 1918 sein dritter Band Kindheitserinnerungen, dem er den Titel „*Le petit Pierre*“ gegeben hat. Innerlich stand er dem kleinen Pierre fremd gegenüber. Aber jetzt, wo Pessimismus und Optimismus ihn zugleich beseelten, erwachte sein Humor, den er so lange unterdrückt hatte, und führte ihm noch einmal die Feder. Gewiß fehlt France bisweilen die Jugendfrische und Unmittelbarkeit. Reflexionen des Greises tun den Geschichten Abbruch.

[85]) Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß er in dem letzten Abschnitt „*A ceux du front*“ dieser Schrift die etwas spielerische Haltung gegenüber der Revolution von 1789 aufgibt und sie als Bringerin der Freiheit preist.

[86]) a. a. O. Vgl. ferner M. Corday, a. a. O. p. 139 ff.



Er liebt es, nachträglich Gedanken in die Kindesseele hineinzulegen [87]). Aber doch weist auch dieser Memoirenband manche Perle seines Humors auf. Echt humoristisches Gepräge tragen die Abschnitte „*Le petit Pierre est dans le journal*", „*Les effets d'un faux jugement*", „*Le génie est voué à l'injustice*", „*Navarin*", „*Le tambour*", „*Un frère est un ami donné par la nature*", „*Le papegai*", „*Fureur sacrée*", „*Les ailes de papillon*" und „*Collégien*" [88]). Gelegentlich schürft sein Humor tiefer. Einige Erzählungen nähern sich tragischem Humor.

Zu Beginn des Jahres 1919 starb des Dichters einzige Tochter, Mme France-Psichari [89]), die Suzanne von „*Le livre de mon ami*". Im nächsten Jahre heiratete France in zweiter Ehe seine langjährige, kränkliche Haushälterin Mlle Laprévotte, die ihm geistig weit unterlegen war [90]). Kurz nach seiner Wiedervermählung holte er den jugendlichen Lucien Psichari, den Sohn seiner Tochter Suzanne, zu sich nach La Béchellerie. Neigt der Mensch schon ohnehin im Alter dazu, längst vergangene Jahre im Geist noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen, so mag für France das Eintreffen seines Enkels ein Anlaß gewesen sein, erneut seiner eigenen Kinder- und Jünglingsjahre zu gedenken. Die Zurückversetzung in die Vergangenheit fand abermals ihren literarischen Niederschlag, nämlich in „*La vie en fleur*", dem vierten Memoirenband vom Jahre 1922. Auch hier steht der alte Dichter dem kleinen Pierre Nozière ebenso fremd wie einer dritten Person gegenüber. Aber auch hier in dem letzten seiner zahlreichen Werke meldet sich der Humor noch einmal zum Wort und reiht seinen früheren Erzeugnissen weitere kostbare Perlen an, deren man sich, besonders in germanischen Ländern, auch dann noch gern erinnern wird, wenn das eine oder andere Werk der skeptischen und pessimistischen Periode der Vergessenheit anheimfällt. Die Erzählungen „*On ne donne pas assez*", „*L'école buissonnière*", „*Mouron pour-les-petits-oiseaux*" und „*Vaine amitié*" mit ihrem heiteren, oder das Kapitel „*Mme Laroque*" mit seinem Anflug von tragischem Humor bleiben für immer im Gedächtnis des Lesers haften. Dabei haben wir auch in „*La vie en fleur*" wieder mannigfache Abschweifungen, kleine Bissigkeiten und philosophische Betrachtungen des greisen Erzählers. Schließlich konstatieren wir mit heiterem Lachen noch eine kleine Unvorsichtigkeit, die ihm bei seinen sozia-

[87]) Man vergleiche besonders die Abschnitte „*Le monde inconnu*", „*Bara*" und „*Divagation*".

[88]) Hier in „*Collégien*" legt er sein Bekenntnis zu Racine ab. Vgl. dazu G. des Hons, *A. France et Racine*. Paris 1925 und J. Roujon, a. a. O. p. 91-94.

[89]) Sie war die Witwe des 1917 gefallenen Michel Psichari.

[90]) Über die vermutlichen Beweggründe äußert sich M. Le Goff, a. a. O.

listisch-kommunistischen Ideen über Schulreform unterläuft. In dem Kapitel „*La bifurcation*“ stellt er die These auf: Mittelmäßig begabte Kinder gebildeter Eltern gehören in die Volksschule. Nun, wer hat denn über Begabtheit und Unbegabtheit eines Kindes zu entscheiden? Doch wohl die Lehrer. Da wäre die Befolgung seiner These für France selbst ein großes Unglück geworden, wissen wir doch, daß die Lehrer den kleinen Anatole allgemein nur für ein schwachbegabtes Kind gehalten haben. Kann man sich aber einen Anatole France ohne klassische Schulung denken?

Der Dichter ist nach zweiwöchigem Krankenlager am 12. Oktober 1924 auf seinem Landgut in der Touraine verschieden. Er starb als Heide, der er immer gewesen war. Wie aber die beiden Bände Jugenderinnerungen von 1918 und 1922 seinem dichterischen Gesamtwerk einen etwas versöhnlichen Abschluß geben, so haben auch die letzten Worte des Sterbenden einen milden Klang gehabt. Seine ersten Worte waren auch seine letzten. Im Tode verlangte er nach seiner schlichten, frommen Mutter.

Die Leiche des großen Schriftstellers wurde nach Paris überführt und nach einer öffentlichen Trauerfeier vor dem Institut de France in der Familiengruft auf dem Kirchhof zu Neuilly beigesetzt. Die Feierlichkeit fand unter Entfaltung großen Prunkes statt, durchaus nicht im Sinne des Verstorbenen, der stets öffentliche Ehrungen abgelehnt hatte. Man hat diesen gar nicht Ehrgeizigen wie einen Fürsten zu Grabe getragen. Der Präsident der Republik wohnte mit den Spitzen der Behörden der Trauerfeier bei. Eine vieltausendköpfige Menschenmenge bildete auf dem Wege zum Friedhof Spalier. Da die Beerdigung auf Staatskosten erfolgte, wurden dem Toten militärische Ehren erwiesen. Infanterie und Kavallerie waren zur Teilnahme beordert. Die sozialistisch-kommunistischen Gewerkschaften aber gestalteten das Begräbnis zu einer politischen Kundgebung. Alles das hätte man France ersparen sollen. Er fühlte sich nie an ein enges Programm gebunden. Er stand über den Parteien. In Wirklichkeit hat er nur der Literatur angehört, dieser aber mit Leib und Seele.

Kritiker haben die Frage aufgeworfen: Hat Anatole France die ihm von der Vorsehung zugedachte große Mission erfüllt? Suchen wir eine Antwort zu geben! France ist in den Jahren von 1885 bis 1910 der meistgelesene zeitgenössische Schriftsteller seines Landes gewesen. Er war in diesem Zeitraum nicht nur der Liebling der Franzosen, sondern auch des gebildeten Europäers. Sein Dichtwerk konnte also auf weiteste Kreise großen Einfluß ausüben. Befleißigen wir uns strenger Objektivität, so müssen wir erklären, daß dieser Einfluß zugleich erziehlich und verderblich gewesen ist.

Das erziehliche Moment liegt zunächst einmal auf dem Gebiet des Sprachlich-Formalen. Anatole France war einer der größten Stilkünstler Frankreichs. Racine, Voltaire und Renan sah er als seine Lehrmeister an. Den Kultus der Form hat er seit seiner Dichterzeit als Parnassien beibehalten. Wenn er eine Religion besaß, so war es die der Schönheit in jeglicher Gestalt, nicht zuletzt auch der Formschönheit. Die Klarheit, Reinheit, Anmut, Flüssigkeit [91]), Schlichtheit [92]) und doch wiederum Eleganz seiner Sprache löst das hellste Entzücken jedes Kenners und literarischen Feinschmeckers aus. Ein leicht altertümliches Element [93]), sowie die Ironie und tiefgründige Gelehrsamkeit des Autors verleihen seinen Werken einen ganz eigenartigen Reiz, dem sich niemand zu entziehen vermag. France verstand es noch, ein gutes Französisch zu schreiben. Alle jungen Schriftsteller Frankreichs sind bei diesem großen Stilisten in die Schule gegangen und lassen seine Sprache in ihren Werken nachhallen.

Auch durch den Inhalt seiner Romane und Novellen hat Anatole France in mancher Hinsicht segensreich gewirkt. Er kämpfte gegen Lüge und Verstellung und setzte sich für Wahrheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit ein. Er lehrte die Völker Versöhnlichkeit und predigte den Frieden auf Erden. Auf einem im August 1919 abgehaltenen Lehrerkongreß [94]) erklärte er: Ich kenne nur einen Haß: den Haß gegen den Haß. In vielen seiner Werke ließ er vor den Augen seiner Leser das klassische Altertum, dessen hohen kulturellen Bildungswert er klar erkannt hatte, neu erstehen und strahlend aufleuchten. Jules Lemaître hat ihn mit vollem Recht „*l'extrême fleur du génie latin*“ genannt. France, der sich so gern der Vergangenheit zuwendete, weil ihm die Gegenwart häßlich erschien, war in der Tat ein feinsinniger Hellenist und Latinist [95]). Kein anderer fran-

[91]) Seine leichten und flüssigen Sätze kamen nur schwer zustande. France feilte viel. Schere und Kleister spielten eine große Rolle. In späteren Jahren schrieb er rasch. Da mochte es wohl einmal vorkommen, daß diese Feilung unterblieb und gehäufte que, qui, qu'on, dont stehen blieben. Hier nur ein köstliches Beispiel aus der ***Rôtisserie***: „***Maintenant*** que *vous entendez, mon fils,* que *le feu est l'élément par excellence, vous concevez mieux ce* que *je vais vous enseigner,* qui *est plus considérable* que *tout ce* que *vous avez appris jusqu'ici, et même* que *ce* que *connurent jamais Erasme, Turnèbe et Scaliger.*“

[92]) Stilkritische Bemerkungen finden sich in „*Le jardin d'Epicure*“. Dort sagt France, der einfachste Stil sei der dauerhafteste. Er sei wie das weiße Licht, das sich, ohne daß wir es merken, aus den verschiedensten Farben zusammengesetzt. Der einfachste Stil habe Beziehungen zu allen aufeinander folgenden Stilarten.

[93]) Vgl. dazu P. Stapfer, *Humour et humoristes*, Paris 1911, p. 183 u. 184.

[94]) Vgl. K. O. Erdmann. a. a. O.

[95]) E. R. Curtius (Kölnische Zeitung vom 13. 10. 1924) hat ihn trefflich als einen Europäer französischer Nation und klassischer Prägung charakterisiert.

zösischer Schriftsteller seiner Zeit konnte sich mit ihm in dieser Hinsicht auch nur annähernd messen. Er war ein unendlich feiner Nachzeichner längst verschwundener Zeiten, ein Schöpfer seltener Bilder und ein großer Stimmungskünstler. Und welche Fülle auserlesenster Gaben hat uns sein Humor beschert, wenn er in duldsamen Jahren und später noch in Tagen milderer Gesinnung zum Vorschein kam! Wahrlich, die Kulturwelt verdankt ihm viel!

Anatole France war eine geistig überragende Persönlichkeit, aber er blieb doch nur ein Mensch. Wenn wir ihm mit den Memoirenschreibern in sein Privatleben folgen, so erkennen wir ihn rasch als einen trägen, überaus weichlichen und stark sinnlich veranlagten Mann, der sich nur gelegentlich welterschütternder Ereignisse — und auch dann nur zögernd und widerwillig — aus seiner Schlaffheit zu vorübergehendem Mannesmut aufraffte. Wir haben bereits öfter bei der Besprechung seiner Werke auf seine sinnliche Natur hinweisen müssen. Auch seine Trägheit spiegelt sich, verbunden mit einem auffallenden Mangel an Phantasie, in seinen Romanen und Novellen bis zu einem gewissen Grade wieder. In einem Buche über Plagiate [96]) darf der Name Anatole France nicht fehlen. Man kann sich schlechterdings unseren Schriftsteller nicht anders als mit Bücherstößen zu beiden Seiten am Schreibtisch vorstellen. Schon als Kind nahm er zu Vorbildern seine Zuflucht [97]). Er hat diese Neigung zeit seines Lebens beibehalten. Es sind nicht nur andere Autoren, bisweilen sogar recht wörtlich, von ihm benutzt worden, er hat sich auch selbst gern abgeschrieben. Wer seine erstaunlich vielen Werke hintereinander liest, wird beobachten können, daß gewisse Motive zwei-, drei-, auch viermal vorkommen.

Die Philosophie seiner reiferen Mannesjahre und seines Alters lautet: Skepsis und Pessimismus. Beide können gegen einseitigen, kurzsichtigen Fanatismus und seichten Optimismus heilsame Gegenpole bilden. Bei Anatole France aber gehen Zweifel und Menschenverachtung weit über das weise Ziel hinaus. Zornig und mißmutig rüttelt und zerrt er an dem, was Menschenhand und Menschengeist geschaffen haben. Er benimmt den Atem, raubt Glauben und jeden geistigen Besitz und zerstört unsere zuversichtliche Hoffnung. Auf blumenreichem Wege führt er in den Abgrund. Die allermeisten Werke seiner zweiten Hauptperiode zeigen eine unterwühlende, demoralisierende Tendenz. Hier war France ein Verderber [98]). Er fühlte

[96]) Vgl. G. Maurevert. *Le livre des plagiats*. Paris A. Fayard et Cie s. d. u. G. Michaut. *Anatole France*. Paris 1913.

[97]) Vgl. G. Girard, a. a. O.

[98]) Sein Gesamtwerk steht auf dem päpstlichen Index.



sich zu schwach, um sich aus seiner *lassitude intellectuelle*, seinem *découragement rationaliste*, kurz aus seiner *fin-de-siècle*-Stimmung, die übrigens allen um 1840 geborenen Dichtern und Denkern anhaftete, heraus- und emporzuarbeiten. Er hätte sich seine Melancholie [99]), die unter seiner scheinbaren Überlegenheit ruhte, ersparen können. Die göttliche Vorsehung hatte es gerade ihm verhältnismäßig so leicht gemacht, besaß er doch einen begnadeten Humor, der sich ein volles Jahrzehnt entfaltete und seitdem, wie wir gezeigt haben, nie mehr ganz erlosch. Wie ungleich menschenfreundlicher und erbaulicher hätte er sein Lebenswerk gestalten können! Man denke sich ein Kunstwerk, zusammengeschweißt aus dem Humor seines duldsamen Lebensabschnittes und der Wucht der Romane seines Alters! Einen kleinen Vorgeschmack gab uns die Gestalt des Professors Bergeret in dem Zyklus der „*Histoire contemporaine*". Molière, Shakespeare und Dickens, die France recht gut kannte und aufrichtig verehrte, wiesen ihn darauf hin, wie tief wahrer Humor, besonders in seiner ernsten und pessimistischen Unterform, schürfen und das Wesen der Menschen darstellen kann. Anatole France aber besaß nicht den Mut, das Leben kräftig anzupacken. Er fand nicht den männlichen Entschluß, sich von seiner weichlichen Umgebung loszureißen. Das Weib spielte in seinem Leben eine große Rolle. Frauengunst vermag wohl starke Geister emporzuheben, schwache Männer zieht sie jedoch unweigerlich hinab. Wir müssen Anatole France nehmen, wie er nun einmal geworden ist, aber wir dürfen ein Bedauern zum Ausdruck bringen.

Es fehlte ihm der heiße Atem der Jugend, das feurige und sprühende Temperament. Kraft und Leidenschaft im edlen Sinne blieben ihm fast völlig unbekannt. Von allen revolutionären, mächtig vorwärts strebenden Naturen fühlte er sich abgestoßen. Er verweilte am liebsten beim 18. Jahrhundert mit seiner Skepsis, seinem Pessimismus, seinem Unglauben, seiner heidnischen Fröhlichkeit, seiner frivolen Spottlust und seinem zweifelhaften Menschentum [100]). Für den Geist des 19. Jahrhunderts, insbesondere für die neuen Strömungen um die Jahrhundertwende, zeigte er kein Verständnis. Das hat ihm die Jugend nicht verziehen. Mit beständigem Zweifel, spöttischer Ironie und finsterer Menschenverachtung erzielt man in normalen, gesunden Zeiten keine geistige Nachfolge [101]). Die erwachende Dichtergeneration verlangte nicht mehr nach träger,

[99]) Vgl. u. a. N. Ségur, a. a. O. und W. Küchler, *A. France* in: *Die neueren Sprachen*, Bd. 33 (1925), p. 12-25.

[100]) Rousseau ist, wie früher hervorgehoben, hier auszunehmen.

[101]) Vgl. G. Ricard, *L'influence littéraire et sociale d'Anatole France* in: *La revue mondiale* vom 1. u. 15. 12. 1924 und J. Boulenger, *A. France et les jeunes gens* in: *Les nouvelles littéraires* vom 7. 11. 1925.

unfruchtbarer Skepsis, nach lähmendem Pessimismus, nach überlegener Einsamkeit und mechanistisch-naturwissenschaftlichem Determinismus. Sie sehnte sich nach neuem Glauben und forderte stürmisch Gewißheiten. Darum auch schob sie den geistig niederdrückenden Anatole France, dessen künstlerische Begabung und reiches Wissen sie entzückte, energisch beiseite und schritt mutig und hoffnungsfreudig über ihn hinweg. Charles-Louis Philippe, der nun auch schon wieder mit Charles Péguy zu den Toten zählt, hat bereits vor 1900 dieses leidenschaftliche Vorwärtsdrängen in die Worte gekleidet: „Anatole France ist wundervoll, er weiß alles, er drückt alles aus[102]), ja er ist ein Gelehrter: deswegen gehört er zu einer Rasse von Schriftstellern, die zu Ende geht; damit beschließt er die Literatur des 19. Jahrhunderts. Jetzt tun Barbaren not“ [103]).

Gießen. **Walter Gottschalk.**

---

[102]) Germanisches Wesen ist France allerdings fremd geblieben. Darin unterschied er sich — wie auch in einigen anderen Punkten — von seinem Meister Ernest Renan. Zwar kannte er Shakespeare, Goethe und Dickens wie auch die Denker Kant, Hegel und Schopenhauer, aber er las sie in der Übersetzung. Sollte man andere Gebiete nennen, die ihm fern lagen, so wären die Musik und — der Sport anzuführen.

[103]) Der Ausspruch steht in seinem Brief vom 18. 12. 1897 an den belgischen Freund Max Elskamp. Vgl. E. R. Curtius, *Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich,* Potsdam 1923, 5.-7. Tausend, p. 19/20.



Clément Marot und François Juste.

1.

In der Vorrede zur ersten legitimen Doletschen Ausgabe der Werke Clément Marots (Lyon 1538) beklagt sich Marot bitter über die Verleger, die aus eitler Gewinnsucht seine Gedichte nachgedruckt und in diese Raubausgaben sogar Werke anderer Autoren mit aufgenommen hätten, die seine Ehre und sogar seine Person in Gefahr brächten.

Einer der skrupellosesten dieser Verleger war François Juste von Lyon, von dem Ph. A. Becker in seiner Marotbiographie [1]) drei Ausgaben aufführt: vom 23. Februar 1533 (a. Stiles) — Catalogue Rothschild Nr. 597; vom 12. Dezember 1534 — Catalogue Rothschild Nr. 600 und vom 6. Februar 1535 (a. St.).

Der erste unbefugte Nachdruck vom 23. Februar 1533, der zur *Adolescence Clementine* noch Marots *Paternoster* und *Credo* sowie (von François Robertet) den *Chant royal de la Fortune* und die *Epitaphe de Marie, fille aisnée de M. d'Estissac* fügt, scheint großen Erfolg gehabt zu haben, denn bereits einige Monate später, am 12. Juli 1533, ging eine neue Sammlung in Druck, von der sich ein Exemplar auf der Münchener Staatsbibliothek befindet (Sign. P. O. gall. 1377).

In diese Ausgabe fügt François Juste zur *Adolescence Clementine* die *Autres œuvres de Clement Marot, valet de chambre du Roy, faictes depuis leage de son adolescence. Par cy deuant incorrectement et maintenant correctement imprimees* sowie die *Aultres*(sic)*œuvres faictes en sa maladie*, die er beide der zweiten Auflage der *Adolescence* vom 13. November 1532 entnimmt.

Die weiteren Zutaten sind, wie ein Vergleich ergibt, genau die gleichen, die dann $1\,^1/_2$ Jahre später in der Ausgabe vom 12. Dezember 1534 wiederum gedruckt wurden. Die 46 neu aufgenommenen Gedichte sind also bereits am 12. Juli 1533 zum erstenmal unter dem Namen Marots erschienen. Damit finden auch die Ausführungen P. Villeys [2]) eine Berichtigung. Er sagt, die Ausgabe vom 12. Dezember 1534 enthalte: „1. des pièces prises à la seconde édition de Roffet (13 novembre 1532) ou à la troisième; celles-là n'étaient nouvelles que pour le public lyonnais; 2. des pièces prises sans doute à l'édition de Guillaume

---

[1]) München 1926. S. 151/152.

[2]) *Tableau chronologique des Publications de Marot.* Extrait de la *Revue du Seizième Siècle* tomes VII-VIII (1920-1921), S. 39.

Boullé ou à l'Edition Roffet 1534; 3. des pièces que Juste considérait comme inédites et qu'il donnait sous sa propre responsabilité."

Durch den Nachweis einer Ausgabe vom 12. Juli 1533 muß der zweite Punkt fortfallen. François Juste kann die Ausgaben von Boullé oder Roffet vom Jahre 1534 nicht benutzt haben. Er muß für alle Nachträge zur Ausgabe vom 23. Februar 1533 Manuskripte zur Verfügung gehabt haben. Die weiteren Ausführungen Villeys im Anschluß an seine Feststellung unter 3: „Il (F. Juste) a donc des manuscrits, et des manuscrits qui, à coup sûr, nous apportent souvent du Marot authentique" treffen damit in erweitertem Maße zu, als Villey sie gelten lassen wollte.

2.

Weit merkwürdiger ist jedoch ein anderes Bändchen, das François Juste in Verlag nahm. P. Villey hat in seinem *Tableau chronologique des Publications de Marot* (S. 128/129) auf eine Ausgabe der *Epistres de l'amant verd* von Jean Lemaire de Belges hingewiesen (Versailles, fonds Goujet), die 1552 in Lyon bei Pierre de Tours erschien und Clément Marot als den Herausgeber bezeichnet (... par feu Clement Marot). Darauf bezieht sich auch der Satz in Villeys Marotbiographie (Paris 1923): „Après sa mort, on publiera des œuvres de Lemaire de Belges qu'on assurera avoir été révisées par lui" [3]).

Beim Durchsuchen der Münchener Staatsbibliothek nach Marotdrucken fand ich nun folgendes Bändchen (Sign. P. o. gall. 1381):

> Lamant uerd / enuoye ses Epistres a ma Dame / Marguerite Auguste, Reueues / & remises en leur entier par / Clement Marot. / Ensemble plusieurs lettres missiues / amoureuses. Auec Balades & / Rondeaulx nouueaulx / M.D.XXXVII. / On les vend a Lyon chez Francoys / Iuste deuant Nostre Dame de confort /.

Vermutlich hat dieser Druck vom Jahre 1537 der von Villey entdeckten Ausgabe von 1552 als Vorlage gedient. Auch er enthält auf der Rückseite des Titelblattes den Achtzeiler: *Clement Marot sur la deuise de Jan (!) le Maire de Belges qui est, De peu assez,* jedoch mit einer Abweichung. Der letzte Vers lautet:

Il peut dire quil a vraye richesse.

Aber auch hier ist der Achtzeiler mit *Contentement passe Richesse* gezeichnet, eine Devise, die nicht auf Marot als den Verfasser hindeutet.

Das Erscheinungsjahr 1537 des kleinen (unpaginierten, mit A-F IIII signierten und 48 bedruckte Blätter enthaltenden)

---

[3]) Seite 121.

Bändchens sowie der Erscheinungsort Lyon könnten dazu führen, an die Mitarbeit Marots bei der Herausgabe zu denken, da Marot auf der Rückreise vom Exil Ende des Jahres 1536 und zu Beginn des neuen Jahres 1537 tatsächlich in Lyon weilte. Auch wäre es an sich naheliegend, zu vermuten, daß Marot, der sich mit besonderer Vorliebe der heimischen Dichtkunst annahm, auch die Werke seines Lehrers Jean Lemaire de Belges, den er so sehr verehrte, in einer neuen Ausgabe dem Publikum vorlegte. Auch der Zusatz auf dem Titelblatt: *Revues et remises en leur entier* ist genau der gleiche wie bei der Villon-Ausgabe. Aber dem steht doch entgegen, daß Marot sicherlich nicht einen Verleger gewählt hätte, der, wie François Juste, in den Jahren 1533-1536 nicht weniger als vier unberechtigte Ausgaben der *Adolescence Clementine* mit der *Suite de l'Adolescene* und dem ersten Buch der *Metamorphosen* auf den Markt geworfen hatte. Gerade während seines Aufenthaltes in Lyon 1536/37 hätte Marot ganz andere Verleger für ein Werk wie eine Ausgabe der *Epistres de l'Amant verd* finden können. François Juste dagegen, der unter die Werke Marots skrupellos eine Reihe Gedichte aufgenommen hatte, die Marot nie und nimmer verfaßt haben konnte, ist es durchaus zuzutrauen, daß er den zugkräftigen Namen Marots ausnützte, um ein Werk von Jean Lemaire de Belges in einer Form herauszugeben, daß der unbefangene Leser beinahe glauben konnte, eine Arbeit Marots vor sich zu haben. Der Name des eigentlichen Dichters findet sich in dem ganzen Büchlein nur ein einziges Mal: auf der Rückseite des Titelblattes, von der schon oben die Rede war. In der Münchener Bibliothek steht das Bändchen, das aus der kurfürstlichen Bücherei stammt, auch unter den Werken Marots.

Ebenso wie bei der Raubausgabe der *Adolescence Clementine* hat sich François Juste auch hier nicht gescheut, den *Epistres a l'amant verd* noch eine Reihe anderer Gedichte von anderen Verfassern anzuhängen. Zunächst fügt er den ursprünglich nur zwei Episteln eine dritte hinzu, dann folgen *Lettres missiues enuoyees de la Dame a Lamant, Lettres de louenges enuoyees par la Dame a Lamant, Exclamation damours enuoyee par Lamant a sa Dame,* schließlich folgende Einzelgedichte:

Complaincte contre faulses Langues.
Cueurs fendes vous de douleurs que ie sens

Ballade.
Cueur amoureux gentil corsaige

Ballade.
Faulx enuieux & tristes medisantz

Ballade.
O quel regret quel amere douleur

Rondeau de Fredet.
Pour mettre a fin la grand douleur

Responce par Orleans
Pour mettre a fin vostre douleur

Rondeau.
Oncques feu ne fut sans fumee

Rondeau du Conte de Clermont.
Le truchement de ma pensee — Qui de long temps est commencee

Rondeau par maistre Jehan Caillau.
Las le fault il, est ce ton vueil

Autre Rondeau.
En la forest de longue attente — Par vint de fortune dolente

Rondeau de Fredet.
En la forest de longue attente — Des brigans de soucy bien trente

Rondeau de Orleans.
En la forest de longue attente — Foruoye de ioyeuse sente

Autre Rondeau.
Ainsi doint Dieu a mon cueur ioye

Autre Rondeau.
Je regrette mes dolans iours

Rondeau de George.
Les seruiteurs soubmis a lobseruance

Rondeau de Fredet.
Le truchement de ma pensee — Ceste sainct Valentin passee

Autre Rondeau.
Pour tous voz maulx damour guerir

Autre Rondeau.
Pour brief du mal daymer guerir

Rondeau de Monsieur de Lorraine.
Pour euiter plus grand dangier

Rondeau.
Pvis que par deca demourons

Autre Rondeau.
En la forest de longue attente — ou les contentez Dieu contente

Am Ende der *Table* sind alle diese *Rondeaux* bezeichnet mit: „Et plusieurs Rondeaux nouueaux adioustez an la fin de ce present liure, Pour recreer la personne."

Ob auch die Ausgabe des Jahres 1552 die gleichen Zusätze enthält, geht aus den Angaben Villeys nicht hervor.

Würzburg. ADALBERT HÄMEL.

Vom Sinn und Wesen des sogenannten „bestimmten Artikels“ im Französischen, nebst Erläuterung einer besonderen Gebrauchsweise im Spanischen.

Immer noch — also seit zweitausend Jahren — gebraucht die Grammatik die von dem Griechen Dionysios Thrax geschaffenen, später von den Scholastikern ins Lateinische übertragenen Termini, ohne einen ernsthaften Versuch zu machen, so nichtssagende wie „Verbum“ (griech. ῥῆμα), so wenig besagende wie „Präposition“ (πρόθεσις) oder so falsche wie „Konjunktion“ (σύνδεσμος) [1]) endlich durch bessere bzw. richtigere zu ersetzen. So scheint sie sich denn auch für immer mit dem Terminus „Artikel“ (ἄρθρον) abgefunden zu haben, obgleich damit auch nicht der leiseste Schatten von Wesen und Bedeutung des damit Bezeichneten angedeutet ist und die Verhältnisse in den verschiedenen Sprachen, in denen er unentwegt gebraucht wird, ganz verschieden liegen.

Besonderen Mißbrauch hat man mit diesem grammatischen Terminus im Französischen getrieben, einmal sofern man ihn — wie übrigens auch in den Grammatiken anderer Sprachen — nicht nur als „unbestimmten Artikel“ (article indéfini) ganz unberechtigterweise auf das (nicht druckstark gesprochene) Zahlwort un, une angewandt, sondern zu diesen beiden Arten (a. „défini“ und „indéfini“) auch noch eine dritte, den „article partitif“, gefügt hat, der im deutschen „Teilartikel“ ein nicht gerade glückliches, in „Teilungsartikel“ aber ein geradezu unglückliches Echo gefunden hat. Denn nicht um „Teile“ oder gar um „Teilung“ handelt es sich dabei, sondern um „Herkunfts-, Ursprungssubsumption“ statt „Beschaffenheitssubsumption“, also um indirekte, statt direkte Bezeichnung, wie etwa, wenn man statt des Vornamens Anna: „Müllerin“ (die Frau „vom Müller“, vulgär „Müllersche“) sagt.

---

[1]) Daß „Präposition“ nicht nur eine ganz äußerliche, sondern auch eine unzutreffende Benennung ist, beweisen lat. vobis-cum, verbo-tenus und dergl., in denen die „Voranstellung“ sich als Nachstellung entpuppt. — „Konjunktionen“, „Bindewörter“ existieren, wie im „Neuaufbau der Grammatik“ gezeigt wird, überhaupt nicht in der Sprache, die nur Bindelaute bzw. -geräusche (beim physiologischen Enunziationsakt) kennt. Daß H. Paul nicht nur Konjunktionen sondern auch Präpositionen als Bindewörter angesehen wissen will, ist eine der bedauerlichen Auswirkungen seiner irrigen Theorie vom Satz als einer Verbindung von Begriffen.

Doch wir haben es jetzt nur mit dem sog. „bestimmten Artikel“ — soll wohl heißen: Artikel, „dem Bestimmtheit eignet“, „der Bestimmtheit ausdrückt“ — zu tun. Worin liegt seine eigentliche Bedeutung? Die einen sagen: „Er individualisiert“, die anderen: „Er zeigt an, daß es sich um ein bestimmtes Seiendes oder um mehrere bestimmte Seiende handelt“. Beide Formeln können nicht als recht befriedigend bezeichnet werden. Was soll denn wohl „individualisiert“ werden, wenn das Land Frankreich im Französischen durch *la* France bezeichnet wird, oder: — wenn man meint, der Artikel drücke hier die „Bestimmtheit“ aus — Ist Paris, und erst recht Charlemagne usw., nicht genau ebenso bestimmt wie la France? Und doch haben sie, d. h. Städte- und Personenbezeichnungen, im Französischen nie den „Artikel“ erhalten. Am nächsten ist dem Richtigen Gröber gekommen, der im Grundriß I, 213 das Wesen dieser Wortart dahin definiert, daß es ein Seiendes als „bekannt“ bezeichnet und als Beleg für ihre „deiktische“ Natur italienisch *il* Tasso, *l'*Ariosto usw. anführt, denen man älteres (heute unmodernes) französisches *la* Rachel, *la* Malibran sowie vulgäres deutsches: „Der Karl hat mich geschlagen“, „Die Marie will es mir nicht geben“ usw. an die Seite stellen könnte. Nur hinterläßt die Knappheit, mit der Gröber an der genannten Stelle diesen — wie übrigens auch die anderen von ihm berührten — syntaktischen Punkt behandelt, ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung zurück. „Warum“, so dürfte mancher z. B. fragen, hat denn, wie Meyer-Lübke in seiner außerordentlich gründlichen und sorgfältigen Untersuchung „Roman. Syntax“ S. 175 zeigt, die Sprache bis zum XIII. Jahrhundert, stets bloß France, und erst von jener Zeit an öfters, seit dem XVI. Jahrhundert dann immer la France (abgesehen von gewissen präpositionalen Verbindungen) gesagt? Eine Antwort darauf muß die wissenschaftliche Betrachtung ablehnen, will sie nicht in den Fehler der „idealistischen Neuphilologie“ verfallen, die stets sofort mit Gründen — und was für welchen! — zur Hand ist. Wohl aber dürfen und wollen wir uns mittels gründlicher Prüfung des Sachverhalts ein deutliches Gefühl — denn vom „Einfühlen“ in sprachliche Ausdrucksweisen ist ja heute so viel die Rede — oder noch besser eine klare Vorstellung von Sinn und Wesen der jedesmaligen Redeweise: France und la France usw. zu gewinnen suchen.

Da ist es vielleicht gut, sich zunächst darüber klar zu werden, daß für die Sprache eine Nötigung zur Einführung und zum Gebrauch des *b.*(estimmten) *A*(rtikels) nicht vorliegt. Sie kann sehr wohl ohne ihn auskommen, wie sowohl das Lateinische als auch das populäre Französisch in seinen sprichwörtlichen Wendungen (Nécessité n'a point de loi. — Plus fait douceur que violence. — Précaution est mère de sûreté usw.) und

auch die Kindersprache zeigt. Der kleine Erdenbürger, der seine ersten Sprechversuche macht, sagt, wenn er auf der Straße einen Jungen sieht, der einen Hund schlägt, lallend, aber dem Sinne nach völlig klar und verständlich: „Junge -- Hund -- haut". Warum wählt nun die liebevoll bestätigende Mutter ihrerseits zweimal den b. A., indem sie wiederholend sagt: „Ja, der Junge schlägt den Hund?" Etwa der Individualisierung halber? Durch die zur Äußerung anregende Situation ist doch klar und deutlich gegeben, daß es sich um einen bestimmten Jungen und einen bestimmten Hund handelt, und Selbstverständliches pflegt die Sprache — und zwar mit Recht — zu unterdrücken (vgl. „Guten Tag", „Glückliche Reise", ohne das unnötige: „Ich wünsche Ihnen")[2]). Wir können also feststellen, daß der b. A. nicht ein notwendiges Erfordernis, sondern eine freiwillige Zutat, eine Art Verbrämung, Veranschaulichung der Rede bildet, einen kleinen Luxus, den die Sprache sich um so eher „leisten" darf, als es sich um ein nur ein Minimum von Zeit und Artikulationskraft erfordendes Lautgebilde[3]) handelt.

In dem soeben erwähnten Falle lag Gebrauch des b. A. bei sinnlicher Anschauung des in Worten Ausgedrückten vor. Noch häufiger findet er sich bei Hinweisen auf etwas in der Erinnerung des Hörers Befindliches. Dies ist der von Gröber mit seinem „bekannt" berücksichtigte Fall, der Fall, auf den seine Definition uneingeschränkt paßt; denn alles, was wir in der Schatzkammer unserer Erinnerung aufgespeichert haben, kann mit dem Worte „(uns) bekannt" bezeichnet werden.

Es ist nun aber noch ein dritter Fall in Betracht zu ziehen, für den man das Wort „bekannt" nicht ohne Bedenken und nicht ohne Einschränkung gelten lassen wird. Ein Geschichts- oder Märchenerzähler sagt von seinem Helden: „Auf seiner Wanderung kam er an ein Schloß. Da das Tor offen stand, trat er in den Schloßhof, wo er den Besitzer mit dem Haushofmeister stehen sah." Von den vier hier mittels des b. A. benannten Seienden war uns keines vorher bekannt. Wie kam der Erzähler also dazu oder darauf, hier den b. A. zu gebrauchen? Hier scheint nun vortrefflich die Bezeichnung „bestimmter" (d. h. Bestimmtheit ausdrückender) Artikel zu passen. „Weil es sich um bestimmte Sachen und Personen handelt", pflegt in solchem Falle geantwortet zu werden. Aber war das Schloß nicht auch ein „bestimmtes"? Und doch sagte der Erzähler nicht: „Er kam an das Schloß", sondern „an ein Schloß". Hier versagt ebensowohl die Kennzeichnung als „bestimmend", wie auch die als „bekannt". Es muß heißen: Der b. A.

---

[2]) Wie im „Neuaufbau der Grammatik" ausführlich bewiesen wird, ist die Bezeichnung solcher Verkürzungen als „Ellipsen" völlig ungerechtfertigt.

[3]) Genaueres darüber wird im Folgenden gesagt werden.

charakterisiert die hier genannten Seienden als schon im Geiste, in der Einbildungskraft aufgetaucht, ihnen schon gegenwärtig. Mit dem Worte „ein Schloß" verbindet die schöpferische Phantasie des Hörers auch sofort — mehr oder weniger deutlich und klar — die Vorstellung eines Tores, eines Schloßhofs, eines Besitzers, Haushofmeisters usw. Der Erzähler weiß das und führt daher alles, was er nun weiter von dem Schlosse erwähnt, mit dem b. A. ein.

Wollen wir nun eine Bezeichnung gebrauchen, die auf alle drei Fälle — sinnliche Anschauung, Erinnerung, Einbildungskraft[4]) — paßt, so können wir sagen: „Der b. A. charakterisiert ein Seiendes als dem Zuhörer schon vorschwebend, als seiner Vorstellung bereits gegenwärtig".

Wenden wir nun das vorstehend Dargelegte auf das Französische an. Wir sahen: Ein in der Natur der Sache liegender, aus unabweisbarer Notwendigkeit entspringender Zwang zur Verwendung des b. A. liegt nicht vor; die Sprache könnte ihre Aufgabe der Verständigung erfüllen, ohne jemals den b. A. zu gebrauchen. Daher er in ihr nicht nur im knappen Telegramm- und Geschäftsstil, sondern auch in der mehr oder weniger gedrängten, lapidaren Formulierung der Volksweisheit und Volkserfahrung, also in Sprichwörtern, Lebensregeln und Sentenzen fehlt[5]). Die französische Sprache verwendet den b. A. nur in sorgfältiger, abgerundeter oder in behaglicher Ausdrucksweise, da, wo es ihr am Platze erscheint, den Hörer darauf hinzuweisen, daß sich von dem betreffenden Seienden bereits ein Bild in seinem Geiste vorfindet. Und hierbei beschränkt sie sich auf klar, deutlich und als selbständig vorgeführte, nicht als Teile eines Gesamtbegriffs rasch hingesprochene, mit anderen zu einer Begriffs- und Betonungseinheit zusammengefaßte (vgl. se mettre à table, avoir faim, monter en voiture, une ville de France, le roi d'Angleterre, la salle d'école usw.) und dadurch nur flüchtig gekennzeichnete Seiende. Betrachten wir kurz die einzelnen Fälle nach der oben erwähnten Gruppierung, so können wir sagen, daß bei Vorliegen sinnlicher Anschauung der b. A. dem lebhaften französischen Temperamente als Hinweisungsmittel nicht genügt, daß es vielmehr statt des „monstrativen" Artikels (des „article-montrant") das Demonstrativum (ce, cet, cette, ces) vorzieht. So lauten in Lafontaines Fabel „Le meunier, son fils et l'âne" die verschiedenen Mißbilligungsäußerungen: „Quelle farce vont jouer *ces* gens-là?" oder „C'est

---

4) **Mit lateinischen und französischen Ausdrücken ließen sich diese drei Funktionen des b. A. vielleicht als 1. monstrativ (article montrant), 2. commemorativ (art. rappelant), 3. exhibitiv (art. évocant), alle drei zusammengefaßt als praesentativ (art. présentatif) bezeichnen.**

5) **Dazu gesellen sich Kinderscherze wie Pie a haut nid, Caille a bas nid, Rat en a, Chat en a usw.**

grand'honte Qu'il faille voir ainsi clocher *ce* jeune fils, Tandis que *ce* nigaud... fait le veau sur son âne...“ oder „*Ces* gens sont fous!.. Eh quoi! charger ainsi *cette* pauvre bourrique!“ usw. Aber daneben doch auch b. A., z. B.: „C'était à vous (dem Jungen) de suivre, *au* vieillard de monter!“ oder „*Le* baudet n'en peut plus...“ Und heute allgemein: de la sorte, de la façon und pour le coup (deutsch: „dieser Art“, „dieses Mal“).

Seine Hauptverwendung findet der b. A. in den beiden anderen Fällen, nämlich beim Hinweis auf etwas der Erinnerung des Hörers Gegenwärtiges (kommemorativer A., article rappelant; Gröbers „bekannt“) und auf etwas, das dem Hörer auf Grund des vorangegangenen Mitteilungsstückes — je nach seiner Phantasiekraft mehr oder weniger deutlich — in der Einbildung vorschweben muß (exhibitiver A., article évocant). Bei den Erinnerungsbildern scheint sich im Laufe der Zeit eine Wandlung in der französischen Sprache in der Richtung vollzogen zu haben, daß sie einem gewissen „Ausmalungsbedürfnis“ nachgegeben hat, vermöge dessen es ihr zur Gewohnheit geworden ist, in einer Reihe von Fällen, in denen sie sich ursprünglich damit begnügte, dem Hörer das oder die betreffenden Seienden einfach zu benennen, ihn nun durch Setzung des b. A. daran zu gemahnen, daß es sich um ihm wohl vertraute, völlig geläufige Dinge handle, wodurch er dann unwillkürlich zu deutlicherer Vorstellung, oder, wie vorhin gesagt, zu einer gewissen „Ausmalung“ des in ihm wachgerufenen Bildes veranlaßt wird. Meyer-Lübkes vorhin erwähnte ausgezeichnete Übersicht über die hinsichtlich des b. A. auf dem Gebiete der romanischen Sprachen eingetretenen Änderungen ermöglicht nun auch für das Französische genauere Angaben bezüglich des uns hier beschäftigenden Wandels. Von den Ländernamen ist schon vorher die Rede gewesen. Meyer-Lübke weist nun nach, daß bis zu einem gewissen Zeitpunkte auch die sogenannten Abstrakta (la vanité, le mensonge, la vertu, la peur usw.) in alter Zeit ohne b. A. gesetzt wurden (sogar crieme de mort für heutiges *la* crainte de *la* mort). Ebenso Stoffnamen, Gattungsnamen, selbst Völkernamen im Plural, sowie eine Anzahl „nur in einem Exemplare vorkommender Gegenstände“ wie la nature (wofür bis ins XVII. Jahrh. hinein bloß nature gesagt worden ist), la fortune, z. T. auch le paradis, le purgatoire, l'enfer, sowie gelegentlich le soleil (z. B. quant soleilz esclarcist). Für all diese Veränderungen scheint mir die einzig mögliche Deutung in der Annahme zu liegen, daß hier eine ursprüngliche Nüchternheit der Ausdrucks- und Darstellungsweise einer allmählich sich herausbildenden und durchsetzenden wärmeren, persönlicheren, anschaulicheren gewichen ist, die nur bei eng und scharf umgrenzten Seienden, wie Personen, Städten und ähnlichen kein rechtes Betätigungsfeld fand. Ein „France“ klang ebenso nüch-

tern und trocken wie Paris, Charles; ein *la* France aber bedeutete: „Frankreich, das dir bekannte, wohl vertraute Land", eine Nuance, die ja immer noch deutlich fühlbar ist in Paris, capitale de la France und Paris, *la* capitale de la France. Natürlich hat Gewohnheit und Häufigkeit der Gebrauchsweise hier wie überall stark abschwächend gewirkt; mir scheint aber, daß eine letzte Spur davon immer noch empfindbar ist; ebensowohl in Fällen wie la foi, la charité et l'espérance als auch in c'est la foire aujourd'hui: „der (uns allen so wohlbekannte, für viele von uns so wichtige, geschäftlich bedeutsame, der Unterhaltung, Vergnügen bringende) Markt".

Haben wir im vorstehenden die Bedeutung des b. A. als „präsentativ", d. h. dahin festgestellt, daß er den Hörer auf die Tatsache des Vorhandenseins einer Vorstellung des genannten Seienden in seinem Geiste hinweist [6]), so bleibt nun noch ein Wort über seine eigentliche Natur als Lautgebilde, als Wort in seinem materiellen Bestande zu sagen übrig.

Um es gleich vorweg zu nehmen, wird man sagen müssen, daß, wenn das orthographische Verfahren der Sprache konsequent und logisch wäre, der b. A. mit dem dazugehörigen Worte vereinigt, „zusammengeschrieben" werden müßte, wie es in alten Handschriften, z. B. in der Hs. L des Alexiusliedes auch oft genug geschieht und wie es heute das Rumänische (barbat, barba*tul*; frate, frate*le*) und das Schwedische (gås, gås*en*, papper, papper*et*) bei der Nachstellung tun. So wie hier der b. A. in der Enklise, so müßte er im Französischen und anderen romanischen Sprachen auch in der Proklise mit dem Begleitworte vereinigt werden, worauf ja nicht nur die Elision von e und a vor Vokalen (l'œuf, l'épaule), sondern auch die lediglich den Lautgesetzen bezüglich der Gestaltung von Wortsilben folgenden Verbindungsprodukte du, au, des, aux usw. hinweisen. Aber die Sprache, oder sagen wir der Gerechtigkeit halber: die Sprachen sind eben in ihrem orthographischen Verfahren nicht konsequent und logisch, können es auch nicht sein, da die bisherige Grammatik mangels einer zuverlässigen, durch wissenschaftliche Sprachbetrachtung gewonnenen Grundlage in der Beurteilung des sprachlichen Sachverhalts auf Schritt und Tritt fehlgreift [7]). Etwas konsequenter freilich könnten sie schon

---

[6]) Für Freunde von Parallelen bei sprachlichen Erscheinungen erlaube ich mir hinzuzufügen, daß es auch noch andere Wörter gibt, denen die Funktion zufällt auf Schonvorhandensein gewisser Vorstellungen im Geiste des Hörers hinzuweisen. So puisque (vgl. puisque nous ne sommes pas riches gegenüber parce que nous ne s. p. r.) oder aussi bien in Sätzen wie: Je l'assisterai. Aussi bien est-il mon ami (auch: Il est aussi bien mon ami) „Er ist ja auch (ja doch) mein Freund!"

[7]) Einen der eklatantesten Fälle dieser Art bietet die unter dem Banne der Fiktion von „Konjunktionen", „Bindewörtern" in der deutschen Orthographie vorgenommene Scheidung von „das" und „daß" („Ich erwarte das

immer sein. Warum schreibt z. B. das Französische non-pair, aber nonpareil, nonchalant? Und wenn hier, neben Zusammenschreibung, sich doch wenigstens der Bindestrich findet, warum dann nicht (statt leroi, duroi, auroi) mindestens le-roi, du-roi, au-roi usw.[8])? Denn wie die Voranstellung von non der Sprache dazu dient, kontradiktorische Gegenteile zu schaffen und so auf einfache Weise den Wortbestand — wenn nicht zu verdoppeln (bei Verben käme ne in Betracht: nesavoir, navoir, ähnlich wie ravoir aus re-avoir; oder doch ne-savoir, ne-cesser) — so doch stark zu vermehren, genau so hat die Verwendung des b. A. die große lexikalische Bedeutung, für alle Nomina außer der rein „begrifflichen“ Form eine zweite (sagen wir auf Grund des oben Dargelegten: „erinnernde“, „kommemorative“) Form zu schaffen, also hier, d. h. bei den Nomina, eine wirkliche Verdoppelung des lexikalischen Bestandes und damit ein Mittel der Ausdrucksdifferenzierung zu gewinnen, für die die lateinische Sprache kein, die modernen aber insgesamt ein lebhaftes, ja, wie es scheint, unwiderstehliches Bedürfnis empfinden. So wie der Franzose also für „weil er krank ist“ *parce qu*'il est malade, aber für „weil er krank ist, was du ja weißt“, *puisqu*'il est malade sagt, so sagt er auch für „Frankreich“ schlechthin France, aber für „Frankreich, das du ja kennst, das dir im Geiste vorschwebt: *La*france, geschrieben leider la France.

An diese Differenzierung hat er sich — genau wie bei parce que und puisque — so sehr gewöhnt, daß er sie oft auch da gebraucht, wo sie belanglos und darum überflüssig, unangebracht erscheinen könnte, Angehörigen anderer Sprachgemeinschaften auch wirklich so erscheint. Das ist z. B. der Fall bei Anrede und Anruf. „Ach, sagen Sie doch einmal, Mütterchen, ...“ oder „Ihr Kinder, macht doch keinen Lärm!“ erscheint uns, obgleich wir ja auch die „monstrativen“ Formen „das Mütterchen“ und „die Kinder“ haben, als selbstverständliche Ausdrucksweise, da es doch gegenüber einem Angeredeten des Hinweises wahrlich nicht bedarf, daß es sich bei seiner Nennung um ein seinem Geiste gegenwärtiges Seiendes handelt. Und doch sagt der Franzose in diesen Fällen ungeniert Dites donc, *la* vieille oder Hé, *les* enfants, pas de tapage! und sagt der Müller in der oben erwähnten Lafontaineschen Fabel zu dem ihn tadelnden Mädchen: „Passez votre chemin, *la* fille, et m'en

---

Kommen meines Freundes“ und „Ich erwarte, daß m. Fr. kommt“ statt des ganz natürlichen „Ich erwarte das 'mein Freund kommt'“); dazu mit einer Interpunktion (Komma vor „daß“!) über die jeder Sprachkundige den Kopf schütteln müßte, wenn nicht nach Schiller — „was grau vor Alter ist, dem Menschen göttlich wäre“.

[8]) Freilich schreibt das Französische auch nicht jenelesais oder je-ne-le-sais, wie es neben einem nonpareil oder non-pair eigentlich müßte.

croyez" [9]). Das mag Anderssprachigen seltsam erscheinen, einen Vorwurf aber begründet es nicht. Keine Sprache beschränkt sich in ihrem Ausdrucksverfahren auf das strikt Notwendige. Sie braucht z. B. die temporal bestimmte Verbform ruhig auch da, wo die Zeit durch ein besonderes Wort angegeben ist: maintenant zusammen mit dem Präsens, alors mit Imperfekt oder historischem Perfekt und sagt lieber: j'irai demain als je vais demain. Ja auch bei je vais liegt schon ein — durch Analogieeinfluß veranlaßter — Pleonasmus vor; denn, wenn auch bei veux, vends usw. ein *je* zur Kennzeichnung der 1. Person nötig ist, so wäre bei vais, ai, suis, puis diese Person durch die Verbform schon hinreichend ausgedrückt. So hat sich denn der Franzose auch daran gewöhnt, den b. A. da zu gebrauchen, wo das durch ihn Angedeutete dem Hörer selbstverständlich, der b. A. also streng genommen pleonastisch, überflüssig ist. Überdies ist es nur wenigen gegeben, bei der Schnelligkeit, mit der sich der Redeakt vollzieht, stets klar zu erkennen, was unbedingt nötig und was überflüssig ist. Die meisten folgen lediglich einem Augenblicksimpulse, der oft genug zum Pleonasmus treibt.

Ziehen wir nun aus allem hier Dargelegten das Fazit, so werden wir sagen können: Der sogenannte b. A. ist seiner Bedeutung nach ein veranschaulichendes, vergegenwärtigendes, präsentatives Element, seiner materiellen Natur nach ein unselbständiges Gebilde, ein Augment, ein Affix, und zwar teils ein Suffix, ein Enklitikon, wie im Rumänischen und Schwedischen, teils ein Präfix, ein Proklitikon, wie im Griechischen und in den meisten übrigen Sprachen [10]). Im Französischen, dem ja der Hauptteil unserer Betrachtung galt, hätten wir nunmehr als Ergebnis derselben die Definition gewonnen: Der b. A. ist ein präsentatives Präfix (préfixe présentatif, oder, wenn diese Neubildung zu gewagt erscheint: préfixe présentateur), welches den Hörer darauf hinweist, daß das betreffende Seiende ihm kein fremdes mehr ist, daß es seinen Sinnen oder doch seinem Geiste schon vorschwebt.

Nun könnte aber jemand geneigt sein, den vorstehenden Darlegungen den Vorwurf der Unvollständigkeit zu machen — ich meine nicht in dem Sinne, daß nicht genug auf Einzelheiten und Einzelfälle eingegangen wäre, denn als Ziel dieser Betrachtung galt von vornherein nur die Feststellung der Kategorien,

---

[9]) Übrigens auch das Rumänische (z. B. voi cei osteniţi şi însarcinaţi „ihr (die) Müden und Beladenen") sowie das Spanische (z. B. Dios te bendiga, la muchacha.

[10]) Somit wäre ja die Bezeichnung des b. A. als „Gliedchen" so übel nicht. Aber leider hatten die Alten die präfixale Natur dabei nicht im Auge. Sie bezeichneten auch (z. B. Varro) hic und quis, also überhaupt Wörter von geringem Lautbestande als „Artikel".



unter die sich alle Einzelfälle bringen ließen, sondern in dem, daß auch diese Kategorien nicht vollständig wären, insofern, als sich unter ihnen nicht die wichtige „Distribution“ befände. In der Tat ist öfters von dem distributiven Gebrauche des b. A. die Rede gewesen, unter anderem in den beachtenswerten Ausführungen, die A. Tobler im 6. Beitrage der zweiten Reihe („Einzahl im Sinne der Mehrzahl?“) über die Bedeutung des b. A. gemacht hat. Er definiert dort den „distributiven“ Gebrauch des b. A. als den, „vermöge dessen jedes einzelne Angehörige der Gattung oder doch der überhaupt in Betracht kommenden Mehrheit durch den Singular mit dem bestimmten Artikel bedeutet wird.“ Gäbe es einen solchen Gebrauch des b. A., dann hätte er recht, ihn als außerordentlich auffällig zu bezeichnen und zu sagen: „Es scheint ein ungeheurer Schritt, wenn, was bisher ein bestimmtes Einzelne bezeichnete, auf einmal jedes Einzelne bezeichnen soll“. Wir sehen, daß hier die alte, aber unzutreffende Definition des b. A. als des Artikels, der ein bestimmtes Einzelnes bezeichnet, Unheil gestiftet hat. So wie wir uns die in den vorausgeschickten Darlegungen gewonnene Definition gegenwärtig halten, die nämlich, daß der b. A. — trotz seiner landläufigen Bezeichnung „bestimmter“ A. — lediglich veranschaulichend, „präsentativ“ ist, fällt jede Schwierigkeit weg. Je le vois deux fois la semaine heißt nicht, wie A. Tobler meint: „in der Woche (in der ich ihn sehe) sehe ich ihn zweimal“, wozu er erklärend hinzufügt: „da aber andauerndes Sehen gemeint ist, wird damit auch von einer Reihe von Wochen etwas ausgesagt“, sondern es heißt einfach: „Ich sehe ihn zweimal die Woche“, wobei auf den (im Accusativ beigefügten) Zeitraum „Woche“ lediglich als auf einen jedermann bekannten mittels des präsentativen Präfixes (also *la*semaine) hingewiesen wird. Der Sinn des Satzes ist: „In dem — dem Geiste ja schon gegenwärtigen, jedem wohl vertrauten — Zeitraum, den man Woche nennt, sehe ich ihn zweimal.“ Wählt der Franzose die Wendung mit par, also par semaine, so verzichtet er auf den ausdrücklichen Hinweis bezüglich der Bekanntheit des Wortes; sei es, daß es sich um eine aus der älteren, der „artikelknappen“ Zeit stammende und erstarrte Formel handelt, an der die Sprache nicht rühren läßt, sei es, daß die pedantisch genaue Bezeichnung des Verhältnisses, in dem semaine zu je le vois deux fois zu denken ist, in ihrer Nüchternheit der mehr ausmalenden, phantasievollen Anwendung des präsentativen Präfixes abträglich war. — Genau so wenig wie bei je le vois deux fois *la* semaine kann bei (Cela se vend) un franc *la* livre von einem „distributiven“ Gebrauche des b. A. die Rede sein. Hier liegt vielmehr eine dem Volke ganz geläufige Vermischung, Kontamination vor, indem statt: „Wieviel kostet ein Pfund davon?“ (wobei der Fragende auf das

Gewünschte hinweist) oder „Wieviel kostet d a s ?“ gesagt wird: „Wieviel kostet d a s P f u n d“ [11]). Tobler hat sich die Sache unnötig erschwert — sich, und ich glaube, auch seinen Lesern — wenn er sagt: „Man verkauft etwas un franc la livre, d a s gerade zum Verkauf kommende einzelne Pfund zu diesem Preise; und nur weil von fortgesetztem Verkaufe die Rede ist, und von einem Verkaufe, dessen Gegenstand ein einzelnes Pfund nur einmal wird, gilt die Aussage am Ende von allen Pfunden; ja auch wer seinen ganzen Vorrat auf einmal, aber zu einem Pfundpreise veräußert, vollzieht doch nach der Auffassung des sprechenden Volkes so viel Verkäufe als er Pfunde absetzt.“

Und dieselbe künstliche, durch den Terminus „b e s t i m m t e r“ Artikel veranlaßte Annahme spielt auch in seine Auffassung von dem Gebrauch des mit dem b. A. verbundenen Singulars eines Gemeinschafts- oder Völkernamens als Bezeichnung der g a n z e n Gemeinschaft, des g a n z e n Volkes hinein, wenn er sagt, „der Christ“, „der Maure“ werde gebraucht im Sinne von „jeweilen der Christ“, „jeweilen der Maure“, den man gerade ins Auge fasse; und was man in solchem Sinne von dem einzelnen aussage, das gelte dann gewissermaßen von allen. Auch hier scheint es mir eine einfachere Lösung zu geben, nämlich den Hinweis auf die allen Menschen eignende Fähigkeit, sich „Gemeinbilder“ oder „Begriffe“, d. h. Vorstellungen, die das Gemeinsame vieler ähnlicher in sich enthalten, zu bilden. Der Vorstellungsextrakt vieler Einzelwesen einer Gattung wird zum Repräsentanten der Gattung selbst. In den alten Naturgeschichten finden sich solche Gattungsbezeichnungen meist noch artikellos: *cignes* est uns oisiaus; pantere est une beste ...; *ypopotame* est uns peissons usw. Ob nicht auch das Aufkommen der belehrenden Bilderbücher für das Volk und besonders für die Kinder bei dem allmählichen Allgemeinwerden der Artikelsetzung mitgewirkt hat? Dem das erste Bilderbuch mit Darstellungen zoologischer, botanischer usw. Gegenstände benutzenden Kinde wird das abgebildete Tier usw. „Gattungsrepräsentant“: „Das ist d e r Löwe, d e r Fuchs, d e r Wolf“ hört es bei der Erläuterung die Mutter sagen, und sagt es selbst beim Vorzeigen der Abbildungen zu anderen Kindern. Und nicht lange, so wird ihm einleuchtend, daß, was es als Eigenart e i n e s der bildlich dargestellten Tiere erkannte, Eigenart a l l e r zu der betreffenden Gattung gehörigen Tiere ist, daß „D e r Löwe hat ein gelbes Fell“ gleichbedeutend ist mit „Alle Löwen haben ein gelbes Fell“ usw. Und nicht nur Tiere, Pflanzen usw., sondern auch Volksangehörige zeigt ihm sein Bilderbuch: „Dies ist d e r Franzose, d e r Engländer usw.“, und so wird der in die Sprach-

[11]) Vgl. die bekannten deutschen Kontaminationen: „Er ist a u f seinem Zimmer“ statt „Er ist o b e n i n seinem Zimmer“ oder: „Er schlug sich v o r den Kopf“ statt „vorn an den Kopf“ usw.

gemeinschaft Hineinwachsende nicht nur daran gewöhnt, sich Gattungen, Völker usw. unter einem Einzelbilde zu vergegenwärtigen, sondern auch, dieses Einzelbild als etwas dem Geiste bereits Vorschwebendes — dem eigenen und dem der anderen vorschwebend — zu bezeichnen, d. h. das präsentative Präfix (in diesem Falle ein kommemoratives Präfix) zu gebrauchen.

Es dürfte also das Beste sein, auf den Terminus „distributiver“ Gebrauch des Artikels völlig zu verzichten und die beiden Fälle von l'homme so zu unterscheiden, daß man das eine Mal von einem, als dem Geiste vorschwebend gekennzeichneten, Einzelwesen und das andere Mal von einem ebensolchen „Gattungsrepräsentanten“ spricht.

Noch ein anderer Punkt in A. Toblers tiefgründigen und lehrreichen Auseinandersetzungen über den b. A. bedarf einer Nachprüfung und berichtigenden Ergänzung, nämlich seine Auffassung der beiden spanischen „Artikel“ el und lo (am Schlusse des 21. Beitrags der II. Reihe: „Adjektiv in Substantivfunktion“). Hier leiden seine scharfsinnigen Ausführungen unter einer zwiefachen Unklarheit. Einmal unter dem Mangel einer genauen Definition des Unterschiedes zwischen Substantiv und Adjektiv, der in der ganzen Abhandlung als bekannt und gegeben vorausgesetzt wird, ohne es doch zu sein, wozu die Schwierigkeit der Abgrenzung des „substantivierten Adjektivs“ vom wirklichen Substantiv kommt[12]). So war denn durch die irrige Annahme, daß „substantivierte Adjektive“ je nach dem Sinne den Artikel el oder lo vor sich nehmen, die Erlangung eines befriedigenden Ergebnisses von vornherein unmöglich gemacht und das resignierte Eingeständnis unvermeidlich: „Eine gewisse Unsicherheit des Sprachgebrauchs kann, so scheint mir, nicht in Abrede gestellt werden,“ während eine von den alten grammatischen Verschwommenheiten freie Prüfung leicht zu dem Ergebnis geführt hätte: „Substantivierte Adjektiva (neutralen Geschlechts) nehmen lo, echte (aus Adjektivstämmen gebildete) Substantiva el vor sich.“ (Vgl. deutsch „das Blaue“ und „das Blau“).

Sodann macht sich bei der Erörterung des lo vor flektierten Adjektiven (z. B. *á* representármelas todo *lo* bell*as*, todo *lo* se-

---

[12]) Auch hier, wie beim „distributiv gebrauchten“ b. A., hat die bisher in Geltung befindliche Grammatik mit ihren Schiefheiten und Unklarheiten auf den Altmeister der Romanistik nachteiligen Einfluß geübt. Statt ihr bedingungslos zu vertrauen, hätte er zunächst den recht schwierigen Unterschied zwischen den beiden genannten Wortkategorien mit den Mitteln eigener Ergründung feststellen sollen. Im „Neuaufbau der Grammatik“ werden Vollbegriffe und Knappbegriffe und dementsprechend „Vollwörter“ (= Substantive) und Knappwörter (= „Adjektive“) unterschieden, erstere Seiende in ihrer Totalität (also auch mit Geschlechtsbestimmung) erfassend und benennend, letztere partielle Charakterisierungen (geschlechtlich indifferent) gebend — was natürlich bei der Relativität der Begriffe „total“ und „partiell“ näherer (dort gegebener) Ausführung bedarf.

ductor*as* que pueden ser) der Mangel einer Scheidung bezüglich des lo unliebsam bemerkbar. Tobler sieht darin genau denselben neutralen Artikel wie in lo sublime, lo pasado, d. h. wie in dem lo, das vor substantivierten Adjektiven steht. Dem wird man aber nicht zustimmen können. Wie im Deutschen der b. A. „der, die, das" (selbst vor Substantiven) von dem Demonstrativum „der, die, das" unterschieden werden muß (z. B. „Ist es d e r Knabe? — Nein, d e r ist es nicht"), oder im Rumänischen das Enklitikon -l (-le, -a usw.) von den selbständigen Formen cei und al, so auch das u n betonte spanische el, la, lo usw. („präsentatives Präfix") von dem e t w a s betonten, das in zahlreichen Fällen — analog dem deutschen „der, die, das" —) da steht, wo ein französisches le, la, les n i e stehen könnte. Ich führe aus Wiggers an: Las cosas de la guerra y *las* à elles tocantes. — Su cuarto que estaba inmediato *al* de Doña Blanca. — Qué mejores titulos piensas darle despues que *los* que ahora tiene? — Llegaron *los* de la barca á juntarse con ellos. — *Los* del lugar y *los* que vienen... — Und, um auf lo zurückzukommen, noch das Beispiel: Todo era grande en él, *lo* rey, *lo* capitan, *lo* cristiano (= „das, was von einem König, einem Feldherrn, einem Christen in ihm war").

So ist denn auch in dem oben angeführten Satze das lo vor bellas, seductoras keineswegs als einfacher neutraler „Artikel" zu werten, sondern als das bekannte Demonstrativum, gewöhnlicher „Determinativum", wie wir es (einem französischen ce vor que entsprechend) in lo que habia prometido finden. Unser spanisches Beispiel ist lediglich eine Umstellung von á representármelas todo lo que pueden ser bellas, d. h. „ganz das, was sie s c h ö n sein können," mit anderen Worten: lo ist nicht b. A. zu bellas, auch nicht zu dem durch bellas angezeigten „geschlechtslosen Tatbestand, daß das Seiende dieses oder jenes (hier „schön") ist... oder dem geschlechtslosen Maße, in welchem die Eigenschaft (hier die Schönheit) auftritt," sondern es ist der determinative Bestandteil dieser aus den fünf Worten todo lo que pueden ser (= franz. tout ce qu'elles peuvent être belles) bestehenden Maßangabe. Und auch in den Fällen, wo kein determinierender Relativsatz folgt, wie z. B. Los misterios del sistema nervioso, iguales á los de Isis en *lo impenetrables,* liegt kein „A r t i k e l" vor, sondern dasselbe Demonstrativum, wie in dem aus Wiggers zitierten Beispiel Todo era grande en él, *lo* rey, *lo* capitan, lo cristiano; es heißt also: „in dem, wodurch sie" (oder „in dem, daß sie") „undurchdringlich sind". Diese Eigenart des hier vorliegenden lo (im Unterschiede von dem „Artikel", dem präsentativen Präfix lo) scheinen mir denn auch die beiden von Tobler am Schlusse seiner Abhandlung mit Anerkennung erwähnten spanischen Philologen, Unamuno und Benot, im Auge gehabt zu haben, wenn sie das lo „ein Substantiv, un verdadero

sustantivo“ nannten, wofür Tobler von seinem konservativen grammatischen Standpunkte aus begreiflicherweise nur ein Kopfschütteln hat, mit dem Bemerken, daß eine solche Ansicht sich höchstens auf Grund „einer neuen Definition des Substantivs verfechten ließe,“ die die beiden spanischen Grammatiker zu geben zwar versäumt haben — die aber keineswegs außer dem Bereiche des Möglichen (etwa: Substantiv = „alles, was Seiendes bezeichnen kann,“ also auch die Pronomina!) läge.

Berlin-Schlachtensee. THEODOR KALEPKY.

„Französische Tempuskontamination“?

(Futur exactum statt Perfekt)

Th. Kalepky, dessen Rückkehr zur Wissenschaft alle Syntaxforscher mit Freude begrüßen werden, hat *hier* 49, 341 ff. auf die Toblersche Auffassung von afrz. *si m'en dites la vérité; car mult i arai bien pensé* (statt „... habe ich darüber gesonnen“) und nfrz. (Zola) *nous l'aurons seul connu* (im Munde von Freunden, die einem Verstorbenen eine Leichenrede halten) zurückgegriffen: es liege Tempusmischung vor, also für den afrz. Fall z. B. 1. „ich habe darüber gesonnen“ + 2. „es wird sich ergeben, daß ich gesonnen habe“ = „ich werde darüber gesonnen haben“. Die Argumentation Kalepkys gegen Yvon, *Rom.* 1922 S. 424 ff., der afrz. *arai* = habere habeo, aber nicht im Sinn eines Futurs, sondern als einen verstärkten Ausdruck des Habens faßt, möchte ich aus prinzipiellen Gründen unterstützen: eine Erklärung, die eine ungewohnte Bedeutung eines gewöhnlichen Ausdrucks ad hoc annimmt, ist von vornherein verdächtig, vgl. etwa den Fall von *par exemple!*, wo Ricken, statt von der gewöhnlichen Bdtg. im Frz. „z. B.“ auszugehen, mit der Etymologie von lat. *exemplum*, *eximere* operierte (dagegen *GRM* 12, 50 ff.). Daß das im rom. Futur enthaltene *habere* übrigens auch „haben“ bedeutet haben könnte (wie in *iter habeo* „ich habe einen Weg vor mir“), nicht „müssen“ (= *debere*), nimmt ja Lerch in seinem „Heischefuturum“ an — aber es genügt mir, daß *arai* im Altfrz. gewöhnlich Futur ist, um jene Yvonsche Annahme eines „verstärkten Habens“ abzulehnen.

Aber, so frage ich, warum findet eigentlich diese Tempuskontamination statt? Das wird auch bei Kalepky nicht recht klar. Die Parallelerscheinung, die Kalepky zitiert: (ein Lehrer sagt:) *Wie hieß die Stadt von der ich vorhin sprach?* versteht man aus der momentanen Begrenzung des Horizontes während des Sprechens: für den Lehrer, der im Augenblick des Aussprechens jenes Satzes wohl schon bei einer anderen Stadt hält, ist „die frühere Stadt“ (man beachte diesen Ausdruck!) erledigt, abgetan, sie heißt gleichsam wirklich nicht mehr, sie hieß bloß früher — es handelt sich um eine sehr anthropozentrische Ausdrucksweise. Man muß die Frage auf-

werfen, ob überhaupt eine Kontamination vorliegt: für den Sprecher wohl nicht, eher für den erklärenden Grammatiker!

Warum also Futurum exactum statt Perfectum? Tobler hatte (*V. B.* I² 255) das im Afrz. häufige Auftreten von Partikeln der zeitlichen Erstreckung, der Wiederholung, des Grades (*mult*, *tant*, *tantes fois*) bei der Futur-exact-Ausdrucksweise mit dieser Erscheinung selbst zusammengebracht: „wie wenig auch der Sprechende in Bezug auf die Thätigkeit selbst Veranlassung hat zu einem Tempus futurum zu greifen, da sie schon in der Gegenwart vollendet ist, so ist er doch mit Rücksicht auf Dauer, Wiederholung, Erfolg der Thätigkeit in der Lage von dieser im Futurum exactum sprechen zu können, insofern er das endgültige Urteil über jene Dinge der Zukunft überläßt .....“ und er überträgt diese Erklärung dann auf die (bes. modernen) Fälle, wo jene nähere Bestimmung (*mult* etc.) fehlt: „Gerade so wie der Sprechende bezüglich der Zahl der Wiederholungen oder bezüglich der Dauer und der Wirkung den Standpunkt zur Beurteilung in die Zukunft legen kann, so kann er es auch bezüglich der Thätigkeit selbst thun und statt zu sagen ‚ich bin gewesen geblieben‘ sagen ‚ich werde gewesen sein‘, indem er damit meint ‚von mir wird gelten, gesagt werden, scheinen, daß ich gewesen sei‘.“ Das ist alles sehr richtig (besonders glücklich scheint mir die Übersetzung „von mir wird gelten“), aber w a r u m nun der Standpunkt der Beurteilung des bis jetzt vollendeten Tuns vom Sprecher in die Zukunft verlegt wird, sagt uns Tobler nicht.

Hier scheint mir nun tatsächlich Yvon weiterzuhelfen, der an 19 ihm bekanntgewordenen afrz. Beispielen feststellt: „Tous nos exemples, sauf un, expriment donc, comme l'avait déjà constaté Tobler, une action accomplie dans le présent, mais y ajoutent une forte valeur expressive. A notre avis, c'est cette valeur expressive qui a amené les écrivains à employer la forme *aurai*; c'est *aurai* qui exprime de façon affective ce que *ai* n'aurait pas mis suffisamment en lumière.“ Es brennt! können wir Yvon wie im Blindekuhspiel zurufen — aber schon so nahe dem Ziel, entfernt er sich, um die unmögliche Deutung des *aurai* als verstärkten Ausdrucks des Habens aufzusuchen! Und dabei hatte er selbst aus Vendryes den Satz zitiert: „le futur s'accompagne de tous les mystères de l'éventualité, et il laisse place à mille sentiments d'attente, de désir, de crainte, d'espérance“! Er hatte z. B. hervorgehoben, daß in 6 Fällen von den 19 ein *hui* „heute“ stehe und es sich um lebhafte Empfindungen des Hasses, Ärgers, Zornes handele: z. B. *Tant m'aront hui gabé et laidengié* (Aiol). Das heißt doch offenbar „so soll es denn tatsächlich heute dazu gekommen sein, daß ich s o verspottet und verhöhnt werde?“, wörtlich „ s o werden sie mich heute verspottet ..... haben [wenn es wirklich dazu

kommt, oder: wenn das einmal in der Zukunft betrachtet werden wird[1]), oder, um mit Tobler zu reden: „es wird heute gelten, daß sie ...“]“ In dem Futur liegt also die unruhige Voraussicht eines Resultats, an das man noch nicht ganz glaubt: der Sprecher denkt an die Zukunft, weil er sich vorstellt, daß das jetzige, ihn aufregende Ereignis bis in die Zukunft hinein „gelten wird“. Die Aufregung pflegt die Dinge zu vergrößern, zu verlängern, zu vervielfältigen (in der Aufregung werden daher gern Verallgemeinerungen gesprochen, die man später nicht „verantworten“ kann: etwa Plurale statt eines Singulars: *diese Halunken! messieurs les coquins* statt eines bestimmten Halunken, *canaille* „Lumpenpack“ von e i n e m Menschen gesagt, usw.): und so wird auch die z e i t l i c h e E r s t r e c k u n g g l e i c h s a m gedehnt: man sieht vor Augen die Geltung, Erstreckung eines Geschehnisses bis in eine ferne Zeit, von der aus man einen Rückblick wirft auf das Geschehnis.[2]) Es ärgert im obigen Beispiel den Sprechenden, daß spätere Zeiten sagen können werden: *tant l'ont gabé et laidengié.* Wie Held Roland will auch dieser üble Nachrede verhüten: *Male chançun n'en deit estre cantee.* Die Jahrhunderte schauen auf uns[3]). Man stellt das Einzelereignis unter die Perspektive der Geschichte. Die Übersetzung „gelten“ bringt ausgezeichnet diese Besorgtheit um die eigene Geltung

[1]) Ich schwanke zwischen diesen beiden Auffassungen fürs Afrz.: das *hui* erinnert an deutsche Fälle wie *so weit wären wir denn nun gekommen* [urspr. sc. wenn es tatsächlich sich so ereignen sollte], *da wären wir nun* [sc. wenn nichts dazwischen kommt], bei schon erreichtem Resultat gesagt.

[2]) Vgl. die Laissen 207-9 des Oxf. Roland, wo Karl in Roncevaux in der Todesklage über Roland an das denkt, was er in Aachen denen sagen wird, die ihn nach Roland fragen. Zur Einbeziehung der Vergangenheit vgl. Flüche wie etwa sp. *maldito seas y maldita la puta que te parió* — die Aufregung will den Zeitraum, über den sich die Rede erstreckt, verlängern und muß daher ein früheres Geschlecht einbegreifen, ‚ab ovo‘ verfahren.

[3]) Nicht umsonst gebrauche ich diese napoleonische Ausdrucksweise: Napoleon hat die Betrachtung eines in der Wirklichkeit erst zu gewärtigenden Ereignisses als Vergangenheit vom Standpunkt der Geschichte aus zum Trick ausgebildet, so in dem Manifest an die Truppen vom 1. März 1815 bei seiner Rückkehr nach Frankreich (vgl Napoleon, „Documents-Discours-Lettres“, Leipzig 1921, S. 275): „La victoire marchera au pas de charge. L'aigle, avec les couleurs nationales, volera de clocher en clocher jusqu'aux tours de Notre Dame. Alors vous pourrez montrer avec honneur vos cicatrices. A l o r s v o u s p o u r r e z v o u s v a n t e r d e c e q u e v o u s a u r e z f a i t: vous serez les libérateurs de la patrie.“ Für den zurückkehrenden Kaiser handelt es sich darum, die Truppen auf seine Seite zu bekommen: er malt ihnen die in diesem Falle winkenden Siege aus und antizipiert den Ruhmeslorbeer, den die Geschichte ihnen winden wird (dies ein Cliché napoleonischer Redeschlüsse, vgl. Lanson, *Hist. d. l. litt. fr.* S.859, z. B.: „Vous rentrerez alors dans vos foyers et vos concitoyens diront en vous montrant: Il était de l'armée d'Italie“): die Taten, die eigentlich erst zu leisten sind, werden als schon geleistet und vom Ruhm belohnt gezeigt.

zum Ausdruck.[4]) Öfters wird es nicht die eigene Geltung sein, die einem Redner am Herzen liegt, sondern die Angst vor dem Gelten (= Für alle Zukunft-Gelten) eines Tatbestandes: *crien, ne vos en anuit, tant vus avrai penés* „je dois avoir peiné.“ Die Geltung des Tatbestandes muß nicht immer unangenehm empfunden werden. *Or le gart Dius, li fius Marie, Qui mainte gent ara garie* „die viele Menschen erlöst hat“. Das Futurum exactum statt des Perfektums gibt also gleichsam mit der abgeschlossenen Handlung die an sie anknüpfende Legende mit, das voraussichtliche *on dit* eines imaginären Publikums. Der Sprecher wirft einen Blick ins (künftige) Buch der Geschichte[5]): Sehr hübsch hat Yvon die „fanfarronade“ gespürt in *Mainte pucelle avrai veüe Et mainte dame coneüe* [keine habe ich gebeten, Ihr seid die erste], gleichsam „es wird im Buche der Geschichte geschrieben stehen, daß ich...“ Aus dem affektischen Charakter all dieser offenbar sehr stark sprechsprachlichen Wendungen erklären sich die von Tobler beobachteten Partikeln des Maßes, Grades *(tant, mult* usw.) und auch die sich ergebende Bedeutung des *j'aurai* = „j'ai certainement, assurément, incontestablement“ (Yvon), „es wird sich ganz bestimmt herausstellen“, „so wird jedermann urteilen, denken, sagen“ (Kalepky): der Appell an die dereinstige Geschichtsschreibung hat etwas Feierliches, Weissagendes, Bestimmtes. Denselben Beiklang haben die nfrz. Beispiele Toblers: *la séance d'hier aura été mémorable; elle aura révélé un critique .... (la s. d'h. a été m.* wäre einfaches Referat, Feststellung, das Futur exactum macht den Bericht zu einem Urteil der Geschichte: „die Geschichte wird sagen ...“); *vous avez su éviter les deux choses les plus haïssables au monde: vous n'aurez pas menti et vous n'aurez pas été ridicule* „die Geschichte wird sagen ....“, *«si vis pacem para bellum» n'est pas une maxime nouvelle, et M. de Bismarck n'en aura pas eu la primeur* „vor der Geschichte wird die Erstlings-Autorschaft B.'s nicht bestehen“, in der Leichenrede bei Zola: *nous seuls l'aurons connu* „wir allein werden dereinst sagen können: ‚denn er war unser‘.“ Oft ist die Nuance des Futurum exactum eine diskrete und feine: *je suis enchanté de vous voir, madame; cela m'aura permis de vous*

[4]) Vgl. auch Hilka, *Ztschr. f. rom. Phil.* 46, 755, der den Rolandslied-Vers *Mult larges tere de vous avrai conquises* übersetzt: „Fragt man dereinst nach meinen Taten, so wird es sich ergeben, daß ich mit dir, o Durandal, gar viele Länder erobert habe.“ Nur weiß ich mit Hilka's Ausdruck „epische Brachylogie“ (man spricht doch sonst gerade von „epischer Breite“) nichts anzufangen. Die Ellipse erklärt sich daraus, daß der Sprecher etwas, was noch nicht vollzogene Tatsache ist, als solche hinstellt, eine Art Übertreibung in der Aufregung. Eher also eine Brachylogie des tragischen Augenblicks.

[5]) Wie in das der vergangenen, vgl. Ch. de. Rol. 1443 *Il est escrit en la geste Francor ...*, wobei ich die Deutung Jenkins' annehme.

serrer la main avant mon départ — der (schon erfolgte) Händedruck wird von dem Zeitpunkt der (bevorstehenden) Abreise aus betrachtet: das *aura* läßt galant den von mir nur grob hingepflanzten Gedanken einfließen: „wenn ich abgereist sein werde, werde ich als süße Erinnerung den Händedruck mit mir nehmen“; *maintenant, je vous aime, mon Esther, vous la seule à qui je l'aurai dit sans mentir* — der Sprechende meint: „ich habe bisher immer gelogen, wenn ich eine Liebeserklärung gemacht habe — dies ist das einzige Mal für alle Ewigkeit, wo ich nicht lüge“, die „Ewigkeitsperspektive“ wird heranbemüht, um ein (kleines, halb scherzhaftes, angedeutetes) Treuversprechen zu geben; *adieu lui dis-je; je vois bien que je vous aurai fait du chagrin sans le vouloir* — das Perfekt würde einfach das Faktum des Kummer-Verursachthabens andeuten, der Verursacher hätte sich dabei aus der Affäre gezogen — durch das *je vous aurai fait du chagrin* drückt der Sprechende das Weiterwirken des verursachten Kummers und damit der eigenen Verschuldung aus, ähnlich drückt *o ma mère! ce que j'aurai fait pour toi* (das Opfer des Sohnes ist aber bereits gebracht) das Nachwirken des Opfers und der Verpflichtung der Mutter dem Sohne gegenüber aus. Die Ewigkeitsperspektive macht einen Schritt oft wichtiger, eindrucksvoller, verantwortungsbeladener: *avoue que le premier billet que tu m'auras écrit, est un peu sec!* — die Ausdrucksweise lädt gleichsam den Schreiber vor ein zukünftiges Gericht: „denk dran, wie dein erster Brief sich ausnehmen wird!“ Ich glaube (entsprechend der Übersetzung Yvon's: „assurément“ usw.) hier nicht so sehr daran, daß der Sprechende „das endgültige Urteil über jene Dinge der Zukunft überläßt“ (Tobler), als daß er das definitive Urteil der Geschichte vorausnimmt. So heißt *il ne les aura pas volé, ces coups* (von einem Kind, das Prügel bekommt) etwas wie: „ich stehe dafür gut, ich bürge dafür, es hat die Schläge verdient“ (urspr. „es wird gelten, sich ganz bestimmt herausstellen, daß ...“). Dagegen findet das Der-Zukunft-Überlassen des Urteils in dem Falle des vermutenden *il ne les aura pas volés* „er wird wohl die Schläge verdient haben“ (urspr. ebenfalls „es wird sich herausstellen“) statt, wie Kalepky richtig erklärt: es entscheidet über die Bedeutung Situation und Ton.

Ich frage mich, ob bei meiner Deutung noch mit Tobler und Kalepky eine Tempuskontamination angenommen werden muß (jede Deutung, die ohne Annahme einer solchen auskommt, müßte ja von vornherein im Vorteil sein): *je vous aurai fait du chagrin* heißt „ich werde Ihnen Kummer angetan haben“ [das wird in einem späteren Zeitpunkt gelten] wie *j'aurai fini dans un moment* „ich werde in einem [späteren] Augenblick geendet haben“, oder wie in der in der Anmerkung zitierten

Stelle aus der Napoleon-Rede: *alors vous pourrez vous vanter de ce que vous aurez fait.* Daß die futurische Ausdrucksweise im einen Fall auf ein tatsächlich schon geschehenes Tun sich bezieht, im anderen auf ein wirklich zukünftiges, kommt im Sprachlichen nicht zum Ausdruck: in jenem Falle ist eben eine Verlängerung der Handlung ins Futurische vorgenommen. Kontamination liegt nur soweit vor, als schon das Tempus des Futurum exactum sozusagen ein „kontaminiertes Tempus“ ist. Wir haben im Deutschen dieselbe Ausdrucksweise, wenn W. Hausenstein in einem Feuilleton der Frankfurter Zeitung (10. Juni 1927, 1. Morgenbl.) über Meyer-Gräfe schreibt: „Das Werk liegt da: ruhig, fest, gewichtig. In fünfzig Jahren wird man gemerkt haben, was es ist.“

Marburg a. d. Lahn. LEO SPITZER.

Abermals „Kuß“ im Sizilianischen.

Rohlfs gibt zu (hier 49, 346 ff.), daß sein Sternchen bei siz. *vasu* „Kuß“ unberechtigt war, er beweist, daß das Wort in Sizilien heute im allgemeinen ungebräuchlich ist, und beharrt auf seiner Erklärung, daß der Untergang von *vasu* „Kuß“ durch die „konkretere“ (hm!!) Vorstellung *vasu* „Nachtgeschirr“ bedingt sei. Hierzu bemerke ich:

1. aus der Registrierung von *vasuni* als „accrescitivo“ unter *vasu* „Nachtgeschirr“ bei Biundi ergibt sich nicht der „etymologische Verbindungsstrich“, den „sogar gebildete Sizilianer“ ziehen, sondern nur daß die sizil. Lexikographen (wie andere Lexikographen auch, so z. B. Gamillscheg in seinem Frz. Etym. Wb.) Homonyma unter einem Artikel buchen, wie ja auch Traina s. v. *vasu* „vaso“ u. a. *vasu* „bacio“ verzeichnet (ebenso Mortillaro s. v. *vasuni* „vasone“ und „bacione“).

2. das Vordringen von *vasuni* statt *vasu* bedeutet, wohl im Gegensatz zu dem von Rohlfs Behaupteten, ein Vordringen der gröberen statt der feineren Bezeichnung, wie ich aus Mortillaro s. v. *vasuni* schließe: „per accr. di *Vasate,* modo basso, *Bacione, Baciozzo*“, sowie aus Traina, der *vasuni* = *vasatuna* (*vasata* + *-una*) setzt und dies letztere definiert: „bacio dato di cuore, e sodo e appiccante. *Bacione.*“ Der handfeste Schmatz ersetzt also den ätherischen Kuß. Nun bitte ich Rohlfs, der meine „Ital. Kriegsgefangenenbriefe“ in seiner Rez. (*Arch. f. neu. Spr.* 144, 286 f.) allzusehr aus seiner speziellen und vielleicht spezialistischen Interessensphäre beurteilt hat, das Kapitel, das den „Grußformeln“ gewidmet ist, nachzuschlagen (S. 56 ff.): er wird da aus allen möglichen Teilen Italiens Belege bald für affektische Lautverstärkung des Wortes *bacio* (z. B. *bacccccio*) zum Ausdruck der „Festigkeit“ des Lippenverschlusses, bald für die Ausdrucksweise *bacio fisso,* bald (besonders häufig) für *bacione* finden (besonders amüsant die Synonymenunterscheidung in einem Brief nach Rom:

Dio mio! . . . Ma Ginetta cara, ti appigli veramente a delle sciocchezze! Ti dispiace d'averti scritto baci invece di bacioni!!!! Piangi per questo?! Va bene: al mio ritorno sentirai se sono baci o bacioni: ti struggerò! . . . .

Wie will Rohlfs ernsthaft behaupten, daß diese so „allgemeinmenschliche“ Kuß- und Genuß-Verlängerungs-Sehnsucht weniger gewirkt haben soll — als die angeblich spezifisch sizilianische Angst vor dem Nachttopf?

3. Rohlfs konstruiert einen Zusammenfall von *vasu* „Kuß“ und *vasu* „Nachtgeschirr“ — aber wie, wenn letzteres gar

nicht ‚bodenständig‘, daher auch nicht konkurrenzfähig wäre? G. de Gregorio teilt mir (Karte vom 14. V. 1927) mit: „*Vaso* ‚vaso‘ parmi anche [so wie nach seiner Ansicht auch *vasu*, *vasuni* ‚Kuß‘] venuto dall' it. *vaso da notte* ed è in sic. *rinali* e *cantaru*, ‚vaso da fiori‘ sic. *grasta*, ‚vaso grande da olio‘ sic. *giarra* etc. Il termine generale pare imprestito dall' it.“

4. Die Möglichkeit der Verdrängung eines Wortes durch ein obszönes Homonym (oder eine obszöne Bedeutungsabzweigung des Wortes selbst) leugne ich natürlich nicht, aber ich möchte sie gerne belegt sehen (wie von Jaberg im Falle *connin*): die Suppositionen des Sprachgeographen, der aus der annähernden Deckung der geographischen Verbreitungsgebiete die Obszönität konstruiert, genügt mir noch nicht: ein dem ital. *uccellare* ‚Vogel jagen‘ — ‚coïre‘ ähnlicher Fall ist ja das dtsch. *vögeln*, das, in der urspr. Bdtg. „Vögel jagen“ veraltet, heute nur die obszöne Bedeutung hat (s. Sanders) — aber siehe da: beim ungarischen Weltkriegs-Militär hieß *lőni* „schießen“ und „coïre“ und je nach der Situation wurde dies so schwer belastete Wort ernsthaft oder scherzhaft, je nachdem, gebraucht: keine Rede davon, daß der ungarische Soldat, der am Feierabend im Kreise der Kameraden sich brüstete, wie oft er in der vergangenen Nacht das *lőni* betrieb, zu lächeln gewagt (oder wohl auch nur an jene obszöne Bdtg. gedacht) hätte, wenn der Offizier bei einer Übung von *lőni* sprach! Wenn jetzt nach dem Weltkrieg *lőni* „coïre“ allgemeiner verbreitet sein wird als *lőni* „schießen“, so ist in diesem Fall nicht die obszöne Nebenbdtg. Schuld am Rückgang des Verbs, sondern die Entmilitarisierung des öffentlichen Denkens (wer weiß, ob beim Rückgang von *vögeln* „Vogeljagd treiben“ die Interesselosigkeit des Volksganzen für die Vogelstellerei nicht hauptsächlich mitspielt!). Ich sehe nicht, daß wienerisch *Katz* „pudendum muliebre“ *Katz* „cattus“ bedroht. Die Empfindlichkeit der verschiedenen Sprachkreise ist verschieden, wie Pușcariu in *Dacoromania* IV S. 1314 Anm. richtig betont (*puț* „Brunnen“ vermeidet Pușcariu selbst wegen *pută* „Schamglied“, aber die Aromunen gebrauchen ruhig *futǎ* als Partizip von *fi*!). Wir müssen uns vor allzu großer Einlinigkeit bei der Darstellung der Gründe eines Wortschwundes hüten: die Darstellung ‚*vasu* „Kuß“ gefallen wegen *vasu* „Nachttopf“‘ erinnert mich an die Darstellung der Entstehung des Weltkriegs aus einem Anlaß: Thronfolgermord, serbische Schweine, Angriffslust eines Staates usw. Jeder wortgeschichtliche Vorgang ist etwas Komplexes wie jeder weltgeschichtliche — darin wird mir Rohlfs gewiß beistimmen.

Marburg a. d. Lahn. LEO SPITZER.

Referate und Rezensionen.

Wechssler, Eduard, *Esprit und Geist.* Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1927. 604 S. 8°. Geb. 26 Mk.

Das Streben der heutigen Literaturwissenschaft, über die historisch-philologische Einzeluntersuchung hinaus zu einer Synthese — nennen wir sie nun Wesenskunde oder Geisteswissenschaft — zu gelangen, ist an sich verständlich und berechtigt. Es ist die Reaktion auf eine Kleinarbeit und Materialsammlung, die Selbstzweck zu werden drohte; es hängt auch zusammen mit der ein wenig allzu modern gewordenen Vorliebe für die „Schau", das intuitive Erschauen von „Wesen" und „Wesensgesetzen" anstatt methodischer Zergliederung und induktiver Verallgemeinerung. Wie weit uns die phänomenologische Wesens- und Typenschau in den Geistes- und vielleicht gewissen Zweigen der Naturwissenschaften führen kann, müssen wir der Zukunft zu entscheiden überlassen, jedenfalls darf man aber nicht vergessen, daß dies Verfahren bedenklicher Subjektivität die Tür öffnet, wenn es sich nicht mit schärfster Selbstkritik und umfassendem Wissen paart. Doppelt und dreifach aber sind diese Eigenschaften nötig bei einem so heiklen Thema, wie es sich Wechssler gestellt hat, bei einer „Wesenskunde des Franzosen und Deutschen", einem Thema, das so starke Gefühle, Leidenschaften, Parteinahme nahelegt.

Jedes Volk hat — vielleicht! — sein Wesen. Sicherlich aber hat es noch etwas Anderes: nämlich ein Lieblingskonterfei, ein Cliché, das wie alle Clichés ein wenig abgegriffen ist. Wir kennen den gebildeten deutschen Spießbürger, der überzeugt ist, daß Gott ihn nach dem Bilde Fausts geschaffen hat, der aus „dem" deutschen Mädchen (im wesensmäßigen Singular) ein trivialisiertes Gretchen macht und der vor der Schweiz — der echten wie der sächsischen — in etwas lärmender Sentimentalität Natur genießt. Ich habe den fatalen Eindruck, daß an nicht wenigen Stellen seines Buches dieses Sontagsnachmittagsideal des deutschen Spießbürgers (das an sich sehr harmlos ist, aber mit dem „deutschen Wesen" so wenig zu tun hat, wie irgend ein anderes Kleidungsstück) dem Verfasser unversehens in die Feder geraten ist.

„Sehnsucht nach Wahrheit, Ringen um Erkenntnis ist unserer Seele anderes Begehren. Für jeden von uns gilt jenes Lessingwort, in jedem von uns (!) ist ein Doktor Faust lebendig"

(S. 267). „Es ist bei uns Überzeugung eines jeden (!), daß sein vorüberfliehendes Dasein aus einem ewigen Wesen erst Sinn empfängt“ (S. 413). „Den wesenhaften Deutschen drängt es, daß er betrachte, beleuchte, besichtige, bemerke, begründe und begreife“ (S. 111).“ Wo unsere Einbildungskraft freitätig und aufbauend aus der Tiefe des Unergründlichen kommt und ins Unendliche sich auszudehnen strebt, weil ein Gefühl der großen Allheit und geheimer Wesenseinheit den Sinn bewegt und die Gedanken adelt, nur dort ist echte deutsche Phantasie“ (S. 340) — während die französische Phantasie angeblich immer im Dienst der raison steht, was W. nicht hindert, an anderer Stelle dem Franzosen eine besondere Vorliebe für grausige Phantasien zuzuschreiben. „An keiner anderen Stelle scheidet sich der echte Deutsche schärfer vom Franzosen, als darin, daß er Pflichten und Aufgaben, Einrichtungen und Gedanken ernst nimmt, dagegen sich selber nicht allzu wichtig nehmen kann (S. 110).“ „Wie bescheiden ist der Mensch! ruft Nietzsche einmal aus: er konnte es nur vom deutschen Menschen meinen“ (S. 72) (gut, daß dem Verfasser, als er diese Zeilen niederschrieb, nicht ein bekanntes Goethesches Wort einfiel, er wäre sonst in eine fatale Zwickmühle geraten). Auch die deutsche „Innigkeit und Tiefe“ bleibt uns nicht erspart, gleichzeitig wird Zinzendorfs schwülsinnliche Glut zur „bescheiden-häuslichen Frömmigkeit“ gestempelt (S. 181), während die Mischung des religiösen Gefühls mit Sinnlichkeit nur bei Romanen vorkommen soll (S. 281). „Einfalt, Unschuld, Kindlichkeit, Treuherzigkeit, Ursprünglichkeit“ sind „mit der deutschen Wesensart im Grund verwachsen und verwurzelt“ (S. 69), wobei auf Gretchen und Mignon verwiesen wird. (Nebenbei bemerkt, ist es mit der Frage des Verhältnisses zum Sexuellen in Deutschland eine schwierige und komplizierte Sache. Mir scheint es in hohem Grade wahrscheinlich, daß in Deutschland die Sexualverdrängung, also jene scheinbare Einfalt und Kindlichkeit, hinter der sich in Wahrheit das Gegenteil einer sogenannten „natürlichen“ Einstellung, nämlich Sexualangst verbirgt, häufiger ist, als in romanischen Ländern.) „Der deutsche Mensch ist Seele“ (S. 260). Aber „urdeutsche Wucht fehlt keinem großen Deutschen“ (S. 138) und „von allem Quietismus romanischer Völker ist deutscher Tatenwille weit entfernt“ (S. 289).

Es hat wirklich keinen Sinn, gegen solche Behauptungen zu polemisieren. Führt man Gegenbeispiele an, so sind die Betreffenden eben keine „echten“ oder keine „wesenhaften“ Deutschen. Wäre Franz v. Assisi Deutscher, würde er natürlich als Beispiel für die angeblich echt deutsche Liebe zu Tieren, Pflanzen und der Natur überhaupt figurieren, wäre Napoleon ein Deutscher, würde er den deutschen Tatenwillen illustrieren. Rousseau, Maeterlinck, Bergson werden je nach

Bedürfnis der einen oder anderen Kultur zugerechnet. Das Ganze ist naive Verwechslung von wirklicher Wesensanalyse mit idealisierender Wertung. Übrigens wird auch nicht selten ein französisches Ideal zur Charakterisierung des französischen Wesens gebraucht. Dabei ist die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem „Wesen" eines Menschen und dem Bilde von sich selbst, in dem er vielleicht lebt, vielleicht aus Not leben muß, in dem er sich vielleicht aber auch nur gelegentlich gefällt, ein sehr schwieriges psychologisches Problem, das erst einmal beim Individuum in Angriff genommen werden müßte, ehe man es bei Massen und Völkern lösen kann. Im übrigen kann ich nur sagen: ein wahrer Segen, daß nicht jeder deutsche Herr Müller oder Meier ein Faust ist und mit Innigkeit, Tiefe und Wucht nach dem deutschen Gott sucht. Es wäre fürchterlich. Es ist auch sehr erfreulich, daß das deutsche Geistesleben etwas reicher ist, als es nach diesem Schema sein würde. Wechssler ist freilich anderer Meinung: „seit unsere Deutschen positivistisch mit den Franzosen, empiristisch mit den Engländern, pragmatistisch mit den Amerikanern zu denken angefangen", „seit deutsche Jünglingsreihen auf deutsche Metaphysik, Kunst und Wissenschaft verzichtet" haben, ist „deutscher Geist sich selber untreu" geworden (S. 113, 129). Nun, Positivismus, Pragmatismus, Empirismus sind, wie andererseits die Phänomenologie, erkenntnistheoretische Auffassungen, an denen deutsche Denker so gut wie ausländische gearbeitet haben. Eine Erkenntnistheorie ist nicht deutsch oder französisch oder amerikanisch, sondern sie ist wahr oder falsch. Wer sich nicht aus Gründen, sondern aus nationalen Gefühlen für sie entscheidet, ist kein Philosoph, sondern die Karikatur eines Patrioten.

In den *„Neueren Sprachen"* (Juni 1927) hat Leo Spitzer treffend darauf hingewiesen, wie in einer derartigen „Wesenskunde" des Deutschen und Franzosen, wie sie Wechssler anstrebt, die Überzeugung von der durchgängigen Verschiedenheit der beiden Kulturen zum Axiom und der Volkscharakter ein „künstlich gestautes, gleichsam ruhendes Phänomen" wird. Die Kenntnis des angeblich ewig gleichen deutschen Geistescharakters wird dann der deutschen Romantik und dem deutschen Idealismus, das Musterbild des französischen Geistes der Aufklärung (im weiteren Sinn) entnommen. Es handelt sich hier in der Tat um zwei antithetisch sich gegenüberstehende und sich ablösende Geistesrichtungen, von denen z. B. gesagt werden kann, daß die eine in physikalischen, die andere in organologischen Kategorien denkt, die eine zur Analyse und Synthese, zur zergliedernden Erklärung, die andere zu einfühlendem Verstehen, die eine zu genetischer, die andere zu systematisierender Betrachtung neigt. Es wäre Aufgabe zunächst einer genauen historischen Untersuchung,

die Frage zu erörtern, warum das französische Geistesleben seine reichste Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert, das deutsche im Anfang des 19. Jahrhunderts erfährt — daß hier rein historische Bedingungen mindestens sehr stark mitsprechen, liegt auf der Hand: schließlich steht bei uns das 17. Jahrhundert noch unter dem Druck des 30 jährigen Krieges, während Frankreich das Zeitalter Ludwig XIV. erlebt und gerade der Umstand, daß Frankreichs politische Macht- und kulturelle Glanzzeit zusammen, in Deutschland beide auseinanderfallen, kann zum Verständnis specifisch deutscher Romantik und deutschen Idealismus einen Fingerzeig geben — dem Gegensatz Weimar-Potsdam steht in Frankreich gegenüber nicht nur der Glanz, den der Hof Ludwig XIV. auch auf Kunst und Wissenschaft fallen läßt, sondern auch die unlösbare Verbindung zwischen der großen Revolution und Napoleon. Wie diese Dinge bei beiden Völkern geistig sich auswirkten, ist eine bedeutsame, noch nicht endgültig beantwortete historisch-psychologische Frage. Bei alledem aber gibt es eine französische Romantik und eine deutsche Aufklärung. Leibniz, der Descartes weit näher steht als etwa einem Hegel, der überhaupt nur vom Cartesianismus aus zu verstehen ist (was seiner unter Deutschen und Franzosen einzig dastehenden Universalität keinen Eintrag tut) arbeitet so sehr nach dem Ideal der „mathematischen Methode“, daß er in politischen Dingen „demonstrieren“ will, daß er an eine Universalsprache nach Art der mathematischen Formelsprache denkt. Gegenüber der Behauptung, Deutschland sei „nie das Land der Definitionen“ gewesen, genügt es wohl, an Christian Wolff zu erinnern.

Daß der Entwicklungsgedanke keine specifisch deutsche Erfindung ist, zeigen Buffon, Lamarck, Geoffroy-St. Hilaire. Was es heißen soll, wir dürften den Entwicklungsbegriff „nicht im französischen Wortsinn zum mechanischen Zahlbegriff versteifen“ (S. 151) ist mir völlig unverständlich, zumal wir bei diesem Gegensatz von organischer Entwicklung und mechanischer Anwendung der Zahl wohl am ersten noch an den Franzosen Bergson denken werden. Von der Infinitesimalrechnung heißt es: „Auch dies ist eine Betätigung deutscher Art, daß die Infinitesimalrechnung, deren Sinn und Wesen den alten griechischen Denkern kaum verständlich gewesen wäre, von vier deutschen Forschern, zusammen mit dem Engländer Newton, entdeckt und ausgebildet worden ist: Nikolaus von Kues, Kepler, Leibniz, und Grassmann sind deren Namen“ (S. 83). Leider hat Grassmann mit der Infinitesimalrechnung überhaupt nichts zu tun, nennt man aber Kepler und gar Nikolaus Cusanus, so muß man mit mindestens dem gleichen oder mehr Recht auch die Franzosen Roberval und Fermat, den Italiener Cavalieri und den Engländer Wallis nennen. Überhaupt ist die

Infinitesimalrechnung geradezu das klassische Beispiel einer Methode, die mit einer in der Sache selbst liegenden Konsequenz sich entwickelt, wofür auch die fast gleichzeitige Vollendung des Kalküls durch Newton und Leibniz ein charakteristisches Zeichen ist. Dem Franzosen wird eine unüberwindliche Abneigung gegen und ein Schrecken vor dem Unendlichen zugeschrieben (Malebranche?). Als Beispiel wird Pascal herangezogen: „Qu'est-ce qu'un homme dans l'infini“! (S. 73). Was nicht hindert, daß es einige Seiten später heißt: „Blaise Pascal war wie berauscht von beiden Unendlichkeiten und bewundert es, wie im Unendlich-Kleinen, einer Milbe oder einem Atom, das Unendlich-Große sich nachbilde und wiederkehre“ (S. 76). Von Dilthey wird behauptet, er habe der „zerlegenden, begrifflichen, mathematischen Psychologie der Westvölker eine deutsche Individualpsychologie entgegengesetzt“. Eine „mathematische“ Psychologie im strengen Sinn finde ich nur bei dem Deutschen Herbart, Ansätze in der Psychophysik Fechners, im übrigen geht die Polemik, um die es sich hier handelt, zwischen Dilthey und deutschen Experimentalpsychologen vor sich. Wenn dann Wechssler übrigens noch hinzufügt, „jede Seele eines Einzelmenschen oder einer Volkheit bleibt dem festen Band von Ursache und Wirkung und jeder gesetzlichen Bestimmbarkeit und allgemeinen Geltung für immer entzogen“ (S. 152), so hat er von vornherein jeder Psychologie, nicht nur der der Westvölker den Garaus gemacht.

Es kommen noch seltsamere Dinge. „Die heutige Mathematik arbeitet mit drei vorausgesetzten Grundbegriffen: Zeit, Masse und Maß. Pascal verstand diese drei noch ungenau unter Bewegung, Gegenstand und Strecke. Er fügte dazu irrtümlich die Zahl, die nur durch Vergleiche gewonnen, also erst gedanklich erschlossen werden kann“ (S. 427). „Der Begründer der Marburger Schule, Hermann Cohen, versuchte mit diesem mathematischen Verfahren [der Infinitesimalrechnung] das Irrationale, d. h. das unberechenbare Geistige, zu berechnen“ (S. 83). Seit Kant „konnte Niemand mehr bestreiten, daß der Verstand, als das logisch-mathematische Denken, der behaupteten Gegenständlichkeit entbehrte und nicht einmal das Gegebene und kein Wesen fassen konnte.“ „Der Verstand erweist sich nicht fähig, objektive Worte und Urwahrheiten aufzustellen, er leidet selbst an subjektiven Fehlerquellen“ (S. 315). „Nun war für immer der Irrtum widerlegt, daß wir die Welten des Drinnen und Draußen nicht anders empfangen können als leidend durch sie.“ „Damit wir Wahrgenommenes zur Erfahrung bilden, . . . bedarf es unseres unbedingten guten Willens“ — was nichts anderes heißen würde, als daß der kategorische Imperativ eine Bedingung möglicher Erfahrung ist. „Wo Handlung, mithin Tätigkeit und Kraft, da ist auch Wesenheit (Substanz). — Im Bewußtsein meiner selbst, beim

bloßen Denken, bin ich das Wesen selbst“: so lauten zwei Sprüche (!) von Immanuel Kant“ (S. 367). Und derselbe Autor, der in dieser Weise Kants Kritik der reinen Vernunft glatt und fröhlich auf den Kopf stellt, meint, Kant habe „für die Denker Frankreichs umsonst gelebt“ (S. 362). Ich bin weit entfernt zu verlangen, daß ein Philologe etwas von Philosophie verstehen muß. Aber wenn er es nicht tut, dann soll er doch, bitte, bei seiner Wissenschaft bleiben.

Daß Wechssler auch mit Vornamen und Zitaten bisweilen etwas großzügig umspringt, will ich ihm am wenigsten übelnehmen, obgleich die „gewachsene Form, die lebend sich entwickelt“, doch wie ein leiser Zahnschmerz wirkt. Aber wunderbar ist es, wenn die deutsche Neigung zum Selbstgespräch anstatt der französischen zum Dialog durch Goethes Faust illustriert wird: „Der erste Teil von Goethes Faust hebt an und schließt mit einem großen Selbstgespräch: denn Gretchen im Kerker ist so ganz der eigenen Not und Sorge hingegeben, daß sie den Befreier kaum recht vernimmt und sie und Faust an einander vorüberreden“ (S. 419).

Ich zweifle nicht daran, daß die rein philologischen Bestandteile des Buches — leider treten sie hinter den allgemeinen Überlegungen weit zurück — wertvolles Material enthalten. Im Ganzen aber muß ich das Erscheinen dieses Werkes auf das Lebhafteste bedauern. Es fehlt ihm durchaus die Gründlichkeit und Selbstkritik, die man von der Behandlung eines solchen Themas verlangen müßte.

Gießen. v. Aster.

Singer, S., *Die Artussage.* Bern und Leipzig 1926.

Der Titel könnte ein umfangreiches Buch erwarten lassen; es handelt sich aber nur um eine Broschüre von 24 Seiten. Dieselbe enthält immerhin viel des Interessanten. Verf. begab sich auf das schwierige Gebiet der vergleichenden Mythologie, jedoch mit dem Vorsatz, der so naheliegenden Versuchung zu widerstehen, die große Zahl der phantasiereichen, aber unbrauchbaren Schriften dieser Wissenschaft um eine zu vermehren. Für ihn ist Arthur eine ausschließlich mythische Figur. Diese Ansicht ist nicht neu. Zumeist neu ist aber die Vergleichung arthurischer Erzählungen mit germanischen Mythen[1]). Arthur entspräche einerseits dem germanischen Donnergott (= gallisch *Taranis*, welcher Name aber auch schon als weiblich aufgefaßt wurde!) als Bekämpfer der Riesen und der Meerkatze (= Meerschlange der Germanen) etc., ander-

[1]) Von Rhys, der vereinzelt auch auf dieses Gebiet drang, scheint Singer nur die *Arthurian Legend* zu kennen. Aber auch in den *Hibbert Lectures* (1886) befaßte sich Rhys mit der arthurischen Mythologie.



seits dem germanischen Mercurius, Wodan, als wilder Jäger. Gestaltenwechsler, Hahnrei etc. und namentlich auch, wegen seines Namens, der an den inschriftlich (Dept. Isère) belegten gallischen *Mercurius Artaius* erinnert. Verf. erklärt sich diesen Parallelismus durch die Annahme, daß gallische Mythen von den Westgermanen auf ihre Götter Thunar und Wodan übertragen wurden. Ohne diese Annahme ablehnen zu wollen, bin ich doch von ihrer Notwendigkeit nicht ganz überzeugt. In Anbetracht der großen Menge arthurischer Märchen einerseits und germanischer Göttermärchen anderseits kann man gewisse Übereinstimmungen als zufällig ansehen. Brittische Arthursagen ohne weiteres auch als gallisch aufzufassen, ist gewagt; nicht minder ist es die Ansicht, daß die nordischen Mythen, von denen Verf. Gebrauch macht, auch westgermanisch waren. Inselkeltischer Einfluß auf nordische Mythen ist auch denkbar, soweit letztere nicht vor der Wikingerzeit nachweisbar sind. Eine geistreiche, aber etwas gar zu kühne Hypothese ist es wohl (S. 17), daß der Bär, mit dem Yder im Zimmer der Königin Guenievre[2]) (wo übrigens auch andere Ritter zugegen waren) rang, ursprünglich der auf Yder eifersüchtige König Arthur selbst war, der vom Bären (keltisch *art*) seinen Namen hätte. Ein Yderroman wird wohl zu den ältesten Arthurromanen gehört haben (vgl. diese Zs. 44[2], S. 65); aber der uns erhaltene Yderroman, der jene Episode überliefert und den Singer zu den ältesten rechnet, gehört zu den jüngeren. Daß Yder der Liebhaber oder Geliebte der Königin war und einen Bären tötete, erfährt man auch aus einer Allusion der Berner *Folie Tristan* (wenn richtig emendiert). In der *Venjance Raguidel* aber, die Singer nicht kennt oder wenigstens nicht nennt, tötet Yder einen Bären unter ganz anderen Umständen, die einen mindestens ebenso ursprünglichen Eindruck machen wie die Episode des noch jüngeren Yderromans. Da sind aber weder Arthur noch Guenievre an der Handlung beteiligt, und Arthur in der Rolle des Bären wäre da undenkbar.

Den Namen *Artaius* leitet Singer von *art* = Bär ab (ein gallischer Name lautete *Artos;* vgl. Dottin, *La langue gauloise* 1920, p. 114); aber es gelang ihm nicht zu erklären, was für Beziehungen ein mit Mercurius identifizierter Gott zu dem Bären haben konnte oder warum er Bärengestalt haben sollte. Die bernische Bärengöttin *Artio* gibt uns keine Aufklärung, und die Yderhypothese ist, wie wir sahen, zu gewagt. So kann man denn die Hypothese Rhys', welcher den Namen Arthur von *ar* (pflügen) ableitete und den Träger als Kultur-

---

[2]) *Guanhumara* ist allerdings ein Lesefehler, aber nicht für *Guanhuvara* (S. 20), sondern für *Guanhuivara;* so mußte die regelrechte Latinisierung von *Gwenhwyvar* lauten (abgesehen von dem *-a*).



bringer auffaßte (entsprechend dem gallischen Mercurius, der nach Caesar *omnium inventor artium* war), noch nicht ohne weiteres abweisen. Funktionell würde sie mehr befriedigen, während die Singer's, die übrigens auch die Dottins ist (l. c. p. 95), vielleicht linguistisch ansprechender ist.

Der Name Arthur ist nach Singer zusammengesetzt aus kymrisch *arth* (= Bär) + *ur* (*wr*) für *gur* (*gwr*) (= Mann). Dies war auch schon die Ansicht Nicholson's, die Singer aus Bruce, *Evolution* I p. 5, gekannt haben dürfte. Im Kymrischen ging *g* in solchen Fällen nicht verloren (cf. *Catgual, Catgu(o)-caun* etc. im *Lib. Landav.*), wohl aber scheint es, daß in alten Composita das *w*, aus dem sich *g(u)* entwickelte, ausfallen konnte, wie dies auch im Bretonischen geschah (bret. *Cad-woret* > *Cad-oret* etc.). Das kymrische *cadwr* (Krieger) ist zusammengesetzt aus *cad* (= Kampf) + *wr* (= Mann); denn vgl. altkornisch *cad-wur* gl. *miles*, irisch *cath-fer* (Pedersen, Gramm. § 356/2), aus dem die Komposition noch klar ersichtlich ist. *Cadwr* war auch Personenname, und ihm entspricht altbret. *Cat-uur* (= *wur*) (vgl. auch altbret. *Ri-uur*: Loth, Chrest. p. 180). Bei dieser Erklärung von Arthur kann man aber nicht mit Singer den Übergang *Artaius* > *Arturus* als „Suffixwechsel" bezeichnen (S. 18); denn *-ur* ist dann nicht Suffix, so wenig wie *-old* (< *-wald*) in *Arnold* etc.[3]). Es ist aber auch ein keltisches Suffix *-ur* belegt: in gallisch *Cat-urus* (vgl. Dottin l. c., p. 113)[4]). Auch dieses könnte für uns in Betracht kommen: altes *Cat-ur* müßte Kymrisch auch *Cadwr*[5]) ergeben. Was für eine Bedeutung dieses Suffix hatte resp. verlieh, wissen wir nicht. Vielleicht bildete es wie bretonisch *-oc* (kymrisch *-awc*), *-on, -in, -ou, oe* nur Kurzformen zu zweigliedrigen Namen, indem es den zweiten Komponenten ersetzte (es gab genug Namen mit *art, arth* als erstem Komponenten, z. B. breton. *Arth-biu, Arth-lon, Arth-mael, Art-wolau* etc.; kymr. *Arth-gal, Arth-gen, Art-gloys;* vgl. Loth, Chrest. p. 107 resp. Mabinogion-Register). Vielleicht hatte es aber eine vergrößernde Wirkung wie etwa italienisch *-one*. Hierfür möchte die Etymologie des Namens Artur sprechen, die uns „der alte Nennius" (nach Singer S. 17) gegeben hat: *Artur latine sonat ursum*

---

[3]) Ein Suffix ist dagegen *-o* in *Hugo* für *Hucbert* u. dgl., *-ācus* in *Dumnācus* für *Dumnorix* u. dgl.

[4]) Ich kenne keinen andern Beleg. Breton. *Fredur, Fredor, Freodor, Freudor*, kymr. *Freudur* ist in *Fre-dur* etc. zu trennen, und *dur* ist aus *dubr, dobr* (Wasser) entstanden; vgl. kymr. *Freudubur* (Loth, Chrest. p. 131, 125; Pedersen § 395/1). Dementsprechend scheint man kymr. *Teudur* (*Tewdwr*) (vgl. Lib. Landav. und Loth, Mabinogion) (*Tudor* scheint davon zu stammen) als *Teu-dur* interpretieren zu müssen, da auch altkymr. *Teudubr* vorkommt (Loth, Mab.[2] II 333).

[5]) Galfred hat daraus *Cador* gemacht. Der Träger des Namens ist bei ihm Herzog von Cornwall.

horribilem[6]). *Horribilem,* wenn nicht bloßes *epitheton ornans,* wird wohl eine Übertreibung von groß sein, wie denn auch nach Singer „spätere Walliser" den Helden dem Gestirn des großen Bären gleichgesetzt haben.

Die Zeugnisse für den Namen Arthur reichen in dasselbe Jahrhundert zurück, in welchem der Sagenheld Arthur nach der Überlieferung gestorben sein soll. Ein südkymrischer Arthur ist für die Zeit von 600—630 bezeugt. Irische Zeugnisse erwähnen einen *Artur filius Bicuir* als erwachsen im Jahre 625, und einen *Artur-Arturius,* welcher 596 fiel. Der erstere hatte aber den Beinamen *Brito;* der letztere war zwar ein echter Ire, war aber in Großbritannien geboren worden, als Sohn des Aidan Mac Gabrain, welcher über den Irenstaat in Schottland herrschte; es ist also möglich, daß er unter nordbrittischem Einfluß seinen Namen erhalten hatte. Zimmer (Nennius Vindicatus, S. 284) scheint nicht nur die erste von diesen drei Personen, sondern alle drei als lebende Zeugnisse für die Berühmtheit des Helden Arthur zu halten, „da der einem römischen *Artor* oder *Artorius* entsprechende Name Arthur ganz und gar nicht einer der gewöhnlichen brittischen Personennamen ist, die aus der Sprache verständlich überall bei Britten vorkommen können." Diese Folgerung, die wohl im allgemeinen akzeptiert wurde (vgl. z. B. Kemp Malone in Mod. Phil. XXII, 373), wird hinfällig, da gezeigt wurde, daß der Name Arthur, nicht aus Artorius abgeleitet werden muß, und gemeinbrittisch, ja sogar gemeinkeltisch gewesen sein kann: das Wort *art(h)* war allen keltischen Sprachen gemeinsam (vgl. Pedersen § 52; nach Dottin, Manuel p. 88, und Holder, Altkeltischer Sprachschatz S. 226 f., nicht nach Pedersen, bedeutete irisch *art* Stein; über bretonisch *arth* vgl. Loth, Chrest. p. 107); *Art* war auch ein ziemlich häufiger irischer Personenname; *ur* = Mann konnte nur im Brittischen vorkommen; dagegen läßt sich wohl gegen das Suffix *-ur* als gemeinkeltisch nichts einwenden[7]). Ein echter Ire, der zu Großbritannien keine Beziehungen gehabt zu haben scheint,

---

[6]) Singer sagt nicht, wo er dieses Zitat gefunden hat, wie er denn überhaupt niemals die von ihm benutzten Stellen seiner Quellen mitteilt, sondern nur am Schluß eine Bibliographie gibt. Ich halte dies nicht für eine angenehme Neuerung. Warum erschwert er den Gelehrten, die seine Angaben kontrollieren und weiteres darüber lesen möchten, diese Arbeit, und dies in einer Schrift, die doch wohl nicht für das „Volk" bestimmt ist? Ich finde jenes Zitat nur in San Marte, *Die Arthursage und die Märchen des roten Buches von Hergest,* 1842, S. 6. Es heißt dann dort weiter: *vel malleum ferreum, molae leonum.* Aber in San Marte's Nennius-Ausgabe, wo es der § 56 enthalten müßte, steht alles dies nicht. Mommsens's Ausgabe kann ich zur Zeit nicht kontrollieren. Das Zitat ist aber ganz offenbar eine späte Interpolation, ebenso wie die weitere Angabe in San Marte's Zitat: *Artur Jerosolimam perrexit* etc.

[7]) Nach Keating's Geschichte Irlands (Ausg. der Irish Texts Society II p. 85) hießen die Söhne eines Cearmad: *Eathur, Ceathur* und *Teathur.*

ist der von Kuno Meyer (Festschrift Windisch) nachgewiesene *Artur,* Großvater des Faradach, welch letzterer im Jahre 697 erwähnt wird. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß schon im Anfang des 7. Jahrhunderts die brittische Arthursage in Irland sehr berühmt war, während sie es in späterer Zeit nicht war[8]). Der ältesten irischen Sagenschicht gehört der von Keating (I 179) erwähnte Artur, Sohn des Neimeadh, an: Nemed war nach der Sage einer der frühesten Siedler Irlands (über ihn vgl. d'Arbois de Jubainville, *Cycle mythol.* S. 84 ff.). Keating, der zwar auch uns verlorene Texte benutzt hat, ist leider keine ganz zuverlässige Autorität. Rhys, *Arth. Leg.* p. 48, nannte diesen Artur (den einzigen Iren dieses Namens, den er kannte), *if genuine, a remarkable exception.* Der Name Arthur könnte also vielleicht sogar aus Irland nach Großbritannien eingewandert sein. Die Möglichkeit, den Namen als rein keltisch zu erklären, braucht aber a priori das römische Etymon *Artorius* nicht auszuschließen.

Singer allerdings scheint letztere Etymologie dadurch widerlegen zu wollen, daß er (S. 9—19) feststellt, daß der Name des Helden niemals *Artorius,* immer nur *Artur, Arturus* [und *Arturius* bei Adamnan] lautete; dies wohl im Anschluß an Windisch, der in seinem Buch über das keltische Britannien, wo er die Arthurfrage, wie so manches andere, ziemlich oberflächlich behandelte und nichts Neues bot, sagte: „als die lateinische Namensform ist doch eben Arturus überliefert, auch würde Artorius im Kymrischen nicht Arthur ergeben haben und Artor ist nicht als Name nachgewiesen". Es ist aber ganz selbstverständlich, daß das römische Etymon Jahrhunderte nach dem Abzug der römischen Legionen (409) in Britannien nicht mehr wohl bekannt sein konnte, und daß man ein brittisches Arthur am einfachsten durch bloßes Anhängen von *-us* oder *ius* latinisierte. Nur darauf kommt es an, ob Artorius im Brittischen Art(h)ur ergeben konnte. Auch dies bestritt zwar Windisch, jedoch ohne Angabe von Gründen. Dem gegenüber behaupteten aber zwei andere erstklassige Linguisten, Rhys und Zimmer, des bestimmtesten, daß *Artōrius* im Kymrischen regelrecht Arthur ergab (vgl. *Arth. Leg.* p. 48 resp. Gött. Gel. Anz. 1890, p. 818, Nennius Vindic. p. 284)[9]). Artorius war der Name einer römischen *gens;* ein *Artorius*

[8]) Im 11. Jahrhundert wurde Nennius ins Irische übertragen.

[9]) Wir konnten oben (A. 4) den Wechsel von *or* und *ur* im Bretonischen konstatieren; im Kymrischen war *ur* (jünger *wr*) das Normale. Galfrid's *Cador* (selbst vermutlich aus *Cadur* rückgebildet) wurde in der kymrischen Übersetzung *Kadwr* (vgl. Strachan's *Introduction* p. 161). Lateinisch *ō* wurde im Kymrischen regelrecht zu *u* (vgl. die Beispiele in Pedersen § 127/1). Das *i* wirkte nicht auf den Tonvokal, vgl. kymrisch *-awr* < *-arius, -arium* (Pedersen § 395). „Das unmittelbar auf *r* folgende *t* ist regelrecht aspiriert worden", sagt Windisch selbst (S. 140).

Castus war *praefectus* einer in York stationierten Legion, der *VI Victrix* (vgl. Kemp Malone l. c.). War Artorius der ursprüngliche Name des Sagenhelden Arthur, so ist damit wohl gesagt, daß dieser eine historische Person war. War jenes nicht der Fall, so war er deshalb nicht notwendig eine rein mythische Person. Dadurch, daß Singer auf die mythischen Züge bei Arthur hinwies, bewies er m. E. nicht, daß Arthur nicht dennoch eine historische Person gewesen sein kann; denn es können doch auch auf eine solche Person mythische Züge übertragen worden sein (wie z. B. auf Kaiser Friedrich und Napoleon, deren Rückkehr aus dem Totenreich erwartet wurde)[10]. Wenn wir die Geschichtlichkeit eines Tell bezweifeln, so geschieht dies vor allem deshalb, weil uns die seriösen Historiker erklären und demonstrieren, daß in der Geschichte kein Platz für einen Tell und für Vögte vorhanden sei. Was aber Arthur betrifft, so erklären uns die Historiker (z. B. Skene und Rhys), daß der Arthur des Nennius in die brittische Geschichte hineinpaßt. Das *argumentum ex silentio Gildae,* das von Singer auch wieder vorgebracht wird, scheint mir Zimmer (Nennius Vind. p. 387 ff.) widerlegt zu haben. Die Frage, ob Arthur eine rein mythische Person war oder eine historische Person, auf welche mythische Züge übertragen wurden, oder eine Verschmelzung einer historischen und einer mythischen Person auf Grund der Gleichheit oder Ähnlickkeit der Namen (wie Rhys annahm), wird sich m. E. nie lösen lassen.

Ich nenne noch einige von Singer nicht angeführte Schriften neueren Datums über dieses Thema: Liebermann, *Der Eigenname Arthur vor Galfrids Einfluß* (Herrig's Archiv 141, S. 235); Kemp Malone, *The Historicity of Arthur* (Journal of Engl. & Germ. Phil. 23 p. 463 ff.); Derselbe, *Artorius* (Mod. Phil. 22); J. Loth, *L'historicité d'Arthur d'après un travail récent* (Rev. Celt. 42), endlich als ganz neu R. Sh. Loomis, *Celtic Mythology and Arthurian Romance* 1927.

Davos. E. BRUGGER.

Aucassin et Nicolette. *Chantefable du XIIIe siècle* éditée par Mario Roques. Paris 1925, Éd. Champion. XXXVI, 99 S. (= *Les classiques français du moyen âge,* 41.)

Nachdem im Jahre 1919 F. W. Bourdillon den *Aucassin* für die englischen Studierenden des Altfranzösischen herausgegeben

---

[10]) Singers Vermutung (S. 12), daß dieser Zug in Sizilien von Arthur auf Kaiser Friedrich übertragen wurde, ist plausibel. Die Erwartung einer Rückkehr aus dem Totenreich fasse ich auch auf als eine Erwartung der (ursprünglich alljährlichen) Auferstehung einer Vegetations-Gottheit, wovon Frazer in seinen Büchern über *Adonis* und *The Dying God* ausführlich handelt.



hatte, ist jetzt auch die erste streng wissenschaftliche Ausgabe des Textes in Frankreich erschienen, die der Herausgeber, M. Roques, schon seit längeren Jahren vorbereitet hatte. Wie Bourdillon schließt sich auch R. aufs engste an die Handschrift an und läßt selbst recht ungewöhnliche Schreibungen und Formen (z. B. *lé* XII 21 = *les* art. pl., *obliees* X 45 = *obliés,* masc. plur.) sowie anstößige syntaktische Fügungen (z. B. X 27, 50-51, XXIV 45-46) stehen, soweit er nur die Möglichkeit einer sprachlichen Rechtfertigung für sie sieht. Wenn das Prinzip der möglichst weitgehenden Beibehaltung der handschriftlichen Überlieferung bei einem nur in einer einzigen Handschrift erhaltenen Text an sich nur zu billigen ist, so liegt bei *Aucassin* insofern ein besonderer Fall vor, als der Schreiber bekanntlich sehr flüchtig gearbeitet hat und manches darauf hindeutet, daß er nicht alles, was er hingeschrieben hat, gerade so gewollt hat. Man kommt also in keinem Falle ganz um Korrekturen herum, und, wie Bourdillon, hat auch R. eine Reihe von Stellen doch emendiert. So hat R. an den Stellen, wo der Schreiber ein Wort ausgelassen zu haben scheint, einige dieser Lücken ergänzt (z. B. X 24, 38, XXXVI 6, XXXVIII 11), andere hingegen, wo es nahe läge ebenso zu verfahren, nicht (z. B. XXIV 45, 67). Auch in anderer Hinsicht ist der Herausgeber nicht immer ganz konsequent geblieben; so hat er, obwohl er sonst Formen, bei denen ein zu erwartendes auslautendes *s* nicht geschrieben ist, nicht angetastet hat (z. B. *desou* XXIV 57, *desu* XXIV 4, oder *laiscié* XXII 40, 2. p. pl. imper.), die Akkusative Plur. *fromage* XXXI 6 und *frere* XXXVI 3 mit *s* versehen, da hier (nach S. XXVIII) angeblich Verschreibungen vorliegen sollen. Auch noch bei anderen Punkten kann man bisweilen über die Notwendigkeit einer Änderung anderer Meinung sein als R. Neues war bei dem engen Anschluß an die Handschrift im Text natürlich kaum zu bringen, doch verrät die gesetzte Interpunktion an einzelnen Stellen (z. B. III 5) eine eigene Auffassung, und auch in den Anmerkungen wird hier und da Erwägenswertes zum Verständnis des überlieferten Wortlauts vorgeschlagen (z. B. IV 7-8, XIV 20, XVI 13).

Zu folgenden Stellen möchte ich noch ein paar Sonderbemerkungen bringen.

I 1-3 lauten bei R.:

> Qui vauroit bons vers oïr
> del deport du viel antif
> de deus biax enfans petis, ...

Der Herausgeber setzt hinter *antif* kein Komma, faßt also V. 3 offenbar nicht als Apposition zu *deport,* wie es bisher wohl alle Ausgaben gehalten haben, sondern als präpositionale Ergänzung zu *deport:* „gute Verse von der Freude des *v. a.* an zwei kleinen Kindern“ (oder „über zwei kl. K.“). Diese

Auffassung scheint mir bedenklich, da doch im ganzen Text keine einzige Stelle (Vers oder Prosa) enthalten ist, die von der Freude irgend einer Person an den beiden Hauptfiguren handelte. Auch wenn man, wie R. in der Anmerkung sagt, *viel antif* auf den Verfasser oder auf den vortragenden Spielmann bezöge[1]), scheint mir die Stelle bei der vorliegenden Interpunktion unklar zu bleiben.

II 1 habe ich das *que* zu Beginn des ersten Prosastückes (*Or dient et content et fablent que li quens Bougars de Valence* . . .) in meiner Ausgabe gestrichen, da wohl kein Zweifel darüber bestehen kann, daß es sich um den sekundären Zusatz eines Schreibers handelt, der die Vortragsanweisung (*Or dient* . . . *fablent*) bei ihrem ersten Auftreten nicht als solche erkannt hatte. R. behält das *que* bei. Es ist aber kaum denkbar, daß ein solcher Anfang des Stückes so hätte vorgetragen werden können.

IV 4. Wenn R., um bei Aucassins Anrede an den Vizgrafen das *sire quens* (statt *visquens*) der Handschrift zu stützen, auf die Stelle VI 14 seiner Ausgabe verweist, wo es bei den Worten des Vizgrafen heißt *fait li quens,* so scheinen mir die Parallelstellen VI 8 *Sire visquens* sowie IV 10 und VI 40 *fait li visquens* doch ausschlaggebender zu sein.

IV 17. *Ce gardés vous!* halte auch ich für die zweifellos richtige Lesart, die in meiner Ausgabe nur durch ein Versehen nicht in den Text gekommen ist.

VI 28. *creutes:* zu diesem Wort bemerkt R.: ,Le ms. a plutôt *c^u^utes*'. Wenn der über der Zeile geschriebene Buchstabe auch eher wie ein *u* als wie ein *e* aussieht, so glaube ich doch, daß der Schreiber ein *e* hat schreiben wollen, und verweise auf *t^e^s* Bl. 71 c Z. 18, wo das *e* fast genau ebenso geschrieben ist wie jenes angebliche *u*.

VI 44. Gegen die Weiterführung eines Satzes, der aus direkter Rede nebst angehängtem *fait il* oder ähnlichem besteht, wie sie in Rs. Text hier erscheint (*Ce poise moi, fait Aucassins; se se depart* . . .), könnte man einwenden, daß ein solcher Fall im ganzen *Aucassin* sonst nicht vorkommt. Bei dem gleich liegenden Beispiel VIII 37-38 beginnt nach *fait il* ebenfalls ein neuer Satz.

X 15. *de quel mort il* [*le*] *fervient mourir:* hier möchte R. das *il,* um nicht ein *le* dahinter ergänzen zu müssen, als *i* + *l* deuten, wobei ein *il* nur *i* geschrieben und ein *le* enkliniert wäre. Zwar finden sich in unserem Text insofern ähnliche Fälle, als ein *il* vor folgendem konsonantischen Anlaut als

[1]) Diese Interpretation hat nach meiner Meinung das schon von W. Foerster, *Z. f. r. Ph.* XXVIII 493 angedeutete Bedenken gegen sich, daß ein Dichter, der so vollständig hinter seinem Werk zurücktritt, wie der Verfasser des *Aucassin,* kaum mit einer so persönlichen Bemerkung beginnen würde.



i geschrieben erscheint, doch liegt bei all diesen Fällen entweder die Fügung *qu'il* (geschrieben *q^i*) oder *s'il* (geschrieben *si*) vor und das folgende Pronomen (*li, le* usw.) ist stets intakt geblieben. Da sich also im *Aucassin* kein anderer Fall der Art findet, daß ein einfaches *il* sein *l* und ein folgendes *le* sein *e* verloren hätte, scheint mir Rs. Deutung nicht glücklich und die Ergänzung des *le* richtiger zu sein. — Statt *feroient* liest übrigens die Handschrift *foroient,* was R. in den Anmerkungen nicht notiert hat.

X 50-51. Gegen den hier von R. gebotenen Wortlaut spricht die Parallelstelle VIII 36.

XXX 15. *Et li rois . . .*: die Handschrift liest deutlich *rais,* was R. nicht vermerkt hat.

XXXV 10 sind die Worte *waucrant qu'ele* durch ein Druckversehen völlig entstellt worden.

Dem Text voraus geht eine Einleitung, in der kurz über Werk, Quellen, Verfasser, Ort und Zeit der Entstehung, Nachahmung, Sprache, Versbau, Musik, Handschrift und Ausgaben, sowie Textherstellung gehandelt wird, woran sich eine kritische Bibliographie schließt. Die Stellungnahme Rs. zu diesen Fragen weicht von dem Standpunkt, den ich in der Einleitung zu meiner Ausgabe eingenommen habe, in vieler Hinsicht ab, und es kann sich hier natürlich nicht darum handeln, diese strittigen Probleme abermals zu diskutieren[2]). Nur auf eine Einzelfrage möchte ich mit einem Worte noch eingehen. S. V-VI wird, nach S. Aschners Vorgang, der *Aucassin* als ‚Mimus' bezeichnet, er soll also der dramatischen Gattung nahestehen bezw. zugehören. Einer solchen Beurteilung der Cantefable gegenüber möchte ich auf folgende Bedenken hinweisen: 1. Die literarische Gattung, an die sich der Dichter in Darstellung und Stil offensichtlich anschließt, ist die Chanson de geste, also eine epische Gattung. 2. Ein regelmäßiger Wechsel von Vers und Prosa ist, wo er vorkommt, eine charakteristische Form speziell der Epik; Rustebuefs ‚Mimus' *Le dit de l'erberie* besteht allerdings zur ersten Hälfte aus Versen, zur zweiten aus Prosa, aber es findet nur ein einmaliger Wechsel statt. 3. Der Umfang des *Aucassin* ist sehr viel größer als der aller andern mir bekannten Vertreter der Gattung des Mimus im Altfranzösischen. 4. Als grammatische Form des Verbs sollte man beim dramatischen Mimus die 1. Person des Präsens erwarten, und das scheint auch das Gewöhnliche zu sein; der *Aucassin* wird statt dessen in der 3. Person der Vergangenheit erzählt, der eigentlich epischen Form (die allerdings auch bei wirklichen ‚Mimi' wenigstens stellenweise vorzukommen scheint). — Den Schluß des Buches bildet ein Glossar, das die im Text

[2]) Auf einige Punkte denke ich nächstens an anderer Stelle zurückzukommen.

vorkommenden Wörter nach jeder einzelnen Form verzeichnet. Auch hier wird bei einigen Artikeln, besonders zu *cateron* XIV 20 und *waumonés* XXX 17, XXXI 7, Neues gebracht.

Die neue Ausgabe stellt eine wertvolle Bereicherung der *Aucassin*-Literatur dar.

Göttingen. WALTHER SUCHIER.

Bettelheim, Anton, *Balzac. Eine Biographie.* Mit 8 Abbildungen. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1926. 478 S. Geh. Mk. 14.

Der Stil der Schriftstellerbiographien, wie sie bei uns der Becksche Verlag kultiviert, hat bei aller Zwitterhaftigkeit etwas Altväterisch-anheimelndes und verleiht den verschiedenen Bänden einen gemeinsamen Charakter, gleichviel ob sie von Bielschowski oder von Wolff oder von Bettelheim herrühren, der nach seinem Beaumarchais nun auch einen Balzac beisteuert. Leben und Schaffen werden, beide fortwährend verflochten, in einem geruhigen Nacheinander berichtet. Der Aufbau ist durch eine sich von selbst aufdrängende Periodisierung vorgezeichnet. Der Stoff breitet sich in seiner historischen Gegebenheit aus, ohne daß dem Leser ein Schema des Verfassers aufgezwungen wird. Der Zusammenhang der Schöpfung mit dem Schöpfer wird niemals aus den Augen verloren. Im Gegenteil, er beherrscht das Feld. Daher ja auch die Hauptgefahr: daß wie in den englischen Vorbildern das Biographische überwuchert und wenn nicht für den Verfasser, so mindestens für den Leser die Schöpfung hinter den Schöpfer zurücktritt. So geht es auch mit diesem Buch über Balzac. Bettelheim sucht nicht nach einem eigenen Schlüssel für die Erfassung und Deutung des Dichters wie das Buch von E. R. Curtius, mit dem er sich nicht einmal an den Punkten auseinandersetzt, wo unmittelbarer Anlaß vorhanden war. Das Werk kommt überhaupt zu kurz und seine Behandlung stellt die schwächste Seite dar. Außer in der zusammenfassenden Würdigung im letzten Kapitel, die im Wesentlichen auf Sainte-Beuve beruht (XII. Die Nachfolge Balzacs, wo aber ebensoviel Raum wie ihr einer Zusammenstellung der Widmungen Balzacs gegönnt ist) und in gelegentlichen Bemerkungen, die schon deshalb verhallen, weil sie da und dort verstreut sind, ist von den Romanen beinahe nur in Angaben über die Entstehung, über ihren Erfolg und Ähnliches, sowie in langen, die Handlung ausführlich nacherzählenden Inhaltsangaben die Rede. Was Bettelheim z. B. über „La Recherche de l'Absolu“ sagt, die er einen Meisterroman nennt, wirkt ungefähr so, wie wenn ein Kunsthistoriker von einem Gemälde Rembrandts einen Begriff vermitteln wollte, indem er das Thema, die

Figuren und Gegenstände, Haltung, Trachten usw. beschriebe, ohne sich um ihre Verteilung und Funktion im Raum, um die Farben, das Spiel von Licht und Schatten usw. zu kümmern. Die Schlußsätze streifen wohl flüchtig den in Balthasar inkarnierten Typus des Forschers und Erfinders und loben die sichere Hand des Künstlers Balzac. Aber das, was die besondere Tönung und die Größe des Romans bedingt, das unnachahmlich Balzacsche, die Organisierung und Gestaltung des Stoffes, die ungeheure äußere und innere Spannung, die zusammengeballt ist, die Wirkung der mehrfach gebrochenen Linie, der ganze Reichtum der Mittel, mit denen Balthasars Schicksal insceniert und ins Tragische vertieft ist, seine Verwandtschaft mit anderen Helden Balzacs von übersteigerten Dimensionen, in denen sich ebenfalls eine Leidenschaft, aller Schranken spottend, maniakalisch und zerstörerisch austobt, wie in Grandet oder dem Baron Hulot — all das sind Fragen, die den Verfasser gar nicht beschäftigen. Daß solche Inhaltsangaben an der Oberfläche haften bleiben, macht sich nicht überall gleich unbefriedigend fühlbar. Bei den „Illusions Perdues" z. B. erbringt auch eine bloße Inhaltsangabe mehr als bei „La Recherche de l'Absolu", da es dort hauptsächlich auf Sittenschilderung, auf das Kulturhistorische ankommt. Über Hogarth kann man anders sprechen als über Rembrandt.

Das Interesse von Bettelheims Buch liegt durchaus im Biographischen, in der Fülle von Material, auch von weniger bekanntem, das mit Eifer und Liebe zusammengesucht und geschickt verwertet ist, um im Rahmen der Lebensgeschichte Balzacs mit ihren unerhörten Anstrengungen und Nöten ein Porträt seiner Persönlichkeit vor uns erstehen zu lassen. Besonders zu begrüßen sind die gut ausgewählten und reproduzierten Abbildungen und namentlich die Anmerkungen, die auf mehr als 20 enggedruckten Seiten eine eingehende Bibliographie bieten.

Freiburg i. Br. H. Heiss.

Weerenbeck, B. H. J., *Participe présent et gérondif,* Nimwegen-Utrecht, Dekker & von de Vegt und J. W. van Leeuwen; Paris, Honoré Champion, 1927. 8⁰. II, 338 S.

Jeder Bücherfreund wird das hier zur Besprechung vorliegende Buch gern in die Hand nehmen: gutes Papier, schöner, klarer und, was noch wichtiger ist, fehlerfreier[1]) Druck;

[1]) Oder doch fast fehlerfrei. Aber Dinge wie: latein. in continenti (S. 190 Z. 8) in einem Wort gedruckt; Fehlen des Apostrophs bei „qu'il" (S. 183 Z. 17 v. u.); hypothétique (S. 184 Z. 2) mit Accent grave; douteuse (S. 190 Z. 8 v. u.) mit „on" (statt „ou"); in „de ces termes" (S. 194 Z. 16) „des" (statt „de"); escout (S. 295 Z. 8) mit e (statt c); à tort (S. 299 Z. 10) ohne Accent; weggelassenes *a* in *il y en a aucune* (S. 302 Z. 19) — wird ernstlich niemand in einem 338 S. starken Buche rügen wollen.

dazu, bei einem Ausländer besonders rühmenswert, ein tadelloses, schönes, selbst bei längeren Perioden leicht dahinfließendes Französisch — diese Sprache ist dem Verfasser, wenn nicht (trotz seiner holländischen Abkunft) wirkliche Muttersprache, so doch augenscheinlich durch günstige Lebensumstände zu einem einer solchen gleichwertigen Besitz geworden[2]) — alles das ist wohl geeignet, den Leser, den beim ersten Blick auf den für diesen Gegenstand ungewöhnlichen Umfang des Buches die Besorgnis ergreift, daß über die Sache hier wohl mehr Worte, als nötig, gemacht seien, zu beruhigen und mit der Länge der Arbeit auszusöhnen; zumal, wenn er obendrein feststellt, daß nicht weniger als ein Drittel derselben einer (ebenso gründlichen wie umfassenden) Darstellung der einschlägigen Erscheinungen des Lateinischen gewidmet ist, worin — ebenso wie in der allgemeinen Sprachwissenschaft — Verf. augenscheinlich die allereingehendsten Studien gemacht hat; und besonders, wenn er sieht, mit welcher Gründlichkeit Verf. die gesamte über seinen Gegenstand vorhandene romanistische Literatur aufgearbeitet und mit welcher Genauigkeit und Vollständigkeit er alle darin niedergelegten Ansichten registriert und erörtert hat[3]).

Man wird es, denke ich, verstehen, wenn ich nach Anführung so vieler Vorzüge nun sage, daß es mir aufrichtig leid tut, Verf.

---

[2]) Nur ein paar Kleinigkeiten sind mir aufgefallen. Auf S. 3 wäre in dem Satze „ce n'est certainement pas le seul emploi actuel du participe, du gérondif et de l'infinitif français qui puisse nous fournir tous les renseignements désirés (Sinn: „der bloße Gegenwartsgebrauch des .... kann uns sicherlich nicht den gewünschten Aufschluß über die Natur derselben geben") der Subjonctif *puisse* (statt *peut*) nicht nötig gewesen, wenn er auch vielleicht manchen Franzosen „par évocation" (Bally) eleganter klingt als das korrekte *peut.* — S. 170 will mir (telle et telle expression) est un développement de ou bien un croisement avec, als ein etwas harter Anglizismus erscheinen (der Engländer setzt dann wenigstens Kommata), jedenfalls härter als (S. 315) les uns plutôt avec, les autres de préférence sans préposition. -- S. 218 hätte ich statt: un témoignage remarquable est celui de ... lieber „c'est" gesagt. Und S. 180 Z. 7 v. u. scheint sich im Feuer des Gefechts „assez" an die Stelle von „plus" gedrängt zu haben; wenigstens ist mir das „que" nach einem „assez" nicht verständlich.

[3]) Einen besonders schlagenden Beweis für die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der er in dieser Hinsicht zu Werke gegangen, darf ich persönlich darin sehen, daß, obgleich er mich für tot hält — was ich ihm bei meinem mehr als dreizehnjährigen Schweigen nicht verargen kann — er nicht nur die ihm in einzelnen meiner Artikel, sondern auch die in Zitaten anderer entgegengetretenen Äußerungen von mir, aufs genaueste erwähnt und in seinen Erwägungen, teils zustimmend, teils ablehnend, mitberücksichtigt. Ich war davon um so mehr frappiert, als ich — übrigens ohne darüber Kummer zu empfinden — seit zehn Jahren meinen Namen überhaupt nicht mehr in der romanistischen Fachliteratur erwähnt gefunden hatte. — Mein Hauptartikel über seinen Gegenstand („*Von den infiniten Verbformen im Neufranzösischen*" Ztschr. f. rom. Phil. XX, 277-315) — er liegt allerdings schon 31 Jahre zurück — ist ihm augenscheinlich nicht mehr zugänglich gewesen.

nicht auch in dem wissenschaftlichen Ergebnis seiner Arbeit zustimmen zu können. Zwar schließe ich mich uneingeschränkt dem ersten seiner (dem Buche beigegebenen) „Stellingen" (= Doktorthesen) an, welche besagt: „Die Kritik, die Prof. E. Lerch (*„Das invariable Participium praesens des Französischen, Roman. Forschungen* XXXIII, p. 452 sp.") op de regels der Fransche grammaires betreffende ‚le participe présent' en ‚l'adjectif verbal' uitoefent, is niet voldoende gemotiveerd." (Vgl. *Zeitschr. f. roman. Phil.* 1926 S. 621 ff.). Aber seine eigene Beurteilung und Darlegung über das viel umstrittene Problem kann ich auch nicht als zutreffend oder gar abschließend anerkennen.

Und zwar entspringen die ihm untergelaufenen Irrtümer einer doppelten Fehlerquelle. Einmal der Unrichtigkeit des in Geltung stehenden grammatischen Systems, das sowohl in der Satzauffassung als auch in der Wortlehre voller Schiefheiten und Irrtümer ist. Hier trifft Verf. keine Schuld. Er ist, wie vielfach auch die besten unserer Alt- und Neuphilologen, lediglich das Opfer alteingewurzelter — seit zweitausend Jahren eingewurzelter — sprachwissenschaftlicher Vor- und Fehlurteile geworden. Während aber bei denjenigen Forschern, die, wie z. B. A. Tobler oder Meyer-Lübke, sich in erster Linie die Feststellung, bezw. übersichtliche Zusammenfassung konkreter sprachlicher Tatsachen zur Aufgabe gemacht haben, der Schade nicht erheblich ist, lediglich in der Anwendung einer Anzahl wissenschaftlich unhaltbarer Termini besteht, die ihnen das bisherige System an die Hand gab und die leicht durch zutreffende ersetzt werden können[4]), liegt die Sache schlimm für alle, die sich, wie z. B. Verf. unseres Buches mit der Untersuchung und Feststellung der wahren Natur, des inneren Wesens gewisser sprachlicher Erscheinungen befassen. Sie sind bei der Verworrenheit und Verfahrenheit der üblichen grammatischen Distinktionen, um einen drastischen Volksausdruck zu gebrauchen, „verraten und verkauft". A. Tobler konnte z. B. in seiner Weise einen langen und wertvollen Artikel über „Adjektiv in Substantivfunktion" (*Verm. Beitr.* II[2],

---

[4]) In erster Linie kämen „Subjekt" und „Prädikat" in Betracht, die durch „Träger" (das Wort ist ja schon manchmal so nebenher gebraucht worden, aber leider immer nur „nebenher", während es — außer „Täter", „Vollführer" — das einzig zutreffende ist) und durch „Verlauf" (wenn man nicht immer die lästigen Doppelausdrücke wie „Sein und Geschehen", „Zustand und Vorgang" u. desgl. brauchen will) zu ersetzen wären. Bei A. Tobler aber wären dann noch zu tilgen „subjektlos", wie er für — das ebenfalls unzutreffende — „un-" oder „einpersönlich" (vgl. *Neuere Sprachen* XXXV, 161-175) sagt, ferner (hinsichtlich der Relativsätze) „beziehungslos" sowie „Haupt"- und „Nebensatz". Freilich würde in allen Termini, die sich auf die Wortlehre beziehen, gewaltig aufzuräumen sein. „Substantiv", „Adjektiv", „Attribut", „Adverb", „Konjunktion" — alles dies hält genauer, wissenschaftlicher Prüfung nicht stand. (Vgl. Neuaufbau der Grammatik).

Nr. 21, S. 177—210) mit vielen lehrreichen Fest- und Zusammenstellungen schreiben, ohne auch nur die leiseste Spur eines Unterschiedes zwischen „Substantiv“ und „Adjektiv“ geben zu können — begreiflich, denn beide Termini sind ebenso unsachlich und falsch gewählt, wie etwa die viel gebrauchten: „Haupt-“ und „Nebensatz“, über deren Definition sich gleichfalls schon viele Philologen, teils völlig vergeblich, teils mit wenig befriedigendem Ergebnis (zuletzt Brandenstein, *Indogerman. Forsch.* XLIV. 117—135: das Wesen der Nebensätze bestände darin, daß sie stets „synsemantisch“ seien; was aber von vielen „sogenannten ‚Hauptsätzen‘ im Verhältnis zu ihren Nebessätzen“ genau so gilt) den Kopf zerbrochen haben — und, wenn dann schließlich der treffliche Gelehrte, um sein Gewissen zu beschwichtigen, einen Versuch damit macht, einen Unterschied der Funktion zwischen Substantiv und Adjektiv — den es in Wirklichkeit ebenfalls nicht gibt — zu konstruieren, muß er auch hier gleich eingestehen, „daß sich dabei gewisse Schwierigkeiten herausstellen.“

Genau so ergeht es nun dem Verf. unseres Werkes bei seinem Bemühen, einen Wesensunterschied zwischen „Adjectif (verbal)“ und „Participe présent“ einer- und „Part. prés.“ und „Gérondif“ anderseits aufzustellen: eine klare Scheidung zwischen den hier gepaarten Formen erweist sich ihm ebenso unmöglich, wie A. Tobler diejenige zwischen „Adjektiv“ und „Substantiv“. Als Notbehelf stellt sich ihm, wie jenem großen Gelehrten, wieder die Funktion ein (*Introduction* S. 15 und noch sonst). Zwar lehnt er die Mischbezeichnung participe-gérondif (S. 15) ausdrücklich ab, in Wirklichkeit jedoch erkennt er sehr häufig einer unveränderlichen ant-Form eine Doppelnatur, halb „adjektivisch“, „halb verbal“, zu und spricht ausdrücklich von der Unvermeidbarkeit eines gewissen Schwankens (hésitation) in der Beurteilung derselben. Gewiß, es gibt einen Fall, in dem die Entscheidung darüber, ob eine adjektivische oder eine verbale Form vorliegt, unmöglich ist, aber nicht, weil die betreffende Form etwa eine zwiefache Natur in sich vereinigte, sondern lediglich, weil das Flexionskriterium versagt, also etwa so, wie bei „Il n'a pas de croix“ keine Entscheidung hinsichtlich des Numerus von croix, oder wie es in einer Erzählung, in der Passé défini mit historischem Präsens wechselt, bei Verbformen, die für die beiden Tempora gleichlauten (z. B. il dit, il rit, il fuit usw.) nicht immer möglich ist, mit Sicherheit zu bestimmen, welches der beiden Tempora gemeint ist. Dieser Sachverhalt liegt — auf dem Gebiete der ant-Formen — stets dann vor, wenn zu einem männlichen Subjekt (lies „Träger“) sich eine prädikative Bestimmung gesellt. Bekanntlich wechselt in Bühnenanweisungen der Theaterstücke heutzutage hinter dem Namen weiblicher Personen adjektivische (weibliche) ant-Form in buntester

Weise mit verbaler („gerundialer“, also unveränderlicher), die früher die allein übliche war, ab. Ohne daß irgend ein sachlicher Unterschied feststellbar wäre, setzt der Autor zwischen den Namen einer weiblichen Person des Stückes und die von ihr gesprochenen Worte bald *riante, souriante* bald *riant, souriant* usw. Im ersterem Falle liegen reine Adjektiva (von Verbalstämmen gebildet) vor — der Terminus „Verbaladjektiv“ verführt leicht zu dem Irrtum, daß es sich um eine besondere, von anderen Adjektiven irgendwie verschiedene Wortart handelt — im letzteren reine Verbalformen. Die ersteren bedeuten „als (eine) lachende, lächelnde“, die letzteren: „mit (unter) Lachen, Lächeln.“ Diese beim Femininum klare Scheidung wird — wie gesagt, nur aus Flexionsmangel — bei männlichen Personen unmöglich: ein riant, souriant hinter einem männlichen Namen kann ebensowohl Adjektiv wie „Gerundial“ [5]) sein. Man kann jedoch in jedem solchen Falle die wahre Natur dadurch feststellen, daß man den Sprechenden (bzw. den Autor) um Auskunft darüber bittet, wie er sich im Falle eines Femininums ausgedrückt haben würde.

Abgesehen von diesem lediglich durch Flexionsknappheit bedingten Falle gibt es niemals das geringste Schwanken im Französischen hinsichtlich der Natur der ant-Form. Verf. neigt aber auch sonst zu Kompromissen. So sagt er z. B. (S. 330): «des adverbes comme ‹tristement, gaîment›, etc., tout en n'ayant pas un sujet au même titre qu'une forme verbale, se rapportent pourtant, eux aussi, aux sujets de phrases comme celles-ci: ‹il a répondu bien tristement›; ‹parlons gaîment›, etc., en ce sens que, malgré leur valeur adverbiale, ils contiennent une idée qualificative qui peut être attribuée, dans une certaine mesure au moins, au sujet de la phrase. Mais ils ne cessent pas d'être de vrais adverbes et de se distinguer très clairement des adjectifs correspondants.» Der letzte Satz stellt, abgesehen vom Terminus „adverbes“, die richtige Auffassung wieder her. Was soll aber dann die voraufgeschickte Behauptung, daß „Adverbia“ (dieser Terminus ist, wie schon vorhin gesagt, nicht zutreffend, er mag aber, wie auch der

---

5) Diesen Terminus habe ich mir deshalb vorzuschlagen erlaubt (vgl. *Zeitschr. f. frz. u. engl. Unterr.* 1927, S. 8), weil das französische Gérondif von vielen Grammatikern nur für die Verbindung der verbalen ant-Form mit der Präposition *en* gebraucht wird und die dem franz. *gérondif* entsprechende deutsche Form Gerundivum bei uns schon eine ganz andere Bedeutung hat. — Was oben von „riant“ hinter einem männlichen Namen gesagt ist (daß es nämlich doppelt gedeutet werden kann), gilt natürlich von allen analogen Fällen außerhalb der Theaterstücke, z. B. auch von „trottant“ in dem viel besprochenen Satze: Il est déjà trottant dans les sentiers, genauer (mit Kommaten): Il est déjà, trottant, dans les sentiers. Eine Verbindung von *est* mit *trottant*, gleich englisch *he is trotting* ist im Französischen ausgeschlossen. Wer sie behauptet, muß Fälle ohne lokale Bestimmung beibringen. Wo diese vorhanden, gehört sie immer mit être zusammen.

falsche Ausdruck „Subjekt“ hier noch, um dem daran gewöhnten Leser das Verständnis zu erleichtern, gebraucht werden) wie tristement, gaîment in den Sätzen: il a répondu bien tristement, parlons gaîment sich in gewisser Weise auf das Subjekt beziehen? (Verf. sagt: „... in dem Sinne, daß sie, trotz ihres adverbialen Wertes einen sich auf die Beschaffenheit bezüglichen Begriff enthalten, der, wenigstens in gewissem Maße, auf das Subjekt bezogen werden kann“). Eine solche Betrachtungsweise muß sprachwissenschaftlich als unzulässig bezeichnet werden. Sie würde ins Uferlose führen und jede wissenschaftliche Behandlung des Satzes oder überhaupt sprachlicher Erscheinungen unmöglich machen. Dann bezöge sich auch in dem Satze: „Die Soldaten kämpften mit großer Tapferkeit“ die Bestimmung der Art und Weise, d. h. die Worte „mit der großen Tapferkeit“ — immer mit der Einschränkung „in gewissem Sinne“, in gewissem Maße“ — auf Soldaten, denn von ihrer Tapferkeit ist doch die Rede; oder in dem Satze: „Der Bauer ging mit dem Sohne über das Feld“ bezöge sich „mit dem Sohne“, ja, auch „über das Feld“ auf das Subjekt „der Bauer“, denn in „Sohn“ läge doch immer das Verhältnis zum Vater, also hier dem Bauern, und mit dem Feld wäre zweifellos ein Besitztum des Bauern gemeint. Doch genug der Exemplifikationen. Was Verf. im Sinne hat, ist etwas, was jenseits oder hinter dem sprachlichen Ausdruck liegt, mit diesem selbst aber nichts zu tun hat. In „Il a répondu bien tristement“ ist tristement, wissenschaftlich betrachtet, ein flexionsloses, starres Verb, genauer: ein „Verlaufsknappwort“[6]). Infolgedessen hat es zu der mit il bezeichneten Person keine sprachliche Beziehung; wie ja denn überhaupt eine wissenschaftlich exakte Untersuchung des Sprachverfahrens zeigt, daß niemals ein Wort in Beziehung auf ein anderes steht, oder, wie die Grammatik bisher sagte, „sich auf ein anderes bezieht“, sondern daß jedes Wort immer nur etwas an dem jeweils zur

---

[6]) Darüber wird nun mancher Leser wohl den Kopf schütteln. Aber leider ist der „Neuaufbau der Grammatik“ immer noch nicht gedruckt, und der für die vorliegende Rezension zur Verfügung stehende Raum erlaubt nicht, hier die in dem Reformwerk gemachten Darlegungen zu wiederholen. Daher nur soviel: „Verlauf“ ist, wie oben gesagt, die zusammenfassende Bezeichnung für das unbequeme Wortpaar „Zustand oder Vorgang“ (weil beide ja einen zeitlichen Verlauf haben). „Adverbien der Art und Weise“ — andere Adverbien gibt es überhaupt nicht — sind lediglich „Verlaufsknappwörter“, so wie Adjektiva lediglich „Gegenstandsknappwörter“ sind, während Verba sich als „Verlaufsvollwörter“, Substantiva als „Gegenstandsvollwörter“ darstellen. So wie z. B. *brave* in *brave défenseur* das (nach seinem „vollen“ Wesen durch *défenseur* bezeichnete) Seiende nur nach einer Seite seines Wesens, also „knapp“ bezeichnet, so gibt in *défendre bravement* das erste Wort (*défendre*) den Verlauf in seinem „vollen“ Wesen, *bravement* ihn nur nach einer Seite, also „knapp“ wieder. Es verhält sich also *bravement* zu *défendre* ganz so wie *brave* zu *défenseur*.

sprachlichen Wiedergabe vorliegenden Bewußtseinsinhalt, bzw. an einem Teile desselben, begrifflich Festgestelltes wiedergibt, daß also z. B. in charmant garçon das Adjektiv (lies „Gegenstandsknappwort") nicht, wie bisher gesagt wurde, „Attribut" zu garçon ist, sondern, ebenso wie dies letztere Wort („das Gegenstandsvollwort"), Wiedergabe eines an dem Betreffenden, festgestellten Begriffs ist: Der Betreffende, der junge Mensch, wird einmal unter den (männlichen) Vollbegriff garçon, sodann unter den (natürlich dann auch männlichen)[7]) Knappbegriff „charmant" genommen („subsumiert").

Nach der eigentümlichen Auffassung, die Verf. bezüglich des „tristement" bekundet, indem er ihm (in dem Satze Il a répondu bien tristement) neben der echt „adverbialen" auch eine gewisse „das Subjekt qualifizierende", also doch — nach der bisherigen Terminologie — adjektivische Natur zuschreibt, können uns Äußerungen, wie die folgende nicht wunder nehmen: „... de même que certains participes — auf *ant* nämlich — hésitent toujours entre la catégorie des formes verbales avec signification et valeur verbales et celle des adjectifs (comme nous l'avons vu), certaines formes verbales en ant exprimant clairement une idée verbale, hésitent aussi entre la valeur d'un participe et d'un gérondif (S. 307)." Derartige Kompromißdeutungen waren schon nach den Definitionsversuchen, die in der Einleitung S. 15 gegeben sind und in denen „caractère, signification, fonction, base" (wozu sich später noch valeur gesellt) zusammen mit „adjectif, ve" und „verbal, e" figurieren, zu erwarten. Klare und bestimmte Entscheidungen über die Natur der hier in Rede stehenden Formen (auf -ant) können aber nie anders als auf Grund der Bedeutung gewonnen werden. Mit ihr sind zugleich „Charakter", „Funktion", „Wert", „Basis" gegeben. Dies freilich des Ge-

[7]) Wir sagten „natürlich", nicht weil, wie es in den Schulgrammatiken heißt, „das Adjektiv sich nach seinem Substantiv zu richten hätte", sondern weil es ein von der Sprache adoptiertes und auch ohne weiteres plausibles Verfahren ist, daß wenn ein Seiendes nun einmal unter einen männlichen bezw. weiblichen Vollbegriff gebracht ist, dann auch für den (oder die) noch dazuzunehmende Knappbegriff(e) — von den beiden für diese zur Verfügung stehenden Geschlechtsformen — ebenfalls die männliche bezw. weibliche Form gewählt wird. Also nicht das Wort *charmant* richtet sich nach dem Wort *garçon*, sondern das unter den männlichen Vollbegriff *garçon* subsumierte Seiende läßt für weitere Subsumierung nur noch männliche Knappbegriffe zu, oder auch: „ist durch den männlichen Vollbegriff so abgestempelt, daß der die Subsumptionsakte vollziehende Geist des Sprechenden für etwaige Knappbegriffe nie mehr andere als männliche in Betracht zieht. Genau so wie die Übersetzung von L'oisiveté est la mère de tous les vices deutsch nur heißen könnte: „Der Müßiggang ist der Vater aller Laster"; oder die von Tempus vitae magister: „Die Zeit ist die Lehrerin des Lebens"; oder die von Aquila volucrum regina nur „Der Adler ist der König der Vögel" — wo es sich überall nicht bloß um männliche und weibliche Adjektivendungen, sondern um verschiedenartige Begriffe handelt, die zu einander in Beziehung gesetzt werden.

naueren nachzuweisen, eine wissenschaftliche Einteilung und Definition der Wortarten zu geben — sie findet sich natürlich im *Neuaufbau der Grammatik* — dazu ist hier, in einer Rezension nicht der Ort. Eher würde ich, wenn es der Herr Herausgeber erlaubt, in einem selbständigen Artikel über die ant-Formen das zu ihrer Wesenserfassung und -bestimmung Erforderliche vorführen[8]).

Aber selbst mit so unvollkommenen und unsachgemäßen Kategorien, wie sie das bisherige System der Grammatik Verf. an die Hand gab, wäre er bei seinem scharf eindringenden Blick, seiner Besonnenheit und Gründlichkeit — ob auch wohl nicht zu einer völlig einwandfreien, in der Formulierung ganz exakten — so doch zu einer befriedigenderen Feststellung der Natur der einzelnen ant-Formen gekommen, wenn — und damit kommen wir zur zweiten der eingangs erwähnten Fehlerquellen — er sich nicht, ähnlich wie Lerch, zu sehr von den sprachlichen Verhältnissen und dem Ausdrucksverfahren des Lateinischen hätte beeinflussen lassen. Findet dieser Fehl beim Verf. eine gewisse Erklärung — und natürlich auch Entschuldigung — in seinen, wie oben hervorgehoben, außerordentlich tiefgründigen und umfassenden grammatischen wie entwickelungsgeschichtlichen Studien auf dem Gebiete der lateinischen Sprache, so darf andererseits doch nicht unerwähnt bleiben, daß er mit vollem Bewußtsein und „sehenden Auges“ (zum Glück nicht, wie die deutsche Redensart lautet, „in sein Verderben gerannt“ ist, wohl aber) die lockenden Pfade, die in die Irre führen mußten, betreten hat. In der Einleitung nämlich, S. 3, zitiert Verf. in der Anmerkung 3 eine in jeder Hinsicht treffende und beherzigenswerte Behauptung Brunots, leider aber nur, um sie einfach abzulehnen, oder, wie wir sagen, in den Wind zu schlagen. Es ist eine Stelle „aus des französischen Gelehrten Werk „La pensée et la langue“ S. XIII, und sie lautet: . . . „la grammaire historique n'est pas celle qui peut fournir le cadre d'un exposé exact et réel de la langue d'aujourd'hui“. Also die außerordentlich wichtige, aber bei der faszinierenden Wirkung, die auf jeden Philologen, besonders aber den Romanisten, die sprachgeschichtlichen Studien (zumal seit Diez, Tobler, Meyer-Lübke), ausüben, gar zu leicht und auch tatsächlich immer wieder vernachlässigte Scheidung zwischen deskriptiver und historischer Grammatik! Und wie stellt sich Verf. zu diesem von ihm selbst zitierten Satz? Er sagt: Si cela doit signifier qu'on peut exclure complètement la grammaire historique — ich glaube, nichts hat Brunot ferner gelegen, als ein solcher Gedanke —

[8]) Ähnlich wie ich kürzlich in den *Neueren Sprachen* XXXV, 161 ff. anläßlich einer das Wesen der sogenannten Impersonalia betreffenden Untersuchung die den Jahrhunderte alten Subjekts-Prädikats-Irrtum aufklärende Partie des Neuaufbaus inhaltlich wiedergeben konnte.

nous ne partageons pas cet avis. Nun aber kommt das Bedeutsame und für den Standpunkt des Verf. charakteristische: Sinon, la phrase nous paraît dangereuse (!). Damit war das Schicksal seiner Untersuchungen, soweit sie das Neufranzösische betreffen, besiegelt: bei solcher Denkweise, d. h. bei Ablehnung der Methode rein- und vorurteilsloser — vor allem von den Vorurteilen und Einflüssen historischer Betrachtung freier — Konstatierung der heute vorliegenden Sprachtatsachen konnte Verf. einfach nicht zu einer zutreffenden, dem Sachverhalt adäquaten Feststellung und Formulierung dessen, was ist, gelangen. Zwischen diesem — dem was jetzt ist — und seinem Geiste, den Blick trübend, das Tatsachenbild verschiebend und mehr oder weniger entstellend, stand alles, was Verf. vom ältesten Latein her bis zum neuesten Neufranzösisch an Entwickelungsstufen und mannigfaltigen, von Epoche zu Epoche variierenden Aspekten in seiner Erinnerung aufgehäuft hatte, vor allem das im Lateinischen und im Altfranzösischen vorgefundene. Und nun wollte es das Unglück, daß während sich an anderen sogenannten „syntaktischen" Punkten (z. B. in den Tempus- und Modus-, Kasus-, Komparationsverhältnissen) verhältnismäßig geringfügige und mehr nur formale Änderungen vollzogen hatten, wie Ersatz einheitlicher Verbformen durch Umschreibungen, der Kasus durch Präpositionen, der Komparationsendungen durch den Komparativ von multum usw., an dem einen Punkte, den Verf. zum Gegenstand seiner hier vorliegenden Monographie gemacht, nämlich bei den infiniten Verbformen, die einschneidendsten Veränderungen eingetreten waren: Wegfall des Supinums, des Partiz. Fut. Pass. (des sogenannten Gerundivums) und — des Partizipiums. Denn das ist der Kardinalpunkt der Lehre von den infiniten Verbformen: das Neufranzösische kennt kein Partizipium mehr, weder ein Participe présent noch ein Participe passé. Beide — auch das letztgenannte, bei dem die meisten Grammatiker auf einen solchen Gedanken überhaupt nicht gekommen sind — haben das, weswegen sie Partizipien hießen, nämlich die Vereinigung (in einer Form) von nominaler mit verbaler Natur, aufgegeben und, wie ein Vater einen ihm allein zu groß und drückend gewordenen Besitz an seine Söhne, jedes dieser beiden Elemente wieder an die zuständige Wortart, an die rein nominale (gewöhnlich Adjektiv genannt) und an die rein verbale (Gerundium, Gérondif, ganz gleich ob mit, ob ohne *en*) zurückgegeben[9]). Eine nochmalige ausführliche Darlegung,

[9]) Ein Beispiel, das alle vier Fälle erläutert: 1. Adjektiv „passante" in „animaux passants" (auf Wappenschildern) oder in „une ville passante" (Stadt, wo viel Durchgangsverkehr herrscht) oder in „une (femme) passante" (eine Durchreisende). 2. Gerundial „passant" in „une femme passant cette ville" (mit Unterdrückung des Verhältniswortes nach femme), wie z. B. in (se donner) des airs vingtième siècle bei Bourget, *L'Emigré* 71, portrait

daß das Neufranzösische — im Gegensatz zum lateinischen und altfranzösischen — keine „Partizipien“ mehr hat (d. h. Formen, die in sich nominale und verbale Natur vereinigen, die, Nomina seiend, zugleich an der verbalen Rektionsfähigkeit teilnehmen, „partizipieren“) erübrigt sich m. E. hier im Hinblick auf die vorhin schon erwähnten Arbeiten *Ztschr. f. rom. Phil.* 1896 (wo auf S. 302 die psychische Radix der im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangenen Wandlung nachgewiesen ist) sowie im Jahrgang 1926 S. 621 ff. derselben Zeitschrift und eine allerdings nur kurze Erörterung des Problems in *Ztschr. f. franz. u. engl. Unterricht* 1927, S. 6 ff.

Auf alle erwähnens- und bemerkenswerten oder nicht ganz einwandfreien Einzelheiten einzugehen, verbietet — bei ihrer ungewöhnlich großen Zahl — die für eine Rezension unerläßliche räumliche Einschränkung. Wenn man S. 70 mit einem gewissen Erschrecken die Behauptung antrifft „que les participes présents français étaient invariables en vieux français“, so gibt Verf. bald nachher S. 78/79 selbst die unbedingt nötige — und auch in dieser Form kaum genügende — Korrektur dadurch, daß er das absolute „vieux français auf ein „très vieux français, le plus vieux français“ einschränkt. Auch seinen apodiktischen Einspruch (S. 78 Anm. 3) gegen Merciers Auffassung von *seguen* (in: *Sanz Pedre sols seguen lo vai*) als eines unflektierten Partizips (in einem auch offenbare Adjektivformen nicht verändernden Texte) wird man durch die bloße Erklärung: ce sont (es kam noch *ardant* dazu) des gérondifs accompagnant un verbe de mouvement, nicht als genügend begründet erachten. An und für sich läßt ein Verb der Bewegung ebensowohl nominale („adjektivische“) wie verbale (gerundiale) Formen zu. Sagt doch noch im Neufranzösischen Zola in der bekannten Stelle aus *Le docteur Pascal* (S. 110), die mit Unrecht von manchen Grammatikern als unerhört oder völlig altmodisch betrachtet wird: ... des querelles encore, des tortures de trahison et de soupçon qui *allaient grandissantes* ... Ein *allaient grandissant* würde in genauer Deutung heißen: „welche einhergingen mit Vergrößerung“, *grandissantes* dagegen bedeutet „als sich vergrößernde“ und ist (vgl. die oben besprochene, ganz willkürliche Alternierung von *riant* und *riante, souriant* und *souriante* bei (auf weibliche Personen bezüglichen) Bühnenanweisungen der modernen Theaterstücke)

grandeur nature und so noch in unzähligen Fällen. 3. „Adjektiv“ passé, e in „Cette époque passée, il ne sera plus temps“. 4. „Gestivum“ (= Gerundium der vollführten Handlung, vgl. *Ztschr. f. rom. Phil.* 1896 S. 304/305) „Passé cette époque, il ne sera plus temps“. wo das unberechtigterweise als „absolute Partizipialkonstruktion“ bezeichnete, lediglich den Zeitpunkt ausdrückende passé cette époque nicht mehr noch weniger „absolut“ ist als le lendemain oder dimanche in solchem Falle es sein würde und worin cette époque Akkus.-Objekt zu passé ist.

genau so gut und berechtigt wie *grandissant,* das seinerseits eine präpositionslos gesetzte (vgl. *à* son corps défendant und bloßes défendant son corps) Gerundialform darstellt. Es kann — gegenüber gewissen Tendenzen mancher Grammatiker — gar nicht oft und gar nicht nachdrücklich genug betont werden, daß für die Wahl der Formen, und besonders der ant-Formen, nicht die zufällige äußere Umgebung — also z. B. das Verbundensein mit einem Verb der Bewegung — sondern immer und überall nur die im Augenblick des Sprechens (Schreibens) im Geiste des Sprechenden (Schreibenden) vorhandene Vorstellung, genauer: der Begriff, unter den er das betreffende Stück des ihm zur sprachlichen Wiedergabe vorliegenden, zur Kundgebung drängenden Bewußtseinsinhalts subsumiert, entscheidend ist[10]).

Doch diese Berichtigung der Bemerkungen des Verf. über das Sprachverfahren bei Verben der Bewegung sowie über die „Invariabilität der Partizipia präsentis" im Altfranzösischen nur nebenher. Hingegen bedarf ein Irrtum von ihm unbedingt noch der ausdrücklichen Klarstellung, da er von prinzipieller Bedeutung ist. Übrigens ist es auch die einzige Stelle, an welcher Verf. bei der Ablehnung des gegnerischen Standpunktes, entgegen seiner sonstigen maßvollen, gezügelten Art der Polemik, ironisch wird. Es handelt sich um meine, ihm in einem Zitat Mönchs entgegengetretene Definition des Infinitivs und Gerundials. Der erstere, sagte ich *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1896 S. 277 ff., sei die Ausdruckform für die abstrakteste Vorstellungweise eines Verlaufs, der letztere dagegen bezeichne eine Verlaufsvorstellung, der das Moment der Konkretheit, d. h. einer gewissen zeitlichen Ausgedehntheit, eines Sich-durch-eine-gewisse-Zeit-Erstreckens innewohne, wobei ich erläuternd auf die Tatsache hinwies, daß dem Gerundial auch heute noch die Präposition *en* (das Darinsein in etwas ausdrückend) sich zugesellen könne; dem Infinitiv dagegen nicht mehr, wiewohl ihm eine ganz erhebliche Zahl von Präpositionen (à, après, de, selten depuis, entre, par, pour, sans) zuständen. Da im lateinischen von einem derartigen Bedeutungsunter-

---

10) So muß es z. B. auch als abwegig bezeichnet werden, wenn H. Schmidt in der *Ztschr. f. franz. u. engl. Unterr.* 1926 S. 40 bezüglich des Satzes (aus der *Revue bleue* 1916) „Il n'y avait alors que mépris pour ce chancelier timoré et philosophe qui a toujours le mot de «Kultur» aux lèvres ... et qui va prêchant partout l'idée pernicieuse de la paix universelle" bemerkt, hier diene die Verbindung (von *aller* mit Gerundial) „nicht als Ausdruck allmählicher, stetig fortschreitender Tätigkeit", sondern „als bloße Umschreibung(!) des Verbs". Hat denn das Verb prêcher eine solche „Umschreibung" nötig? Es ist lediglich die durch *partout* ausgedrückte Vorstellung beständiger Ortsveränderung, die den Autor zu der — völlig natürlichen Verwendung von „aller" mit dem Gerundial (das Predigen findet während, gleichzeitig mit der Bewegung statt, während der Infinitiv prêcher ausgedrückt haben würde, daß es erst nach Abschluß der Bewegung einträte) veranlaßt hat.

schied noch keine Spur vorhanden, vielmehr lediglich das Verhältnis des auszudrückenden Verlaufs zu anderen Gliedern des betr. Vorstellungskomplexes für die Wahl der Formen entscheidend war (im Nomin. und Objektsakk.: Infinitiv, in den anderen Fällen: Gerundium), so sah sich das Altfranzösische infolge des Wegfalls der Kasusendungen vor die Wahl gestellt, entweder die eine der beiden Verbformen als überflüssig aufzugeben oder sie in ihrer Bedeutung von der anderen zu differenzieren. Es ist nun höchst interessant zu sehen, wie schon in einer Zeit, wo man beide noch vielfach unterschiedslos nebeneinander gebraucht (z. B. *a remanoir* und *a remanant,* vgl. A. Tobler *Verm. Beitr.* I[2] 51) sich das Auseinandergehen der Bedeutungen anbahnt. Die Verschiedenheit der Formenwahl in einem Satze wie: Il le fist cancheler et en ce canchelant Trouva deriere lui une piere pesant (ebda aus B. Seb. IX, 288 zitiert) ist sicher nicht das Werk des Zufalls, und ich halte es für ausgeschlossen, daß ein altfranzösischer Dichter — mit Umtauschung der Formen — *Il le fist chancelant et en ce chanceler . . . gesagt hätte. Die abstraktere Bedeutung des Infinitivs und die konkretere (man beachte *en ce* vor *chancelant*) des Gerundiums springen hier in die Augen. Die Folge der Weiterentwickelung und Festigung dieser Differenzierung war die, daß ungefähr vom fünfzehnten Jahrh. ab die Präposition *en* nicht mehr vor den Infinitiv, sondern nur noch vor den Gerundial gesetzt wurde. Welchen Einwand erhebt nun Verf. gegen die hier eben vorgetragene Ansicht? Er wirft die mehr als merkwürdige Frage auf: Pourrait-on admettre qu'après toutes les autres prépositions (nämlich als *en*) l'idée verbale est devenue depuis 1400 plus abstraite qu'elle ne l'avait été avant? Darauf ist zu erwidern: „Weder ist nach den anderen Präpositionen — als *en* — die Bedeutung des Infinitivs seit 1400 abstrakter, noch nach en diejenige des Gerundials konkreter geworden, sondern in dem Maße, wie sich die abstraktere Bedeutung des Infinitivs und die konkretere des Gerundials im Volksempfinden festsetzte, revidierte die Sprache nun auch ihr bisheriges Verfahren in der Wahl der vor diesen beiden Verbformen zu gebrauchenden Präpositionen. Sie arbeitete sich allmählich zu der Einsicht durch, daß, wo es sich um ein durch à, après de (depuis) entre, par, pour sans auszudrückendes Verhältnis handelte, ebenso wie im Nominativ und Objektsakkusativ, der (abstraktere, leichtere) Infinitiv schon ausreichte, sich also, vom sprachökonomischen Gesichtspunkte aus, besser empfahl als der (konkretere, schwerfälligere, weil inhaltreichere,) Gerundial, der infolgedessen mit der Zeit ganz auf die Verbindung mit en oder auf (präpositionslose)[11]) Verwendung zur Cha-

[11]) Es sei hier noch einmal darauf hingewiesen, daß zu der ständig gewordenen Unterlassung der Kennzeichnung der Verhältnisse in „deter-

rakterisierung von Seienden, bzw. anderen Verläufen beschränkt wurde. — Eine interessante Parallele bietet hierzu der Wandel, der sich vom Altfranzösischen zum Neufranzösischen im Gebrauch des Imparfait und Passé défini vollzogen hat. In dem ganzen Zeitraum, ja noch erheblich mehr: vom ältesten Latein bis zum allermodernsten Französisch hat sich an der Eigenbedeutung dieser beiden „Tempora" (richtiger: Darstellungsformen realer Verläufe der Vergangenheit) nicht die leiseste Änderung vollzogen und dennoch, welcher Wandel — ich will es gleich heraussagen: welcher Fortschritt in ihrer Verwendung! Buona pulcella fut Eulalia ist, rein sachlich genommen, völlig tadellos: sie war gut von ihrer Geburt bis zum Tode. Also Gesamtverlauf (vgl. XLIX S. 326 dieser Zeitschr.). Aber kommt es in der den Inhalt der Kantilene bildenden Erzählung darauf an? Ihr Wesen, ihre Beschaffenheit kommt ja doch erst für den Zeitpunkt in Betracht, da sich die Feinde Gottes über sie hermachten (Elle était une bonne pucelle, et les ennemis de Dieu voulurent la perdre). Aber für solche Abwägung, solche perspektivische Feinheit der Darstellung hatte der Altfranzose noch kein Gefühl, oder besser: kein so ausgeprägtes Gefühl wie der Neufranzose: und noch Lafontaine liebt die Anfänge mit *il y eut* und *il fut;* der aber gewiß nur „par évocation", weil sie so hübsch an die gute alte Zeit anklangen und darum Stimmung erregend wirkten. Dieselbe Vervollkommnung und Steigerung der Audrucksfähigkeit, dieselbe Verfeinerung der Darstellungskunst, die sich in der allmählichen Wandlung im Gebrauche der beiden Vergangenheitstempora vollzog — Lorck, Lerch und Winkler haben in jüngster Zeit noch auf eine wirkungsvolle Art der Verwendung des Imparfait hingewiesen, die aber, was sie nicht genügend hervorheben, nur für die Fälle in Betracht kommt, wo die Sprechenden sachlich, d. h. den besonderen Umständen nach, die freie Wahl zwischen ihm und dem Passé défini haben, wo sie an sich ebensowohl das eine wie das andere setzen könnten — dieselbe Vervollkommnung des Darstellungsvermögens hat im Laufe der Jahrhunderte auch zu der „Regelung" geführt, die im Neufranzösischen für die Verwendung von Infinitiv und Gérondif (auch ohne *en*) einerseits, und für die Differenzierung von (Verbal-) Adjektiv und Gérondif andererseits maßgebend geworden ist. Das Opfer dieser Neuregelung ist das Partizipium geworden, das im Neufranzösischen weder als Participe présent (auch nicht als „invariables") noch als Participe passé existiert.

minativ-attributiver" Gebrauchsweise des Gerundials (une maison portant le numéro 40, une gouvernante sachant bien le français u. dergl.) sicher der Umstand beigetragen hat, daß bis zum 17. Jahrh. echte Partizipia präsentis — im Renaissancejahrhundert sogar in überwältigender Zahl — im Gebrauch waren, die sich immer unmittelbar an das Substantiv anschlossen.

Damit möchte ich denn die wieder sehr lang gewordene Besprechung schließen. Eine Zusammenfassung des Prüfungsergebnisses würde etwa lauten: Von dem reichen Inhalt des Werkes behalten ihren unverminderten Wert alle das Lateinische behandelnden Partien, ferner die das Tatsachenmaterial des bearbeiteten Problems aus den früheren Sprachperioden, dem Alt- und Mittelfranzöschen, darstellenden Teile, sowie auch die fleißige und gewissenhafte Vorführung der über seinen Gegenstand bereits von Vorgängern geäußerten Urteile und Ansichten. Hingegen wären die über Natur und Wesen der neufranzösischen *ant*-Formen gemachten Ausstellungen zu revidieren.

Berlin-Schlachtensee. THEODOR KALEPKY.

Armstrong, Edward C., *The Authorship of the Vengement Alixandre and of the Venjance Alixandre,* Elliott Monographs in the romance Languages and Literatures, edited by Edward Armstrong No. 19.

Die Frage, ob der Verfasser des altfranzösischen Gedichtes *Barlaam und Josaphat,* Gui de Cambrai, mit dem Fortsetzer des Roman d'Alexandre, dem dieser *Le Vengement Alexandre* anschloß, identisch sei, wurde bereits von Paul Meyer, Alexandre le Grand dans la Litérature française du moyen âge, II, p. 258, und von Appel in seiner Ausgabe des Balaham und Josaphas pp. XLIV-XLVII gestreift, ohne aber einer Lösung zugeführt worden zu sein. Vorliegende Arbeit ist als Ergänzung zu desselben Verfassers Untersuchungen über *„The French Metrical Versions of „Barlaam and Josaphas" with Especial Reference to the Termination in Gui de Cambrai"* [Elliott Monographs No. 10] zu betrachten und will die im Barlaam genannten Personen aus den erhaltenen Dokumenten der Zeit bestimmen. Es sind dies Gilles de Marquais und seine Gemahlin Marie, dann Jean, Decan von Arras. Die erste Erwähnung eines Gilles de Marquis reicht in das Jahr 1178 zurück, in dem Gilles in einer Urkunde des Bischof Rainaldus von Noyon, datiert vom 16. Oktober, erscheint. Weitere Dokumente aus den Jahren 1180, 1182, 1184 und 1190 erwähnen seinen Namen. Sein Todesjahr ist unbestimmt, seine Frau Marie überlebte ihn und starb 1202. Sie war die Mutter Gilles II, der nach einem Dokument aus dem Jahre 1202 als Seigneur de Marquais erscheint. Er dürfte noch im Jahre 1231 gelebt haben und mit dem Gilo de Marques pater identisch sein, der den Zug gegen Pierre Mauclerc mitmachte. Die Genealogie der Herren von Marques in der uns interessierenden Periode läßt sich demnach über 50 Jahre genau verfolgen. Es sind: Raboldus, 1168 bis spätestens 1178, Gilles I., 1178

bis spätestens 1202, Gilles II., 1202 bis spätestens 1231. Der von Gui de Cambrai erwähnte Gilles ist demnach durch die Erwähnung seiner Frau Marie mit Gilles I. zu identifizieren, das Jahr 1202 ist der terminus ad quem für die Abfassung des Barlaam und Josaphat. Der terminus a quo ist durch die Angabe der vv. 6207—12 gegeben, daß das Buch nach dem Tode Jeans, Dekans von Arras, geschrieben wurde. Die Gallia Christiana gibt folgende Jahre an, in denen ein Jean Decan von Arras war: 1186, 1189—1193, 1198, 1200—1213. Es ergibt sich demnach die Tatsache, daß das Gedicht zwischen 1186 und 1202 verfasst worden war. Da Gilles I. und Marie de Marquais mit Arrouaise freundliche Beziehungen unterhielten und Arrouaise auch im Gedichte genannt ist, könnte man vermuten, daß Gui in Arrouaise zu Hause war und vielleicht als Mönch im Augustiner-Kloster St. Nikolas lebte. Auf diese Weise wären die Beziehungen Guis zu Gilles und Marie erklärt. Arrouaise liegt in der Nähe des Weges von Peronne nach Arras, zu dessen Diözese es gehörte, so daß sich die Erwähnung des Jean d'Arras auch ungezwungen auf diesem Wege ergibt. Der Zuname de Cambrai dürfte den Geburtsort des Dichters bezeichnen.

Da sich nun der Verfasser des Vengement Alixandre ebenfalls Gui de Cambrai nennt, ist die Frage berechtigt, ob auch dieses Werk dem Autor des Barlaam und Josaphat zuzuschreiben ist. Die vom Verfasser angestellte Untersuchung der Sprachformen beider Gedichte ergibt kein Unterscheidungsmerkmal, das die Annahme bestätigte, zwei verschiedene Autoren hätten die beiden Gedichte geschrieben. Der Unterschied, daß im Barlaam und Josaphas eine besondere Vorliebe Guis für vers equivoqués und rimes equivoquées zu konstatieren sei, während der Dichter von Vengement eine schmucklose Sprache und Stilistik aufweise, erkläre sich daraus, daß Barlaam die Form der adeligen Unterhaltungslektüre verwende, während Vengement in der ernsteren Zehnsilbler-Laisse geschrieben ist. Dafür können die Voraussetzungen, aus denen die beiden Gedichte entstanden sind, nämlich die Vorliebe für das klassische Altertum in Vengement, ferner die Übereinstimmung, die sich in der Einführung der Semiramis in Vengement 10 (240—46) und Barlaam 10370—79 zeigen, die Kenntnis alter Geschichte und Mythologie im Barlaam für ein und denselben Autor sprechen. Auch in den Widmungen zeige sich eine gewisse Übereinstimmung, die darauf hinweise, daß sie derselbe Dichter geschrieben habe. Der *Vengement* ist dem Grafen von Clermont und seinem Bruder Simon gewidmet. Raoul, Graf von Clermont, nahm 1190 das Kreuz und starb 1191 bei der Belagerung von Accon, sein Bruder Simon überlebte ihn. So wurde der *Vengement* vor 1191 geschrieben und zwar frühestens im Jahre 1156, als Raoul zur Herrschaft kam. Barlaam und Josaphat

dürfte demnach etwas später sein, doch gehören beide Gedichte dem Ende des 12. Jahrhunderts an.

Zusammenfassend ergibt sich demnach: Barlaam und Josaphat wurde zwischen 1186 und 1202 von einem Dichter verfaßt, der sich Gui de Cambrai nannte und welcher das Gedicht einem pikardischen Edelmann und dessen Frau widmete. Anspielungen erlauben den Schluß, daß der Autor der Diözese von Arras angehörte, genauer, vielleicht dem Kloster St. Nicolas d'Arrouaise im Grenzgebiete der Pikardie. Der *Vengement Alixandre* wurde vor 1191 von einem Gui de Cambrai verfaßt und einem pikardischen Edelmann und seinem Bruder, Raoul von Clermont und Simon d'Ailly, gewidmet. Linguistische Unterschiede, die auf zwei veschiedene Autoren hindeuten, fehlen, die stilistischen Abweichungen ergeben sich aus den verschiedenen Voraussetzungen der beiden Gedichte. Beide Werke zeigen eine ausgesprochene Vorliebe für mittelalterliche Geschichten, die der alten Geschichte und Mythologie angehören.

Ein anderes Gedicht aus dem Alexanderkreise ist die *Venjance Alixandre* von Jean le Venelais, das der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört. Der Name weist insofern Varianten auf, indem die Hs. M. *Jehans le Nevelons,* Q, N, O, X, die eine Gruppe bilden, *Jehans li Venelais,* P und S dagegen *Jehans li nouviaus hoirs* angeben, letzteres eine Verlesung aus *Nevelons.* Die Prosafassung des *Roman d'Alixandre* des Jean de Wauquelin erwähnt Jehan Nevelaux, Geoffroy Tory in seinem *Champfleury* 1529 Jehan Linevelois und Claude Fauchet in seinem *Recueil,* 1581, Jehan li Nevelois. Da M die beste Lesart bietet, so haben Walberg und Schultz-Gora (in seiner Ausgabe der *Venjance*) den Namen Jehan le Nevelon übernommen. Nun erscheint ein Johannes Nevelonis, der ein marescallus und baillivus im Dienste Philipp-Augusts war, zwischen 1199 und 1222 öfters in Dokumenten der Arraser Gegend. Er hatte einen Sohn, namens Nevelon de Chaulnes, der an dem Zuge des Eustache le Moine gegen England teilnahm und 1217 gefangen genommen wurde. Ein zweiter Sohn des Nevelon marescallus war Johannes Nevelonis, canonicus der Kathedrale Ste Marie in Arras und vielleicht auch später der prévot des Arraser Kapitels in der Zeit von 1229—1235, obgleich diese Frage offen bleiben muß.

Die *Venjance Alixandre* ist einem Grafen Henri gewidmet, dessen Freigebigkeit der Kirche gegenüber gerühmt wird. Dies passe auf Graf Henri I von Champagne (1152—81) und auch dieser Umstand spreche dafür, daß Johannes Nevelonis, der Sohn des Marschalls, Archidiakon von Arras, der Verfasser der *Venjance* sei. Es sei nicht ausgeschlossen, daß der junge Nevelon in Reims studiert habe und durch Gautier de Chatillon, der dort an seiner *Alexandreis* arbeitete, die

Anregung zur *Venjance* erhielt. Die Bezeichnung „Jehans li Nevelons“ genügte für die Zeitgenossen, um den Dichter durch den Hinweis auf seinen Vater bestens einzuführen. Aus dem Gesagten könne man also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Identifizierung des Autors der *Venjance* mit Jehan de Nevelon, dem Sohne des Marschalls Jehan le Nevelon, keinen Widerspruch erwecken dürfte. Der kurze Zeitraum, der Jehans Venjance und Guis Vengement von einander trennt, mache es erklärlich, daß beide Autoren ohne gegenseitige Kenntnis von einander schrieben.

Armstrongs Untersuchungen zeichnen sich durch Objektivität und Gründlichkeit aus, es gebührt ihm das Verdienst, das Feld der Konjekturen auf ein Mindestmaß eingeengt zu haben. Immerhin sei gegen den Vorschlag, Gui de Cambrai als Dichter des *Barlaam und Josaphat* und des *Vengement* zu betrachten, der Einwand in der Frage erhoben, warum nämlich Gui de Cambrai in dem augenscheinlich späteren *Barlaam* nicht von seinem früheren Gedichte sprach. Mittelalterliche Autoren pflegen, wie dies Kristians Beispiel beweist, vorangehende Werke nicht mit Schweigen zu übergehen.

Wien. STEFAN HOFER.

Edwards, Batemann, *A Classification of the Manuscripts of Gui De Cambrais Vengement Alixandre.* Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures 20. 1926.

Als Vorstudie für eine spätere Ausgabe des *Vengement Alixandre* des Gui de Cambrai angelegt, untersucht die Abhandlung die 8 erhaltenen Manuskripte des *Vengement*. Edwards übernimmt die von P. Meyer in der Rom. 11 (1882) pp. 247—322 gebrauchten Bezeichnungen der Manuskripte und geht von der Kompilation des *Vengement Alixandre* und der *Venjance Alixandre* aus, die in der Fassung der Handschrift von Parma aus dem 14. Jahrhundert erhalten ist. (Handschrift F.) Als Basis der Kompilation diente der Vengement, in den nach der Venjance Verbesserungen eingetragen wurden. Diese weist gegenüber dem Vengement den Unterschied auf, daß Alexander durch seinen Sohn Alior und nicht wie im Vengement durch seinen Halbbruder gerächt wird. Demzufolge wurde in der Kompilation Alior als Rächer eingesetzt, was gewisse Veränderungen in der ursprünglichen Anlage des *Vengement* bedingte, die von Edwards S. 11/12 erwähnt werden. Abgesehen von kleineren Widersprüchen bietet F eine logische Folge und vereinigt die besten Einzelheiten der beiden Versionen. (Für die Herstellung des Textes dagegen bietet F wenig Handhaben. Auf Grund der Übereinstimmungen in den einzelnen Texten können diese in zwei Gruppen geschieden

werden: X mit den Handschriften H, D, F und teilweise auch J vv. 1464—1749. X' mit den Texten I, G, L, J vv. 1—1463 und K. An einer Reihe von Beispielen werden die Filiationen der einzelnen Texte zu einander gezeigt und die Scheidung in zwei Gruppen nachgewiesen. In der ersten Gruppe bieten D, F, J (vv. 1464—1749) größere Übereinstimmungen, die hauptsächlich für F, J stärker hervortreten. X' zerfällt gleichfalls in zwei Unterabteilungen, I, G, L, von denen G zu L, J zu K nähere Verbindungen aufweisen. Der Umstand, daß einige Handschriften der x'Gruppe in die Lesarten der x-Versionen hinübergreifen, läßt vermuten, daß ein Schreiber in manchen Fällen der andern Vorlage folgte, um Kontaminationen der beiden Redaktionen vorzunehmen. So steht L aus x' mit F aus x und K (x') mit L, nachdem dieses bereits mit F kontaminiert worden war, in deutlicher Abhängigkeit. G dürfte gleichfalls mit D, J mit L nach seiner Erweiterung durch F in Verbindung zu setzen sein. Für die Textherstellung kommt infolge des Umstandes, daß x' Lücken aufweist, nur x in Betracht, aus der Zahl der in diese Gruppe fallenden Handschriften müsse H (die Grundlage der Ausgabe Michelants) als Basis für die Textausgabe zugrunde gelegt werden, in zweifelhaften Fällen könne natürlich auch die Lesart der anderen Handschriften gegen H herangezogen werden. Hierfür komme in erster Linie D in Betracht. Wenn die x'Gruppe bessere Lesarten aufweise, so seien die Emendationen aus I zu nehmen.

Die vorsichtig abwägende Untersuchung, die ihre Behauptungen durch Textstellen bekräftigt, ist eine willkommene Erweiterung und in manchen Punkten eine Verbesserung früherer Arbeiten und läßt erwarten, daß die auf diesen Grundlagen basierende Ausgabe allen Voraussetzungen, welche an einen kritisch zu sichtenden Text gestellt werden, nachkommen wird.

Wien. STEFAN HOFER.

Cohen, Gustave, *Histoire de la Mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge.* Nouvelle édition, revue et augmentée. Paris, Honoré Champion, 1926. LVI + 332 Seiten.

Cohens Buch liegt nun in zweiter Auflage vor, welche jedoch, abgesehen von dem „Avant Propos de la nouvelle édition“, der die Bibliographie bis 1926 führt, ein unveränderter Abdruck der 1906 erschienenen ersten Auflage ist. Der Umstand, daß diese damals bei ihrem Erscheinen in dieser Zeitschrift nicht besprochen wurde, mag die Erklärung dafür geben, daß dies jetzt anläßlich der neuen Ausgabe nachgeholt wird.

Cohen ordnet den Stoff in drei Bücher ein, von denen das erste die Inszenierung im liturgischen Drama, das zweite die im „drame semi-liturgique", das dritte die Inszenierung in den Mysterien schildert. Die Bühne des liturgischen Schauspieles ist der Chor der Kirche mit dem Altar, auch die Galerien finden ihre gelegentliche Verwendung. Die Inszenierung ist noch darauf beschränkt, den symbolischen Gehalt, der durch die Handlung den Zuschauern verdeutlicht werden soll, verständlicher zu machen. Die Organisation dieser rein kirchlichen Aufführungen lag in den Händen des Kapitels oder der Kleriker, welche auch die Schauspieler stellten. Daß aber bereits damals diese liturgischen Spiele sich nicht nur auf den rein religiös-symbolischen Gehalt beschränkten, sondern Anlaß zu Weiterungen, besonders aber zu unliebsamen Maskeraden boten, beweisen die Äußerungen Gregors IX und Innozenz III gegen die Auswüchse des sogenannten Fête des Fous. (Vielleicht hätte in der neuen Auflage gerade dieses interessante Kapitel etwas ergänzt werden können, abgesehen von den bei Cohen p. 43 angegebenen Autoren sei auf Chamber *The mediaeval stage* I. ch. XIII verwiesen.) Im zweiten Buch tritt das Adamsspiel als Vertreter seiner Gattung in den Vordergrund und findet eingehende Besprechung. Es bildet inhaltlich und in den hier in Betracht kommenden Einzelheiten den Übergang zu den Mysterien, deren Inszenierung der Hauptteil des Buches gewahrt bleibt, während die *Miracles de Notre-Dame* und die *Mystères mimés* nur mit wenigen Worten gestreift werden. Hier wäre auch der Platz gewesen, Jehan Bodels Niklasspiel entsprechend zu berücksichtigen, die Ergänzungen auf S. IX des Avant-Propos hätten ungezwungen die Möglichkeit gegeben, die eigenartige Stellung dieses Mirakels innerhalb seiner Gruppe hervorzuheben. In ausführlicher Darstellung, welche alle mit der mittelalterlichen Bühnentechnik und Aufführung zusammenhängenden Fragen zur Diskussion bringt und mit reichen Belegen aus Handschriften und Texten stützt, zeigt Cohen, wie der religiöse Gehalt der Mysterien langsam einer rein theatermäßig durch Decors und bühnentechnisch erzielbaren Regiewirkung weicht. Verfasser beweist in Übereinstimmung mit Males Untersuchungen in der *Gazette des Beaux-Arts,* 1904, wie die bildende Kunst unter dem bewußten oder unbewußten Einfluß der Mysterienbühne stand. Die einzelnen Kapitel über Musik, verschiedene Maschinen, Art der Darstellung, Kostüme gewähren einen interessanten Einblick in die Bemühungen, schon im Mittelalter die gegebenen Möglichkeiten einer Regieführung auszuschöpfen. Die Organisation dieser oft kostspieligen Aufführungen lag nun nicht mehr in den Händen der Kleriker allein, sondern Fürsten, Adelige und Städte finanzieren sie und verschreiben sich zur aussichtsreichen Durchführung ihrer Veranstaltungen geschickte

Regisseure, die sich nun voll Stolz als Autoren bekannter Mysterien nennen. Denn sie sind sich bewußt, nicht nur religiöse, sondern auch gelehrte Werke geschaffen zu haben (vergleiche p. 179 die Aufzählung der bekannten Mysteriendichter, nach Ständen geordnet). So sehen wir, daß gegen Ende des 15. Jahrhunderts die antike Mythologie das christliche Drama durchsetzt. Ein eigenes Kapitel ist den Schauspielern, ihren Aufgaben und Kostümen, der Mimik und Sprache, ihren Sitten gewidmet. Schlußbetrachtungen über die Zuschauer und die sie betreffenden Fragen, wie Preise der Plätze, deren Anordnung im Theater, Dauer der Aufführungen ergänzen auch in dieser Hinsicht Cohens verdienstliche Geschichte der Inszenierung in den geistlichen Schauspielen des Mittelalters. — Zum Schluß noch einige Nachträge zu dem Avant-Propos, der, wie erwähnt, die Ergänzung der Bibliographie bis 1926 bringt. Cohen beschränkt sich hierin nur auf die Werke, welche die Geschichte der Inszenierung berücksichtigen, immerhin wäre es vielleicht angezeigt gewesen, Arbeiten aufzunehmen, welche den Inhalt von bisher nur in Handschriften oder Inkunabeln vorliegenden Theaterstücken veröffentlichen. So könnten für die Valencienner Passionen die Dissertationen von A. Kneisel, Greifswald 1906, H. Schreiner, ib. 1907, Giese, ib. 1909, K. Mokross, ib. 1908, O. Schaab, ib. 1909, B. Koeppen, ib. 1911 erwähnt werden. Über den Anteil der Kirche am Theater des Mittelalters vergl. Helene Lüdke: *Les croyances religieuses au moyen âge en France, d'après les pièces du théâtre sérieux des* XIIe, XIIIe *et* XIVe *siècles,* Lausanne 1911. Zum Mystère du Roy Avenir vergleiche Max Hippes Dissertation, Greifswald 1906. *Das Mystère de Saint Martin* ist seit der ersten Ausgabe von Cohens Buch in *Revue des Langues Romanes* LII (1909) von P. Guillaume herausgegeben. Zu den alttestamentlichen Spielen vergleiche H. Craig: *The origin of the old Testament plays,* Mod. Phil. XI (1912) p. 473 ff. und A. M. Jenney: *A further word as to the origin of the old testament plays,* Mod. Phil. XIII, 59/64. Als Ergänzung der auf p. XXXII des Avant Propos gemachten Bemerkungen über Musikbegleitung sei auf das Mystère de Saint-Remi verwiesen, dessen Handschrift die Notiz enthält *Chantez, menestrez, jouez, orgues* (vergleiche Hinrichs, Bruno: *Le Mystère de Saint-Remi, Ms. der Arsenal-Bibliothek zu Paris 3364, nach Quellen, Inhalt und Metrum untersucht.* Dissertation, Greifswald 1907).

Wien. STEFAN HOFER.

Druck von G. Uschmann, Weimar.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

weil. Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Gießen.

Band L. Heft 4. 5. 6.

Jena und Leipzig.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1927.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

REFERATE UND REZENSIONEN.

Beilage:

Ronsard-Erinnerung.

Hundert Jahre sind es her, daß in Paris drei junge Leute an der Ausarbeitung einer Preisaufgabe saßen, welche die Französische Akademie im August 1826 gestellt hatte. Sie versuchten sich an einer Darstellung der französischen Sprache und Literatur von Beginn des 16. Jahrhunderts bis zum Tode Heinrichs IV. im Jahre 1610. Zwei von ihnen, Philarète Chasles und Saint-Marc-Girardin erhielten den Preis, oder vielmehr der zu Gebote stehende *prix d'éloquence* wurde zwischen beide geteilt. Ein dritter, ein junger Student der Medizin, war mit seiner Arbeit nicht zur Zeit fertig geworden und ging infolgedessen leer aus. Aber dieser junge Mann war im Hintertreffen geblieben, nicht weil seine Kräfte nicht ausgereicht hätten, sondern weil er im Gegensatz zu jenen beiden andern seine Studien mit großer Gründlichkeit und großem Ernst betrieben hatte. So kam es, daß Philarète Chasles und Saint-Marc-Girardin für ihre oberflächlichen Arbeiten zwar den Preis davontrugen, aber jener dritte im Bunde als einziger eine wirklich bleibende Leistung zustande brachte; er veröffentlichte wichtige Teile seiner Studien zuerst in Artikelform im Globe vom 7. Juli 1827 bis 30. April 1828, dann nahm er alle diese Artikel noch einmal gründlich vor und ließ sie 1828 unter dem Titel *Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au XVIe siècle* in Buchform erscheinen. Der Verfasser ist kein anderer als Sainte-Beuve. Seitdem er sein *Tableau* schrieb, hat die Forschung der Literatur des 16. Jahrhunderts in Frankreich manche Bereicherung erfahren, aber auch manche Krisis erlebt. Sie schwankte hin und her zwischen Dankbarkeit gegen Sainte-Beuve und Achtung vor dem, was er geleistet, und bitterer Kritik und völliger Abkehr von seinem *Tableau.*

An dem Standpunkt von Sainte-Beuve hat die Folgezeit namentlich eins auszusetzen gefunden: die Lösung der literarischen Persönlichkeiten von dem Hintergrund der Zeit. Das Studium des Literaturwerks als künstlerische Leistung ist ihm Endzweck und Selbstzweck; er beschäftigt sich mehr mit der *forme littéraire* als mit der *littérature*[1]). Den Menschen, der dahinter steht, sieht er zu wenig, und so hat er keinen Blick für die Ideenzusammenhänge und Weltanschauungsprobleme

---

[1]) H. Chamard, *Les origines de la poésie française de la Renaissance.* Paris 1920. S. 6.



oder, wie wir heute zu sagen geneigt sind, Kulturfragen. Die Folge ist die, daß wichtige Dinge bei ihm ganz übersehen werden oder zu kurz kommen und sich nicht bloß für einzelne Dichterpersönlichkeiten eine Beurteilung anbahnt, die sich mit der späteren Forschung rasch als unhaltbar herausstellte, sondern auch, daß das geistige und künstlerische Gesamtbild der Literatur des 16. Jahrhunderts in seiner Darstellung nicht zum Ausdruck gelangt.

Ein besonderes Interesse brachte Sainte-Beuve Ronsards Dichtungen entgegen. Seinem *Tableau* fügte er einen zweiten Band hinzu, welcher eine Auswahl von Dichtungen des Plejadefürsten enthielt mit einer Vorbemerkung über das Leben Ronsards und dazu Erläuterungen der abgedruckten Gedichte. Ferner sendete er Victor Hugo die Ronsard-Ausgabe von 1609, aus der er seine Auswahl entnommen, mit einer Widmung zu, in der er ihn mit Ronsard als dem größten Erfinder lyrischer Rythmen auf eine Linie stellte. Für Sainte-Beuve, den Parteigänger der jungen Romantik, ergab sich diese Zusammenrückung mit Selbstverständlichkeit aus seiner im *Tableau* programmatisch und tendenzhaft[2]) durchbrechenden Anschauung, daß die Romantik in der Renaissance des 16. Jahrhunderts und insbesondere in der Lyrik Ronsards ihre kunst- und formvollendetste Vorläuferin gefunden habe.

Mit dem kühnen Griff, den Sainte-Beuve tat, war Ronsards Werk in den Vordergrund des Interesses gerückt worden, aber, wenn man das, was Sainte-Beuve über Ronsard geschrieben, liest, wird einem auch mit Deutlichkeit zum Bewußtsein kommen, daß er Ronsard nur äußerlich geschaut hat und auch dann nur unvollkommen. In seinem geistigen Bild hat er nur wenige große Linien gesehn, wichtige Wesenszüge hat er nicht herausgefunden. Die Aufgabe, die es hier nachzutragen gilt, ist von der rührigen Ronsard-Forschung auch heute immer noch nicht ganz gelöst worden. Nach wie vor drängen sich zahlreiche Fragen, die einer Lösung harren, auf. Fragen freilich wie die, wann Ronsard geboren ist, ob er, wie seine hugenottischen Feinde behaupteten, wirklich die Priesterweihe genommen hat oder nicht, ob Horaz oder Pindar stärker auf ihn eingewirkt hat[3]), müssen nebensächlich gelten gegenüber einer wichtigeren Frage wie der, die der letzte Ronsard-Forscher Marcel Raymond in ihrer Bedeutung erkannte und lösen wollte, dann aber doch beiseitegelassen hat, um ein

---

[2]) Vgl. die *Préface* des *Tableau: Surtout je n'ai perdu aucune occasion de rattacher ces études du seizième siècle aux questions littéraires et poétiques qui s'agitent dans le nôtre. C'est sur ce point que je réclame en particulier l'attention et l'indulgence du public: car j'ai parlé avec conviction et franchise, sans reculer jamais devant ma pensée.*

[3]) vgl. jetzt auch P. de Nolhac, *Ronsard et l'humanisme.* Paris 1921. S. 32.



zweibändiges Buch über den Einfluß Ronsards auf die französische Dichtung seiner Zeit zu schreiben [4]), der Frage, warum die Folgezeit den einst so gefeierten Dichter so wenig geschätzt hat. Boileau glaubte genug getan zu haben, wenn er sagte, Ronsards Muse rede Griechisch und Lateinisch [5]), und Lafontaine, zu dem manche Linie von Ronsard hinüberläuft [6]), nannte ihn *dur, sans goût, sans choix.* Perrault ließ wohl das Wort vom großen Ronsard fallen, aber zu einer wirklichen Würdigung schwang auch er sich nicht auf. Voltaire, der von jedem etwas zu sagen wußte, konnte von ihm nur vermelden, daß er die französische Sprache verdorben habe, und wenn in seinem Todesjahr 1778 eine Anthologie, die *Annales poétiques,* Ronsards Dichtungen einen ganzen Band widmete, so geschah es auch hier nicht ohne Worte wegwerfender Kritik. Die unschuldige Schuld an solcher Mißachtung trägt Ronsard selbst, denn entscheidend für sein literarisches Schicksal wurde die enge Bindung, in der er zur Renaissance, dem Geist seiner Zeit, steht.

Welches aber ist der Geist der Zeit? Abel Lefranc hat 1910 auf diese oder eine ähnliche Frage geantwortet, indem er in der *Revue des cours et conférences* [7]) eine ganze Fülle von Definitionen ausschüttete, die den vieldeutigen Begriff der Renaissance bannen sollten. Seitdem haben andere, die sich nichts von abstrakten Begriffsfestlegungen versprachen, einen anderen Weg beschritten; sie haben auf das konkrete Bild zurückgegriffen, das die Renaissancemänner selbst entworfen haben [8]), Rabelais vor allem in seinen berühmten Seiten über die Abtei Thélème. Unwillkürlich stellt sich da auch die Erinnerung an die Stelle ein, wo Ronsard in seiner *Réponse aux injures et calomnies* mit den Genfern, d. h. hugenottischen Predigern abrechnet [9]). Es ist dasselbe Lebensideal, wie wir es bei Rabelais' Klosterinsassen finden: Ronsard fühlt sich als unbedingten Herrn über seine Freiheit; durchglüht von der Freude am irdischen Dasein und von dem Willen, sich das Leben zu gestalten, tritt er für alles ein, was das menschliche Dasein verschönt, körperliche Übungen, einsame träumerische Spazierwanderungen, Unterhaltungen und gesellige Vergnügungen mit und ohne Frauen, Hingabe an alles Schöne und Edle, an Poesie und Wissenschaft. Aber soweit es sich um den Gegensatz von Rabelais zu Ronsard handelt, tritt noch ein anderes scharf in die Erscheinung: Rabelais räumt alles Religiöse

---

[4]) Marcel Raymond. *L'influence de Ronsard sur la poésie française* (1550-1585). 2 Bände. Paris 1927.

[5]) J. J. Jusserand. *Ronsard.* Paris 1913. S. 201 ff.

[6]) vgl. schon Sainte-Beuve, *Œuvres choisies de Pierre de Ronsard.* 1828. S. 127, 269.

[7]) XVIII, 2. S. 481 ff. und 721 ff.

[8]) Chamard, S. 182 ff.

[9]) ed. Blanchemain VII, S. 112 ff. = ed. Laumonier V, S. 411 ff.

beiseite, Ronsard dagegen tut sich etwas zugute darauf, daß er jeden seiner Tage mit Gebet beginnt und mit Gebet beschließt. Es ist ein Zug in seinem Wesen, in dem ein gut Stück seines eigentümlichen Verhältnisses zum Geist seiner Zeit zum Ausdruck kommt, die Verschmelzung der beiden beherrschenden Strömungen jener Tage, die Verschmelzung von heidnischen und christlichen Anschauungen. Humanismus und Katholizismus reichen sich in seiner Weltanschauung die Hände.

Humanismus und Katholizismus, Heidentum und Christentum sind für Ronsard keine Gegensätze. In beide Gedankenkreise hatte er sich unmerklich hineingelebt wie in Elemente seines eigenen Seins. Wir können an Hand seiner Dichtungen die Wege nachzeichnen, die sein Gedanke durchmessen hat. Schon als Anfänger in der Poesie hatte er in seinem *Tombeau de Marguerite de France* [10]) biblische Reminiszenzen und biblische Bilder in den pindarischen Ton hineingemischt. Noch stärker wird dann die Verbindung beider Elemente in dem *Hymne de la Justice:* Jupiter nimmt die Züge des Christengottes an, ganze Verse sind Wiedergaben von Stellen des biblischen Psalters [11]). Sein *Hymne de la Mort* [12]) aus dem Jahr 1555 und ebenso spätere Gedichte, die erst 1560 im Druck herauskamen, wie seine *Élégie à La Haye* [13]) sind auf den gleichen Ton gestimmt. Antike Sagen werden ihm zu Wahrheiten, die er für die christliche Glaubenslehre zu retten sucht. Es wird fast zu einem Griff seiner sich immer klarer herausbildenden dichterischen Methode, daß er auf die Fabeln und Sagen des Altertums zurückgreift und dann deren Nutzanwendung für Gedankengänge des Christentums zu gewinnen sucht: es soll eben nichts verloren gehen von dem tiefen Wahrheitsschatz der Antike. Der Humanismus hat Ronsard zuerst gepackt. Der katholische Glaubenseifer dagegen sollte als lebendige Kraft erst in ihn fahren, als die Tage der Hugenottenkriege kamen und die protestantischen Spötter sich mit der katholischen Religion und seiner eigenen werten Person befaßten [14]). Dann aber sollte es auch deutlich in die Erscheinung treten, wie seine ins Heidnische abgebogene Auffassung vom Christentum wie sonst bei keinem anderen seiner dichtenden Zeitgenossen bestimmt wird durch sein ganzes Verhältnis zur Welt, und dieses wieder durch sein Kraftbewußtsein des Lebens. Ronsard hat viel, sehr viel hinter den Büchern gesessen; er rühmt sich auch, daß er viel, sehr viel in der Kirche gebetet hat. Aber wir wissen auch, daß er seine Taubheit trotzig und wie selbst-

---

10) ed. Laumonier V, S. 248 ff.
11) ed. Blanchemain V, S. 106 ff. = ed. Laumonier IV, S. 208 ff.
12) ed. Blanchemain V, S. 239 ff. = ed. Laumonier IV, S. 364 ff.
13) ed. Blanchemain IV, S. 291 ff. = ed. Laumonier IV, S. 91 ff.
14) Vgl. diese *Zeitschrift* XXXIV, S. 212 ff.

verständlich mißachtete, um körperliche Übungen mit Eifer und Leidenschaft zu betreiben — auch darin ein rechter Renaissancemann in Rabelais' Sinn. Von seiner Erziehung her hatte er Liebe zum Reitsport; auch die Klinge hatte er handhaben gelernt; in jungen Jahren war er Page bei vornehmen Herrn, bei dem Dauphin und dem Herzog von Orleans gewesen. Und als die Protestanten ihn in seinem Innersten aufrüttelten, indem sie auch seine Lebensgewohnheiten und persönlichen Verhältnisse bespöttelten, da redet und reimt er davon, daß er selbst zum Schwert greifen und die Büchse anlegen wolle. Während sich andere feig hinter ihren Büchern verbargen und sich um das, was in der Welt vorging, so wenig wie möglich kümmerten, stürzte er sich mutig in das Getümmel des politischen und religiösen Tageskampfes. Etwas von der Kraftnatur des Landedelmanns spricht aus solchem Willen zum Kampf und aus den Versen und Tiraden, die er aus solcher kriegerischer Stimmung heraus schreibt. Aber es spricht sich auch etwas von dem Kraftgefühl eines Mannes aus, der die Erde nicht mehr bloß in mittelalterlichem Geist als Jammertal und Wallfahrtsstätte und als eine Vorbereitungszeit aufs Jenseits ansieht, sondern mit den Augen eines Mannes, der das Leben um des Lebens willen liebt und mit dem Trotz und Stolz der Renaissancenatur seinen Platz in der Welt fordert. Und wenn er diesen Platz in der Welt fordert, so tut er es vor allem, um dem Höchsten, was er auf Erden kannte und in harter Arbeit an sich selbst durchkämpfen wollte, um seinen Idealen von Kunst und Wissenschaft leben zu können. Mit den Besten seiner Zeitgenossen ist er der Meinung, daß ein großer Dichter sich ganz auswirken muß, daß er noch etwas anderes nötig hat als Begabung; er bedarf der Kunst, der Fähigkeit und der Entsagung zur Kunstübung. Du Bellay sprach es schon in seiner *Défense* aus, daß *le naturel* nicht hinreiche für den, der nach literarischer Unsterblichkeit strebe; es gehöre sorgfältige Arbeit an sich, Feilen an der Form und schließlich ein gewisser Grad von Gelehrsamkeit dazu. Ronsard macht die theoretische Forderung seines Freundes zu seinem literarischen Lebensprinzip. Wir wissen heute, viel besser als es Sainte-Beuve ahnte, aus den Varianten seiner Dichtungen, welche die unermüdlichen Ronsard-Herausgeber erschlossen haben, wie er feilte und besserte und wie seine dichterische Phantasie immer wieder aus einer tiefschürfenden Gelehrsamkeit schöpfte. Es ist zwar einseitig die Wissenschaft des Altertums in seinen literarischen Denkmälern und Großen, Pindar, Horaz, Virgil, für die er sich begeistert, aber auf diesem engen Gebiet bringt er es zu einer beneidenswerten Gründlichkeit und Kenntnisfülle. Jede Seite seines Werks zeugt davon; ja, manche seiner Dichtungen sind dermaßen mit Details und Anspielungen beschwert, daß der gewöhnliche Mensch erst eines Kommentars bedarf, um sich durchzufinden. Aber es sich und

anderen leicht zu machen, das war ihm durch seine ganze Auffassung von der Dichtkunst verwehrt. Darf sich jeder an der Dichtung beteiligen? Oder sind bestimmte Voraussetzungen zu erfüllen? Soll sie wissenschaftlich-gelehrten Charakter tragen? Soll sie etwas Aristokratisches sein? Das sind Fragen, die er aufwirft. Die Antwort, die er auf sie gibt, ist keineswegs neu. Schon Du Bellay hatte sie gegeben: große Gelehrsamkeit, *grand' erudition* ist ein unerläßliches Erfordernis, edle Bildung, Herzensbildung nicht minder. Am liebsten wäre es Du Bellay und Ronsard, die beide Edelleute waren, gewesen, wenn nur Edelleute der Geburt und des Geistes zur Feder griffen, und in der Tat war die Literatenwelt des damaligen Frankreich nicht weit von einem solchen Ideal entfernt. Du Bartas, D'Aubigné waren Edelleute, Jodelle war seigneur du Lymodin, Pontus de Tyard seigneur de Bissy, Montchrestien wurde Edelmann und nannte sich sieur de Vasteville, Scève, Vauquelin, Belleau, Pasquier, Du Perron und Robert Garnier entstammten angesehenen, wenn nicht adligen Häusern. Auf seine Eigenschaft als *gentilhomme,* die er dem Titel seiner Werke voranzusetzen pflegte, tut sich Ronsard ebensoviel zugute wie auf seinen Ehrentitel *prince des poètes français.* Von dieser selbstsicheren Höhe schaut Ronsard in sich hinein. Aber es ist weniger die bescheidene Einsicht in sein dichterisches Wesen, die wir bei einem mit sich selbst ringenden finden; was ihn erfüllt, ist vielmehr das Gefühl des eigenen Wertes und Könnens. Wohl hat er an seinen Versen gebessert und gefeilt, und aus der Ronsard-Forschung haben es solche, die es lange Zeit nicht glauben wollten, lernen können, wie viel er in seinen *Amours* nach Murets Vorschlägen nachträglich anders gemacht hat; wohlt fühlt er, daß die Kritik, die an ihm geübt wird, ihre Berechtigung haben kann, aber neben solchen Zeugnissen der Bescheidenheit stehen so und so viele andere, in denen sich seine Eitelkeit Luft macht. Das ist zum ersten Mal der Fall in der Vorrede zu seinen Oden aus dem Jahre 1550, wo er für sich das Verdienst in Anspruch nimmt, der erste Lyriker Frankreichs zu sein [15]), und wenn er sich rühmte, die französische Sprache um das Wort *ode* bereichert zu haben [16]), so kann uns die vielerörterte Frage, ob diese seine Ansicht zu Recht besteht, für die Beurteilung Ronsards gleichgültig erscheinen gegenüber der Tatsache, daß sich Ronsard selbst diesen Ruhm zutraute.

Ronsard wollte nicht für jedermann schreiben. Schon Du Bellay hatte in seiner *Défense* gemeint, der Beifall von einigen wenigen genüge, um bleibenden Ruhm zu sichern, und ähnlich

---

15) *le premier auteur Lirique.* ed. Laumonier I (*Soc. des textes modernes* 2e éd. 1924) S. 43. = Blanchemain II, S. 9.

16) *osai le premier des nostres enrichir ma langue de ce nom Ode.* ed. Laumonier I (*Soc. des textes modernes*), S. 44. = Blanchemain II, S. 10.

spricht sich Ronsard in seinen Pontus de Tyard gewidmeten Versen im 2. Buch seiner *Amours* [17]) aus dem Sommer 1555 aus. Dem gleichen Gedanken verleiht er in seiner *Art poétique* [18]) programmatische Form: er ruft dem Dichter zu, nicht um die Meinung dürfe er sich kümmern, die das Volk von seinen Schriften habe, vielmehr solle er sich zur Regel machen, der Wahrheit zu dienen und nicht nach einem Publikum ausschauen, das doch nur meine, Vorläufer wären klüger als wir, und wir ahmten nur nach, ohne Neues zu erfinden. Ronsard war stets stolz darauf, daß er sich an eine geistige Elite wendete und trotzdem für alle oder möglichst viele schrieb. Uns mutet sein Standpunkt an bald wie der eines *l'art pour l'art*-Theoretikers aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, eines Théophile Gautier oder meinethalben auch eines Maupassant, bald wie der Standpunkt, auf den sich ein Romain Rolland seinem Publikum gegenüber stellt. Der Verfasser des *Jean-Christophe* wendet sich an die Besten in allen Kreisen und Schichten; er meint, daß diese Besten die anderen ihrer Sphäre fortreißen und das geistige Schicksal eines ganzen Volks bestimmen. Ronsard dachte ähnlich. Aber ihn engte der Standpunkt des Humanisten ein. Etwas Latein, etwas antiker Mythus, etwas von Jupiter und Nymphen mußte dabei sein, und dafür konnte Ronsard gewiß nicht auf dieselbe Gegenliebe rechnen wie einer, der das Schicksal eines zwischen Deutschland und Frankreich schwebenden Musikers schilderte oder in den Schoß des eigenen Volkstums griff und Gestalten aus dem französischen Leben im Roman erstehen ließ oder die Männer der französischen Revolution auf die Bühne brachte. Aber was Ronsard immer und immer wieder anspornte, ist, daß er seine dichterische Arbeit getragen wußte von dem Glauben an seine literarische Unsterblichkeit. Vom Standpunkt der Zeit ist ein solcher Glaube als eine Neuerrungenschaft zu werten. Die Männer der Renaissance waren überzeugt, daß sie nicht bloß für sich allein schrieben und dichteten, sondern auch für die zukünftigen Generationen. Die Renaissance reckt sich mit einer solchen Anschauung aus dem Mittelalter heraus. Der mittelalterliche Mensch lebte in der Hoffnung auf das Jenseits; er schaute zum Himmel auf und nur zum Himmel auf; er war metaphysisch gerichtet. Der Grundzug der mittelalterlichen Weltanschauung ist die Religiosität. Von und zu Gott sind alle Dinge. Nur durch die Beziehung auf den höchsten Wert, auf die Ewigkeit, erhalten die Dinge dieser Welt, Staat, Wissenschaft, Kunst, Natur, einen relativen Wert.

---

[17]) ed. Blanchemain I, S. 147, I. = ed. Laumonier I, S. 131.

[18]) ed. Blanchemain VII, S. 336: *et ne se faut soucier, comme je l'ay dit tant de fois, de l'opinion que pourroit avoir le peuple de tes escrits, tenant pour regle toute asseurée qu'il vaut mieux servir à la vérité ..*, und kurz zuvor: *n'auras soucy de ce que le vulgaire dira de toy.* = ed. Laumonier VII, S. 65.

Die jeder Religion notwendige Spannung wird nach mittelalterlicher Auffassung erzeugt durch den Gegensatz zwischen Fleisch und Geist, Diesseits und Jenseits. Der Renaissancemensch aber blickte nicht mehr bloß betend zum Himmel auf, sondern sah sich auf der Erde um und wollte seines eigenen Ruhms froh werden. Der junge Ronsard dachte wie seine Zeitgenossen, und bereits 1550 schloß er seine Odensammlung mit einem Gedicht, in dem er jubelte und sich berauschte bei dem Gedanken an irdische Unsterblichkeit [19]).

In den zahlreichen Ronsard-Biographien, die uns die letzten Jahre geschenkt haben, wird man mancherlei Gutes über all die Züge, in denen sich Ronsard vom mittelalterlichen Geist gelöst und zur charakteristischen Eigenheit seines Wesens herausgebildet hat, nachlesen können. Aber es mag in dieser Studie, die der Erinnerung an den Plejadefürsten gewidmet ist, erlaubt sein, noch auf zwei Punkte hinzuweisen, die in der Masse der anderen unterzutauchen drohen und für die Beurteilung Ronsards in dem uns hier beschäftigenden Zusammenhang von Wert sind. Zunächst Ronsards Natursinn. In seiner Naturauffassung kommt sein persönliches Verhältnis von Mensch und Natur zum Durchbruch. Auch ihr Sieg ist ein deutliches Zeichen dafür, daß die jenseitige Orientierung in mittelalterlichem Geist einer anderen, der modernen, gewichen ist. Als Renaissancemensch will Ronsard das ganze Leben, die ganze Welt umfassen. Schon im Jahre 1555 wirft er seine Hymnen vom Himmel (*Ciel*) [20]) und von den Sternen (*Astres*) [21]) hin, in denen ein Stück seiner Naturauffassung zum Ausdruck kommt. Seine Naturauffassung ist ganz die antike. Auch an anderen Stellen seiner Dichtungen kommt er auf sie zu sprechen. Er glaubt an den Einfluß der Gestirne auf die Menschen (gerade in seiner Hymne über die *Astres*); er glaubt an die Sphärenharmonie und meint, alle unsere Lauten und Harfen wären nichts im Vergleich zu den schwächsten Akkorden himmlischer Sphärenklänge. Mit vielen seiner Zeitgenossen leitet Ronsard aus seiner Anschauung von Himmel und Gestirnen den Glauben an die Zauberkraft gewisser Zahlen her. Karl IX., der gewiß kein Exemplar war, wird von ihm wegen seiner Regentenzahl die das Quadrat der heiligen Zahl drei darstelle, gefeiert [22]).

---

[19]) ed. Blanchemain II, S. 63. = ed. Laumonier II, S. 118.

[20]) ed. Blanchemain V, S. 188. = ed. Laumonier IV, S. 248 ff.

[21]) ed. Blanchemain V, S. 276. = ed. Laumonier VI, S. 276 ff.

[22]) *Institution pour l'adolescence du roy tres-chrestien Charles IX de ce nom.* ed. Blanchemain VII, S. 33 ff. (= Laumonier V, S. 349 ff.):

> *Charles, vostre beau nom tant commun à nos Rois,*
> *Nom du ciel revenu en France par neuf fois,*
> *Neuf fois, nombre parfait, comme cil qui assemble*
> *Pour sa perfection trois triades ensemble,*
> *Monstre que vous aurez l'empire et le renom ...*

Selbst den dunklen Mächten sucht Ronsard nahezukommen; er schreibt (im Jahre 1555) über Wahnbesessenheit in seinen *Daimons*[23]), die voll von antiker und sonstiger Gelehrsamkeit, von klaren und halbklaren Versen stecken. In seinem *Sonnet pour Hélène*[24]) spielt er auf Wahrsagekünste mannigfacher Art an; er glaubt an Prophezeiungen und reibt gelegentlich (in seinem Gedicht über den Frieden von 1559[25])) selbst dem König allerhand unter die Nase und noch als alter Mann gibt er *Prognostiques sur les misères de nostre temps* heraus[26]). Natürlich wimmelt es auch in der *Franciade* von antiken Aberglaubensmotiven, und wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die *Response aux injures et calomnies... sur son Discours et Continuation des Miseres de ce temps*[27]) zu lesen, wird es einem nicht entgehn, wie willkommen ihm das Werwolf-Motiv ist, um seinem Herzen Luft zu machen und Anspielungen und Witzeleien anzubringen.

Es wird wohl kaum möglich sein, Ronsard auf Grund solcher Betrachtungen für die moderne Zeit in Anspruch zu nehmen; er steckt noch ganz und gar in veralteten Anschauungen fest. Aber er tut den entscheidenden Schritt, durch den er der modernen Auffassung der Welt um ein Wesentliches näherkommt, indem er sich begeistert für die uns unmittelbar umgebenden Erscheinungsformen der Welt und sich zu dem durcharbeitet, was wir unter Natursinn verstehen. Aber gleich hier sehen wir, wie sich die Wege kreuzen und überschneiden: auf der einen Seite steht die Belastung seiner Dichtung mit der Nachahmung aus Hesiod und Lukrez, Theokrit und Virgil, und auf der anderen Seite der Durchbruch eines starken eigenen seelischen Erlebens. Was an persönlichem Gehalt in Ronsards Dichtungen steckt, wird man erst dann voll und ganz erfassen können, wenn man einmal seine Dichtung an sich selbst erlebt und am *manoir de la Possonière* mit seinen alten Mauern und *communs* und seinen tiefsinnigen oder geheimnisvollen Inschriften gestanden und die Stelle des *forêt de Gastine* dort auf der Höhe oberhalb von *La Possonière* betreten und das Tal des engeingebetteten Loir durchwandert oder von den Höhen von Lavardin oder Trôo überblickt hat. Seine Frühlingshymne aus dem Jahre 1563[28]) wird einem dann in den Ohren klingen oder seine Verse über den Loir[29]) und

---

[23]) ed. Blanchemain V, S. 122 ff. = ed. Laumonier IV, S. 218 ff.

[24]) ed. Blanchemain I, S. 307. = ed. Laumonier I, S. 284.

[25]) ed. Blanchemain VI, S. 219. = ed. Laumonier V, S. 202.

[26]) ed. Blanchemain VII, S. 82 ff. = ed. Laumonier V, S. 390 ff.

[27]) ed. Blanchemain VII, S. 95 ff. = ed. Laumonier V, S. 397 (Werwolf-Motiv, ed. Blanchemain, S. 99 ff. = ed. Laumonier, S. 400 ff.).

[28]) ed. Blanchemain V, S. 177 ff. = ed. Laumonier IV. S. 299 ff.

[29]) ed. Laumonier II (*Soc. des textes modernes*), S. 104 usw.

den *forest de Gastine*[30]) oder andere seiner Naturdichtungen, in denen sich Feen und Nymphen zum Reigen scharen und in antiken Bildern und Reminiszenzen so viel tief Empfundenes mitschwingt. Ronsards Naturgefühl ist subjektiv-ästhetisch und durchaus diesseitig gerichtet. Er freut sich mit lebensfroher Kindlichkeit an der Natur, weil sie schön ist, weil sie Getreide und Wein gibt, er freut sich an dem hohen Gras, in das man sich lagern kann, um zu lesen und zu träumen und zu dichten: er freut sich über die Bäche, deren Murmeln das Ohr entzückt; er freut sich an dem Gesang der Vögel[31]). Ronsard will ganz in der Natur aufgehn; kein Marmorstein soll seine Grabstätte bezeichnen, sondern ein einfacher Baum, um den sich der wilde Wein rankt; eine Quelle soll in der Nähe rieseln[32]).

Und dann noch ein zweiter Punkt: die Auffassung der Moral in neuem Geist. Die Bindung zwischen Religion und Moral, an der sich das ausgehende Mittelalter wie Ronsards Zeit versuchte, ist bei Ronsard eine viel lockere, schon deshalb, weil er von Religion eine eigentümliche Anschauung hat und in ihr christliche und heidnische Züge zusammenschweißt. Die höchst erreichbare Form sittlichen Wollens nennt er *vertu*. In der Wertung des *vertu*-Begriffs gipfelt seine Auffassung von Moral. *Vertu* soll der König haben, sie soll Ehrfurcht vor Gott sein, Achtung vor den Vorfahren. Der Anfang der *vertu* soll die Selbsterkenntnis sein, ihre Auswirkung soll Gerechtigkeit und Güte sein; das höchste Lob, das er Königen zu spenden weiß, ist, daß er sie von *vertu* umgeben sieht[33]). Das *vertu*-Motiv steckt natürlich auch in der Franciade, in die Ronsard überhaupt alles hineingepreßt hat, was nur hineinging und oft noch mehr wie das. Von Hectors *vertu* hallt der erste Gesang wieder; die trojanische *vertu* ist auf Frankreich übergegangen und von Frankreich auf Europa. Die moralischen Werte bedürfen wohl der Leitung durch die intellektuellen; aber die moralischen Werte

---

30) ed. Blanchemain IV, S. 347, ed. Laumonier I (*Soc. des textes modernes*), S. 243 usw.

31) ed. Blanchemain I, S. 190 = ed. Laumonier I, S. 168. (*Je veux faire un beau lict d'une verte jonchée . . .*) (*Je veux jusques au coude avoir l'herbe . . .*), II, S. 117, 163, 249, 275; VI, S. 370, 371 (= ed. Laumonier, *Soc. des textes modernes*, III, S. 206) usw.

32) ed. Blanchemain II, S. 249. = ed. Laumonier II, S. 315.

33) *Institution pour l'adolescence du roy tres-chrestien Charles IX de ce nom.* ed. Blanchemain VII, S. 33 ff. (= ed. Laumonier V, S. 349 ff.) Beginnt:

Sire, ce n'est pas tout que d'estre Roy de France,
Il faut que la vertu honore vostre enfance . . .

An anderer Stelle (S. 38): *L'habillement des Rois est la seule vertu.* Vgl. sonst z. B. III, S. 311 ff. = ed. Laumonier III, S. 230 ff. (*Au Roy Charles IX*) V. S. 304. = ed. Laumonier II, S. 24. (*Au Roy Charles IX*)

müssen die Oberhand behalten. Sie sind Eigenschaften eines jeden edlen Menschen; in ihnen liegt die Fähigkeit zur Tat [34]).

Zwischen Moral und Dichtkunst stellt Ronsard eine Beziehung her, so eng, wie sie sonst keiner in jener Zeit konsequent durchgeführt hat. Seine Vorstellung von der Dichtkunst ist nicht von dem Verlangen bestimmt, aus der Dichtkunst ein Mittel zur Erkenntnis des Menschen zu machen und die ganze Vielseitigkeit menschlichen Wesens auszuschöpfen. Vom Menschen sah und suchte er nur das, was ihn als Dichter interessieren konnte, so wenn er den Menschen etwa als Ausdruck und Gefäß irgendeiner einzelnen Regung wie der Liebe faßte. Aber ein anderes ist es, wenn er in seine Dichtung moralische Werte legen und sie zum Ausdrucksmittel hoher sittlicher Begriffe gestalten und zum Werkzeug seines Wortes vor der Öffentlichkeit macht. Wenn Sainte-Beuve in Ronsard einen Geistesverwandten Hugos entdeckt zu haben glaubt, er ahnte vielleicht nicht, wie auch diese Auffassung von der Rolle der Dichtkunst den Plejadefürsten in die Nähe des Romantikers rückt. Wohl meinte Hugo einmal, die Kunst müsse sich selbst Zweck sein, aber dieser Standpunkt bedeutete für ihn keine Bindung. Der reinen Nurkunst wurde auch er eines Tages überdrüssig [35]). Auch er fühlte sich berufen, politische Wahrheiten zu verkünden ganz wie Ronsard in seinem Streit mit den Protestanten. Auch Ronsard gefiel sich in der Rolle eines Apostels und Propheten. Als Dichter fühlt er sich als Priester, seine Dichtung faßt er als eine heilige Sendung auf. So in seiner Ode an Michel de l'Hospital [36]); ähnliches wiederholt er in anderen seiner Dichtungen bis hinein in eine seiner letzten, in der er sonst mancherlei Neues gab, in seinem *Dialogue des muses* [37]). Natürlich nimmt der gleiche Gedanke auch in seiner *Art poétique* eine beherrschende Stellung ein. Die Dichtkunst ist die Tochter des himmlischen Vaters, Jupiter oder des Christengottes, die Ronsard seiner Gewohnheit nach in einem

---

[34]) *Des vertus intellectuelles et morales.* ed. Blanchemain VIII, S. 155 ff. = ed. Laumonier VII, S. 100 ff. Vgl. auch H. Franchet. *Le poète et son œuvre d'après Ronsard.* Paris 1923. S. 43 ff.

[35]) vgl. jetzt auch H. Heiss, *Romanische Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts.* S. 72 ff. in Walzels *Handbuch der Literaturwissenschaft.*

[36]) ed. Blanchemain II, S. 68 ff. = ed. Laumonier II, S. 119 ff.

[37]) ed. Blanchemain III, S. 308. = Laumonier III, S. 227 ff.:

Nostre mestier estoit d'honnorer les grands rois,
De rendre venerable et le peuple et les lois,
Faire que la vertu du monde fust aimée,
Et forcer le trespas par longue renommée;
D'une flame divine allumer les esprits,
Avoir d'un cœur hautain le vulgaire à mespris,
Ne priser que l'honneur et la gloire cherchée,
Et tousjours dans le ciel avoir l'ame attachée.

Atemzug koordiniert [38]). Durch eine solche Auffassung vom Dichter, deren Elemente, wie wir heute wissen, von anderen stammen als von Ronsard, hat er sich bewußt von der ihm vorausgehenden Generation, von Marot gelöst; er will nicht mehr bloß unterhalten, sondern begeistern; er will moralische Werte ausstreuen und diesem heiligen Glauben an seinen Beruf opfert er sein in Marots Ton gehaltenes *Livret de folastries* von 1553, das er in die Gesamtausgabe seiner Werke nicht mit aufgenommen hat. Mit Beharrlichkeit hat er daran gearbeitet, seiner Anschauung, daß dichterische Arbeit ein hartes Ringen um hohe sittliche Güter darstellt, einen symbolischen Ausdruck zu schaffen in der Vorstellung von der auf steiler Bergeshöh thronenden Göttin *Vertu,* die die Mutigen, die zu ihr hinaufklimmen, belohnt [39]). Sie findet ihren Ausdruck auch in dem Bild des Herkules. Gleich in einer seiner ersten Dichtungen, in den *Amours* von 1552 finden wir die Werte *vertu* und *fort Thébain* [40]) nebeneinander, und ähnliches kehrt auch noch sonst bei Ronsard wieder, und es tut, wenn man seine Gedankenkreise kennt, der Sache keinen großen Eintrag, wenn sich ihm das Bild des Herkules unter der Hand zum Bild Christi wandelt und seine Keule zum christlichen Kreuz wird [41]).

Wenn wir die hier entwickelten Gedankenkreise überschauen, wird uns klarer, als es bisher möglich gewesen sein dürfte, ein doppeltes zum Bewußtsein kommen: einmal, wie es um eine so grundlegende Frage steht wie die, warum die Folgezeit für wichtige Züge des Stücks Renaissance, das sich in Ronsard verkörperte, kein Verständnis aufbrachte. Eine Zeit, die die elegante geistvolle Unterhaltung der Gründlichkeit vorzog, hielt nichts von einer antikbeladenen Gelehrsamkeit; sie hatte von Religion Vorstellungen, die keine Beimischung antik-heidnischer Elemente zuließen und eine starre Rechtgläubigkeit über alles setzten; sie vertrat das Ideal des *honnête homme,* des vielseitigen Kulturmenschen und hatte für einen Dichter, der so ganz und gar in seiner Poesie aufging, keinen Sinn; sie kümmerte sich unter dem Druck des Absolutismus nicht um politische Fragen und stand

---

[38]) *...les Muses... les filles de Jupiter, c'est à dire de Dieu.* ed. Blanchemain VII, S. 318. = ed. Laumonier VII, S. 44.

[39]) *Les Dieux ont la sueur devant la vertu mise,*
Et faut beaucoup grimper ains qu'atteindre au sommet
Du roc où la vertu liberale promet,
Aprés dix mille ennuis une gloire eternelle... ed. Blanchemain VI, S. 270.

[40]) ed. Blanchemain I, S. 96. (*Amours. Premier livre* CLXVI.) = ed. Laumonier I, S. 83.

[41]) ed. Blanchemain V, S. 175 (= ed. Laumonier IV, S. 275):

Hercule ayant une massue de bois
Vint aux enfers. Jesus ayant sa croix
Y vint aussi...

darum einem Dichter, der auch im politischen Tageskampf laut seine Stimme erhoben, fremd gegenüber; sie schwärmte für Salonatmosphäre und zeigte kein Verständnis für den Natursinn, der in Ronsard lebte. Man erinnere sich, was das letztere anlangt, nur daran, daß sogar ein Molière während mehr als eines ganzen Jahrzehntes die schönsten Provinzen Frankreichs durchwandern konnte, ohne daß irgend etwas davon in sein Werk einströmte!

Aber auch ein zweites wird uns, wenn wir den tiefen Abstand, der Ronsard von der Folgezeit trennt, ermessen, zum Bewußtsein kommen: wie groß doch eigentlich die Entdeckertat Sainte-Beuves war. In den Tagen der Romantik, als man auf die Suche ging nach geistigen Ahnen in vorklassischer Zeit, besann er sich wieder auf Ronsard; er glaubte, bei ihm das gefunden zu haben, was man in den Dichtungen der Klassiker vermißte. In der Begeisterung für die Romantik und in dem Glauben an eine neue Zeit setzte er sich damals hin, um jenes Buch zu schreiben, das zwar nur ein bescheidenes Stück von dem, was Ronsard wirklich war, schauen sollte, aber den Ausgangspunkt abgab für die Entdeckung des neuen Ronsard.

Marburg i. H. Kurt Glaser.



Carmen.

Die Quellen zu Prosper Mérimées Novelle.[1])

Die Frage, die uns beschäftigt, ist die folgende: Hat Mérimée die Novelle *Carmen* in Anlehnung an andere „Zigeunergeschichten“ geschaffen oder ist er der alleinige Schöpfer der durch sein Werk zum Mythos gewordenen Zigeunerin Carmen. Gibt es eine Zigeunerin oder Zigeunerinnen in der europäischen Literatur vor 1845, dem Erscheinungsjahr Carmens, und wenn ja, in welchem Verhältnis stehen sie zu Mérimées Gestalten.

Naturgemäß muß eine solche Untersuchung mit Spanien, der äußern und innern Welt Carmens, beginnen. 1830 besuchte Mérimée dieses Land zum ersten Male; es ist seine bedeutungsvollste Reise gewesen, denn er lernte dabei die Comtesse de Montijo, die Mutter der spätern Kaiserin von Frankreich, kennen. Sie war ihm eine gute Führerin, um ihn in die „choses d'Espagne“ einzuweihen. Der Gedanke an Carmen entstand damals; ob das Motiv wirklich von der Comtesse stammt, können wir nicht annehmen, da sich Mérimée zu allgemein ausspricht in dieser Frage. Er schreibt am 31. Juli 1847 an die Comtesse: „Vous souvenez-vous des belles histoires que vous me contiez en 1830, dans la Calle del Sordo, sur l'Alhambra et le Généralife“[2]). — Dieser Aufenthalt Mérimées in Spanien dauerte mehrere Monate. [Madrid, novembre 1830, Lettre au Directeur de la Revue de Paris: ... Me voici de retour à Madrid, après avoir parcouru pendant plusiers mois, et dans tous les sens, l'Andalousie, cette terre classique des voleurs, sans en rencontrer un seul. J'en suis presque honteux ...] Es ist der wichtigste Aufenthalt vor dem Erscheinen der Novelle. Mérimée durchforscht das Land kreuz und quer, besucht Zigeunerquartiere, um die Sitten und die Sprache dieses Volkes kennen zu lernen. — 1840 ist Mérimée wiederum in Spanien, doch nur zwei Monate, die er zudem meist in Madrid im Hause der Comtesse de Montijo verbringt. [Lettre à Jenny Dacquin, mars 1842: J'ai revu ma chère Espagne pendant l'automne de 1840; j'ai passé deux mois à Madrid, où j'ai vu une

---

[1]) Diese Arbeit ist der 3. Teil der Studie über Carmen, deren erste beiden Teile in dieser Zeitschrift, Bd. XLVIII, Heft 4, 5, 6, S. 272-305, erschienen sind.

[2]) Filon: *„Mérimée et ses Amis“*, sagt zwar pag. 85: „Elle (la comtesse) lui raconta plus tard l'anecdote dont il fit Carmen“, eine Behauptung, deren Richtigkeit nicht erwiesen ist.

révolution très-bouffonne ...] Der dritte Aufenthalt in Spanien vor 1845 fällt ins Jahr 1842. Wir wissen aber sozusagen nichts darüber. Einige unbedeutende Mitteilungen sind alles, was Mérimée uns sagt.

Damit erschöpft sich unser genaues Wissen von den Spanienreisen des Verfassers von Carmen. Die nächste Reise, über die wir besser informiert sind, fand im November 1845 statt; sie ist also belanglos für uns, da die Novelle im September desselben Jahres erschienen war. Das Resultat, die Feststellung direkter Quellen ist also null: Mérimée schweigt, und solange nichts nachgewiesen werden kann, muß dieses Schweigen als Fehlen der Quellen gedeutet werden. Ob Briefe, die diese Frage erhellt hätten, beim Brande seines Hauses, Rue de Lille, 1871, verloren gegangen sind, ändert an dieser Folgerung nichts.

Eine Bemerkung in einem Briefe vom 17. Februar 1843 an Jenny Dacquin stellt uns vor ein Rätsel. Mérimée sagt darin: „...J'ai reçu des livres d'Espagne pour travailler à quelque chose, en sorte que je suis assez in high spirits pour le moment. Je souhaite que vous pensiez un peu à moi..." Ich suchte diese Frage durch Erforschung der spanischen Zigeunerliteratur zu lösen, da ja mit diesen „livres d'Espagne" wohl „Zigeunergeschichten" gemeint sein konnten. Unter den in Betracht fallenden möchte ich nur deren wichtigste hier nennen: Solís, *La Gitanilla de Madrid* 1647; Pérez de Montalban: *La Gitanilla* 1756; Gerónimo de Alcalà: *Historia de Alonso* 1805; und das schwer auffindbare: J. M. *Historia de los Gitanos* 1832. [Vorhanden in der Biblioteca de S. Isidro, Madrid!]

Alle diese Zigeunergeschichten sind entweder gar keine wie die *Historia de Alonso,* das „Leben eines Taugenichts", der mit sogenannten Zigeunern lebt, oder die „*Gitanilla*" von Pérez de Montalban, wo *el cura* die Hauptperson ist! Handelt es sich zufällig einmal um Zigeunern ähnliche Gestalten, so stoßen wir auf den Vater der spanischen Literatur überhaupt, auf Cervantes. Solís dramatisiert die „*Gitanilla*" und J. M., 200 Jahre später, lehnt sich immer noch an das allmächtige Vorbild an, obschon er selber genaue Beobachtungen bringt und als erster sich in der allgemeinen Charakterisierung selbständig macht. Einige Beispiele mögen dies letztere dartun: pag. 10: „Los Gitanos tienen... gestos vivos, vivacidad de sus miradas, contraccion de sus labios." pag. 26 „...danzas llenas de ademanes lascivos. Ruido retumbante de las castañuelas, el armonioso son de la guitarra, los cantares moriscos..." Oder die Zigeunerin beim „decir la buena aventura": „hace mil contorsiones, agita sus miembros... Sobre su tez aceitunada brillan sus ojos con un fuego extraordinario. En esta situación es verdaderamente atemorizante su vista."

Außer dieser allgemeinen Schilderung haben wir in der spanischen Literatur vor Carmen nichts über Zigeuner, das nicht in direkter Abhängigkeit von Cervantes' Novelle „*La Gitanilla*“ steht. Das Quellenstudium auf spanischem Gebiet führt uns also zu seinem natürlichen Ausgangspunkt zurück. — Wie läßt sich aber diese materielle und vor allem geistige Leere in der Behandlung eines für Spanien so naheliegenden und ohne Zweifel inhaltsschweren Stoffes erklären? Hat die Novelle von Cervantes spätere Autoren stoffscheu gemacht, war es bloßes Sichzufriedengeben mit dem Vorhandenen oder Unvermögen, den Stoff zu formen und sinnvoll zu gestalten? Es scheint mir, daß die bestmögliche Erklärung im Zusammenwirken dieser drei Faktoren besteht. — Damit konzentriert sich das Studium der spanischen Quellen zu Mérimées Novelle auf eine Untersuchung des Verhältnisses der „*Gitanilla*“ zu *Carmen*. Dies soll im folgenden geschehen.

Carmen und die Gitanilla.

Ich möchte der Einzelbesprechung eine kurze Analyse vorausschicken. — Preciosa ist eine schöne, junge Zigeunerin, eine bezaubernde Tänzerin, und als sie zum ersten Male in Madrid auftritt, da fesselt sie alle Zuschauer: el aseo de Preciosa era tal que poco á poco fué enamorando los ojos de cuantos la miraban. Eines aber unterscheidet sie von den andern Zigeunerinnen; sie ist tugendhaft, die Keuschheit ist ihr höchstes Gut. — Preciosa lebt mit einer alten Gitana, die sie für ihre Großmutter hält. Eines Tages singt und tanzt die Gitanilla auf der Calle de Toledo in Madrid. Mehr als zweihundert Personen hören ihr zu. Da geht zufällig auch einer der Statthalter vorbei. Er bleibt stehen, hört aber das Lied nicht zu Ende, denn das ginge gegen seine Würde. Er schickt aber einen Diener zur alten Zigeunerin und lädt Carmen in sein Haus ein, damit sie seiner Frau vorsinge. Preciosa sagt auch die *buena ventura* und wird dafür reichlich beschenkt.

Ein andermal treffen sie in einem Tale einen reich ausstaffierten Jüngling von hohem Rang. Er ist sogleich gebannt von der Gitanilla; er begehrt sie zum Weibe. Preciosa aber ist vorsichtig, mißtrauisch, zurückhaltend. Zuerst muß er zwei Jahre unter den Zigeunern leben, bevor sie sich ihm zu eigen gibt. — Um seiner Liebe zu einem Zigeunermädchen willen verläßt Andres seine Eltern, seine Freunde, opfert er seinen gesellschaftlichen Rang. Denn die Macht der Leidenschaft ist übermächtig. Andres wird Dieb, Räuber, gegen sein Gewissen. — Ein der Truppe sich neu hinzugesellender Anbeter der Gitanilla, Clemente, entpuppt sich als harmloser Verehrer und wird Andres' bester Freund. — Andres wird leidenschaftlich geliebt von der Tochter einer reichen Gastgeberin aus der Gegend von Murcia. Er weist aber ihre Bitte, ihn zum Gatten haben zu dürfen,

ab. Aus Verzweiflung und Rachelust klagt ihn das Mädchen zu Unrecht eines Diebstahls an und verhöhnt ihn vor allem Volke. Im Zwist ersticht Andres einen Soldaten. Er wird vor das Gericht zu Murcia geschleppt. Durch die Fürbitte Preciosas bei der Frau des Stadtrichters wird er aber nicht ins Gefängnis geworfen. Die Entscheidung jedoch hat die alte Zigeunerin in den Händen — die Beweise, daß Preciosa die einst geraubte Tochter der Richterin ist! Die Freude der Mutter ist unsäglich; das Glück aller übergroß. Keine Wolke trübt mehr ihren Sonnenschein, als sie erfahren, daß Andres kein Zigeuner, sondern ein hoher Edelmann ist. — Clemente ist inzwischen entflohen; in Cartagena hat er sich nach Genua eingeschifft. — Juana Carducha, die streitbare Murcianerin, bekennt ihre Schuld; es trifft sie aber keine Strafe, denn die Freude über das Wiederfinden von Preciosa und Juan läßt Rache vergessen, erweckt Milde.

*

Zunächst können wir eine Reihe von Übereinstimmungen der beiden Werke und ihrer Personen in äußeren Situationen und inneren Eigenschaften feststellen:

Preciosa ist berühmt wie Carmen: esta debe de ser sin duda la Gitanilla hermosa que dicen que anda por Madrid. Beide sind Tänzerinnen: Salió la tal Preciosa la mas unica bailadora que se hallaba en todo el gitanismo. pag. 34. Das Zigeunermilieu ist gewahrt; Preciosa lernt stehlen und betrügen. Den Leitfaden der Zigeunermoral gibt der alte Zigeuner: pag. 65 Del sí al no, no hacemos diferencia cuando nos conviene; siempre nos preciamos mas de mártires que de confesores: para nosotros se crian las bestias de carga en los campos, y se cortan las faldriqueras en las ciudades. ... No nos fatiga el temor de perder la honra, ni nos desvela la ambición de acrecentarla...

Auch Preciosa sagt *la buena ventura* nur um Geld. — Sie stellt Andres Bedingungen wie Carmen José: pag. 50 ... habeis de dejar la casa de vuestros padres y la habeis de trocar con nuestros ranchos, y tomando el traje de gitano, habeis de cursar dos años en nuestras escuelas... Auch Andres, wie José, verläßt seine Stellung, seinen Rang, um der Gitanilla willen. Beide zeigen die alles besiegende Macht der Liebe. Doch leidet auch Andres schwere Konflikte mit seinem Gewissen. pag. 71 ...con cada hurto que sus maestros hacian se le arrancaba á él el alma, y tal vez hubo que pagó de su dinero los hurtos que sus compañeros habian hecho, conmovido de las lagrimas de sus dueños....... y deste modo cargar lo que menos pudiese sobre su conciencia. — Die Rivalität von zwei Männern, welche dieselbe Zigeunerin lieben, findet sich auch bei Cervantes: Andres und Clemente, entsprechend

später José und Garcia. Der Unterschied im Verhältnis beider ist nur ein gradueller. Bei Mérimée endet das Zusammentreffen mit der Ermordung Garcias, während sich bei Cervantes alles in Ruhe auflöst. Wie ein Nebelstreif verflüchtigt sich die Gestalt Clementes, zuerst geistig, dann auch körperlich. — Denselben Intensitätsunterschied zeigen auch die Täuschungsszenen; an beiden Stellen spielt die Zigeunerin Theater: bei Carmen wird der Engländer getäuscht, in der Gitanilla der Vater von Andres. Dort eine schlechte, laute, komisch gesteigerte Tat: der gutmütig dumme Engländer und die schlaue verwegene Carmen, die ihn betrügt und bestiehlt; hier ein schon durch das Personenverhältnis bedingtes ruhigeres, mehr bildlich unterhaltendes als herausforderndes Spiel. Andres ist sentimental wie José; z. B. entschädigt er die Leute, die von seinen Leuten ausgeplündert werden, mit seinem eigenen Geld: conmovido de las lagrimas... So wird er auch von der Richterin eingeschätzt: pag. 97: Doña Guiomar dijo á su marido que eran demasiados los sustos que á Don Juan daba, que los moderase, porque podría ser perdiese la vida con ellos. — Andres und José sind verwandte Charaktere, und ihre Probleme sind dieselben; sie unterscheiden sich nur durch ihre Stärke. Intensität trennt auch Carmen von Preciosa, nur in viel höherem Maße. Carmen ist ein handelndes, wirkendes Weib, das leidenschaftlich lebt, während Preciosa eine passive Natur ist, die einfach da ist. Die folgenden Punkte zeigen dies. Wohl bannt Preciosa alle, die sie schauen, durch ihre bloße Gestalt; Carmen reizt die Männer durch ihre Gesten, ihre Blicke. — Die alte Zigeunerin sagt zur Gitanilla pag. 52: Satanas tienes en tu pecho, muchacha.... Sie behält „ihn" in der Brust, ihre Handlungsweise hat nichts Teuflisches, im Gegenteil, sie zeugt von großer Güte und Reinheit. Ihr Reden ist von Satanas eingegeben, weil alle Zigeuner so reden. Carmen aber handelt auch als Teufelin, wodurch ihre Worte Relief, Gestalt erhalten. Denn in der Tat erst lebt das Wort. — Preciosa, wie Carmen, betont ihren Willen zur Freiheit pag. 52: sepa que conmigo ha de andar siempre la libertad desenfadada, sin que la ahogue ni turbe la pesadumbre de los celos. pag. 67 spricht sie sogar von: la ley de mi voluntad... Estos señores bien pueden entregarte mi cuerpo, pero no mi alma, que es libre, y nació libre, y ha de ser libre en tanto que yo quisiere. Diese freiheitstrunkenen Worte bleiben aber Worte, werden nicht zur Tat. Kampflos, innerlich und äußerlich, erreicht Preciosa alles. Sie hat es leicht, zu sagen: ... la mujer que se determina á ser honrada entre un ejército de soldados lo puede ser; denn sie ist auf keine Probe gestellt worden.

Die Betonung des freien Willens ist bei Preciosa ebenso scharf und unbedingt wie bei Carmen, doch ist sie nicht so zen-

tral, sondern vielmehr coordiniert, oft nur beiläufig erwähnt. Der eng damit verbundene Gedanke an die Ausnahmestellung des eigenen Ich und in seiner Erweiterung des ganzen Stammes beherrscht auch Preciosa; ein fast mystisches Sichandersfühlen pag. 49: Jo, señor caballero, aunque soy gitana, probre y humildemente nacida, tengo un c i e r t o e s p i r i t i l l o f a n t a s t i c o acá dentro, que á grandes cosas me lleva... Ich bin etwas Außergewöhnliches, vom Schicksal zu Großem Erkorenes. Es ist dasselbe starke Eigenbewußtsein, das aber Carmen zu kühner, frecher oder mutig-aufopfernder Tat führt. Ihr Ideal, aus dem espiritillo fantastico geboren, ist unbeschränkte T a t e n freiheit; Preciosas Höchstes aber ist die Keuschheit, pag. 50: Una sola joya tengo, que la estimo en mas que á la vida, que es la de mì entereza y virginidad... Flor es la de la Virginidad que á ser possible aun con la imaginacion no habia de dejar ofenderse. Cortada la rosa del rosal, con qué brevedad y facilidad se marchita! Das ist der tiefste Unterschied zwischen den beiden Charakteren: Für Preciosa ist Sein alles; daher ihre hohe Wertung der Keuschheit, als etwas Einmaliges, Unwiederbringliches, nur Seiendes. Preciosa behütet sie scheinbar aus moralischen [trotz ihrer Amoralität!] Gründen — doch ist die alles bestimmende Erwägung die Furcht vor dem Nichtsein. „Ist die Rose vom Rosenstrauch gepflückt, wie bald verwelkt sie!" Sie wird entwertet, hat ihr volles Sein eingebüßt. Preciosa sieht und erlebt nur Zustände, von denen derjenige der Keuschheit über alle Maßen wertvoll ist, weil er nie wiederkehrt. In ihm fühlt sich Preciosa stark; denn er birgt reiche Möglichkeiten in sich, er ist alles Sehnen und Verlangen, das der Leib eines schönen Weibes wecken kann. Er ist höchste Freuden und drückendes Bangen in sich schließendes Sein, eine Welt von Fühlen und Denken. P r e c i o s a d e n k t i n Z u s t ä n d e n , C a r m e n i n T a t e n. Körperliches, Gegenständliches, Unveränderliches ist ihr Leben; Kraft, die wirkt und verwandelt, sich drängend und bewegend in der Tat äußert, ist Carmens Leben.

Deshalb schätzt Preciosa auch den Rang und die Ehre, Werte, die einfach sind. Preciosa kennt soziale Unterschiede, sie unterscheidet gut und böse, nicht wie Carmen, die sich selbst im schlechtesten Kleide, unter niederträchtigstem Volke Königin, glücklich fühlt, die in j e d e r wirklichen Tat Befriedigung findet. Für Preciosa gibt es Stände, Gesellschaftsgrade. Daher ist es für sie eine große Befreiung, zu erfahren, daß sie gar keine Zigeunerin ist: Rang und bürgerliche Ehre sind ihr geschenkt. Bei Carmen ist solches Denken nicht möglich, im Gegenteil: Ehre, Stand, mit all ihren Geboten und Verboten könnten sie höchstens an der freien Ausübung ihrer Tatenliebe hindern. — Das Milieu verleiht Preciosa Wert; Carmen ist durch sich selber, noch mehr, sie schafft Milieu, bestimmt ihre Umwelt. Carmen

„macht Geschichte“; in allen Geschehnissen spüren wir ihre Leidenschaft, ihren Atem und das Schlagen ihres Blutes, die Heftigkeit ihres Willens. Preciosa aber ist ein Glied einer Reihe, sie steht neben Andres, der alten Zigeunerin. Sie leitet und bestimmt niemand, erzwingt kein Geschehen. — Darum ist auch das Tempo der beiden Werke von Grund auf verschieden. Cervantes erzählt sonderliches Geschehen, bunte Ereignisse, merkwürdige Zufälle. Es gibt Längen, die aus Fabulierlust erwachsen sind; denn Konzentration ist nicht möglich, es fehlt die zentrale Kraft, um die sich die Gestalten gruppieren ließen. Anders in Mérimées Novelle. Alles drängt auf die beherrschende Gestalt hin, Carmens Wille erscheint in den Begebenheiten und im Denken aller. Sie bestimmt den Gang der Ereignisse. Daher haben wir das schnelle, scharfe Tempo.

Die „*Gitanilla*“ ist, wie alle späteren spanischen Zigeunergeschichten, in hohem Maße Verteidigungsschrift. Auch Cervantes will Sympathien werben für das verfolgte Zigeunervolk. Das Beispiel der Preciosa zeigt, daß diese nicht so verachtenswert sind, wie man gemeinhin glaubt, daß es unter ihnen vorbildliche Menschen gibt. Doch ist Preciosa ja eigentlich keine Zigeunerin. Fällt also dadurch das gute Beispiel dahin? Nein, denn das milde Licht, das von ihr ausgeht, breitet sich auch über die andern Menschen und Taten aus; zudem kann man das Vorangehende nicht einfach vergessen. Tut diese „Enthüllung“ der Tendenz des Buches zugunsten der Zigeuner keinen Abbruch, so ist sie natürlich vom psychologischen Standpunkt aus von sehr zweifelhaftem Wert. Die ganze Gitanillapsychologie ist mit einem Schlage auf den Kopf gestellt. Man denke sich diese „Offenbarung“ bei Carmen! — Warum schließt Cervantes seine Novelle auf diese Art? Es ist derselbe Grund, der die Komödie gut enden läßt. Andres würde nie glücklich, denn er könnte den Widerstreit des Gewissens und der Taten auf die Dauer nicht ertragen. Vor allem aber haben wir diesen Schluß deshalb, weil ohne ihn Preciosa und die Zigeuner eingekerkert, vielleicht sogar getötet würden, nur ein solcher deus ex machina die verzwickte Lage retten kann. Ein gutes Ende aber wünscht der Dichter und seine Leser. — Der Gegensatz zu Mérimées Carmen könnte nicht stärker sein. Carmen ist Blut, Rasse, Wille, Tat; die Gitanilla aber ist Körper, Stand, Bild, Sein.

Damit sind wir der Lösung der Quellenfrage auf spanischem Boden näher gekommen. Preciosa und Carmen haben gewisse Ähnlichkeit in äußeren, stofflichen Punkten. Der Geist aber, mit dem diese Materie durchdrungen ist, ist vollständig neu. Mérimée hat die Zigeunerin in der Literatur geschaffen und sie darüber hinaus zum Mythus des rassenhaften Schicksalsweibes geformt. Etwas näher stehen sich Andres und José. Die Liebe zu einer Zigeunerin führt beide dazu, ihr sittsames

Leben aufzugeben. Sie sind sentimental und haben starke Gewissenskonflikte. José sinkt innerlich zusammen. Seine Welt der Kultur, des Gewissens und der Humanitätsideale stirbt aus Mangel an Blut. Gleichwie er bei einem Zusammentreffen mit einer Michaela (vgl. Zsch. f. fr. Spr. u. Lit. 1926, Bd. 4, 5, 6, S. 292) dieses Leben nicht gegangen wäre, so wäre auch Andres einem Weib wie Carmen erlegen, er wäre seelisch zusammengebrochen. Diese Gestalt Mérimées geht wohl in ihrer Grundstruktur auf Cervantes zurück. Daß derselbe Charakterkern sich in der von Carmen bedingten und durchwirkten Welt ganz anders entwickelt und äußert als in der Welt Preciosas, zeigt Mérimée. Die Tötung Carmens als Konsequenz des voraufgegangenen Geschehens beleuchtet die Tragik Josés.

Die Gestaltungskraft Mérimées könnte aber vergleichsweise kaum schöner erscheinen, als gerade durch diese Gegenüberstellung mit der Novelle des Cervantes. Ihre Tiefe bannt uns aufs neue.

*

Es kann sich bei den französischen Quellen nur um Reiseliteratur handeln, denn es gibt keine andern „Zigeunergeschichten" vor Carmen in dieser Literatur. Es existieren viele Reisebeschreibungen, vgl. dazu: Bibliographie des Voyages en Espagne von Foulché-Delbosc 1896, und Farinelli: Mélanges Picot, 1913. Besonders zu Anfang des 19. Jahrhunderts mehren sich diese Reisen; denn Spanien ist ein Traumland der Romantik. Zu den wertvolleren Berichten über Spanien gehören die Werke von Bourgoing [L'Espagne, Paris 1834], Aug. Chaho [Voyage en Navarre, P. 1836] und E. Magnien [Excursions en Espagne, P. 1837]. Doch ist die Atmosphäre in diesen Werken von Grund auf verschieden. Man sucht und findet in Spanien vor allem den sentimentalen Liebhaber, der die Geliebte mit Liedern zur Guitarre besingt. Die Zigeuner sind dabei nur neugierig betrachtet; man begnügt sich mit allgemeinen Urteilen und Beschreibungen. Aus diesen Spanienbüchern ist eine Episode aus E. Magniens *Excursions en Espagne* für unsere Frage interessant. Es ist die Geschichte: *Le Picador et l'Alcalde* [pag. 100]: In einem Dorfe in der Nähe von Sevilla lebte die schöne Matea, das Weib des Alcalde jenes Ortes. Sie liebt ihren Gatten nicht, sie hätte einen jungen Stierfechter heiraten wollen. Im Jahre 1823 sind Stierkämpfe in Sevilla. Der Picador erscheint, macht die Runde durch die Arena. Der Alcalde erkennt in seinem blauen Gilet dasselbe, welches Matea für ihren Bruder gemacht hat. — Der Kampf beginnt, der Stier rennt wütend auf Roß und Reiter; Matea schreit laut auf. Beim letzten Stier fällt der Picador; Matea sinkt ohnmächtig zu den Füßen ihres

Gatten zusammen. Der Stier setzt über die Schranken, stürzt sich auf Matea. Der Alcalde streckt ihn nieder. Man beglückwünscht ihn, doch plötzlich bemerkt er, daß Matea verschwunden ist. Er findet sie im Verhalt des verwundeten Picadors. Der Alcalde reißt sein Weib mit sich. Am Abend desselben Tages hört ein Hirte, der am Ufer des Guadalquivir ruht, folgendes Gespräch: Warum sollen wir diesen Weg verlassen, sagte eine erregte Frauenstimme, warum so nah am Ufer... gib doch acht... Santa Virgen! du willst also...?...Ha!... — Der Alcalde warf sein Weib in die Fluten, dann erhängte er sich an einem alten Nagel. —

Die Ähnlichkeit mit der Eifersuchtsszene Torero-José und der Corrida ist groß: die Rivalen, Stierkämpfer, sie fallen, Carmen und Matea eilen zu ihnen. Dies gibt für den Alcalde und José den Anlaß, eine entscheidende Tat zu tun. Beide, Carmen und Matea, sind unbeugsam in ihrem Willen, beide Gatten sind zur Verzweiflung getrieben, sie töten die Geliebte. —

Die Reisen Théophile Gautiers und Alexander Dumas' und ihre Zigeunerbeschreibungen fallen für uns nicht in Betracht, da sie nicht vor Carmen erschienen sind. Als Zeugnisse von Wirklichkeiten kommen sie auch nicht in Frage; denn Gautier schildert allgemein und Dumas trifft nur in einem Punkte mit Mérimée zusammen, und übertreibt! Es ist die „Manufacture de tabacs à Séville“: [Dumas, Voyage en Espagne, pag. 23] ...on y compte cinquante-trois administrateurs ou directeurs, cinquante et un subalternes et treize cents journalières.... Imaginez-vous, madame, treize cents belles filles de seize à vingt-cinq ans, riant, babillant; et ma foi, en général, fumant comme de vieux grenadiers, chiquant comme de vieux matelots. — José erzählt: Vous saurez, monsieur, qu'il y a bien quatre à cinq cents femmes occupées dans la manufacture.

Dieser Unterschied ist psychologisch interessant. [Venia sit digressioni!] Dumas schwelgt in Zahlen, während der klar beobachtende Mérimée sich an die Wirklichkeit hält. Dumas erreicht aber trotzdem keine größere Wirkung, denn er hat nicht erkannt, was Mérimée so fein gesehen hat, daß die Wirklichkeit, das Sein selber Traum, etwas, das alle Schönheit und Lebendigkeit in sich birgt, sein kann, ohne Zutun und „Steigerung“.

In Sevilla hat auch Dumas eine Tänzerin Carmen gesehen, die aber mit Mérimées Gestalt nichts als den in Spanien stark verbreiteten Namen gemeinsam hat. Es ist ein armes, gutmütiges Mädchen, das nur tanzt, um seinen geringen Lohn als Näherin [Carmen Näherin!] aufzubessern.

Mehr enthüllt uns die in Frage kommende französische Literatur nicht.

*



Sehen wir uns auch in der englischen Literatur um, die Mérimée sehr gut gekannt hat. Am 24. Juni 1866 schreibt er an Jenny Dacquin: Vous me demandiez l'autre jour d'où me venaient mes connaissances dans le dialecte des bohémiens. Cela me vient de M. Borrow; son livre est un des plus curieux que j'aie lus. Ce qu'il raconte des bohémiens est parfaitement vrai, et des observations personelles sont tout à fait d'accord avec les miennes, excepté sur un seul point. En sa qualité de clergyman, il a fort bien pu se tromper là où, en ma qualité de Français et de laïque, je pouvais faire des expériences concluantes... — Das Buch, um das es sich hier handelt, ist: *The Zingali*. Daß Mérimée es vor der Abfassung Carmens schon kannte, bezeugt er selber im 4. Kapitel der Novelle, wo er dagegen polemisiert. M. Borrow, missionnaire anglais, auteurs de deux ouvrages... Das andere Werk ist *The Bible in Spain* [Lavengro etc. sind erst nach 1845 erschienen]. Wie sehr Borrow's Werke berühmt und gekannt waren, ersehen wir aus den englischen literarischen Zeitschriften, die sich gleich nach dem Erscheinen intensiv damit befassen. [Quarterly Review Dez. 1842; Edingburgh Review Februar 1842, Spectator 1842.] Übersetzungen ins Deutsche und Französische folgen in wenigen Jahren. Haben diese Werke Carmen irgendwie beeinflußt? Es sind auch hier gewisse Züge, vor allem aus „The Zingali", die Ähnlichkeit zeigen, doch bleibt die Frage, ob sie auf Borrow zurückgehen, offen, da keine entscheidenden Übereinstimmungen da sind. Das Problem José findet sich auch hier, und führt wie in Carmen zum offenen Kampf. Ein Mann, the Bookseller of Logrono [The Zingali 1. Teil, 3. Kapitel] hat eine Zigeunerin als Weib. Nach dem Tode ihres Vaters gelangt die Macht, die dieser in seinem Stamme ausübte, in die Hände des bookseller. Das gewalttätige Leben wird ihm aber auf die Dauer unerträglich. ...but last the Gitáno life, with its accompanying wickedness, becoming hateful to my eyes, my wife, who was not slow in perceiving my altered disposition, conceived for me the most deadly hatred.... Aus Furcht, ihr Gatte könnte die Geheimnisse des Stammes verraten, ruht sie nicht, bis er den Mauren als Sklave verkauft ist. My wife was an arrant Gitána, and in her all wickedness of her race seemed to be concentrated.

Die Zigeunerin als Typus erscheint wiederholt, so z. B. [pag. 133] She is of the middle stature, neither strongly nor slightly built, and yet her every movement denotes agility and vigour. As she stands erect before you, she appears like a falcon about to soar. Her face is oval, and her features are regular but somewhat hard and coarse, for she was born amongst rocks in a thicket, and she has been wind-beaten and sun-scorched for many a year, even like her parents before her..... Her complexion is more than dark, for it is almost that of a Mulatto; and her hair,

which hangs in long locks on either side of her face, is black as coal, and coarse as the tail of a horse, from which it seems to have been gathered: There is no female eye in Seville that can support the glances of hers, so fierce and penetrating, and yet artful and shy is the expression of their dark orbs; her mouth is fine and almost delicate... Huge rings of false gold dangle from wide slits in the lobes of her ears; her nether garnments are rags, and her feet are cased in hempen sandals..... pag. 306. Like most people of savage ancestry, their teeth are white and strong; their mouths are not badly formed, but it is in the eye more than in any other feature that they differ from other human beings. pag. 77 The Gypsy women...; wild and singular as these females are in their appearance, there can be no doubt, for the fact has been frequently proved, that they are capable of exciting passion of the most ardent description, particularly in the bosoms of those who are not of their race... ; no females in the world can be more licentious in word and gesture, in dance and in song, than the Gitánas... pag. 247.. ; whilst not a few, in league with the contrabandistas, go from door to door offering for sale prohibitid goods brought from the English at Gibraltar. Die Verschlagenheit und den Tatendrang Carmens besitzt die one-eyed Gitána: pag. 353 I dress myself as a man. I have robbed alone, in the pass of the Guadamara, with my horse and escopéta. I alone once robbed a cuadrilla of twenty Gallégos, who were returning to their own country, after cutting the harvests of Castile... When I was not much older than the Sorpion. I went with several others to rob the cortíjo of an old man; it was more than twenty leagues from here. We broke in at midnight, and bound the old man: we know he had money; but he said no, and would not tell us where it was; so we tortured him, pricking him with our knives and burning his hands over the lamp; all, however, would not do. At last I said, let us try the pimientos; so we took the green peper husks, pulled open his eyclids, and rubbed the pupils with the green pepper fruit. That was the worst pinch of all. Would you believe it? the old man bore it. Then our people said, let us kill him, but I said, no, it were a pity: so we spared him, though we got nothing. I have loved that old man ever since for his firm heart, and should have wished him for a husband.

Es ließen sich noch mehr Stellen aus Borrow anführen, die aber auch keine näher stehende Übereinstimmung zeigen. Die Möglichkeit, daß einzelne von den erwähnten Zügen aus diesen Werken wie aus der Gitanilla und der französischen „Geschichte", von Mérimée aufgegriffen und zur äußeren Formung von Carmen verarbeitet worden sind, scheint mir aus dieser Untersuchung hervorzugehen. Hingegen halte ich die Möglichkeit, die eine oder andere Szene, diese oder jene Zeichnung [mit

Ausnahme von Andres-José vgl. S. 211] als bestimmt übernommen nachzuweisen, für ausgeschlossen.

Die Untersuchung dieser Literaturen [der englische „roman noir“, die deutsche und italienische Literatur haben, besonders die letztern begreiflicherweise, nichts ergeben] hat kein eindeutiges Carmenvorbild gezeigt. Nach dem ersten und zweiten Teil dieser Arbeit war es vorauszusehen. Carmen ist eine Schöpfung Mérimées. Sein Geist und sein Blut haben dieses Werk geschaffen. Die Steine zu diesem Bau haben ihm die eigene Beobachtung, die erwähnten Werke und wohl auch mündliche Berichte geliefert. Zur Ergründung lagen uns nur die Werke vor. Ob sie sich mit den Genannten erschöpfen, können wir nicht sagen. Vielleicht gibt es noch mehr solcher Bausteine. Doch könnten auch sie nicht mehr zeigen als die hier Gefundenen, nämlich daß es nur Bausteine zu diesem Werke gab, und kein Vorbild. — Die Quellenforschung bestätigt die psychologische und ästhetische Größe der Schöpfung Mérimées aufs schönste.

St. Gallen. Eugen Stauber.

Zur Methodik der etymologischen Forschung

(s. Zeitschrift für Rom. Phil. 46, 563 ff.)[1]).

Leo Spitzer hat mir bereits zweimal die Ehre erwiesen, meine etymologischen Versuche zum Anlaß einer kritischen Darstellung seiner und meiner Methodik auf dem Gebiet der Etymologie zu wählen. Zuerst 1922 in der ZRP. 42, 5 ff. (Aus Anlaß von Gamillschegs „Französischen Etymologien"), das zweite Mal in ZRP. 46, 563 ff. (Ein neues französisches etymologisches Wörterbuch). Auch Spitzers Aufsatz in Band 1 des Jahrbuchs für Philologie 1925 (Aus der Werkstatt des Etymologen) ist in gewisser Beziehung mir zu verdanken. Spitzer hat zwar gelegentlich bescheiden diesen Aufsatz eine „Plauderei" genannt (LGRP. 1927, 30), nunmehr erfahre ich aber in ZRP. 46, 569 Anm., daß dieser Artikel „in Hinblick auf Etymologen wie Gamillscheg geschrieben ist". Ich bin also wohl berechtigt, auch diesen bedeutsamen Aufsatz in den Bereich meiner Erörterungen zu ziehen.

Spitzer liebt es, aus den Arbeiten den Forscher erstehen zu lassen. Schon als junger Privatdozent äußerte er die Absicht, in einer Vorlesung die Geschichte der romanischen Philologie in Form von Portraits der großen Forscher zu geben. Ich genieße nun zweifellos die große Auszeichnung, von Spitzer liebevoller und gründlicher studiert worden zu sein als irgend ein anderer. Spitzers Wertschätzung meiner Person war nicht immer die gleiche, vgl. z. B. ZRP. 42, 30. Aber ich komme wohl der Wahrheit am nächsten, wenn ich die zuletzt gegebene Charakteristik meiner Person als die derzeit feststehende anführe.

Ein gewisser Fleiß, auch Wissen (letzteres mit gelegentlichen starken Einschränkungen) und Belesenheit in der wissenschaftlichen Literatur ist mir nicht abzusprechen, ZRP. 46, 568. Dem gegenüber steht ein Mangel an Elastizität, ebd. 568 f., Verhärtung gegen alle spontanen Äußerungen des menschlichen Gefühlslebens. Ich verbocke und verbohre mich, wenn ich mir einmal eine Meinung gebildet habe, und das geht bei mir schnell, ebd. 569; ich wälze immer wieder dieselben Wörterbücher und kompiliere aus ihnen ein neues, ebd. 579; benütze aber andrerseits die geläufigsten Wörterbücher meines Faches nicht, um mich dem orientalischen Pseudo-Licht entgegenzustürzen, S. 577; ich treibe keine eigene Lektüre, erfasse nie den eigentlich sprach-

---

[1]) **Die im Texte gebrauchten Abkürzungen sind dieselben, die ich in meinem Etymologischen Wörterbuch der franz. Sprache verwende. Dieses zitiere ich hier als EWFS.**

schöpferischen Vorgang, 580; ich sehe nicht, 581; ich vergleiche immer, ebd.; mein Auge gleitet unstet vom einen zum andern, vom hundertsten zum tausendsten; ich habe keine sinnliche Phantasie, 582; wälze Grabsteine auf das sprachliche Leben, 583; bin ein prinzipieller Freund des genre ennuyeux, bin ein gotischer Mensch, 607, scholastisch, ja oft rabulistisch, 581, chirurgenhaft-routiniermäßig, 574, leide an Konstruktivitis, 581 und sonst, bin Schulmeisterpsychologe, 572, Schreibtischlinguist, 574, bzw. homme livresque, 579, verstehe kein Französisch, kurz ich bin wahrhaft reaktionär und passe nicht in unsere Zeit.

Ich hoffe, daß mir kein wesentlicher Charakterzug entgangen ist. Einzelheiten werde ich im folgenden noch gewissenhaft verzeichnen. Aus allem dem ist es nun nicht schwer, die Charakteristik Spitzers zu erschließen. Wir treffen in der Überzeugung zusammen, daß wir konträre Gegensätze darstellen. Abgesehen von dem Fleiß, der uns beiden gemeinsam ist, ist also Spitzer elastisch gegenüber den Tatsachen und Menschen, er sieht, hört, erfaßt stets den eigentlich sprachschöpferischen Vorgang, ist ein prinzipieller Freund des genre amusant, hat sinnliche Phantasie, ist ein neuzeitlicher Mensch, nachempfindender Künstler, ZRP. 42, 34; hat Finderblick und Finderglück, ebd. 33; ist mephistophelisch, ZRP. 41, 266; ist nach dem Zeugnis eines französischen Kollegen ein Dichter, Jb. 151, Anm., kurz er ist wahrhaft fortschrittlich. Da er meint, „lehrreich wäre auch die Aufnahme von Selbstzeugnissen der M e i s t e r über ihre Arbeitstechnik, über die positiven Ereignisse und Erlebnisse, die sie zu einzelnen Leistungen geführt haben", Jb. 157, Anm., geht er mit gutem Beispiel voran und beschreibt den Weg, auf dem er zu d e m Stilistiker geworden ist (GRM. 13, 169 ff., Wortkunst und Sprachwissenschaft), wie er im gleichen Jahr die wissenschaftlichen Erlebnisse d e s Etymologen geschildert hat, s. o.

Wenn nun ein solcher Titane angesichts der zwölfjährigen Arbeit eines Erdenwurms, wie er oben geschildert ist, die Frage aufwirft: Cui bono?, und die Antwort gibt: Niemandem!, was bleibt dann dem unglücklichen Autor eines solchen Werkes übrig, als dem Rate Spitzers, Jb. 159, zu folgen: Mache keine Etymologien!

Aber auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Wenn ich mich nun frage, worin denn der große Unterschied in unser beider Auffassung vom Etymologisieren besteht, so finde ich in Spitzers Etymologischem Katechismus nur wenig Aufklärung (s. J. Jordan, RLiR. 1, 162 ff.). Was Spitzer hier an Forderungen aufstellt, ist größtenteils überraschend einleuchtend, z. B., daß eine einfache Erklärung der komplizierten vorzuziehen ist, Jb. 1, 153; daß, wenn ein Wort ein geläufiges Suffix enthält, dieses abzusondern und dann erst nach einer Anknüpfung des Stammes zu suchen ist, 152, daß man sich im

Zweifel zwischen einer fernen Etymologie und einer nahen an die letztere halten solle u. ä. Auch die Forderung, daß man Etymologien nicht in alphabetischer Reihenfolge veröffentlichen solle, läßt sich bei einigem guten Willen befolgen. Schwieriger wird schon das Gebot: Sieh Dir jedes Wort mit neuen Augen an!, 140. Streng aber gerecht sind die Forderungen: Dokumentiere mehr als Du kombinierst, 151, und Etymologisiere kein Wort, dessen stilistischen Wert Du nicht kennst, 133, darum muß man es im eigenen Land, in der zwanglosen Umgebung des Zuhause, nicht in offizieller Wörterbuchtoilette aufgesucht haben, 134. Aber Spitzer hat selbst gezeigt, daß diese Forderung gewisse Ausnahmen zuläßt. Er hat ja selbst die Wissenschaft um wertvolle Beiträge zu rumänischen Wörtern, wie *a apucà, a aţipì, dădăţei* u. v. a. bereichert, ohne die Wörter in der zwanglosen Umgebung des Zuhause aufgesucht zu haben, und so bin ich überzeugt, daß er es dem Forscher nicht übel nehmen wird, wenn er bei Erklärung von Wörtern aus dem Rotwelsch oder gewissen speziellen Terminologien sich an die Angaben von sachkundiger Hand zusammengestellter Wörterbücher hält. Deshalb ist es auch nur cum grano salis zu nehmen, wenn Spitzer die These aufstellt: Deshalb ist die Etymologie überhaupt nur bei lebenden Sprachen mit etwelchem Erfolge möglich, Jb. 131. Wieder uneingeschränkt zustimmen kann ich Spitzer, wenn er feststellt, daß die etymologische Wissenschaft nicht nur Wissen, sondern auch Takt, eine glückliche Hand im Auswählen der Möglichkeiten erfordert, 156.

Lese ich diese Grundsätze Spitzers, so fühle ich mich versucht, ihm mit einem Somos hermanos um den Hals zu fallen. Davor bewahrt Spitzer nur eine Beobachtung meinerseits. Durch die ganze etymologische Tätigkeit Spitzers zieht sich wie ein roter Faden das Prinzip, daß eine Etymologie nicht gesucht werden kann, sondern dem Forscher von außen zufliegen muß. (Finde Etymologien, suche sie nicht, Jb. 130; Nur der Zufall kann dem Forscher eine Etymologie liefern, ZRP. 42, 32; die richtige Etymologie zu finden, ist eben so ein Geschenk der Eingebung, also ein künstlerischer Vorgang wie das Finden einer literaturhistorischen Interpretation.) Ganz große Genies mögen Erfindungen gewissermaßen im Schlafe machen, kleinere aber gelangen, so lehrt mich die Erfahrung der letzten Zeit, erst auf mühevollen Pfaden zur Erfüllung ihrer Ahnungen. Spitzer aber möchte das Paradies ohne mühevolle Wanderung durch das Inferno und Purgatorio erklimmen. „Geistesblitze" führen ihn zur Wahrheit. Auf dem Boden unserer bescheidenen Wissenschaft glaube ich aber trotz Spitzers Beispiel noch immer, daß es ratsam ist, allen Entwicklungsmöglichkeiten einer Wortform nachzugehen, bevor wir uns von einem Geistesblitz das erlösende Licht holen.

Spitzers Einstellung gegenüber der Frage des Etymologisierens ist die notwendige Folge seiner ganzen Naturanlage. Er besitzt ein unbestrittenes Talent, scheinbar disparate Elemente rasch zu assoziieren. Er greift eine Idee auf, und sofort fliegen ihm wie von selbst Parallelerscheinungen zu. Namentlich seine früheren Arbeiten erwecken den Eindruck eines ausgeschüttelten, wohl vorbereiteten Zettelkastens. Der Eindruck ist grundfalsch. Die Parallelbelege zu einer sprachlichen Erscheinung, oder solche, die ihm als Parallelbelege erscheinen, sind stets ad hoc gesammelt. Spitzer hat das, was er mir abstreitet, den „Riecher“, wo etwas zu finden ist, in hohem Maße. Dazu kommt zweifellos ein stark entwickeltes Gedächtnis, ohne das auch der beste „Riecher“ nichts nützt, und eine ebenso starke Einfühlungsgabe in das, was Spitzer für das innere Wesen einer sprachlichen Erscheinung hält. Wo sich Spitzer auf die beschreibende Deutung solcher Sprachformen beschränkt, hat er manches Gute geleistet, auch anregend gewirkt, wie etwa in dem Aufsatz 'Urtümliches bei romanischen Zahlwörtern' in ZRP. 45, 1 ff.

Alle diese Eigenschaften haben Spitzer mit Schuchardt in Berührung gebracht, der sich als einziger rühmen kann, Spitzer zum Lehrer geworden zu sein, und dank seiner starken Einfühlungsgabe ist auch Spitzer zum anerkannten Interpreten Schuchardts geworden (Hugo Schuchardt Brevier, Halle 1923). Trotzdem muß Schuchardt selbst erkennen, daß ihn von Spitzer mehr als eine Weltanschauung trennt, LGRP. 1919, 11. Schuchardt wie Spitzer sind ungemein assoziationsbegabt, aber Schuchardt ist ein kritischer Denker, der über der weiten Rundschau sich den Blick für das Wesen der Erscheinung nicht trüben läßt, während Spitzer seinen Einfällen hemmungslos nachgibt, so daß er den Ausgangspunkt verliert und auch nicht mehr zu ihm zurückfindet. Das macht Spitzers Arbeiten, namentlich der Jugendzeit, fast ungenießbar. Anmerkungen zu Anmerkungen und nochmals Anmerkungen begleiten den Text, und am Schluß eines solchen Aufsatzes fragt man sich vergeblich, was denn Spitzer eigentlich beweisen wollte. Spitzer war nämlich niemals fähig, einen Gedanken klar zu fassen und ihn logisch zu Ende zu denken. Was bei Schuchardts Romanischen Etymologien Hilfsmittel ist, um einer wissenschaftlichen Wahrheit auf den Grund zu kommen, wird bei Spitzer Selbstzweck. Kein Detail scheint Spitzer bedeutungslos genug zu sein, um es dem Ganzen zuliebe zu opfern. So zeigen die Spitzerschen Etymologien die Äußerlichkeiten der Schuchardtschen. Für ihren Kern aber gilt die Befürchtung, die G. Paris, Rom. 20, 331 ausgesprochen hat: „Toutefois il n'est pas à désirer ... que ce genre de travail prenne faveur: excellent entre les mains de Mr. Schuchardt, il deviendrait entre d'autres frivole et dangereux.“

Es muß nämlich auch der Etymologe imstande sein, logisch zu denken, und diese Grundforderung wissenschaftlicher Arbeit suche ich vergeblich in Spitzers Katechismus wie in seinen sonstigen Schriften, obwohl er doch sonst mit theoretischen Ermahnungen und Anweisungen keineswegs sparsam ist. Wenn Spitzer mir einwerfen sollte, daß Sprache und Logik nichts miteinander zu tun haben, so antworte ich ihm mit den Worten Voßlers: „Logisch oder unlogisch ist ein Gedankengang oder ein Begriffssystem", nicht aber der Gegenstand, der zum Objekt des Gedankenganges gemacht wird. Die Sprache ist nichts Logisches, aber der Forscher muß logisch denken können, sonst bleibt er ein, wenn auch noch so begabter, Dilettant. Weil nun Spitzer selbst nicht logisch denken kann, sieht er Rekonstruktivitis, was nur die notwendige Folge eines logischen Gedankenganges ist. Es kann in einem solchen Gedankengang eine Prämisse falsch sein; ist dann der Schluß falsch, so trifft die Schuld nicht die Methode, sondern die mangelhafte Grundierung des Einzelfalles. Das hat Spitzer niemals verstanden. Das wollte ich seinerzeit ausdrücken, als ich von Spitzers Forschungen sagte, daß sie mehr in die Breite als in die Tiefe gingen. Il n'y a que la vérité qui offense. Deshalb hat mir auch Spitzer diesen Ausspruch bis heute nicht verziehen, s. ZRP. 46, 591.

Daß Spitzer nun nicht imstande ist, einen Gedanken folgerichtig durchzudenken, will ich an einzelnen Beispielen erweisen. Es könnte eigentlich jeder etymologische Versuch Spitzers hier angereiht werden. Spitzer will ZRP. 40, 695 f. erweisen, daß frz. *bernard-l'hermite* „Einsiedlerkrebs" seinen Namen vom heiligen Bernhard hat. „Andererseits weist ja doch deutsch Einsiedlerkrebs, Diogeneskrebs, Bernhardinerkrebs, ferner die von Rolland, Faune pop. 3, 22 gebuchten parallelen frz. *soldat, ermite, pauvre homme* darauf, daß dieses Schriftstellers Erklärung die richtige ist: ce crustacé s'installe dans un coquillage vide comme dans une guérite ou un hermitage, d'où ses noms." Der Name *Bernhardiner*krebs ist, das wird wohl auch Spitzer zugeben, eine Nachbildung des frz. Wortes, wenn er nicht annehmen will, daß der heilige Bernhard außer an der normannischen Küste nun auch im deutschen Sprachgebiet zur Benennung des Krebses herangezogen wurde. Was die anderen Bezeichnungen betrifft, so beweisen sie doch nur, daß man in dem Einsiedlerkrebs einen Einsiedler sieht, oder einen Soldaten, der sich in sein Schilderhäuschen zurückzieht, oder einen Diogenes, der sich im Faß sonnt. Sie beweisen also, daß *l'hermite* wirklich ein *hermite* „Eremit" ist, was niemand bezweifelt hat. Ist das Spitzer noch nicht klar, so stelle ich ihm nebeneinander *bernard-l'hermite* und *Einsiedler-krebs:* Erklärt er das Wort nun nicht nach dem System: *aqua destillata* „das Brunnenwasser", *aqua* „der Brunnen", *destillata* „das Wasser", dann kommt er

zu dem erschütternden Ergebnis, daß *hermite* dem deutschen *Einsiedler* entspricht. Spitzer aber glaubt, er hat erwiesen, daß *bernat* „Eremit" heißt. Er schreibt unvorsichtigerweise in der Anmerkung — s. o., was ich von der Wichtigkeit der Details sage —: „Gehört das *vern* in kat. *sol y vern* „mutterseelenallein" zu *verm* „Wurm" oder Rückbildung aus *bernat* im Sinn von Einsiedler?"

Spitzer hat in dem gleichen Aufsatz ferner sofort Belege zur Hand gehabt, die nach ihm zeigen, daß auch *bernat* in den Bezeichnungen gewisser Vögel, wie des Eisvogels, des Reihers, der Personenname *Bernhard* ist. Aber kaum ist der Artikel niedergeschrieben, so muß Spitzer feststellen, daß ein *berna* „Reiher" tatsächlich in Glossen belegt ist, das nun mit *Bernhard* aus den verschiedensten Gründen nichts zu tun haben kann, s. ebd. 758 in klein gedruckter Berichtigung. Statt nun aber ehrlich zu sagen: alle meine Parallelen für den Übergang von *Bernhard* als Personenname zu *bernat* „Reiher" sind hinfällig, sind ein mirage meiner Phantasie, so hat vielleicht der heilige Bernhard auch nichts mit dem Einsiedlerkrebs zu tun, schreibt er. „Jedenfalls ist aber der Einsiedlerkrebs davon abzusondern." Das nennt Spitzer Elastizität den Tatsachen gegenüber. Es ist tatsächlich eine nicht zu bestreitende Elastizität einer unbequemen alten Form gegenüber.

Spitzer bleibt sich selbst auch 1922 treu, vgl. ZRP. 42, 24 f. Frz. *écourgeon, escourgeon* „sechszeilige Gerste", für das ich ZRP. 41, 512 f. auf Grund seiner Lagerung im flämischen Einflußgebiet und der Formen *socoran, soucrillon,* [*sukoriõ*], und dazwischen *skuršon* (mit dem sekundären innerfranzösischen Wandel von *-j-* zu *-ž-* nach Konsonanten, s. S. 242) eine niederländische Form *sôdkorn* als Grundform angesetzt hatte, ist nach Spitzer nicht *sôdkorn*, „weil die Umgestaltung von *sôdkorn* zu *sokorõ* mir vor allem schwierig scheint"; und schon 1922 vergißt Spitzer nicht, die nun kommende Erklärung durch eine weise Mahnung vorzubereiten. „Methodisch richtiger scheint es mir, bevor wir ins Unendliche der Spekulation schreiten (das ist der Schritt vom wallonischen ins flämische Gebiet), die Sprache selbst nach allen Seiten durchzugehen und besonders die Anklänge, die im Innern der Sprache sich bieten, kritisch zu prüfen." (Es ist dies, wie ich glaube, die einzige Stelle, an der Spitzer von der Wichtigkeit der Anklänge schreibt.) *Sokorõ* ist also nicht *sôdkorn*, sondern das literarische *escourgeon* erinnert ihn an *escourgée* „Lederpeitsche", dazu *escourgeon* „der einzelne Lederstreifen". Ein solches *escourgeon* „einzelner Lederstreifen" findet sich zwar nicht, es ist aber offenbar nach Spitzer ad hoc zur Bezeichnung der sechszeiligen Gerste gebildet worden. Diese Assoziationsreihe *escourgeon-escourgée* ist so stark, daß nun Spitzer vollständig vergißt, warum er meine Etymologie „vor

allem“ abgelehnt hat, weil ihm der lautliche Übergang von *sôd-korn* (mit der Lautfolge *rn*, die im Französischen des 13. Jh. im Auslaut nicht mehr besteht), zu *sokorō* schwierig erscheint. Wie aber nun dieses zu *escourgée* gehörige *escourgeon* zu *soucrillon, socoran* umgestaltet werden soll, das bietet offenbar keine lautliche Schwierigkeit mehr.

Im gleichen Band der ZRP. 33, Anm., schreibt er: „Im Fall von aprov. *escandilh* würde ich vielleicht selbst ein gallisches Etymon vorschlagen, um der Annahme der Nachwirkung eines sonst im Frz. nicht belegten fränkischen Wortes zu entgehen.“ (Ich belege zwar ein prov. *escat* als Ackermaß.) „... Ich schlage nun vor, ein gallisches Wort zu konstruieren, das dem Ansatz **scandiculum* (nach mir *skat-* und *pendiculum, perpendiculum*) näher läge.“ So rekonstruiert Spitzer nach gr. σκινθός „plongeur“ ein gallisches skand-, das weder alt noch in den heutigen keltischen Mundarten belegbar ist. Daß er meine Etymologie abgelehnt hat, „um der Annahme der Nachwirkung eines sonst im Frz. nicht belegten Wortes“ zu entgehen, hat Spitzer bei der Aufstellung seines im Französischen sonst auch nicht belegten gallischen **skand* schon wieder vergessen.

Diese Unfähigkeit, einen Gedanken klar zu erfassen und logisch zu Ende zu denken, erleichtert Spitzer die Erklärung von Bedeutungsübergängen in hervorragendem Maß. Ich habe das Subst. *adresse* „Geschicklichkeit“ als Neubildung nach *adroit* „geschickt“ erklärt, das ein Jahrhundert vor dem Substantiv belegt ist. Als Vorbild für die Neubildung des Substantivs habe ich das Wortpaar *adroit* „richtig“ — *adrece* „richtiger Weg“, „gute Gelegenheit“ angegeben. Das ist nach Spitzer nicht richtig. Vielmehr ist *adresse* „Geschicklichkeit“ begriffliche Weiterbildung von *adresse* „Richtung“, „richtiger Weg“, weil „‘den richtigen Weg gehen’ heißt, ‘geschickt sein’.“ Spitzer schließt also: Eine Tätigkeit (den richtigen Weg gehen) wird mit einem Werturteil versehen (heißt geschickt sein). Daher ist die Tätigkeit mit dem Werturteil identisch. Ebenso kann ich nachweisen, daß zwischen „Klavier“ und „Geschicklichkeit“ enge Bedeutungszusammenhänge bestehen, denn „gut Klavier spielen“ heißt „geschickt sein“. Einer der Vorwürfe, die Spitzer gegen mich erhebt, ist, daß bei mir nichts geradlinig geht. Ist nun die Erklärung von *adresse* „Geschicklichkeit“ aus *adroit* „geschickt“ verschlungener als die von *adresse* „Geschicklichkeit“ aus *adresse* „richtiger Weg“?

Und so hat sich Spitzer ZRP. 46, 571 einen Ausspruch geleistet, der in seinem künftigen Katechismus nicht fehlen darf. „Wenn ich lese, daß frz. *andain* ein gallisches **andedalgil* „Sensenschnitt“ sein soll, so muß ich wieder sagen: difficile est satiram non scribere. Sieht G. nicht, daß, wenn diese Etymologie richtig ist, alle einfacheren Etymologien (vom Typus *père* <

pater) hinfällig werden? Denn wenn eine so komplizierte Erklärung stimmt, sind offenbar unsere einfachen Erklärungen falsch." Die Logik dieses Satzes ist verblüffend. Sie entspricht etwa einem Grundsatz: „Weil es schwer ist, aus einer Zahl die sechste Wurzel zu ziehen, ist es schwer, das Produkt aus zweimal vier zu bilden. Weil a = b ist, wird es hinfällig, daß c = d ist, obwohl *c* nicht in *a* eingeschlossen ist.

Das mag einstweilen genügen, um zu zeigen, daß Spitzer nicht die Fähigkeit besitzt, die Konsequenz einer Idee zu erfassen. Ein oberflächlicher Anklang genügt ihm zu Assoziationen, die seine Einbildungs- und Vorstellungskraft anregen. Dadurch wird die ursprüngliche Vorstellung verschwommen. Er folgt einem wohl überlegten Gedankengang nicht, aber er widerlegt ihn, indem er von Dingen spricht, die innerlich mit ihm gar nichts zu tun haben. Ein klassisches Beispiel dieser Methode bietet die Auseinandersetzung mit Meyer-Lübke über *clamare* „klagen", WuS. 9, 69 ff.

Spitzer ist denn auch vollständig unhistorisch veranlagt. Er glaubt künstlerisch zu sehen, sieht aber in Wirklichkeit ausschließlich horizontal, nicht vertikal. So wird ihm gar nicht bewußt, daß auch die historischen Belege einer sprachlichen Erscheinung ihre Konsequenzen haben. Afrz. *baille* bedeutet „mit einem weißen Fleck" (der von der übrigen Farbe der Stirne, des Rückens usf. abweicht) und ist heute in dieser Bedeutung noch durch mundartliche Formen vom Typus *baillet* gesichert. In der gleichen Bedeutung wie das afrz. *baille* ist ein gotisches *bala* bezeugt. Ist das Zufall? Ist es wahrscheinlich, daß für eine so spezialisierte Merkmalsbestimmung wie „mit einem weißen Fleck auf der Stirne" unabhängig voneinander zweimal eine Wortform entsteht, die lautlich fast identisch ist? Dieses bei Procopius, dem Geschichtsschreiber der Goten belegte gotische *bala,* Acc. *balan* kann im Gotischen nicht einheimisch sein; es lebt heute noch am Balkan in der Bedeutung „Beiwort von Pferden und Ochsen, die eine weiße Stirne haben". Da die Goten mit den Thrakern-Illyriern, deren letzte Ausläufer, die Albanesen, das Wort noch erhalten haben, in unmittelbarer geographischer Berührung standen, bevor sie nach Italien kamen, ergibt die einfachste Überlegung des gesunden Menschenverstandes, daß sie das Wort von ihren ehemaligen Nachbarn übernommen haben, wenn man nicht wieder die Unwahrscheinlichkeit für wahrscheinlich hält, daß zwischen dem bei den Goten belegten *bala* und dem thrakisch-illyrischen *bal-* gleicher Bedeutung kein Zusammenhang besteht. Da die Goten dem Vulgärlatein manches Sprachgut, besonders auf dem Gebiet des Kriegswesens abgegeben haben (*bala* ist nach Procopius Beiwort des Streitrosses Belisars), ergibt wieder die natürliche Überlegung, daß afrz. *baille* „mit einem

weißen Fleck auf der Stirne" mit dem gotischen *bala* „mit einem weißen Fleck" in Beziehung steht.

Nein, sagt Spitzer, ZRP. 46, 583. *baille* „mit einem weißen Fleck auf der Stirne" ist Nebenform von *bai* „braunrot" und sehr leicht innerhalb des Altfrz. zu gewinnen, ohne Umweg über Procopius, die Goten, die Thraker, Illyrier, Albanesen... Ich glaubte bisher, die lautlichen Entwicklungsmöglichkeiten des Altfrz. übersehen zu können. Spitzer wird uns also beweisen, wie sich *bai* zu *baille* erweitert. Daß Spitzer auch den Übergang von „braunrot" zu „mit einem weißen Fleck" uns deuten wird, ist mir nach dem, was ich im folgenden über Spitzer als Semantiker bringen werde, nicht zweifelhaft.

Wenn ich nun mit Rücksicht auf alte Formen, historische Belege u. a. in einer in historischer Zeit belegten Form eine volksetymologische Umbildung sehe, dann setze ich mich dem Vorwurf aus: „Nichts geht (nach G.) in der Sprache gradlinig" (auch Schuchardts geistiger Bahn mangelt es an Geradlinigkeit, s. LGRP. 1919, 10), „alles ist irgendwie umgesetzt, volksetymologisch angeschlossen usw.; ich hatte in meiner Einfalt mir stets *arrière-ban* als Zusammensetzung von *arrière* und *ban* gedeutet... nein! trotz *retrobannus*... neben *herebannus* bei Du Cange muß *arrière-ban* (das neben sich *arieregarde, ariere fief, ariereconseil, arierecuer* hat), an *herban, arban* 'volksetymologisch angeschlossen' sein", ZRP. 46, 573. Ich sehe zunächst davon ab, daß Spitzer gerade das Gegenteil von dem behauptet, was ich schreibe. Er meint wohl das Richtige, daß *harban* sich an *arrière* angeschlossen hat, nicht *arrière-ban* an *harban*. Aber Spitzer kommt es ja nur auf die Anschlußidee überhaupt an. *Heribanus*, *haribannus* ist bei Du Cange seit dem Beginn des 8. Jh. belegt, *retrobannus* zuerst in den Feoda Normanniae, die nach Du Cange 7, 444 unter Philippe Auguste (1165—1223) verfaßt wurden. Der erste Beleg von *retrobannus* ist also fast 5 Jahrhunderte jünger als der von *haribannus*. Afrz. *ariereban* ist begrifflich mit *herban* identisch. Ein *her-* als scheinbares Praefix vor einem geläufigen Appellativum wie *ban* ist ungewöhnlich und unverständlich, weil ein *her-* als selbständiges Wort nicht existiert. Die Anlehnung eines solchen Pseudopräfixes an ein geläufiges Praefix wie *arrière* ist, so möchte ich denken, etwas so Natürliches, daß man es gar nicht erst beweisen müßte. Ich frage nur Spitzer, enthält frz. *contrepointer* „steppen" das Präfix *contre* oder afrz. *couste* „Steppdecke"? Daß volksetymologisch *arrière her-* verdrängt, erklärt sich auch aus der Vorstellung des Heerbanns, der den Führern nachzieht (*arrière*). Aber ursprünglich kann die Zusammensetzung nicht sein. Der „Heerbann" ist nach Brockhaus „das königliche Aufgebot aller freien, waffenfähigen Volksgenossen zum Kriegsdienst, dann das Recht, dieses Aufgebot zu erlassen, endlich das Heer

selbst"; *arrière-garde* ist nach dem Dict. gén. „partie d'un corps d'armée qui f e r m e la marche", d. h. die rückwärts, *arrière* ist; *arrière-fief* ist ein „fief, relevant d'un *autre* fief"; und so hätte Spitzer noch ein Dutzend *arrière* Belege finden können, die alle ein „rückwärts", „nachträglich" u. ä. bezeichnen. Nur *arrière-ban* ist nicht der *ban*, der hinter einem anderen *ban*, in Abhängigkeit von einem anderen *ban*, Aufgebot, kommt, sondern ist der *ban*, das Aufgebot zum Heere, ist also der *her-ban*. Das hat schon Diez erkannt, Meyer-Lübke hat es für richtig befunden; nun kommt Spitzer mit „neuen Augen" und sieht in dem aus afrz. *(a)rereban* rückgebildeten *retrobannus* den wahren Vater des Heerbanns. Was er selbst 1914 über „materielle und geistige Etymologie" geschrieben hat, Klette 40, gilt für ihn 1927 nicht mehr.

Die Chronologie der Belege besagt also Spitzer nichts. Daher berührt es ihn komisch, zu sehen, wie „zäh Konstruktionen, die nichts als ihr Alter für sich haben, geglaubt werden", so z. B. *alérion* „kleiner Adler in der Heraldik" = fränkisch *adalaro* „Edelaar", ZRP. 46, 570. Das Wort ist zuerst im 13. Jh. als Appellativum belegt, immerhin ein beträchtliches Alter. Es wird von Godefroy mit *grandé espèce d'aigle* übersetzt; aus den Belegen geht hervor, daß es jedenfalls einen großen Raubvogel bezeichnet. Das Wort ist in der Heraldik, die zahlreiche sonst untergegangene Wörter des Altfranzösischen erhalten hat, in der Bedeutung „kleiner A d l e r" erhalten. Deutschem „Adler" entspricht im Fränkischen eine Form **adalaro*, Acc. **adalarun;* das Fränkische hat ferner die Ausdrücke für den Sperber, den Falken, den Spürhund, die Vogeljagd usf. dem Französischen gegeben. Es spricht also beträchtlich mehr als das Alter für die Zusammenstellung von *alérion* mit *adalaro*. Wenn irgendwo, so ist hier Platz für das Prinzip Spitzers, der schreibt: „Ich stehe also unbedingt auf dem Standpunkt Schuchardts, der der geschmeidigen Dame Semantik den Vortritt vor der angeblich so unerbittlichen Dame Phonetik einräumt."

Hier hat es nun Spitzer versäumt, uns die neue einschlagende Etymologie von *alérion* zu verraten, mit der er das alte **adalaro* aus dem Sattel heben wird. Das ist zweifellos vorsichtiger, als wenn man die Karten gleich aufdeckt. Ich habe ZRP. 41, 638 nfrz. *frétiller* „zappeln" mit afrz. *fresteler* verbunden, für das eine Bedeutung „sich abzappeln", daneben „mit großem Lärm galoppieren" belegt ist. Diese letztere Bedeutung ist wieder spezialisiert aus der Bedeutung „Lärm machen", die ebenfalls belegt ist. Das Wort bedeutet ursprünglich „auf der Schalmei spielen", zeigt also die schon längst in ihrem Wesen studierte pejorative Bedeutungsentwicklung.

Alle diese belegten Zwischenglieder beweisen Spitzer nichts; und da er eine bessere Erklärung auf dem Lager hat, beginnt er



zunächst mit der allgemeinen Wahrheit: „Wir müssen immer die zunächst liegenden Ableitungen heranziehen", AR. 7, 390, Anm. Frz. *frétiller* „zappeln" ist also Abl. von afrz. *freter* „reiben", das es nicht gibt, dazu ein *fretiller* „andauernd reiben", das es auch nicht gibt, und hätte es beide Formen gegeben, so würde die neufrz. Form des darauf aufbauenden Wortes **fretiller* und nicht *frétiller* sein. Wie die Dame Semantik sich zu dem Bedeutungsübergang von „reiben" zu „zappeln" stellt, das zu erfahren, steht uns noch in Aussicht.

Geradezu in ekstatischen Hohn bricht Spitzer aus, weil ich frz. *controuver* bzw. spätlat. *contropare* als Nachbildung eines gotischen *gaþaúrpan* deute, ZRP. 46, 602. Dieses *contropare* ist mittellateinisch 1. wiederholt seit dem 6. Jh. im Westgotenlatein belegt, daher auch noch altleonesisch *contrubar* „componer canciones", s. Menendez-Pidal, RFE. 1, 86; 2. bei dem Geschichtsschreiber und Vertrauten der ostgotischen Könige Cassiodor. Ist diese zweimalige Beschränkung des Wortes auf die Nachbarschaft der Goten ein Zufall? Vielleicht. Immerhin will es mir scheinen, daß die Goten bei ihrer Umsetzung des einheimischen *garêdan* zu vlat. **corrēdare* schon in einem Fall gezeigt haben, daß sie für sich das gleiche Recht der Umsetzung ihrer Sprache ins Lateinische beanspruchten, das in der Zeit des Zusammenbruchs des römischen Weltreichs von den romanischen Völkern ausgeübt wurde. Aber **gaþaúrpan* ist nach Spitzer gar nicht gotisch, es ist Gamillschegisch-Gotisch. Dieser Vorwurf kann getragen werden. Es gibt auch ein Kluge-Gotisch, ein Baist-Gotisch, ein Brüch-Gotisch, und wird noch viele Spitzersche Abarten von Gotisch geben, solange Germanisten die mangelnde Überlieferung des gotischen Wortschatzes durch Vergleiche mit den anderen germanischen Sprachen zu ergänzen suchen. Mein **gaþaúrpan* ist nun nicht, wie Sp. schreibt, aus dem anord. Wort (*þyrpast* „sich scharen") mit *ga-* gebildet, sondern, wie die Spitzer wohl unverständliche Schreibung mit *-aú-* zeigt, aus gotisch *þaúrp* abgeleitet, das in der Bedeutung „Acker", „Land" belegt ist, aber dessen ursprüngliche Bedeutung „Schar", „Ansammlung" in der Ableitung **gaþaúrpan* ebenso vorliegen kann wie in anord. *þyrpast* „sich scharen" gegenüber anord. *þorp* „Gruppe von Höfen".

Diese Unfähigkeit, sich von dem eigenen Intellekt frei zu machen, das Zwingende einer Beweiskette einzusehen, charakterisiert auch Spitzers ganze Einstellung zu den Ergebnissen der Sprachgeographie. Er hat zwar selbst über Sprachgeographie berichtet, RDR. 6, hat selbst Gilliérons Unterricht genossen, aber sprachgeographisches Denken ist ihm fremd geblieben. Gilliéron selbst schreibt Abeille 8: „Tout en admirant la richesse des matériaux mis en œuvre (zu der Untersuchung 'Die Namengebung bei neuen Kulturpflanzen im Französischen',

WuS. 4) par Mr. Spitzer, nous devons avouer que nous en tirons des conclusions généralement opposées à celles de l'auteur." So sagt ihm die Formenlagerung nichts über die Möglichkeiten der etymologischen Herleitung, nichts über den Wert, den man einem älteren Beleg zuerkennen oder absprechen muß. Siehe im Vorhergehenden die Bemerkungen zu *escourgeon*.

Ich finde AR. 6, 72 ff., daß in einem geographisch beschränkten Gebiet für den „Kumpf", eine Form (*koi*) auftritt, die etymologisch lat. *cotarium* ist, aber lautlich mit der regionalen Entsprechung des frz. *courge* „Flaschenkürbis" zusammenfällt. Nur in der unmittelbaren Nachbarschaft dieses Gebietes wird nun der Kumpf als *gourde,* d. h. „Flaschenkürbis", *nabot* „Steckrübe", endlich *poire* „Birne" bezeichnet. Da ich also aus dieser geographischen Bedingtheit und der Beschränkung der Formen auf das Gebiet, wo **cubia* und *cotarium* lautlich zusammenfallen, schließe, daß die sprachliche Phantasie erst durch den erwähnten lautlichen Vorgang angeregt wurde, erteilt mir Spitzer RFE. 10, 378, den Verweis:: „je qualifierais donc plutôt d'incomplète toute méthode d'investigation qui ne tiendrait pas compte de cette puissante élaboratrice d'images et de métaphores" usf. Wenn sich aber nun diese puissante élaboratrice d'images nur dort zeigt, wo sie durch lautliche Vorgänge genährt wird, dann wird jede Methode unvollständig, die den Zwang dieser geographischen Lagerung außer acht läßt. Daß ein einmal gewecktes Bild nun neue Bilder im Gefolge hat, die nie entstanden wären, hätte das erste nicht den Anstoß dazu gegeben, hat Spitzer selbst in der Arbeit über die Klette zugegeben. Da er aber 1927 in dieser Jugendarbeit, wie es scheint, nicht viel mehr als eine Jugendsünde sieht, erinnere ich ihn an eine Beobachtung des ihm auch heute noch seelenverwandt erscheinenden Sainéan, Lang. Paris. 263 f.: „L'ancien équivalent (der Bezeichnungen für den Zuhälter) maquereau ..... ainsi que son synonyme également ancien poisson d'avril ...... ont produit toute une nomenclature ichtyologique désignant le souteneur: barbeau... brochet ... dauphin." Ich erwarte noch von Spitzer, daß er die Zurückführung des *maquereau* auf ein niederländisches Wort ablehnt und nachweist, daß die Volksphantasie ursprünglich in dem Zuhälter eine *Makrele* gesehen hat, und so ist es nicht ausgeschlossen, daß Spitzer in diesem Fall der Phantasie des Volkes auch die viermalige Gleichstellung der Vorstellung des Zuhälters mit einem Fisch zutraut.

Die gegenwärtige Lagerung der Formen besagt Spitzer nichts; um so weniger die Lagerung der Formen in ihren Beziehungen zu den ältesten Belegen. Daß ich ein in den Wörterbüchern erst im 17. Jh. verzeichnetes *dame* „Schlackendamm", das im Zentralmassiv Frankreichs bodenständig zu sein scheint,

jedenfalls nicht dem eigentlichen Norden angehört, aus dem Gotischen herleite, veranlaßt ihn zu dem fett gedruckten Ausruf: „Gotisch im Franz. des 17. Jhs.! Man staunt, wieviel Gelehrsamkeit und wie wenig gesunden Menschenverstand ein Etymologe braucht". Der Etymologe braucht allerdings sehr viel gesunden Menschenverstand; der sagt z. B. in dem vorliegenden Fall, daß Gotisches im Französischen des 17. Jhs. ebenso wenig überraschen muß wie Lateinisches im Französischen des 20. Jhs. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Ausdrücke spezieller Terminologien Jahrhunderte hindurch in der Sprache leben können, bevor sie in der Literatur gebucht werden; lehrt, daß Ausdrücke selbst der allgemeinen Umgangssprache gelegentlich sich erst nach jahrhundertelangem Leben belegen lassen, wenn sie in Mundarten zu Hause sind, die in der Literatur keine Rolle spielen. Frz. *coyer* „Kumpf" ist erst im 19. Jh. belegt; es hat aber, wie sich Spitzer durch einen Blick in den ALF. überzeugen kann, seit der Romanisierung Galliens in der Volkssprache bestanden. Was ist nun überraschender, daß ein Wort, das im Zentralmassiv Frankreichs ein regional beschränktes Dasein führt und ein spezieller Ausdruck des Berg- und Straßenbaus ist, erst im 17. Jh. belegt ist, oder daß ein Wort, das im ländlichen Leben eine so große Rolle spielt wie der Kumpf für den Schnitter, das über ganz Gallien verbreitet ist, sich erst im 19. Jh. belegen läßt?

So ist denn auch nicht wunderlich, daß Spitzer bei seinen etymologischen Deutungen auf das geographische Moment überhaupt keine Rücksicht nimmt und mit kühnem Schwung über Tausende von Kilometern seine Wörter wandern, sich beeinflussen läßt. Er schreibt ZRP. 46, 596 „das normannische *cadeler* 'schmeicheln' läßt sich sehr gut mit prov. *cadèu* 'kleiner Hund' vereinigen." Auf welchem Weg ist wohl ein prov. *cadel* „kleiner Hund" ins Normannische gedrungen? Dieser Ableger des Südens hat sich dort auch nur solange gehalten, bis er ein *cadeler* „umschmeicheln" erzeugt hat und ist dann, ohne sonstige Spuren hinterlassen zu haben, wie eine Eintagsfliege wieder dahingeschieden. Aber vielleicht habe ich Spitzer nur falsch verstanden, vielleicht meinte er, daß nicht das prov. *cadel*, sondern das vlat. *catellus* dem norm. *cadeler* zugrunde liegt. Dann haben wir also einen neuen wichtigen Beitrag zur französischen Lautentwicklung zu erwarten. Meine Zusammenstellung des norm. *cadeler* mit anorm. *cadel* „Anführer", „Hauptmann" veranlaßt Spitzer zu der witzigen Bemerkung: „weil doch die Hauptleute so schmeichlerisch sind". Das behaupte ich nun zwar nicht. Bei mir steht: „norm. *cadeler* (umschmeicheln) ist nördliche Form von afrz. *chadeler* „führen", „lenken", d. i. Abl. von afrz. *chadel* „Anführer", „Hauptmann". Spitzer hat also einen Sprung über mein Zwischenglied *chadeler* gemacht, könnte mit dem gleichen

Recht behaupten, daß ich in dem *frétiller* „zappeln" eine Ableitung von afrz. *frestel* „Schalmei" sehe und an diese Beobachtung Glossen knüpfen, die an tiefem Gehalt die über die schmeichlerischen Hauptleute der Normandie mindestens erreichen. Ist denn aber ein Übergang von „führen", „lenken" zu „umschmeicheln" wirklich so ungeheuerlich? Ich bin überzeugt, daß Spitzer selbst in der Lage ist, für diesen Übergang Dutzende von Parallelbelegen zur Stelle zu schaffen.

Spitzer legt sich also nicht die Frage vor, was das Einst und Jetzt für die Sprachentwicklung zu bedeuten hat. Er ist ein Mann der Gegenwart; was in der Vergangenheit sich abgespielt hat, wird mit dem Maßstab unserer Tage gemessen. Das erklärt auch seine Stellungnahme zu der Frage der Entlehnungen aus dem Gallischen. *Sainéan* hat Sources indigènes 2, 283 den Ausspruch getan „En principe, le français ignore tout mot celtique (gaulois, vieil irlandais etc.) qui n'ait d'abord passé par le latin". Wenn ich das richtig verstehe (was das Altirische neben dem Gallischen zu tun hat, wird mir immer unverständlich bleiben), soll das heißen, daß die Gallier zwar die Möglichkeiten hatten, das Latein Roms zu bereichern, das nun wieder in die Provinzen hinauswanderte, daß aber die gallische Bevölkerung in Oberitalien und Frankreich bei ihrer Entnationalisierung das heimische Sprachgut mit einer solchen Verachtung behandelten, daß sie nichts in ihr Romanisch übernahmen. Da ich nun nicht auf diesem Standpunkt stehe, bin ich nach Spitzer Keltomane, Keltomyste, leide an Keltofetischismus usf., ich verzichte darauf, alle die Stellen anzuführen, an denen Spitzer diese meine rückschrittlichen Anschauungen geißelt. Sein Prinzip ist es, daß die Entvölkerung des romanischen Wörterbuchs von gallischen Eindringlingen einen Fortschritt darstellt.

Spitzer weiß vermutlich, daß ich mich mit dem Einfluß des Gallischen auf die französische Lautentwicklung ebenfalls beschäftigt habe und hier in einem bestimmten Fall zu einem negativen Ergebnis gekommen bin. So habe ich die Frage der Einwirkung des Gallischen auf den galloromanischen Wortschatz reiflicher erwogen, als dies Spitzer anzunehmen scheint. Ich habe mir vor allem die Frage vorgelegt, welchen Begriffskreisen die Wörter angehören, deren Herkunft aus dem Gallischen gesichert ist; ich habe mich bemüht, festzustellen, welche Teile Frankreichs trotz Sainéan gallische Wortrelikte, nicht gallisch-lateinische Lehnwörter aufweisen. Ich habe vor allem auf den Gebieten Umschau gehalten, wo ähnliche sprachliche Verhältnisse vorliegen wie in Gallien zur Zeit der Romanisierung. Spitzer hätte z. B. aus den in der letzten Zeit namentlich von Rohlfs in Süditalien aufgedeckten griechischen Reliktwörtern sehen können, wie eine untergegangene Sprache im Wortschatz nachwirkt. Ein anderes

für jeden, der historisch denken kann, lehrreiches Beispiel will ich hier anführen.

Wie das Gallische von dem kulturell höherstehenden Lateinischen, das die Sprache der staatlichen Organisation war, aufgesogen wurde, so ging das Ladinische des Vintschgaus und Etschlandes in der Zeit vom 8. bis 15. Jh. in der Sprache der bajuwarischen Einwanderer auf. Das Ladinische ging aber nicht spurlos unter, sondern hat Wörter dem Tiroler Deutschen abgegeben, die zum Teil regional beschränkt geblieben, zum Teil weit über die ursprünglichen Grenzen hinausgewandert sind. (Die folgenden Belege sind einer noch ungedruckten Dissertation von A. Loidl über die Romanischen Lehnwörter des Tiroler Deutschen entnommen.)

Vgl. tirolisch *stellaun* „Querstange an den Rebengerüsten", zu **astella*, REW. 740.

Eisacktal *buggal* „Lucke", „Verschluß", zu ital. *buco* „Loch".

Meran *gfall* „Stange beim Weinbau", zu ital. *cavallo*.

Etschland *kamp* „Kuhschellenbinde", zu sulzbergisch *gambis* „collare delle capre".

Vintschgau *kuntschett*, deutschtirolisch *tschett* „Teich", zu *conca*, vgl. poitev. *conche* „Senkung im Morast".

Deutschtirolisch *ferkele* „Gestell zum Tragen von Heiligenstatuen", dann „die Statuen selbst", „Gestell zum Tragen von Heu auf dem Kopf"; zu grödnerisch *fiartla*, lat. *ferculum*.

Deutschtirolisch *furkl* „Loch, das man in Bäume macht, um das Absondern des Pechs zu ermöglichen", zu **foriculare, forare* „bohren", s. REW. 3439.

Vintschgau *pfarfel* „zerriebener Teig", zu grödnerisch *fierfoli*, engadinisch *fravlel*.

Nauders *fargun* „kleiner Pflug", vgl. *fourgon* REW. 3597.

Deutschtirolisch *marotsch* „zerfallenes Haus", eigentlich „Geröll", zu **marra*, REW. 5369.

Deutschtirolisch *madreilen* „Ausläufer an Reben", „Gabeln", zu *mataris*, REW. 5402, dort mit anderer Ableitung für das Venezianische nachgewiesen.

Deutschtirolisch *mutt* „Getreidemaß", zu engadinisch *möz*, lat. *modius;* das tirolische Wort setzt ein altladinisches **muet* als Rückbildung von **muez* voraus, wie ähnliche Rückbildungen von Salvioni für das Engadinische nachgewiesen wurden.

Deutschtirolisch *plakaun* „Art Holzstange", zu *planca*, REW. 6455.

Deutschtirolisch *pataun*, Lana *pünten* „Rebengerüst", zu engadinisch *pantun* „Bretterboden" u. ä., REW. 6652.

Meran *preil* „Preßbalken" < *prelum* „Kelter".

Deutschtirolisch *raggaun* „Art Hippe", Lusern *ronkaun*, zu friaulisch *ronkon*, REW. 7446.

Vintschgau *zeppaun,* sonst *zappin* „Haue mit Haken zum Aufheben von Holz und Steinblöcken", REW. 7591.

Pustertal *toblatn* „Heuschober", zu engad. *talvó* u. ä., REW. 8515.

Deutschtirolisch *terz* „Ochs, der als dreijähriger verschnitten worden ist", lat. *tertius.*

Etschland *folt* „Stützdach" zu ital. *volta,* REW. 9445.

Überblickt man diese Liste, so sieht man, was eigentlich selbstverständlich ist, daß die Lehnwörter zunächst nicht einzeln, sondern in G r u p p e n erhalten bleiben. So ist die Terminologie des Weinbaus in Südtirol aus kulturell-historischen Gründen ladinisch-romanisch. Es bleiben ferner von der im übrigen untergehenden Sprache namentlich solche Ausdrücke zurück, für die sich in der neu aufgenommenen Sprache kein adaequater Ausdruck findet, weil die Gegenstände, die benannt werden sollen, mit der einheimischen Kultur im engsten Zusammenhang stehen, man vgl. z. B. oben *ferkele, furkl, terz* usf. Was jeder von uns beim Erlernen einer fremden Sprache beobachtet, daß die rein literarischen Ausdrücke am raschesten erlernt sind, daß die eigentlichen Schwierigkeiten beim Aneignen der Ausdrücke der speziellen fremden Kultur beginnen, gilt ebenso für die Völker wie die Einzelindividuen. Mag auch das eine oder andere der oben angeführten Wörter späteres Lehnwort aus dem Romanischen sein, die meisten Worttypen fehlen der heutigen romanischen Umgebung oder sind in ihr in einer Form vorhanden, daß an dem Charakter der Wörter als romanischer Wortr e l i k t e nicht gezweifelt werden kann.

Wenn ich mir also wiederholt Spitzers Mißfallen zugezogen habe, indem ich gallischen Wortrelikten nachspürte, so geschah dies nicht aus einem „reaktionären Drang nach Exotischem", sondern auf Grund reiflicher Überlegung. Das hat auch Rohlfs, ZFSL. 49, 172 verkannt, der Spitzer in der Warnung vor meiner Keltomanie vorangegangen ist. Trotzdem Spitzer ZRP. 46, 571 schreibt: „Wenn ich lese, daß frz. *ondain* ein gallisches **andedalgil* „Sensenschnitt" sein soll, so muß ich wieder sagen: „difficile est satiram non scribere" und Rohlfs l. c. ein ähnlich freundliches Urteil fällt, möchte ich behaupten: Wenn es ein gallisches Wort im Galloromanischen gibt, so ist es das *andain.* Schon die Umschreibung der Wörterbücher: „Ce que le faucheur coupe à chaque enjambée" deutet eines jener Wörter an, dessen Bedeutung so speziell ist, daß ein adaequater Ausdruck in einer anderen Sprache nur schwer zu finden ist, man braucht nicht einmal eine Übersetzung wie die von Rohlfs zugrundezulegen: „F e l d breite, die ein Mäher mit einem Schnitt a b h a u e n kann." Die Terminologie der Landwirtschaft ist von gallischen Ausdrücken durchsetzt, man vgl. z. B. die Liste gallischer, im Romanischen erhaltener Ausdrücke bei Jud, AR. 6, 199 ff.

Haben denn Spitzer, der auf sein sehendes Auge so stolz ist, und Rohlfs jemals gesehen, was ein *andain* ist? Der Schnitter geht nicht im Kreis herum (*ambitus*), sondern schreitet mit jedem *andain*, jedem „Sensenschnitt", einen Schritt vorwärts. Ich gebe ferner zu bedenken, daß eine Ableitung von *ambitus* wie **ambitanus* oder **ambitaneus* l a u t l i c h i m O s t f r a n z ö s i s c h e n, wo **impotare* zu *emper* wird, n i e m a l s *a n d a i n* e r g e b e n k o n n t e, daß aber jeder Anlaß, in den ostfrz. *andain*-Formen nicht einheimische Wörter zu sehen, fehlt. Ich gebe ferner zu bedenken, daß im Provenzalischen für den Begriff *andain* deutliche Ableitungen von *dalh* „Sense" vorliegen, daß ein südfrz. *dalhado* „Schwaden" die galloromanische Entsprechung des von mir angesetzten **ande-dalg-il* darstellt. Den Einwand, daß diese *dalhado*-Formen nur volksetymologisch umgedeutete *andain*-Formen sind, nehme ich schon jetzt zur Kenntnis. Auch der Einwand sagt nur, was ich behaupte, daß der Schnitter in dem *andain* etwas sieht, was mit der *Sense* im Zusammenhang steht. Wer sich also mit diesem **andedalgil* „Sensenschnitt" nicht befreunden kann, der muß zunächst meine Deutung von *dalh* „Sense" aus dem Gallischen widerlegen, muß dann beweisen, daß ich dem Gallischen auf dem Gebiet der Präfixbildung und Ableitung Willkürlichkeiten zumute; dann ist es erst Zeit, Satiren zu schreiben.

Unter Keltomanie verstehe ich die kritiklose Ersetzung eines nach Form und Bedeutung passenden lateinischen Etymons durch ein keltisches. Dagegen sehe ich darin K e l t o p h o b i e, wenn man ohne Berücksichtigung des Begriffskreises, in den ein Wort gehört, der geographischen Lagerung usf. von vornherein lieber an Schallbildungen, unbeweisbare Bedeutungsübergänge, Begriffssprünge glaubt, als an die Erhaltung eines nach Form und Bedeutung passenden gallischen Wortes. Die Keltophobie Rohlfs' geht aber so weit, daß er l. c. 172 selbst galloromanisch und gallisch verwechselt, vgl. „für *bahut* 'Truhe' ein gall. **baggutum* 'mit Gepäck versehen'". Das wäre allerdings ein merkwürdiges Gallisch. Ich schreibe aber S. 68b „*bahut*... es gehört wohl zu prov. *baga* 'Gepäck', vgl. *bagues,* entspricht dann einem gallorom. **baggutum* 'mit Gepäck versehen'"; und unter *bagues* „... aus gallorom. **bagga,* d. i. Kollektivform zu **baggi,* das vermutlich aus einem gotischen **baggi* zu anord. *baggi* 'Packen', 'Bündel' stammt." Ich denke, das ist doch deutlich genug, daß man nicht in Gefahr kommen sollte, etwas Gallisches darin zu vermuten. Übrigens teilt mir Holthausen mit, daß **bagga* schon für das Gotische anzusetzen ist. Keltophobie ist es auch, wenn Spitzer ZRP. 46, 590 es leugnet, daß afrz. *bourjaine* „Faulbaum" mit gallisch *eburos* „Faulbaum" in Beziehung steht, obwohl *Eburos* im Gallischen als Personenname belegt ist, die Bedeutung des Wortes durch lebende keltische

Entsprechungen gesichert ist, Jud, AR. 6, 208, und es lieber zu frz. *bourgeron* „Knospe" stellt. Spitzer stößt sich daran, daß das -*b*- des gallischen Grundwortes nicht zu -*v*- geworden ist. Mit einigem guten Willen hätte Spitzer die Erklärung wohl selbst finden können. Ich war immer der Meinung, daß lat. intervokalisches -*b*- schon im 1. Jh. nach Chr. zu -*v*- geworden war. Für das Gallische ist ein ähnlicher Wandel in keiner Weise erwiesen, vgl. z. B. die erhaltene Dativform *suiorebe* „den Schwestern". Das gallische -*b*- wird also im Galloromanischen behandelt wie geminiertes lat. -*bb*-. Auch für den Abfall des -*e* läßt sich eine Erklärung nicht allzu schwer finden, s. Rom. Gram. 1, § 373 ff. Spitzer hat aber eine einfachere Deutung. Daß zwischen *bourjaine* „Waid", „Faulbaum" und *bourgeron* „Knospe", „Auswuchs" begriffliche Beziehungen bestehen, beweist er daraus, daß in einem italienischen Dialekt in Barletta, die Pflanze *cavol-fiore,* also Blumenkohl heißt und dies, weil nach Spitzers Gewährsmann die Blüten der beiden Pflanzen sich un tantino ähneln. Nun heißt zwar nicht frz. *chou-fleur* „Waid" oder „Faulbaum", aber es bedeutet auch 'excroissance morbide', und *bourgeron* bedeutet zwar nicht 'excroissance m o r b i d e', aber *excroissance,* infolgedessen besteht kein Grund, nicht zu glauben, daß der Faulbaum als „Auswuchs" bezeichnet wird, besonders wenn bei dieser Bedeutungsübertragung das Suffix -*eron* in -*aine* geändert wird. Das Zwischenglied zwischen dem frz. *bourjaine* und dem frz. *bourgeron* sitzt in Barletta. Seine frz. Entsprechung, frz. *chou-fleur* wird in übertragener Bedeutung verwendet, bezeichnet dann einen krankhaften Auswuchs; warum soll man da nicht für die Bezeichnung einer Pflanze wie Waid, Faulbaum einen Ausdruck gebrauchen, der zwar keinen krankhaften, aber immerhin nicht erfreulichen Auswuchs bezeichnet. Ich fürchte, dieser Fall wird mich von meiner Keltomanie nicht heilen.

Keltophobie ist es ferner, wenn Spitzer ZRP. 46, 587 schreibt: „Gegen Al. Brüggers Rekonstruktion eines gall. *bitriscus* aus dem Frz. des 16. Jh. p r o t e s t i e r e ich." Spitzer, der die Dissertation von A. Brügger über den Zaunkönig selbst besprochen hat, hat vergessen, daß *bitriscus* nicht aus dem Frz. des 16. Jh. rekonstruiert ist (wie stolz wäre ich, wenn mir eine solche Rekonstruktion gelungen wäre), sondern in Glossen, übersetzt mit der agls. Entsprechung von englisch *wren* „Zaunkönig" belegt ist. Aber Spitzer protestiert, und so ist zu erwarten, daß er bei nächster Gelegenheit schreibt: „Es gibt noch immer Keltomanen ...; man soll die Zahl der Etyma eher vermindern, als vermehren, so predige ich seit Jahren" (ZRP. 46, 576).

Wie Spitzer den Kampf gegen die Herleitung frz. Wortgutes aus dem Gallischen auf sein Panier geschrieben hat, nicht weil er

etwa ernstliche Gründe dagegen hätte, sondern weil dies eben sein Prinzip ist, so hat er seit Neuestem auch einen Kreuzzug gegen Wortkreuzungen eröffnet. Auch hierin zeigt er wieder, daß er historisch nicht denken kann, aber auch, daß er trotz gegenteiliger Behauptung die lebende Sprache gar nicht beobachtet: „Der Etymologe erinnere sich, daß das Zeichen + eine Crux bedeutet, d. h. daß man Kontaminationen nicht ohne Not annehmen soll" ... „dem gegenüber sei wieder festgenagelt, daß man zu einer Kontamination nur im Notfall greifen darf", ZRP. 46, 572. Solche Notfälle sind es wohl gewesen, wenn *cafre* in 509, 511 des ALF. = *brou de la noix* = *chale* + *calhofre* ist, wenn *ékafle* = *écale* + *calofre* ist usf. in langer Reihe bei Spitzer WuS. 4, 167. Wieder hätte Spitzer, bevor er ein Prinzip aufstellte, untersuchen müssen, in welchen Fällen s i c h e r e Wortkreuzungen nachweisbar sind. Aus den Belegen bei Meringer, Aus dem Leben der Sprache, und denen, die man selbst auf Schritt und Tritt sammeln kann, ergibt es sich, daß zwei Wörter, die sich begrifflich nahestehen, miteinander verschmelzen können, wenn sie beide gleichzeitig dem Wortschatz des Sprechenden oder einer Sprachgemeinschaft angehören. Welcher Notfall hat der Kreuzung „was anbetrifft" < „was betrifft" + „anbelangt" zu Pate gestanden? Längst bekannt ist die Kreuzung von ital. *principiare* und *cominciare* in italienischen Mundarten. Meine Schüler in Tirol waren überrascht, als ich ihr anschauliches und eindrucksvolles *hintertückisch* als Kreuzung von *hinterlistig, hinterhältig* mit *heimtückisch* rügte. Das ist eigentlich alles so selbstverständlich, daß man sich schämen muß, es wieder niederzuschreiben. Es ist auch mehr der Drang zum Widerspruch, als ernstliche Überlegung, der Spitzer dazu bringt, weder dem Dict. gén. noch mir zu glauben, daß frz. *boirin* „cordage retenant une bouée" eine Kreuzung von mfrz. *oirin* „cordage qui attache une bouée à une ancre" mit *bouée* „Boje" ist. Wenn etwas evident ist, so ist es diese Deutung. Spitzer hält es für wahrscheinlicher, daß *boirin* und das begrifflich fast identische *oirin* nichts miteinander zu tun haben, und daß *boirin* unmittelbar von *bouée* abgeleitet ist. Wo das *-r-* der Ableitung hergenommen ist, beunruhigt ihn nicht. Strenger wird seine Kritik in dem folgenden Fall, in dem ich zu der Erklärung einer Wortkreuzung gegriffen habe und die Verantwortung für die Erklärung allein trage, s. ZRP. 46, 572.

„Nur ein paar Beispiele für die V e r r e n k u n g e n , die mit lat. Wortmaterial vorgenommen werden: *apprivoiser* soll Kreuzung von **apprivatare* 'zähnen' (lies 'zähmen') + *vitiare* 'gewöhnen' sein, wegen des *ei, oi* in den ältesten Texten (soll heißen Belegen), aber wie ... zeigt, entwickelt sich *a* in der gleichen Stellung vor *ti, si* ... ganz regelmäßig zu *e*." Die Kritik ist streng, hoffentlich ist sie so reichlich überlegt wie mein Ent-

schluß, von dem **adprivatiare* des REW. abzugehen. Ein gallorom. **adprivatare* „zähmen" ist morphologisch einwandfrei, vgl. begrifflich und formell paralleles **ad-domesticare,* afrz. *adomeschier.* Es ist durch prov. *aprivadar* = *apprivoiser,* so bei Raynouard 4, 648, und durch afrz. *apriver* = *apprivoiser,* das nicht Abl. von einem nicht bestehenden **prif-* „zahm" sein kann, gesichert. Gallorom. **vitiare* „gewöhnen" ist ebenfalls gesichert, vgl. prov. *vezar* „gewöhnt sein", ital. *avvezzare* u. ä. REW. 9396, wo auch Belege für **vitiare* im Nordfrz. gegeben werden. Die beiden Begriffe „zähmen" und „gewöhnen" stehen meiner Meinung nach auch begrifflich so nahe, daß eine Kreuzung nahe liegt. **adprivatiare* ist im Gegensatz zu **adprivatare* durch nichts gesichert. Ein prov. *aprivazar* steht zwar im REW. 555, ist aber wohl nur wegen des Ansatzes **adprivatiare* erschlossen, da es weder bei Raynouard noch bei Levy zu finden ist. Gäbe es also gar kein lautliches Kriterium, das gegen die Annahme eines **adprivatiare* für afrz. *aprivoisier* spräche, so müßte schon das Vorhandensein eines **adprivatare* im ganzen Galloromanischen und das Fehlen eines **adprivatiare* im Süden gegen ein solches romanisches **adprivatiare* neben **adprivatare* gleicher Bedeutung sprechen. Das lautliche Kriterium ist aber trotz Spitzer vorhanden. Er hat sich die Sache wieder einmal zu leicht gemacht. Hätte er an der von ihm aus M. L., Frz. Gr. zitierten Stelle bei Cohn Suffixwandlungen nachgesehen, so hätte er gefunden, daß *-oison, -eison* mundartliche Formen neben *-aison* sind, er hätte l. c. S. 130 die Literatur zur Frage gefunden, hätte selbst erkennen müssen, daß, wenn irgendwo eine Rückbildung von *-oisier* zu *-aisier* stattfinden konnte, dies in erster Linie bei einem Verbum wie *aprivoisier* hätte eintreten müssen, wo ja in den stammbetonten Formen, z. B. 3. Sing., bei der Annahme einer Grundform **adprivatiat* jeder Grund für einen Wandel von *-ai-* zu *-oi-* fehlt.

Daß also afrz. **apriveer* und *veisier* ähnlicher Bedeutung sich kreuzen sollen, ist nach Spitzer eine Verrenkung. Mir scheint dies ein Fall fast selbstverständlicher Wortkreuzung zu sein, für die auch innersprachliche Gründe vorgelegen haben mögen. Und so bleibe ich wiederum bei meiner ZRP. 43, 524 ausführlich begründeten, in mein Wb. aufgenommenen Deutung des frz. *allécher* „anlocken" als einer Kreuzung von lat. *adlectare* „anlocken" + **leccare* „lecken". Spitzer meint, daß der Weg von *alechier* *„anlecken" zu „anlocken" ganz glatt sei. Daß begriffliche Beziehungen zwischen *lecken* und *locken* bestehen, will ich Spitzer gar nicht bestreiten, sie sind ja im Gegenteil geradezu die Voraussetzung der von mir angenommenen Kreuzung. Aber begriffliche Berührungen beweisen an und für sich noch keine begriffliche Identität. Ich frage Spitzer: Ist es wahrscheinlich, daß frz. *allécher* „anlocken", daß afrz. *allaitier* „anlocken"

beide nichts mit lat. *allectare* „anlocken" zu tun haben, dessen Leben im Romanischen durch Entsprechungen von Rumänien bis ins rätoromanische Gebiet gesichert ist? Ist es wahrscheinlich, daß ein *alechier* *„anlecken", das es nicht gibt, und ein *allaitier* „säugen", das es gibt, ohne äußeren Anlaß beide die Bedeutung „anlocken" angenommen haben, oder ist es wahrscheinlicher, daß ein vorhistorisches *adlectare,* das in Gefahr ist, in irrtümliche Assoziation mit *lectus* gebracht zu werden, sich in den Bereich von **leccare* bzw. *adlactare* flüchtet, die beide begriffliche Beziehungen zu *adlectare* „anlocken" haben? Hier liegt ein biologisches Problem vor, das einer ähnlichen Behandlung harrt wie sie Jud RLiR. 1, 192 ff. den Verben des Auslöschens zuteil werden ließ.

Meine Wortkreuzungen haben das Unglück, bei Spitzer stets Tadel hervorzurufen: „Welch primitive Schulmeisterpsychologie schlummert unter solchen als selbstverständlich unterstellten Kontaminationen: Ermahnung ist lästig!" Ich hatte nämlich afrz. *amonester* „ermahnen" als Kreuzung von **admonitare* + *molestus* bzw. **admolestare* + *admonere* erklärt. Ich denke nun wieder, daß Ermahnung einmal lästig ist, nicht nur in der Schulmeisterpsychologie, und ich kann in der Kreuzung von **admonitare* „ermahnen" und **admolestare* „belästigen" ebenso wenig eine Verrenkung erkennen als in der Kreuzung von *allectare* und **leccare.* Aber Spitzer weiß wieder Besseres, wenn es auch diesmal nichts Neues ist. Ich lehne nämlich s. v. *admonester,* die alte Erklärung Ulrichs, Rom. 8, 264 ab, der in dem schon vlat. **admonestare* eine Ableitung von einem regional stark beschränkten *-estus* Partizipium zu *moneri* sieht. Also schlägt Spitzer Ulrich nach und findet, daß dieser ein prov. *carestia* „Hungersnot" zu einem ähnlichen *-estus* Partizip zu lat. *carere* stellt. Spitzer findet nun aber REW. 99 die Zurückführung dieses in Italien, Spanien, Südfrankreich verbreiteten Wortes auf ein gr. *acharistia,* findet vielleicht, daß *carere* im Romanischen nirgends erhalten ist, das ist lästig = *molestum,* aber das macht nichts: „Warum nicht *-estus* Partizip?, weil die *-estus* Partizipien in Frankreich nicht zu Hause sind? Aber *carestus* (ohne *) in prov. *carestia* „Hungersnot", zu *carere* (*acharistia* scheint mir viel schwieriger) ist eine gute Parallele Ulrich's". Ja was wäre keine gute Parallele, wenn sie dazu dient, zu zeigen, daß das Berliner Orakel wieder einmal gefehlt hat? Da nimmt man lieber in Kauf, daß man eine vlat. Ableitung von einem nicht vlat. Partizipium, das sich in späterer Zeit regional ganz beschränkt entwickelt hat, bildet, daß man ein Verbum in der Ableitung zu neuem Leben erweckt, das sonst untergegangen ist usf. Dazu noch eine schöne Ermahnung, und die Beweiskette ist geschlossen.

Spitzer als Bekämpfer der Keltomanie und Spitzer als Kämpe gegen Wortkreuzungen reichen sich die Hände zu gemeinsamer

Abwehr, wenn nun gar eine Kreuzung eines gallischen Wortes mit einem romanischen angenommen wird. Seinen Standpunkt betont Spitzer in gewohnt taktvoller Weise besonders energisch ZRP. 46, 591 (zu *bouse* 'Kuhfladen'): „Kreuzung von *boue* '*Kot*' oder *bos* 'Rind' mit gallisch **mudso* 'Exkrement'. Sonst nichts mehr? Ein Etymologisches Wb. ist der Gelegenheitsmacher für allerlei Wortbegegnungen, und Kontaminationsgesponse sind in allen Sorten und Preislagen zu haben: vom ausgewachsenen Rind bis zum Straßenkot". Schon Meyer-Lübke hat Spitzer einmal vorgeworfen, daß dieser die Verhältnisse bei doppelsprachiger Bevölkerung nicht berücksichtigt. Spitzer hat auch unterdessen nichts dazugelernt, selbst nichts aus Schuchardts Schrift Slawodeutsches und Slawoitalienisches, s. Schuchardtbrevier S. 18, die Spitzer also doch wohl gelesen hat. Die galloromanische Bevölkerung war, wie zuletzt Hubschmied nachgewiesen hat, jahrhundertelang doppelsprachig. Und da soll es ein Kontaminationsgespons sein, wenn ein einheimisches gallisches Wort mit einem begriffsverwandten romanischen verschmilzt. Die klassischen Belege solcher Kreuzungen, die Ascoli gegeben hat, sind rasch weggedeutet. **cremere* für *tremere,* das sich nur auf ehemals gallischem Boden findet, ist nicht *tremere* + gallisch **krito* (und wie wenig Spitzer logisch zu denken versteht, zeigen seine Fragen: „Dann volksfrz. *cravail* = travail + gall.... ? Span. *crema* „Trema" = *trema* + gallisch.... ? Nein, volksfrz. *cravail,* neben dem *travail* besteht, ist eine scherzhafte Kreuzung von *travail* mit *crever,* spanisch *crema* ist ein ganz unvolkstümliches Wort, dagegen der Ersatz von *tremere* durch *cremere* vorhistorisch, durchaus volkstümlich, so sehr, daß *tremere* vollständig untergeht). Auch *orteil* für *arteil* ist nicht Kreuzung von *articulus* mit gallischem *ordiga* „Zehe", das sogar in Glossen belegt ist, sondern es ist, 'wie Spitzer seit Jahren schreibt', ZRP. 46, 614, Kreuzung von *articulus* mit *ongle.* Daß sich diese Kreuzung von *articulus* und *ungula* wieder nur auf ehemals gallischem Boden aufgedrängt hat, ist Zufall. Noch größer ist der Zufall, daß das geschlossene *o* von *orteil,* wenn es von *ungula* stammt, im Französischen nicht zu *ou-* geworden ist wie das *o* von *ourdir.* Wie steht es übrigens bei der Kreuzung *arteil* + *ongle* zu *orteil* mit dem 'Notfall', in dem man allein zu einer Kreuzung greifen darf? Aber, wer nicht sehen will, dem kann man nicht die Augen öffnen. Mir scheint es bis auf weiteres gar nicht unwahrscheinlich zu sein, daß die galloromanische Bevölkerung, die zur Zeit ihrer Doppelsprachigkeit ein keltisches **mudso,* **muso* „Exkrement" gekannt hat, in deren Sprache **bauwa* „Kot" und *bove* „Rind" bestanden, bei der Vorstellung eines Kuhfladens sowohl an ihr **muso* wie an ihr **bauwa* oder *bove* ererinnert worden sein kann. Wenn es Spitzer zu unpoetisch zu sein scheint, daß ich begriffliche Beziehungen zwischen Kuhfladen

und Rind, Kot konstruiere, dann möge er REW. 1244 einsehen. Übrigens erwarte ich noch Spitzers Deutung von *bouse*. Wäre ich Spitzer, so würde ich schreiben: natürlich ein Schallstamm! Bei *bouse* hört man geradezu das Schlürfen des entgleitenden Kuhfladens.

Wenn Spitzer dem Gallischen keinerlei Einmengung in den galloromanischen Wortschatz gestattet, so ist es nur folgerichtig, daß auch das Fränkische keinen entsprechenden Einfluß ausgeübt haben kann. Auch die Franken haben ihre Muttersprache im selben Augenblick vergessen, wenn sie den Mund zu romanischer Rede auftaten. So verfällt Spitzer denn in Extase, weil ich *éprendre* „sich entzünden" als Kreuzung von **exprendere* und fränkisch **brinnan* „brennen" ansehe, ZRP. 46, 616; und hat nachsichtig die Einwirkung des begriffsverwandten fränkischen **brunst* auf *brûler* verziehen, wohl weil Baist einst diese Kreuzung für möglich hielt. Einstweilen können wir darauf gespannt sein, wie Spitzer die Fälle, in denen für rom. *v*- gallorom. *gu*- erscheint, deuten wird.

Bei dieser Einstellung den alten Sprachzuständen gegenüber ist es nun nicht verwunderlich, daß Spitzer den Ergebnissen der historischen Grammatik gegenüber eine souveräne Verachtung zeigt. Ich, als Reaktionär, stehe auf dem Standpunkt, daß die Lautlehre das kleine Einmaleins der Sprachwissenschaft ist. Spitzer hat dieses kleine Einmaleins weder auf der Schulbank mechanisch erlernt, noch ist er später in seine Geheimnisse eingedrungen. Deshalb bleibt der Etymologe Spitzer ein Dilettant. Beweise? 1911 schreibt Spitzer ASSL. 155 *arbitrarium* wird über *a(l)bitrarium* zu *avitarium*, *aviaire*, prov. *viaire*. Was machen die Zwischentonvokale, das -*t*-? Oder soll hier vielleicht gelehrte Entwicklung eines sehr gelehrten Wortes vorliegen, mit Rückfällen in die Lautentwicklung Nordfrankreichs auf südfranzösischem Boden? Immerhin, das kann eine Jugendsünde sein, Schwamm drüber! Bibl. AR. 2/3, 146. Westfrz. *bouette* „Luftloch" ist = *būcata* zu frz. *buée* mit dem Verweis auf Verrier-Onillon, der schreibt: *bouet* — „trou qui laisse passer le lessif quand on fait la *buée*". Der Anklang von *bouet* an *buée* genügt, um Spitzer vergessen zu machen, daß -*ū*- in Westfrankreich nicht zu -*ou*- wird. Morvan *chevonia* „Netz zum Grundelfang", dazu pik. *caborne* ist **capitone*, trotz *capitellu* zu afrz. *chadel*, prov. *cadel*. Meine Zusammenstellung von westfrz. *chagraigner* u. ä., s. EWFS. s. *chagrin*, mit afrz. *grain* „Kummer" ist nach Spitzer nicht annehmbar, solange dieses afrz. *graim* nicht belegt ist. (Afrz. *grain* bedeutet 'gram' als Adjektiv, aus dem in meinen Aufzeichnungen tatsächlich bedauerlicherweise ein 'Gram' als Substantiv geworden war; für die Abl. ist es aber natürlich ganz gleichgültig, ob ein adjektivisches oder ein substantivisches *grain* zu-

grunde liegt.) Spitzer setzt für mein *grain grigner*. Daß *-ign-* im Westfrz. nicht zu *-aign-* wird, vgl. angev. *chagraigner* neben *dégrigner,* ficht große Geister nicht an. ZRP. 1923, 589: Spitzers Abneigung gegen Rekonstruktionen ist noch nicht stark genug, um ihn vor dem Ansatz eines **caluginare* zu **calugo* „Dunkelheit" als Grundwort für frz. *cligner* zu warnen. Dieses **caluginare* wird nun bei Spitzer über **queluignier* zu *cluignier*; s. Schwan-Behrens § 87, Anm., besonders die Entwicklung von *caligine* zu *chaline*. ZRP. 42, 25 *égoger* „von einem Kalbsfell Ohren, Schwanz, Klauen usf. lostrennen", ist nach Spitzer **excuticare,* das, wie die stammverwandten Bildungen, nirgends ein *-g-* entwickelt hat und nicht entwickeln kann, s. EWFS. *écoucher*.

Bei dieser künstlerischen Auffassung der Lautentwicklung sieht nun Spitzer allerdings oft Zusammenhänge, die dem in den Banden des historischen Denkens befangenen Auge verborgen bleiben. Ich weise unter *charançon* „Kornwurm" nach, daß in Glossen ein *carius* „Holzwurm" bezeugt ist, daß im 16. Jh. die Doppelformen *charanton* und *charançon* belegt sind, und nach einem Prinzip, das zwar schon Diez gekannt hat, das aber Spitzer immer wieder predigt: „Man trenne ein Wort in Stamm und Endung", stellte ich aus diesen beiden Formen den gemeinsamen Stamm [*šarã*] fest. Daß in der Ableitung einmal *-t-*, das andere Mal *-ç-* erscheint, habe ich nicht weiter begründet. Damit mich Spitzer nicht wieder auf die Lautlehre verweist (mit der die Erscheinung nichts zu tun hat), füge ich schon hier hinzu: vgl. frz. *dainceau* und *dainteau* „junger Damhirsch", zu *daim,* oder angev. *coincer* und *cointer* „verkeilen" zu *coin* usf. Und nun baue ich eine Brücke zu dem lat. *carius* „Holzwurm", indem ich das erschlossene [*šarã*] als **charenc* deute, d. i. also eine *-ing* Ableitung zu dem angeführten lateinischen Stamm. Daß dieses *-ing* auch bei Neuableitungen von lateinischem Wortmaterial zur Bezeichnung kleiner Tiere in Gebrauch stand, läßt sich z. B. aus prov. *troienc* erschließen. Ob nun die Zwischenstufe ein **charant* oder ein **charenc* ist, tut nichts zur Sache. Die Tatsache, daß ich eine verbindende Form mit einem Stern versehen muß, genügt, daß Spitzer ein 'Sternengefunkel' sieht. Dem weicht er nun mit seiner Erklärung aus: „I c h aber sage: *charençon* gehört zu *sérancier*" (ZRP. 46, 595, lies *charançon* ... *sérancer*), und damit die Sache ganz klar wird, fügt Spitzer in Klammer hinzu: afrz. *chierenchier*. Schuchardt schreibt einmal, ZRP. 25, 252, „Ein Urteil, das sich in einer bestimmten Frage einem anderen ausführlich begründeten gegenüberstellt, sollte, falls es einem flüchtigen Eindruck entsprungen ist, überhaupt nicht aufs Papier gebracht werden." Wieviele von Spitzers Werken wären entstanden, wenn Spitzer diesen Grundsatz seines Lehrers befolgt hätte? Mir wirft Spitzer, s. Bemerkungen zu

caboter, mangelnde Gründlichkeit vor. Leider hat Spitzer, als er seinen Geistesblitz *charançon* = *séranceur* niederschrieb, vergessen, die Karte 1492 des ALF. anzusehen, er hat es unterlassen, bei Jud, Rom. 49, 399 f.; bei Gerig, Hanf und Flachs 75 nachzulesen. Aber selbst wenn Spitzer nur ein wenig Lautlehre studiert hätte, hätte er erkannt, daß *charançon, charanton* ein etymologisches *ca-* zugrunde liegt, *sérancer* dagegen etymologisches *ce-*, er hätte dann erkannt, daß *chierenchier,* das Spitzer den Weg von *sérancer* zu *charançon* ebnet, pikardische Form ist, vgl. heute pik. *chérain* usf. Wie erklärt sich ferner bei Annahme eines Zusammenhangs von *charançon* mit *sérancer* das *-t-* der Ableitung *charanton?* Druckfehler? Die angeführte Karte des ALF. zeigt nur leider, daß dieses *charanton* durchaus lebendig ist. Der Geistesblitz hat vorbeigeblitzt.

Aber für Spitzers Methodik ist dieses Beispiel auch sonst lehrreich. Er 'sieht', daß *charançon* zu *sérancer* „hecheln" gehört und nichts mit *calandre* „Kornwurm" zu tun hat; und mit dem Sehen wird auch der begriffliche Übergang klar. Aus einer Stelle bei Nemnich, aus der hervorgeht, daß die Larven von Kornwürmern in so großer Menge in Kornhaufen vorkommen können, daß vom Korn schließlich nur die Kleie übrig bleibt, ersteht seinem Auge das Bild des Hechelns, d. h. des Auskämmens der Wolle. So wird der „Kornwurm" zum „Hechler", also frz. *séranceur,* halt nein, *charançon.* Wenn das künstlerische Auge Spitzers zu solchen Ergebnissen führt, kann ich mich einer gewissen Bedenklichkeit allerdings nicht erwehren.

Man möge nun aber ja nicht glauben, daß Spitzer den Zwang der Lautgesetze auch für seine wissenschaftlichen Gegner ablehnt. Er schreibt vielmehr ZRP. 46, 593 anläßlich meiner Deutung von frz. *brouette* als einer Ableitung von in Glossen bezeugtem *birrota*: „*brouette*... zu **berrou* aus *birrotis* — und die Lautgesetze? Man schielt nach ihnen nur, wenn sie zur Ablehnung einer semantisch tadellosen Erklärung dienen sollen." Ich kann Spitzer in alter Freundschaft nur den Rat geben, den Ausdruck 'Lautgesetze' in einer Polemik nie in den Mund zu nehmen. In dem vorliegenden Fall kann sich Spitzer erschöpfende Auskunft bei Schwan-Behrens, § 15, Anm. 4 holen, wenn er es nicht vorzieht, seinen linguistischen Horizont durch einen Blick in die Rom. Gram. 1, § 602 zu erweitern. Und wenn das auch noch nicht genügt, bei Spitzer die Zweifel bezüglich der Zurückziehung des Akzentes auf den Stammvokal im Vulgärlateinischen zu beseitigen, verweise ich ihn auf REW. 1115, *birotus* > engad. *biert,* und damit er mir das nächste Mal nicht mit einem Vorschlag *bírotus* > *bíretus* > *bírtus* > *biert* komme, will ich ihm verraten, daß *-ie-* im Engadinischen die Entsprechung eines betonten *-ŏ-* vor einem *-u-* ist. Und wenn Spitzer dem engad. *biert* nicht glaubt und in

ihm eine Rückbildung aus **bierz-* **birotium* sieht, so wird ihn REW. 8912 (*tripĕde* > frz. *trépied*) vermutlich beruhigen.

Noch in einem zweiten Fall zeigt Spitzer seine Kenntnisse in der Lautlehre, um mich der Haltlosigkeit meiner Behauptungen zu überführen. Er schreibt, ZRP. 46, 610, „afrz. *esbochier* „entwerfen" des 14. Jh. könne nicht zu afrz. *bauc* „Balken" gehören, weil die alten Formen ... ein stammhaftes *-o-* sichern. Wie will G. das im 14. Jh. beweisen, wo *osberc* schon im Rol. ein *halsberg* > **ausberc* darstellt". Spitzer glaubt mir also trotz ZRP. 43, 560 nicht, daß afrz. *esbochier* ein *-o-* im Stamm hat; er bringt zwar bei den echten Ableitungen von *bauc* keine Belege für *-o*-Schreibungen vor dem 16. Jh., er bringt auch keinen Beleg dafür, daß *ébaucher* vor dem 16. Jh. wenigstens einmal mit *-au-* geschrieben wurde, aber alles das wird durch das *osberc* der Handschrift O des Roland gut gemacht.

Wieder muß man sich schämen, „alten Kohl aufzuwärmen", wie M. L. unlängst schrieb. Dieses *osberc* hat schon vor Spitzer die Wissenschaft beschäftigt. G. Paris, Rom. 17, 437 (vgl. auch Goldschmidt, Festg. Foerster 58) hat sich nicht mit der Feststellung der lautlichen Absonderlichkeit dieses *osberc* begnügt, sondern schreibt: „Il est clair d'après cela que c'était du midi que venaient... les pièces d'armure... l'absence d'h n'est pas la seule singularité du mot *osberc*. Si le mot vient ... de l'allemand *halsberc*, il nous présente en outre *o* < *au* < *al* à une époque ... ou il n'y a pas encore d'exemple même de la vocalisation de *l*." Wenn mir nun Spitzer noch nachweist, daß afrz. *esbochier* vor dem 8. Jh. aus dem Provenzalischen entlehnt worden ist, wo ein **esbaucar* „aus dem Balken herausschlagen" zwar nicht belegt ist, aber vor dem 8. Jh. vielleicht bestanden hat; wenn mir Spitzer nachweist, daß meine Zusammenstellung des ältesten frz. Beleges von *esbochier* = „reuten" mit afrz. *esbochier* „aus dem Groben herausarbeiten" unrichtig ist, dann werde ich die Möglichkeit eines Zusammenhanges von frz. *ébaucher* mit *bauc* „Balken" zugeben. Aber selbst dann werde ich es ablehnen, in *osberc* einen Beweis für den Wandel von *a* + *l* + Ks. zu *-o-* schon zur Zeit des Rolandsliedes zu sehen.

Wie Spitzer nicht zu überzeugen ist, daß afrz. *a* + *l* + Ks. nicht zu *-o-* geworden ist, so glaubt er auch nicht, daß im Altfrz. *-eill-* noch mit *-l'-* gesprochen wurde; vgl. ZRP. 46, 602. Frz. *horion* „heftiger Schlag", dazu *horié* „prügeln"! (bei Spitzer wird der heftige Schlag zu einem 'Ohrschlag') wird trotz *h-*, das nach Spitzer wahrscheinlich lautmalend ist, zu *oreille* gestellt. Wäre ich Spitzer, so würde ich schreiben: „Mein Einspruch, ZRP. 43, 543, wird nicht berücksichtigt. G ... -iana non leguntur."

Das Kapitel „Spitzer und die Lautlehre" ist unerschöpflich.

Frz. *courge* „Tragstange" ist nach Spitzer, ZRP. 46, 605, nicht lat. **curbia*, dazu der Vorwurf „G. stellt das Wort zu gallorum." (sic) **curbia* „gekrümmter Gegenstand"... und belegt es aus den modernen Dialekten, u. a. aus Morvan: Warum hat er aber nicht de Chambure sorgsam gelesen?... Chambure gibt auch die Etymologie *corrigia*, vgl. frz. *escourgée* < **excorrigiata*". Auch die Lautlehre hat ihre Geheimnisse. Ein solches ist die Tatsache, daß sich die Laute unter dem Tone anders entwickeln als vor dem Ton. Daß lat. *corrigia* schon vlat. zu **correia* wurde, kann Spitzer wieder aus Schwan-Behrens § 150, Einl. und § 151 lernen. Will er besonders gründlich sein, so kann er dazu nachlesen, was Jud in der Festschrift für Morf über die Entwicklung der Zehnerzahlen im Romanischen schreibt. Daß ein vlat. **correia* auch im Morvan nicht zu *courge* werden kann, das zu erkennen, verlangt nicht einmal Spezialkenntnisse auf dem Gebiete der zentralfrz. Mundartenentwicklung. Morvan *corge* „fouet, lanière de cuir" ist vielmehr eine lokale Rückbildung von *corgée* „Schlag mit dem Riemen", und dieses ein gallorom. **correjata*, **corrigiata*, wo nun *-j-* nachkonsonantisch und in dieser Stellung zu *-ž-* wird. Mit diesem Morvan *corge* „Lederriemen", das regional ganz beschränkt ist, soll nun aber das *courge* identisch sein, das nicht nur im Übergangsgebiet zwischen Norden und Süden, sondern auch im Normannischen lebt, s. EWFS. 266a. Die Logik, mit der nun Spitzer den begrifflichen Übergang von 'Lederriemen' zu 'Tragstange' begründet, ist ein Kapitel für sich. Im Morvan besteht nämlich die *courge* aus einem Stab und einem Riemen (courge, appareil composé d'un bâton, quelquefois d'un cerceau, et d'une courroie). Daraus schließt Spitzer, daß die Tragstange = *courge* als Riemen bezeichnet wird. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit an die 'Kraxen' genannten Rückenkörbe in Tirol, die auch an zwei gekreuzten Bändern getragen werden. Also ist 'Kraxen' zweifellos ein Ausdruck, der ursprünglich „Bänder" bedeutet hat. Als Beweis, daß dieses Morvan *corge* nun wirklich *corrigia* ist, zitiert er noch Chambure „dans quelques patois, le dimin. *corgeon, courgeon,* s'applique à la bande ou lanière de cuir, qui lie ensemble" usf. Ein *corge* „Lederriemen" und daneben ein *corgeon, courgeon* „Lederriemen" beweist nach meiner Meinung die eine überraschende Tatsache, daß auch im Morvan zu Femininen wie *corge* Deminutiva auf *-on* gebildet werden können wie im Französischen. Für die Etymologie von *courge* „Tragstange" beweist dieses Nebeneinander ebensoviel wie etwa eine Ableitung *coursier* „Renner" für die Etymologie von *coursier* „Verbindungsgang auf Galeeren". Wenn ich also in einem von einem Laien wie Chambure verfaßten Wörterbuch einen Dialektausdruck nachlese, so tue ich dies wie Spitzer in der Regel 'sorgsam'. Ich schätze wie Spitzer die

Zusammenstellungen des Einheimischen wegen des eminenten Sprachgefühls, das in solchen Zusammenstellungen bisweilen enthalten ist. Ich erlaube mir aber auch eine gewisse Kritik dem Autor gegenüber, bei der die Lautlehre offenbar eine größere Rolle spielt als bei Spitzer.

Was hat übrigens dieser gegen mein **curbia*, das auf Thomas zurückgeht, einzuwenden? Hat Spitzer vielleicht vergessen, daß Thomas einen langen Aufsatz geschrieben hat, der die Lebensfähigkeit der *-ia* Abl. im Galloromanischen, Typus **latia*, erwiesen hat? Die Bedeutung? Spitzer läßt sich doch sonst recht gerne von den Wörterbüchern inspirieren. S. nun Littré „*courge* — bâton un peu r e c o u r b é à l'aide duquel on peut porter....". Wegen der Konkretisierung dieses ursprünglich abstrakten **curbia* s. die Bemerkungen zu *anchiflure.*

ZRP. 46, 598, *charnier* „Weinpfahl" gehört nach Spitzer nicht zu *charasson* „Weinpfahl". „Gilliéron leitete das Wort in seinen Vorlesungen auf *carpinus* zurück" (sic), „dazu dann wahrscheinlich *charnière* 'Scharnier'". Das sind wohl 'hagebüchene' Scharniere. Schade, daß uns die weitere Begründung des Bedeutungsüberganges von „Weinpfahl" zu „Scharnier" noch nicht zuteil geworden ist. Wegen der lautlichen Unmöglichkeit, *charnier* mit *carpinus* zu vereinigen, vgl. ALF. 434, 241.

ZRP. 46, 611 *échanger* „ausschweiben", d. h. „die schon einmal gewaschene Wäsche noch einmal durchs Wasser ziehen, um den oberflächlichen Schmutz zu entfernen," alt *essangier*, ist nicht **exsalicare*, „den Schmutz entfernen", als Gegenbildung zu **expuricare* (daß *l* hier nicht zu *-u-* wurde, erkläre ich daraus, daß der begriffliche Zusammenhang von **exsalicare* mit *sale* ebenso gefühlt wurde wie der zwischen *expuricare* und *purus*, aber darauf kommt es hier nicht an). Dazu schreibt Spitzer: „**exsaniare* wäre lautlich nicht möglich. Also *lange* < **lanica*, *linge* < **linica??*" Ja die Geheimnisse der Lautlehre! **Exsaniare* kann tatsächlich nicht zu *essangier* werden, weil, wie schon Diez wußte, wahrscheinlich auch schon Ménage, im Vulgärlateinischen *-ni-* zu *-ñ-* geworden ist und ein vlat. *essañare* im Galloromanischen einmal kein *-ž-* entwickelt. Es hat aber in der gallorom. Vorzeit einmal eine Periode gegeben, in der ein *-j-* nach Konsonanten zu *-ž-* wurde, in der also das oben erwähnte **correjata* zu *corgiée* wurde. Und damals ist **lanja*, **linja*, die unter dem Einfluß von *lana*, *linum* ihr dentales *-n-* wieder rückgebildet haben oder unter dem Einfluß der Stammwörter regional niemals zu *liña*, *laña* geworden waren, zu *lange*, *linge* geworden. Das hat Herzog überzeugend erklärt, das steht auch AR. 6, 72.

ZRP. 46, 596. Es gibt ein lyonesisches *couame* „verlegen", berrich. *couème* „Dummkopf", das aus dem Rotwelsch stammt, und ein *coesme* „Kuhfladen", „Dreck", „Kot" in der Mundart von Guernesey bis zur Wallonie, s. EWFS. s. *camelot* 2. Spitzer

beweist, daß *couème* „Dummkopf“ von *couenne* „Schwarte“ kommt, das ebenso durchgehend *-n-* zeigt wie *couème* *-m-*. Ist das auch ein Fall, wo die Dame Semantik vor der reaktionären Phonetik den Vortritt verdient? Ich denke, man findet ebenso einen begrifflichen Übergang von „Dreck“ zu „Dummkopf“ und „Großkrämer“, wie von „Schwarte“.

Spitzer versteht zwar nichts von Lautlehre, aber er kann in Fragen der Lautlehre witzig werden, vgl. ZRP. 46, 592 „*bréhaigne*: noch immer *barbarus* > *brabarus* > *brabanea* > *braänea* wie bei Ménage *faba* > *fabarius* > *fabaricus* > *fabaricotus* > *faricotus* > *haricot*. O unsterblicher Voltaire!...“ Und dazu nun zur Fundierung der Entrüstung: „Von vornherein sollte klar sein, daß ein nur nordfrz. Wort nur innerhalb dieser Sprache sich erklären könnte.“ Hier liegt allerdings ein Problem der Lautlehre vor, dem Spitzer nicht gewachsen ist. Das Beispiel ist aber auch sonst lehrreich. Spitzer hat einen Geistesblitz, eine Etymologie fliegt ihm zu. Zeigen die Handwörterbücher, daß das betreffende Wort etymologisch noch nicht erklärt ist, so wird die neue Etymologie rasch zu Papier gebracht. Steht aber eine andere Etymologie im Wege, so wird zunächst das Zutrauen zu dieser erschüttert. Das geschieht in der Form einer Frage: Vgl. Jb. 152, „Frz. *calotte* wurde von Schuchardt an gr. καλύπτρα angelehnt... wie aber, wenn es einfach *-otte* Abl. von *caler* „bergen“ ist?“ Oder ZRP. 43, 762, „Wie aber, wenn ich dem Ausgangspunkt *tierra brava*... aus *barbara* aus l a u t l i c h e n Gründen skeptisch gegenüberstehe?“ Schon energischer, durch den allgemeinen Ton beeinflußt, ist der Angriff, ZRP. 46, 570, „Wie rührend, daß die Romanisten ohne weiteres an *abri* zu *apricari* 'sich sonnen' glauben, obwohl weder Lautliches noch Semantisches in Ordnung ist“; darauf die Lebensweisheit: „solchen minderwertigen alten Weggenossen schüttelt man nicht gerne ab“. Die zweite Etappe des Angriffs wird etwa folgendermaßen eingeleitet: „Ich predige schon seit Jahren, daß *barbarus* nichts mit *bravo, abri* nichts mit *apricari* zu tun hat“. Dazu nun die Schlußattacke: G. hält noch immer an *abri* zu *apricari*, *bravo* zu *barbarus* fest, wo ich doch längst nachgewiesen habe. daß **brav-* das Brüllen des brünstigen Stiers wiedergibt, daß sich in *abri* das Entzücken malt, mit dem der Flüchtling seine Rettung begrüßt. (Bis hierher eigene Rekonstruktion. Nun folgt wieder unverfälschter Spitzer.) „Wer nur Ohren hat zu hören, wird auf Schritt und Tritt Malerisches und Dekoratives, Spielerisches und Ornamentales in der Sprache erkennen“ (Jb. 151). Wer jetzt Spitzer noch nicht glaubt, dem fehlt eben die nötige Elastizität den Tatsachen und Menschen gegenüber.

Spitzer kämpft also gegen *barbarus* > *bravo*. Der Kampf ist umso erfreulicher, je weiter man am Gegner vorbeischießt. So hat denn Spitzer den Aufsatz Cornu's in Rom. 13, 110, in dem

barbarus „zum Weggenossen erhoben worden ist“, nicht weiter aufgesucht. Dort steht ein spanisches *tierra brava* „unfruchtbares Land“ und daneben im 9. Jh. belegt *terras ruptas vel barbaras, terras cultas vel barbaras, terras barvaras,* und wieder in der Cronica rimada *bravo era el val de Palencia, ca non avia y poblado.* Ist nun *tierra brava* des Spanischen mit dem *terra barbara* des 9. Jh. identisch, oder haben die Schreiber des 9. Jh. die gleiche Idee gehabt wie Cornu im 19. Jh., daß ein gesprochenes *bravo* „unfruchtbar“, „wild“ mit lat. *barbarus* zu latinisieren sei? Ein merkwürdig scharfes etymologisches Empfinden wird diesen Schreibern des früheren Mittelalters zugetraut. Da scheint es mir doch wahrscheinlicher, daß diese Leute wirklich noch **brabaru, barbaru* oder ähnlich gesprochen haben. Und nun denke ich, wäre der Platz für die Dame Semantik gegeben, die über lautliche Schwierigkeiten hinweghelfen müßte, wenn solche ernstlich bestünden. Wenn ich bei offenkundigem Zusammenhang eines alten Wortes mit einem neuen die lautlichen Zwischenglieder erkennen will und die Lautentwicklung zunächst unklar ist, dann gehe ich in der Regel nicht mit Ménage von der alten Form, sondern von der neuen aus, und rekonstruiere mit Hilfe der Lautgesetze, bis mir diese Gesetze das Weitergehen verbieten. So komme ich von spanisch *bravo* „wild“, „unfruchtbar“ und prov. *brau* „rude“, „dur“, „farouche“, die man bei einiger vernünftiger Überlegung nicht voneinander trennen kann, zu einer Grundform **bravu, *brabu,* und da man wieder das lat. *barbarus* in *terra barbara* von dem spanischen *bravo* in *tierra brava* nicht trennen kann, liegt das Problem in der Frage, wie wird *barbarus* zu *brabus.* Wenn man nun die Lautgesetze nicht als „unliebsame Weggenossen“ ansieht, sondern als die Kristallisierung der Entwicklungstendenzen, dann ist das Problem im Grunde gar nicht so schwierig zu lösen. Ein Wort von der Form des lat. *bárbarus* steht unter einem doppelten Dissimilationszwang. Die Umstellung des ersten *-r-* ist nicht auffälliger als in den bekannten *turbulus, turbulare.* Ein *barbarus* gleichgebautes zweites Wort besteht nicht, das man zum Vergleich heranziehen könnte. Wenn Spitzer an dem Schwund des zweiten *-a-* in *barbarus* Anstoß nehmen sollte, so erinnere ich ihn an die Ortsnamen vom Typus *Neuville,* nicht **Neuveville,* lat. *novavilla,* in dem das *-a-* zwischen den beiden *-v-* gegen alle sonstigen Fälle der Erhaltung des vortonigen *-a-* geschwunden ist usf. Wenn aber Spitzer gegen alle Evidenz weiter darauf beharrt, den Zusammenhang von *bravo* und *barbarus* zu leugnen, die Existenz eines rom. *bravu* „wild“ läßt sich nicht aus dem Weg schaffen. Ebenso nicht die Tatsache, daß spanisch *tierra brava* und afrz. (*terre*) *brehaigne* begrifflich identisch sind. Es ist daher eine petitio principii, wenn nun Spitzer lehrend behauptet: „Von vornherein sollte klar sein, daß ein nur nordfrz. Wort nur

innerhalb dieser Sprache sich erklären könnte". Es liegt vielmehr der Fall vor, daß in Nordfrankreich ein Stamm nur in einer A b l e i t u n g vorkommt, der sich, n i c h t abgeleitet, über einen großen Teil der Romania erstreckt. Belege kann sich Spitzer ohne große Mühe aus dem REW. zusammensuchen. Daß nun **braba* in *terra *braba* durch die Ableitung **brab-anea* ersetzt wurde, ist nicht auffälliger als *montania* für *monte, campania* neben *campus*; das Suffix verleiht der Bildung kollektive Funktion. Daß ein solches **brabanea* zu *bra-anea* dissimiliert werden m u ß t e, glaubt mir nun Spitzer trotz ZRP. 43, 557 nicht. Schon Schwan Afrz. Gr. § 55; ZRP. 12, 205 f. hat das Gesetz beobachtet, daß, wenn zwei gleiche Dauerlaute oder zwei stimmhafte Konsonanten aufeinanderfolgen, einer der beiden, in der Regel der zweite, dissimilatorisch schwinden: *jejunium* > **jehunium* (*h* als Zeichen, daß die beiden Silben geschieden bleiben), daher afrz. *jëun,* nicht **jejun; *warwulfus* wird **warulfus,* frz. *garou.* Der erste Konsonant schwindet in der Regel nur dann, wenn der zweite als Teil des Suffixes oder sonstwie durch verwandte Formen gestützt wird. Daher denn Thomas, Mél. 30; 116/7, ein frz. *bavéole* < *blavéole* zitiert, afrz. *petre* < *pyrethre.* Andresen, ZRP. 22, 85, belegt selbst *fraïn* = *frarin* „Bettelmönch", in dem sogar die lebende Beziehung zu *frère* die Dissimilation nicht verhindert. Neben *arrière* findet sich afrz. *ahier,* s. Tobler-Lom. 527 ff. Für weitere Belege vgl. Tobler, Misc. Caix-Can. 721; Cohn Suff. 20: Thomas, Rom. 28, 189; Mél. 146; Thomas, Rom. 41, 452; Baist ZRP. 23, 533; Cornu, Rom. 11, 413; Grammont, Diss. 64 f.; RLR. 50, 301. REW. 1121. **brabanea* m u ß t e zu **brahanea* werden, da ein Stamm **brab-* in der Sprache nicht mehr bestand, ebenso wie *burbalia* über *brubalia* zu *brouaille* wurde, EWFS. s. v., wenn auch Spitzer diese auf Grund der historischen Zeugnisse nicht wegzuleugnende Deutung mit einem billigen Fragezeichen versieht. Das Problem *barbarus, brehain* ist damit nicht gelöst; es müssen zunächst die galloromanischen volkstümlichen Texte auf das Bestehen bzw. Fehlen von *barbarus* hin untersucht werden, wie dies Cornu mit der iberoromanischen Überlieferung getan hat.

Spitzer hat aber diesmal ohne weitere Untersuchungen Besseres zu geben. „*barhain* usf. fügt sich m. E. am besten zu *bes* (*ber*) + *haignier* „tourmenter" ... zu dem auch das afrz. *meshaignier* „verstümmelt" (füge hinzu: gehört). Also ein **beshaignier,* das es nicht gibt, oder ein **berhaignier,* das es auch nicht gibt und nach Spitzer „stark quälen" bedeutete, bildet ein postverbales Adjektiv, das aber auch nicht **beshain, *berhain* lautet; dieses verliert vielmehr zunächst das *-h-*; ein so entstandenes *berain* wird nun aus geheimnisvollen Gründen zu *brehain* umgestellt, jetzt ist die afrz. Form erreicht. Die Bedeutung ist wohl ursprünglich „quälen", von da zu „unfruchtbar" ist

nur ein kleiner Sprung, vgl. Spitzers Bemerkungen zu *époularder* im folgenden. Was ist nun nach Spitzer das Kennzeichen einer richtigen Etymologie? „Die richtige Etymologie erkennt man an der Wirkung auf den mit dem Problem vertrauten Leser: sie wirkt wie das Ei des Kolumbus, wie ein Blitz, ein Knacks, ein elektrischer Schlag", Jb. 156. Ich warte noch auf den Knacks, wahrscheinlich weil ich mit dem Problem nicht genügend vertraut bin.

Spitzer sieht also in den Lautgesetzen höchst unbequeme Hemmungen für seine beflügelte Phantasie. Er sieht in ihnen tote Formeln, nicht h i n t e r ihnen die Entwicklungstendenzen, die i n ihnen zum Vorschein kommen. Das muß man sich vor Augen halten, um die Entrüstung zu verstehen, die in den folgenden Zeilen zum Ausbruch kommt, ZRP. 46, 570. „Das gallorom. **afannare* ist die Wiedergabe eines gallischen **aduanno*... Die Entwicklung eines gallischen *-dv-* zu rom. *-f-* entspräche der Entwicklung von germanischem *-hw-* zu *-f-*, s. *écofier*. Vgl. auch **pippita* für lat. *pituita* s. *pépie*." So ungefähr bei mir unter *ahan*. Dazu schreibt nun Spitzer: „Man sollte es nicht für möglich halten, daß heutzutage ein durch nichts bezeugter Lautwandel, der ad hoc in galloromanischer Zeit angenommen wird, durch einen Jahrhunderte später bei der Übernahme eines germ. Wortes eintretenden anderen (*hw* > *f*, nicht *dv* > *f* — oh ihr scheinheiligen Anbeter der Dame Phonetik!) und durch einen singulären, ebenfalls anders gearteten (*-tu* > *p*, nicht *du* > *f*) Lautwandel bei einem lat. Wort... gerechtfertigt wird... Quousque tandem!" Ich muß gestehen, es wird mir diesmal wirklich schwer, mich mit Spitzer auseinanderzusetzen. Es ist schwer, mit einem Blinden über die Farben zu sprechen. Ich will es wenigstens versuchen. Die angeführten Belege sollen beweisen, daß beim Zusammentreffen eines halbvokalischen *-w-* mit einem vorhergehenden Verschlußlaut es in der Natur der Lautentwicklung liegt, daß an Stelle einer sonst in der Sprache nicht vorhandenen Lautfolge wie *hw, dw, tw* ein Verschlußlaut oder Reibelaut entsteht, der die charakteristischen Eigenheiten der b e i d e n zusammentreffenden Laute in sich vereinigt. *-w-* ist ein Labial, die Entsprechungen der angeführten Gruppen sind ebenfalls Labiale. Gallisches *v-* war stimmlos, wie man aus der Weiterentwicklung zu *f-* im Gallischen, zu *gw-* im Kymrischen erschließen kann. Daher die Weiterentwicklung zu *-f-* wie germanisches *hw-* in **skôhwâri*. Ebenso könnte sich Spitzer entrüsten, weil man aus dem ganz vereinzelten Falle *carpinus* zu frz. *charme* ein Lautgesetz *p* + *n* zu *-m-* erschließt. Ich kann also aus der Entwicklung einzelner Wörter mit gesicherter Herkunft eine Lauttendenz beobachten, selbst wenn diese Erscheinungen verschiedenen Zeiten angehören, dann auf diesen Beobachtungen aufbauend, für eine frühere Zeit ein Lautgesetz,

nicht ad hoc, wie Spitzer meint, sondern als Ergebnis anderer Beobachtungen, aufstellen, selbst wenn das ganze Gesetz auf einem einzigen Wort beruht. Das ist allerdings komplizierter als der Ausweg, den Spitzer auch hier zur Hand hat. „*ahan* 'körperliche Anstrengung' ist beileibe keine Interjektion oder Onomatopöie..." Also wenn der Landarbeiter vor der zu leistenden Arbeit steht, stöhnt er in Südfrankreich *afann*!, in Nordfrankreich *ahann*!, macht dazu rasch ein Verbum *afanar* bzw. *ahaner* „*afan* ausrufen", daher „sich körperlich anstrengen", „Feldarbeit machen". Wem das nicht einleuchtet, dem ist 'beileibe' nicht zu helfen.

Auch in Formenlehre und Wortbildungslehre ersetzt Spitzer seine mangelnde historische Schulung durch Prinzipien. Diese erwachsen ihm aus einem Sonderfall, der nun durch eine allgemeine Wahrheit gewürzt werden soll. Dann aber begeistert sich Spitzer selbst so sehr an seinem eigenen Prinzip, daß er es nun überall an der Arbeit sieht. Früher einmal, ich glaube es war im Anti-Chamberlain, lehnt Spitzer die Erklärung ab, nach der das feminine Geschlecht von *ship* im Englischen auf einer Personifizierung des Schiffes als Frau des Schiffers beruhen soll. Aber die Idee hat trotzdem in Spitzers Intellekt Wurzel gefaßt. Er schreibt, ZRP. 43, 645, „Wir dürfen m. E. die Fälle der Ableitung von Eigennamen nur als Sonderfälle der femininen Ableitungen von Appellativen auffassen: da haben wir *pélerin* neben *pélerine, esclavine* 'Pilgerrock der Slaven'... Hierher stelle ich auch frz. *bannière,* das ich... als 'Braut' des *bannier,* des den Bann verkündenden Herolds... fassen möchte... *galiot* 'Galeerensträfling' und *galiotte* 'kleine Galeere' bilden ebenfalls ein Paar" (dies wohl ein streitbares Liebespaar, denn mit zärtlichen Gefühlen dürfte der Galeerensträfling nicht an seine *galiotte* gefesselt gewesen sein). NS. 32, 56 wird Spitzer deutlicher, da seine Erklärung noch nicht die gebührende allgemeine Anerkennung gefunden hat: „Die *bannière* ist die Fahne, d. h. die Geliebte, Braut, Frau des *bannier* 'crieur du ban', wie die *partigiana* 'Hellebarde', die Geliebte, Braut, Frau des *partigiano*." Dazu kommt nun, wie schon ZRP. 43, 645 die *bandoulière,* der 'Patrontaschenriemen' als die Geliebte, Braut, Frau des *bandoulier,* des Pyrenäenräubers, ZRP. 46, 584: Ja, das ist sprachliche Poesie, da ist der sprachschöpferische Moment beim Schopf gefaßt. Was wir bisher von der Funktion der einzelnen Suffixe, von den Beziehungen zwischen den Maskulin- und Feminінformen erarbeitet haben, es hält vor dieser Beobachtung Spitzers nicht stand. Dieses sprachliche Bildungsmittel, das zu Maskulinen belebte Bräute macht, ist unerschöpflich. Spitzer selbst hat es, ZRP. 46, 591, neuerdings beim Schöpfungsakt belauscht. Frz. *braconnière* „Schurz von Panzerketten" hat nichts mit ital. *braconi* „Hosen" zu tun, sondern „irgendwie zu *bra-*

connier 'Wilddieb'." Warum so bescheiden? Der Schurz von Panzerketten ist die Braut, die Geliebte, die Frau des Wilddiebs. Ich stelle Spitzer noch ein paar solche *-ière* Bräute zur Verfügung: Die *cafetière* „Kaffeekanne" ist die Geliebte des *cafetier*; die *saucière* die Braut des *saucier*, des Saucenerzeugers; die *tabatière* die Frau des *tabatier*. Besonders anschaulich sind die sexuellen Beziehungen des *bannier* zur *bannière*. Nach Spitzer ist also der *bannier*, der 'crieur du ban', der die Kunde von der Einberufung zum Heeresdienst oder von der Einberufung zur Gerichtsversammlung von Gehöft zu Gehöft trägt, mit seiner Herzensfreundin, der Fahne, im Land umhergezogen, so etwa wie der Hochzeitsbitter mit seinem fähnleingeschmückten Stab. Mich wundert nur, daß nicht der Fähnrich, der *bannerez*, eifersüchtig geworden ist, der in so vielen Schlachten die Liebe zu seiner Fahne mit dem Tod gebüßt hat. Vielleicht gerade deshalb, weil sich der Ausrufer der Heeresfahne bemächtigt hat, hat der Fähnrich es verschmäht, die Fahne als seine Geliebte, als **banerece*, zu bezeichnen. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen. Endlich einmal idealistische Wortbildung, und sofort wird sie in den Staub gezogen.

Ein anderes Prinzip, das sich Spitzer erarbeitet hat, ist im etymologischen Katechismus schon gebucht. Wenn ein Wort ein geläufiges Suffix enthält, so ist dies abzusondern, und dann erst nach einer Anknüpfung des Stammes zu suchen, s. o. Das Prinzip ist allerdings nicht neu, ich glaube, schon Ménage hat sich an dieses Prinzip gehalten, aber Spitzer ist es, ZRP. 43, 340, neu aufgegangen; und was er dort andeutet: „Ich könnte Ähnliches bei ital. *pitocco* 'Bettler' aufzeigen, wo ich durch Zerlegung in *pit-t-occo* das gr. πτωχός zum Tempel hinauswerfen könnte", führt er schon ZRP. 43, 694 durch. Ich habe mich glücklicherweise mit diesem Aufsatz noch nicht auseinanderzusetzen. Aber einmal erkannt, wird das Prinzip auch fruktifiziert. *blafard* „bleifarben" ist in *blafe* und *-ard* zu zerlegen, ZRP. 42, 196; *blaf* ist Onomatopöie (ich bin nur froh, daß ich das Wort nur zu schreiben, nicht auszusprechen habe) des Schlages, neben *baf*, dazu deutsch *verblüffen*; *blafe* bedeutet also 'plump'; 'verdutzt', wer verdutzt ist, ist offenbar *bleifarben*, schmutzigweiß; *blafard* als Farbbezeichnung ist zwar im 14. Jh., als Münzenbezeichnung schon im 13. Jh. bezeugt, *blafe* erst im 16. Jh. (weshalb die reaktionäre Etymologie bisher geschlossen hat, daß *blafe* eine Rückbildung von *blafard* ist), aber was hat das bei der mangelhaften gallorom. Überlieferung zu bedeuten?

Und so wuchert denn das Prinzip weiter und hat mit einem Schlag die Geschichte des Wortes Pantoffel erleuchtet, ZRP. 44, 196. Ich erwähne diesen Fall schon hier, weil Spitzer in der nächsten Lieferung seines Pamphlets beanstanden wird, daß ich seine Ende 1924 erschienene Deutung unterschlage und an dem

legendarischen παντόφελλος festhalte. *pantoufle* ist also zu zerlegen in einen Stamm *pant-* und *-oufle*. Der Stamm *pant-* kehrt in nprov. *pantouqueto* „femme ou fille de paysan, chanson rustique, chanson du bon vieux temps, bruit que font les talons de bois" wieder, das Spitzer wohl aus Mistral hat, also für das 19. Jh. beweiskräftig ist und letzten Endes zu *phantasiare* gehören soll; vielleicht auch in *paltoquet*, für das meine historischen Quellen allerdings nur einen Stamm *palt-* erschließen lassen. Auch das Suffix wird als ein „geläufiges" erwiesen, also wird παντόφελλος „zum Tempel hinausgeworfen" (ital. *pantofola* usw. sind ja entlehnt), das Wort im Französischen verankert. Alles was Creizenach, Lenz u. a. über die Beziehung zwischen Pantoffel und Kork geschrieben haben, ist für Spitzer nicht geschrieben, hat doch Hesseling Neophil. 6, 216 das mgr. παντόφελλος als Fabrikat Budés entlarvt.

Die Begründung, daß das italienische Wort usw. aus dem Französischen stammt, ist zumindest lakonisch. Es würde sich wenigstens die Beantwortung der Frage lohnen, warum ein nicht vor dem 15. Jh. ins Italienische gedrungenes frz. *pantoufle* im Italienischen *pantofola*, nicht **pantufola* ergeben hat, während ich mir umgekehrt sehr gut vorstellen könnte, daß ein ins Frz. dringendes ital. *pantofola* an das frz. *panoufle* „morceau de peau de mouton avec sa laine dont on garnit des sabots" angeschlossen worden wäre. Merkwürdiger ist, daß die Italiener des 16. Jh. auch schon der Meinung waren, daß ihnen das Wort aus dem Griechischen gekommen ist. Hesselings Behauptung, daß παντόφελλος von Budé fabriziert wurde, beruht auf Reiz, Belga Graecissans, Rotterdam 1730. Also zwei Jahrhunderte nach Budés Tod kommt ein Mann und behauptet, παντόφελλος bestand nicht. Das beweist ebensoviel, wie wenn 2130 ein Sprachforscher schreibt, daß Spitzer das gallische *bitriscus* als eine Erfindung von Al. Brügger entlarvt hat. Die Bildung παντόφελλος ist vor allem griechisch durchaus möglich, wie im Deutschen irgendeine Zusammensetzung mit *ganz-*, vgl. ngr. παντοδύναμος, παντοκράτωρ, παντοτινεμός u. a. bei Weigel, Neugr. Wb. Leipzig, 1796. Warum eine Zusammensetzung in der Bedeutung G a n z kork begrifflich unwahrscheinlich sein soll, verstehe ich auch nicht. Wir sprechen auch von G a n z seide und H a l b seide, G a n z leinen und H a l b leinen, wenn auch die Seidenwürmer nur Ganzseide von sich geben. So kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Zusammenstellung von *pantoufle* mit *phantasiare* der *Phantasie* angehört. Ich lade ferner Spitzer ein, sein Prinzip etwa noch an den folgenden Wörtern zu erweisen: *saumâtre* „nach Meersalz schmeckend", *saumure* „Salzlake", *serdeau* „königlicher Tafeldiener", *tapecu* „Wippe", die doch alle ein geläufiges Suffix enthalten, das also abzutrennen ist, damit man

die Stämme *saum-*, *serd-*, *tapek* entsprechend im Französischen anknüpfen kann.

Spitzer sieht also einen Fortschritt der Sprachwissenschaft in der Entvölkerung des etymologischen Wörterbuchs. Lateinische oder außerlateinische Relikte, namentlich wenn sie nur in einer romanischen Sprache oder Dialektgruppe auftreten, sind ihm verdächtig, gleichgültig, ob sie durch eine lange Tradition gestützt sind oder erst in später historischer Zeit auftauchen. Aber was so Spitzer auf der einen Seite dem romanischen Wörterbuch nimmt (vgl. *apricari*, *παντόφελλος*, *barbarus*), das ersetzt er reichlich auf der anderen Seite durch das, was er die sprachschöpferische Tätigkeit der Sprache nennt, durch seine Onomatopöien, Schallbildungen usf. Dieses Prinzip ist zweifellos von allen Spitzerischen Prinzipien das fruchtbarste. Mit seiner Hilfe wird jedes etymologische Problem im Handumdrehen gelöst, und die Lösung allen Angriffen der Laut-, Formen- und Wortbildungslehre gegenüber gefeit. Die dunkeln Wörter des Wörterbuchs verschwinden, die Geistesblitze werden zu einem Wetterleuchten. Da die Etymologisierung auf Grund dieses Prinzips keinerlei Vorkenntnisse voraussetzt, das hörende Ohr alles andere ersetzt, hat Spitzers schallbelebendes Prinzip auch bereits willige Adepten gefunden, die ihrem Meister nicht nachstehen wollen. Wieder kann ich mich der von G. Paris ausgesprochenen Befürchtung nicht erwehren: „(Ce genre de travail) excellent entre les mains de Mr. Schuchardt il deviendrait entre d'autres frivole et dangereux."

Spitzer legt sich nicht die Frage vor, was die Sprache mit Interjektionen, Schallstämmen, Lallwörtern, Reflexlauten u. ä. macht, in welchen formellen und begrifflichen Beziehungen die grammatikalisierte Interjektion zur Interjektion selbst steht, wie dies etwa Pușcariu in Dacoromania 1, 73 f. vorbildlich getan hat. Er, der schreibt, daß jede Etymologie unsicher ist, wenn das sprachwissenschaftliche Milieu des zu etymologisierenden Wortes nicht sichergestellt ist, erklärt nun Wörter aller Berufs- und Altersklassen, affektische und distinguierende Wörter aus Schallstämmen. Es genügt, daß irgendwo und irgendwann eine Lautfolge als Interjektion belegbar ist, um ein Substantiv oder Adjektiv oder Verbum, das unglückseligerweise die gleiche Lautfolge aufweist, als Schallbildung zu erklären. Dabei ist der begriffliche Spielraum solcher Schallerklärungen unbegrenzt. *klask*, *klisk*, *klosk* drückt den Lärm der Hiebe aus, auch das Schielen, das einem kleinen Hieb verglichen wird, so wörtlich RFE. 11, 69. Daß die Lautfolge *-a-ü-* lautmalend wirkt, habe ich selbst erlebt. Ich beneidete in meiner Jugendzeit im alten Wien einen Schulklassengenossen, der mit einem langgezogenen -aüaüaü- gellend durch die Straßen zu laufen und die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zu lenken

verstand. Aber niemandem von uns ist es eingefallen, nun etwa ein Verbum *aüen* „gellend durch die Straßen schreien" oder *Aüterer* „Straßenjunge" zu bilden. Spitzer aber hört dieses *a-ü* als Schallzeichen für das Rumpeln, daher frz. *cahute*, weil „die Kajüte ein hinundherschwankendes Schiffsgemach ist", Misc. Schuchardt 145 f. Schon erwähnt habe ich, daß Spitzer für körperliche Anstrengung eine Onomatopöie *ahan*, im Provenzalischen *afan* beobachtet hat, und dieses *ahaner, afanar* „hanhanmachen", bekommt dann die Bedeutung „sich körperlich anstrengen". Da so ein Wort, daß die Etymologen seit Jahren beunruhigt, eine glückliche Lösung gefunden hat, wundert es mich eigentlich, daß Spitzer nicht auch für das anklingende *bréhain* „unfruchtbar" eine ähnliche Schallbildung gefunden hat. Brrr! ist doch der bekannte Ausdruck des Schauderns vor der Kälte, daher der sexuellen Kälte, daher der Unfruchtbarkeit. *Han, hein* sind Onomatopöien des Leidens, *bréhain* eine Schallbildung, die also gar nicht schöner sein könnte. *blaf* ist wie *baf* und deutsch *verblüffen* Onomatopöie des Schlages, also wie *klask, klisk, klosk.* Während aber der letztere Schallaut des Schlages an Schielen erinnert, wird *blaf* zum kennzeichnenden Ausdruck für *bleifarben*, s. S. 249. Das zeigt doch ganz offenkundig, daß die Schallbildung das Sesam öffne Dich für alle etymologischen Geheimnisse ist. Die Schallbildungen für Schlag und Stoß sind überhaupt unerschöpflich, so auch *tast!, tust!.* Diese Schlaglaute werden nun aber lautmalend für die tastende Bewegung, also mehr ein zartes schlagen, Bibl. AR. 2/3 159. *krit!* in *crier* „schreien" ist natürlich auch Schallstamm, ZRP. 46, 606, Zusammenhang mit lateinischem *quiritare* „laut schreien" ist ein mirage sémantique. *branler* „schütteln" ist lautmalendes *branl-*, ZRP. 46, 592, hat nichts mit *brandir* „schütteln", „schwingen" zu tun, aber wahrscheinlich ist auch *brand-* und *brandilj-* lautmalend. Man muß Spitzer nur Zeit lassen, um sein Corpus der Schallbildungen zu ergänzen. *barguigner* „feilschen" ist Schallbildung, weil beim Feilschen doch Lärm gemacht wird, Misc. Schuchardt 140; so ist wohl auch *bourse* „Börse" Schallbildung. Wer jemals vor der Pariser oder Wiener Börse gestanden hat, kann sich diesem Eindruck nicht entziehen, vgl. rum. *bârzăun* „Hummel", slawisch *brzo* „rasch". (Zur Vermeidung eines Irrtums füge ich hinzu, daß diese Schallbildung noch nicht bei Spitzer steht, sie ist m e i n geistiges Eigentum.) **runcinus* „Lastpferd" ist eigentlich ein „Raunzer", gehört zu spanisch *roncear* „murren, schmeicheln", das brummige Pferd ist „natürlich ein minderwertiges Pferd", so wörtlich ZRP. 44, 198 f. Wer hat noch nie ein Pferd murren gehört? Das Bild, das uns Spitzer von dem Raunzpferd entwirft (es raunzt wohl, weil es nur als Lastpferd verwendet wird, nicht als Streitroß, *destrier*) ist ebenso schön, wie das Bild von dem Wehrgehänge als der Braut des Pyrenäenräubers, s. o. *flisco flasco*

bedeutet im Neuprovenzalischen „onomatopée des coups de fouet, du claquement d'un soufflet, du cahotage d'un liquide, du clapotis des vagues". Wer kann da noch zweifeln, daß frz. *flasque* „schlaff" nichts mit lat. *flaccus* zu tun hat, sondern ursprünglich 'schwappelnd' bedeutet hat, ZRP. 43, 331? Mein unkünstlerisches Auge sieht im Schwabbeln eine Bewegung, in 'schlaff' Ruhe; aber Spitzer hat nun in Godefroy einen Beleg gefunden, der alle meine begrifflichen Bedenken mit einem Schlag (flisk, klosk, blaf usf.) zerstreut: 'l'eau est flasque et malsaine' und der beweist ihm hinlänglich, daß *flasque* auch im Nordfrz. einmal schwabbelnd bedeutet hat, weil doch das schwabbelnde Wasser besonders ungesund ist. Zu diesem *flask* gehört auch ital. *fiasco* in *far fiasco* „durchfallen". Warum nicht auch ital. *fiasco* „Flasche", wo doch der angeführte Beleg aus dem Neuprovenzalischen ausdrücklich versichert, daß prov. *flisco, flasco* auch für 'cahotage d'un liquide', für 'clapotis des vagues' gebraucht wird? Ich würde, wäre ich Spitzer, schreiben: „Ich habe mich schon immer gewundert, mit welcher Zähigkeit die Etymologen an der Erklärung von *flasca* als der Strohumflochtenen festhalten". Auch *flaque* „Pfütze" ist natürlich Schallbildung nach dem Geräusch, den man beim Hineinsteigen in eine Pfütze macht. Von der Beweglichkeit der Schallbildungen macht man sich die beste Vorstellung, wenn man Spitzer Dacoromania 3, 646 liest: *aţipì* „einnicken" ist Schallbildung. Der Stamm *zip!* ist aber auch in *a ţipà* „jeter, lancer, jaillir" und in *a ţipà* „laut schreien, kreischen" zu finden. „Es wird nun auffallen, daß ich *zip* bald für ein l e i s e s Geräusch ... bald für ein l a u t e s annehme. D i e S p r a c h e g ä b e s o g l e i c h s a m f ü r i h r e m u s i k a l i s c h e n E l e m e n t e, d i e l a u t m a l e n d e n W ö r t e r, n u r N o t e n h e r, d i e d a n n m i t b e l i e b i g e r V o r t r a g s b e z e i c h n u n g .... v e r s e h e n w e r d e n k ö n n t e n." Ich mache mich also darauf gefaßt, daß einmal deutsches *ticken* für 'trommeln, laut pochen, einen Höllenlärm machen' verwendet werden wird, es kommt nur darauf an, daß die Sprechenden das Vortragszeichen forte oder fortissimo voraussetzen. Wie gesagt, die Sprache ist unerschöpflich im Lautmalen. Auch rum. *apucà* „anpacken" heißt eigentlich *puk* 'machen'. Es gibt zwar im Rumänischen keine Interjektion *puk!*, aber es gibt ein *a pocni* „mit Geräusch platzen", das unpoetische Etymologen als Entlehnung aus dem Slawischen, zu russisch *puknuti* erklärt haben, aber nach dem Grundsatz: „Gebt der Romania, was der Romania ist", ist auch dieses offenbar rumänische Schallableitung von *pok,* das unserem *puk* schon näher steht, und ganz deutlich den Weg zu deutsch *pochen* weist. Daß Pochen, Schlagen noch kein Anfassen ist, wird nur der einwenden, der von der Modulationsfähigkeit der Sprache nichts versteht. Aber auch alle Sachforschung wird überflüssig, wenn man das Prinzip der

Schallbildungen nur entsprechend zu handhaben versteht. Bis nach Persien ist man gegangen, um die Heimat des Wortes Bronze zu suchen, wo doch so einfach das Wort zu prov. *ronsà* „grunzen", spanisch *ronzar* „mit Geräusch kauen", prov. *bronzidou* „Schnarcher" gehört, nicht etwa weil die Bronze die Eigenschaft des Grunzens, Kauens, Schnarchens hat, sondern weil gewisse mundartliche Formen, die zu Bronze gehören, die Glocke bezeichnen, die aus Bronze hergestellt wird, und das Bim-bam der Glocken doch offenkundig an die Schallaute erinnert, die mit deutsch *grunzen, schnarchen* bezeichnet werden. Der umgekehrte Vorgang, daß ein rätoromanisches *bronzina* „Kuhschelle" u. ä. als die „Bronzene" bezeichnet wird, kommt angesichts des elektrischen Schlages, den der mit dem Problem vertraute Forscher beim Lesen der Spitzerschen Etymologie empfindet, nicht mehr in Frage.

Alle diese Schalletymologien stammen nicht etwa aus einer Kneipzeitung, sie sind Spitzers blutiger Ernst. Wo hat denn Spitzer, der die Sprache als Künstler bei ihren Schöpfungsakten belauscht, diese kaninchenhafte Zeugungsfähigkeit der Sprache entdeckt? Aber wie eine echte schlecht erzogene Kaninchenmama verschlingt die Sprache wieder, was sie erzeugt hat, um es neu zu gebären. Lat. *balbus* ist Schallbildung, daher muß auch frz. *babiller* unbeeinflußte Schallbildung sein, ist nicht etwa ein schallnachahmend umgestaltetes *bauboier* „stottern", das gleichzeitig mit *babiller* in der Sprache lebt und wie dieses „stottern" bedeutet. Es hat eine Zeit gegeben, in der *baubari* „bellen", die Schallbildung, im Galloromanischen lebte, es ist ja noch in provenzalischen Mundarten als *baubà* erhalten. (Oder ist auch hier einer Periode, in der lat. *baubari* lebte, eine Periode gefolgt, in der es kein *baubare* gab, der dann eine dritte Periode mit neugeschaffenem *baubar* nachfolgte?) Aber afrz. *abaier* „bellen" hat von diesen *baubari* nichts mitbekommen. Ein Begriff, der einmal lautmalend bezeichnet wurde, kann sich von diesem Schlag nicht mehr erholen. Die Bezeichnung verschwindet immer wieder, um neu gezeugt zu werden. Was Puşcariu, der die Sprache wirklich beobachtet, l. c. S. 93 f. über die Übergänge von Schallbildungen in den allgemeinen Wortschatz, von dem Wirken der Schallbildungen auf die Lautentwicklung des Wortschatzes, über das Verhältnis von Lautgesetzen und Schallbildungen sagt, ist für Spitzer leerer Schall. Daraus erklärt sich auch sein Vorwurf: „Vor dieser 'historischen' Forschung haben die Anregungen Schuchardts, Grammonts, Jespersens und Sainéans noch nicht Gnade gefunden: Schallstämme werden fast nur — welch seltsame Logik! — als kontaminierendes Element zugelassen usf." ZRP. 46, 571.

Das Verzeichnis der Schallbildungen, das im Index meines Wörterbuches erscheinen wird, wird zeigen, daß die Anregungen

Schuchardts und anderer, unter denen ich statt Sainéan eher Meyer-Lübke zitiert hätte, nicht spurlos an mir vorübergegangen sind. Aber mit Erklärungen wie *bronze* als 'das Grunzende' und *flasque* als die 'Schwabbelnde' kann ich derzeit noch nichts anfangen. Was ich ablehne, ist die maßlose Übertreibung eines an und für sich richtigen Prinzips, ist die Vernachlässigung des historisch Gewordenen, des sprachlich Ererbten, zugunsten eines zum Dilettantismus gewordenen Prinzips. Was uns alles noch an Erklärungen bevorsteht, wenn dieses von Spitzer ausgebaute Prinzip weitere Früchte trägt, ist gar nicht auszudenken. Jede Seite des REW. kann noch entvölkert werden und wir bekommen schließlich ein Urromanisch, in dem man mit *flisk* und *flask*, *tik*, *tok*, *tak*, *bri*, *bro*, *bra* usf. die tiefsten Gedanken ausgedrückt hat.

Spitzer ist nicht zum Vorkämpfer der Lehre von der lautnachahmenden Schöpferkraft der Sprache geworden, weil er 'hört', sondern weil Schuchardt einige überzeugende Belege dieser Schallnachahmung gefunden hat. Denn nicht S p i t z e r hört, sondern seine P h a n t a s i e hört das Stöhnen *ahan* des Landarbeiters usf. Wenn nun Spitzer von mir schreibt: „ich sehe nicht, ich vergleiche nur", so macht mir das den Eindruck des davonlaufenden Diebes, der schreit: 'Haltet ihn'! Spitzer sieht nämlich überhaupt nicht unbeeinflußt. Das Primäre ist bei ihm der oberflächliche Gehörseindruck, der zwei Wörter mit einander verbindet, z. B. *califourchon* und *calibourde, cahute* und *chahuter*, *charançon* und *sérancer*. Dann bemächtigt sich seine Phantasie der klangähnlichen Wörter und dank seiner schon oben festgestellten, nicht zu leugnenden Begabung des i n n e r e n Sehens erwachsen nun in seinem Intellekt die begrifflichen Zwischenglieder, die die beiden zuerst aufgenommenen Wörter verbinden. So entstehen in Spitzers Phantasie Begriffsketten, die manchmal sogar der Wirklichkeit entsprechen mögen, und so hat Spitzer trotz seiner unhistorischen Einstellung tatsächlich manchen Zusammenhang richtig erkannt. Ich bin der letzte, der das verkennen möchte, wie schon ein Durchblättern meines Wörterbuchs zeigt. Nur muß man sich hüten zu glauben, daß das, was Spitzer in seiner Phantasie sieht, die W i r k l i c h k e i t ist, wie sie der großen sprechenden und sprachbildenden Masse erscheint. Schon oben wurde gezeigt, wie Spitzer im 'Kornwurm' den 'Hechler' sieht, nicht weil er jemals einen Kornwurm bei seiner Tätigkeit gesehen hätte, sondern weil ihn der Anklang zwischen *charançon* und *sérancer* zu seiner bewußten Sehtätigkeit angeregt hat; und so gibt es keinen begrifflichen Übergang, den Spitzer nicht zu erleben imstande wäre. Oft läßt sich gegenüber diesem Spiel der Phantasie nicht ein absolutes Veto der Grammatik einlegen wie im Falle *sérancer-charançon* und an den gesunden Menschenverstand zu appellieren nützt nichts, da Spitzer von dem seinen

ebenso überzeugt ist wie ich von dem meinen. Aber auch andere Entgleisungen sind Spitzer unterlaufen, die nichts daran hindern, daß Spitzer soeben den glatten Verlauf eines begrifflichen Übergangs bewiesen hat, den die Grammatik aus formellen Gründen ebenso glatt als unmöglich hinstellt.

Frz. *éparvin* „Spat" mit den alten Formen *espavin*, wall. *spavagn*, *spavin* u. v. a. hat nichts mit dem germanischen Wort für *Spat* zu tun (agls. *spar*, mndt. *spar*), sondern gehört zu *épervier* „Sperber". Der Anklang ist da, damit ist für Spitzer auch schon das tertium comparationis gegeben: 'Man beachte', so schreibt er ZRP. 46, 615, 'daß das Wb. der spanischen Akademie die Bewegung des spatigen Pferdes beschreibt: 'levantando las extremidades.... como si se quemara' und schon sieht Spitzer den Sperber mit den Füßen zappeln wie ein spatiges Pferd. Dieses Bild ist so überwältigend, daß man nun nicht etwa den Spat als Sperber k r a n k h e i t bezeichnet, sondern daß der Spat ohne weiteres mit dem Raubvogel gleichgesetzt wird, denn siehe da: spanisch *esparaván* bezeichnet gleichmäßig „Sperber" und „Spat". Nun kommt die reaktionäre historische Grammatik und stellt fest, daß afrz. *espervier* ebenso konsequent vortoniges *-er-* hat wie die Formen für Spat vortoniges *-ar-*; *espervier* hat das Suffix *-ari*, *éparvin* *-aneus* oder *-inus*. Man hat also, als man die dem Zappeln von Sperberfüßen ähnlichen Folgen des Spats beobachtete, von der Bezeichnung des Raubvogels den Stamm genommen, ihn, weil die Ähnlichkeit doch nicht so überzeugend war, ein klein wenig verändert, ihm dann ein anderes Suffix angehängt: Das Ganze nennt Spitzer: die Sprache bei ihren Schöpfungsakten belauschen. Daß nun im Spanischen die Bezeichnungen für Sperber und Spat lautlich zusammengefallen sind (sie können wegen der Endung beide nicht einheimisch sein), beweist ebenso viel für die Etymologie der Wörter wie der Zusammenfall von lat. *phlebotomus* und *flamma* im frz. *flamme*. Aber Spitzer hat g e s e h e n.

Geradezu verblüffend ist aber die visuelle Fixigkeit Spitzers im folgenden Fall. ZRP. 46, 593 „Wie unsere positivistisch-gründlichen Lexikographen arbeiten! E i n e H a n d w ä s c h t d i e a n d e r e, n u r n i c h t g r ü n d l i c h". Ein beschämender Vorwurf! Den habe ich mir zugezogen, weil ich Schmidt, Span. Elemente und Nyrop geglaubt habe, die mir versichern, daß im Französischen ein im 16. Jh. aus spanisch *cabo* entlehntes *cabo* „Kap" bezeugt ist. Spitzer weist nun nicht etwa nach, daß dieses frz. *cabo* des 16. Jhs. nicht existiert, er findet nur, daß diese Belege „nicht den Eindruck machen, als ob Nyrop selbst einen Beleg von *cabo* „Kap" im 16. Jh. zur Hand hatte". Diese Zweifel an Nyrops Verläßlichkeit sind umso überraschender, als Spitzer, ganz mit Recht, „die fabelhafte Beherrschung des Französischen bis in die letzten Winkel hinein" gerne bei Nyrop anerkennt,

s. NS. 1927, 256. Ich glaubte also an ein solches *cabo* „Kap“ und sah daher mit dem Dict. gén. in frz. *caboter* „Küstenschiffahrt treiben“, das ebenfalls zuerst im 16. Jh. bezeugt ist, eine Ableitung von diesem *cabo* „Kap“. Das ist für Spitzer ‘höchst unwahrscheinlich’, vor allem deshalb, weil die sekundären *-t-* Abl. . . . . . erst im 17. Jh. aufkommen. So Spitzer. In Wirklichkeit ist aber meine Herleitung unwahrscheinlich, meine Arbeitsweise nicht hinlänglich gründlich, weil Spitzer einen neuen Geistesblitz gehabt hat: „Folglich knüpfe ich an *cabot* „Hund“, „Kaulquappe“, „Kröte“ an: Die Küstenschiffahrt von Kap zu Kap wurde mit Krötensprüngen verglichen.“ Das ist kein schlechter Witz, das ist gesehen mit dem Auge des Künstlers. Die Segelschiffe des 16. Jhs. glitten nicht über das Meer, sie sprangen von Kap zu Kap. Wie schade, daß heute die schöpferische Kraft der Sprache ihre Jugendstärke verloren hat. Die RPFL. sucht seit einiger Zeit einen entsprechenden Ausdruck für das Landen des Hydroplans. *aterrir* erweckt die Vorstellung des Landes, *amérir* behagt auch nicht. Da wäre *grenouiller* ein zündender Ausdruck. Kann man sich ein passenderes Bild denken als das des Wasserflugzeugs, das sich zu dem heimatlichen Meere hinabsenkt wie der Frosch, der in weitem Bogen in seinen Tümpel springt?

Das Beispiel von *caboter* zeigt, nebenbei bemerkt, wie das künstlerische Auge Spitzers in Tätigkeit gerät. Er, Spitzer, weiß, daß ich das 1925 erschienene Werk Sainéans, Sources indigènes usf. nicht mehr verwerten konnte, wie ich dies mit den früheren Arbeiten Sainéans getan hatte. Folglich schlägt er bei Wörtern, zu denen er Verbesserungen geben will, im Index bei Sainéan nach. Dort findet er, daß Sainéan frz. *cabotin* „herumziehender Schauspieler“ zu einem *cabot* stellt, das 2, 88 als mundartliche Form für *chabot* angeführt wird. Sofort ist nun das Auge in Bewegung, die Schiffe gleiten oder schwanken nicht mehr, sie hüpfen lustig von Kap zu Kap. Warum Spitzer gerade an die Bedeutung „Kröte“ von *cabot* anknüpft, ist mir noch nicht ganz klar geworden. Auch ein *caboter* „wie ein Hund wedeln“, oder ein *caboter* „wie eine Kaulquappe mit dem Kopf wackeln“, könnten doch ebensogut dem *caboter* „Küstenschiffahrt treiben“ zugrunde liegen, wie das *caboter* „Krötensprünge machen“.

Ich kann nun Spitzer verraten, daß die Ableitung *caboter* von *cabo* „Kap“ auch nicht in meinem Originalmanuskript stand. Ich habe sie aber später gegen meine ursprünglichen Bedenken aufgenommen, als ich bei Schmidt das mir ursprünglich unbekannte Zwischenglied, das spanisch-frz. *cabo* „Kap“ des 16. Jh. fand. Spitzer aber hat vor allem diese Zusammenstellung abgelehnt, weil ihm die *-t-* Ableitung im 16. Jh. anachronistisch erschien. 10 Zeilen, bevor Spitzer seine Deutung von *caboter* gibt, schreibt Spitzer: „Und die Lautgesetze? Man schielt nach

ihnen nur, wenn sie zur Ablehnung einer semantisch tadellosen Erklärung dienen sollen." Jetzt ist also Spitzer bekehrt, die Lautgesetze oder hier besser die Wortbildungsgesetze verbieten die Zusammenstellung von *cabo* und *caboter*. Mein frz. *cabo* stammt aus Nyrop, daher meine mangelhafte Gründlichkeit. Spitzers Feststellung, daß -*t*- Ableitungen nicht vor dem 17. Jh. vorkommen, stammt gleichfalls aus Nyrop. Warum denn nicht nur ein bißchen mehr positivistische Gründlichkeit? *tutoyer* stammt aus dem 14. Jh., aber ich gebe es gleich wieder preis, da hier das anlautende *t*- wiederholt sein kann wie bei ähnlichen Bildungen. Aber auch *juteux* „saftig" stammt aus dem 14. Jh. Vielleicht liegt da aber irgendeine Wortkreuzung zugrunde, die das -*t*- veranlaßt hat. *tissutier* „Bortenweber" ist im 15. Jh. belegt, dieses als unzweifelhafte Ableitung von *tissu*; desgleichen *velouté*. Das sind nicht etwa Belege aus einem Zettelkasten, sondern ich habe sie aufs Geratewohl nach dem Gedächtnis aus dem Wörterbuch zusammengesucht. Wie sollte ferner im 16. Jh. eine verbale Ableitung von einem aus dem Spanischen entlehnten *cabo* gebildet werden, wenn nicht mittels eines -t-? Im Dict. gén. steht als Ableitung des 16. Jh. *cameloté* zu frz. *camelot*, das im 16. Jh. mit einem entlehnten *cabo* reimt, s. Brunot 4, 203. Selbst wenn wir bis zum 17. Jh. gar keine -*t*- Ableitungen zu vokalisch endenden Substantiven hätten, würde ich sagen: „Lassen wir lieber einmal das Schielen nach den Lautgesetzen, wenn eine semantisch tadellose Erklärung vorliegt".

Spitzer ist also imstande, alles innerlich zu erleben, was sein Gehör bzw. das Nachschlagen in Wörterbüchern aneinanderrückt. Er sieht in der sechszeiligen Gerste einen Lederstreifen, weil *escourgeon* an *escourgée* erinnert, in der Tragstange einen Lederriemen, im Scharnier einen Buchenklotz, in der Hecke aus Schilfrohr die Pflanzenasche, im Spat einen charlestontanzenden Sperber, in der Küstenschiffahrt Krötensprünge, in *barle* „faille, solution de continuité dans un filon de mine" einen Knoten, und weitere Belege für diese seherische Gabe Spitzers werden noch folgen. Er sieht nur das nicht, was ich, der reaktionäre Positivist bzw. Ideologist von außen sehe. Meine Erklärung von frz. *camus* „stumpfnasig" aus einem gallischen **kommusos* „schnauzig" ist ihm schon lange ein Greuel. Auf seine früheren Deutungen des Wortes scheint er kein Gewicht mehr zu legen, ZRP. 46, 596, aber er schreibt: „Wie kommen wir von der 'Schnauze' zur 'Stumpfnase'?" Ich empfehle Spitzer, einmal eine Hundeschnauze von vorne anzusehen und sich ein Stumpfnäschen vorzustellen. Wenn er dann die Augen schließt und seine Phantasie arbeiten läßt, wird er vielleicht das tertium comparationis erkennen. Einstweilen sieht Spitzer am Hunde nur die Ähnlichkeit mit einem Schnellsieder, s. *cagnard*.

So versteht Spitzer auch den folgenden Gedankengang nicht, ZRP. 46, 616, „équinter 'einen Riemen spitz zuschneiden' zu afrz. *acointer* 'instandsetzen'? Echtester Gamillscheg! Vgl. vielmehr nprov. *esquintà* 'déchirer, mettre en lambeaux'." Zunächst eine kleine Ergänzung. Ich schreibe: „steht vielleicht für afrz. *escointer* 'instandsetzen', aber auch diese bedingten Erklärungen sind nach Spitzer wohl echtester Gamillscheg. Aber das von Spitzer mit einem vgl. vielmehr usf. angeführte nprov. *esquintà* steht auch schon bei mir, sogar mit einem Verweis auf Gröber, ALL. 2, 281, der gleichfalls schon frz. *équinter* mit nprov. *esquintà* zusammenbrachte. Ich habe nun diese Zusammenstellung abgelehnt, denn nach meiner bescheidenen Meinung ist das Spitzzuschneiden eines Riemens ein Vorgang, mit dem man einen Riemen zu einem bestimmten Gebrauch fertigstellt, denn das spitze Zuschneiden des Riemens wird wohl nicht ein Kindervergnügen sein, ein Zerschneiden, *déchirer, esquintà*. Die historische Bedeutungslehre sagt uns nun, daß Verba, die ursprünglich ein Herrichten, Zubereiten bezeichnen, wie afrz. *escointer*, die verschiedensten Bedeutungsspezialisierungen erfahren können; vgl. z. B. FEW. unter **arredare* 'herrichten' die Bemerkung: 'Regional hat sich die Bedeutung spezialisiert... wall. *arôyi* 'das trockene Leder... aus dem Wasser ziehen'." *équinter* hat also nichts mit *escointer* „herrichten" zu tun, es ist vielmehr identisch mit einem Wort, das „zerreißen", „zerfetzen" bedeutet. Eine sonderbare Art, einen Riemen zuzuschneiden! Nach Spitzer würde es also nicht überraschend sein, wenn eines schönen Tages ein Schneider sagte: *j'ai déchiré l'étoffe,* wenn er ihn zugeschnitten hat.

Manchmal wird das künstlerisch-poetische Auge Spitzers aber doch bedenklich unpoetisch. So bedeutet nach ihm frz. *bigle* „schielend", im 16. Jh. *bicle,* nprov. *biscle,* eigentlich „Ziege", *bigler,* eigentlich „wie eine Ziege die Augen verdrehen". Man sieht im Schielen also nicht nur einen kleinen Schlag, s. oben, sondern gelegentlich auch ein Augenverdrehen einer Ziege. Ein *biscle* oder *bigle* „Ziege" gibt es zwar nicht, aber wohl ein *big, bik,* vielleicht auch **bisk* „Ziege", und wie am Namen des Sperbers eine kleine Operation vorgenommen wurde, um ihn zur Bezeichnung des Spats brauchbar zu machen, bekommt also dieses *bique* ein *-l-*, wohl lautmalend, damit ein **bisquer* „wie eine Ziege die Augen verdrehen" für den Gebrauch bei den Menschen brauchbar wird. Ich hatte als 'scheinheiliger Sprachgeograph' mich bemüht, dieses *biscle* „schielend" mit dem geographisch anschließenden *biseuil* „schielend" zu vereinigen. Spitzer aber hat nähere Anschlüsse. So über *bique* mit dem weit verbreiteten *biga* „Balken", mit *bigot* „Schnurrbart" u. v. a., ZRP. 44, 189; 46, 587.

So hat sich denn Spitzer ein eigenes System des Bedeutungswandels gebildet, das wieder an Stelle der veralteten Errungenschaften der letzten Jahrzehnte tritt. Er legt sich zunächst die Frage vor: Wie kommt man von *canif* „Taschenmesser“ zu *caniveau* „Rinnstein“? Man schlägt zuerst die Wörterbücher unter *cani-gani* nach. Richtig, da findet man z. B. in Anjou *ganivelle* „bois fendu pour faire des clôtures, des palis, des paisseaux, des échalas“, d. h. also „gespaltenes Holz“. Da man mit dem Federmesser, angev. *ganif*, bekanntlich Holz für Pflöcke, Pfähle spaltet, für Hürden zubereitet, ist erwiesen, daß dieses *ganivelle* zu frz. *canif* gehört. Gleichzeitig ist eine neue Funktion des Suffixes *-elle* festgestellt. Wenn ich also einmal in Verlegenheit bin, wie ich ein mit dem Brotmesser abgeschnittenes Stück Brot bezeichnen soll, bilde ich mir ein *coutelelle, coutcrelle* usf. Aber für den Übergang zu „Rinnstein“ ist mit diesem *ganivelle* „Spaltholz“ noch nicht viel gewonnen. Aber dieses bedeutet im Centre auch „schlechtes Faßdaubenholz“, so nach Spitzer. Nach Jaubert „zu dünnen Brettern gespaltenes Holz, das, da es nicht alle erforderlichen Qualitäten aufweist, nur in bestimmtem Umfang, gewissermaßen als Zuschuß, bei den Lieferungen von Faßdaubenholz zugelassen wird“. Das ist also das Schnittholz, das eigentlich nicht als Faßdaubenholz gebraucht werden darf. Nun braucht Spitzer nur mehr eine Parallele, um zu zeigen. daß der Übergang von „Faßdaubenholz“ (das *ganivelle* nicht bedeutet), zu „Rinnstein“ etwas ganz Natürliches ist. Da ist nun lat. *doga*, das 1. Fassung des Grabens bedeutet (das ist doch fast so gut wie „Rinnstein“), 2. Daubenholz. Daß diese beiden Wörter etymologisch identisch sind, steht für Spitzer außer Zweifel. Nun wird rasch berrich. *ganivelle* „Zuschußholz“ zu *caniveau* „gepflasterte Rinne an Straßen“, bei dem Wandel von „Lattenholz“ zu „Rinnstein“ wird der Anlaut verhärtet, damit der Rückweg zum frz. *canif* gefunden, und damit „ist der Beweis geschlossen, daß *caniveau* zu *canif* gehört“.

Wenn Spitzer nach seinem Prinzip im Wörterbuch von Verrier-Onillon weitergesucht hätte, hätte er vielleicht auch noch ein *ganielles* „tas de choses de peu de valeur“ auch „Fetzen“, „Lumpen“ gefunden. Ich glaube nun, daß „schlecht geschnittenes Holz“, „Lattenholz“ (bekanntlich verwendet man den Abfall der Sägereien zu Zäunen u. ä.) begrifflich recht gut zu „tas de choses de peu de valeur“ paßt; und *ganielles* „Lumpen“, „Fetzen“, erinnert wieder bedenklich an *guenilles* „Lumpen“, so daß mir ein Bedeutungsübergang von „Lumpen“, „wertloses Zeug“ zu „Abfallholz“ eigentlich näher zu liegen scheint als das, was Spitzer gesehen hat. Aber warum soll *guenilles* nicht auch zu *canif* gehören, schneidet man doch bekanntlich mit Messern Lumpen? (ZRP. 42, 15).

Die Feststellung, daß *caniveau* „Rinnstein“ zu *canif* „Federmesser“ gehört, hat Spitzer noch nicht mit der lehrreichen allgemeinen Wahrheit versehen, die er 1927 nicht vergessen hätte, hinzuzufügen, vgl. ZRP. 46, 612. „Die mangelnde Dokumentierung G.'s führt zu einer konstruierten Etymologie.“ *égrillard* „ausgelassen“, habe ich mit Vorbehalt ('scheint') zu *gris* „benebelt“ gestellt. Unterdessen hat Sainéan 1925 ein *esgrillard* „Straßenräuber“ im 16. Jh. belegt, das ich 1923 begreiflicherweise noch nicht gekannt habe. Darauf ist nun der Vorwurf der mangelnden Dokumentierung aufgebaut. Dieses *égrillard* „Straßenräuber“ des 16. Jhs. ist nun nicht etwa ein 'Trunkenbold', einer, der sich benebelt (*gri*) macht, nein, das Wort gehört nach Spitzer zu *écrille* „Fischwehr“, 'wobei die Opfer (der Straßenräuber) mit Fischen verglichen wären, die nicht herausgelassen würden aus dem Gehege', vgl. *griller une jeune fille* „ein junges Mädchen einsperren in ein Kloster“.

Worin besteht nun die Dokumentierung Spitzers? Er kennt erstens *écrille, égrille* „Fischwehr“. Dazu ein *écriller* „mit einer Fischwehr versehen“, das mit dem von ihm angeführten *griller* (*une jeune fille*) zu *grille* „Klostergitter“ morphologisch gleichwertig ist. Hier beginnt nun die schöpferische Tätigkeit nicht der Sprache, sondern Spitzers. Dieses *écriller* bedeutet nun auch „die Passanten abfangen wie die Fische mit der Fischwehr“; dazu nun **écrillard* „der die Passanten abfängt wie die Fische mit der Fischwehr“, daher, nun begeben wir uns wieder auf dokumentiertes Gebiet, *égrillard* „Straßenräuber“. M. Spitzer est un poète.

Nun muß ich ehrlich gestehen: Für diese Art der Sprachbetrachtung bin ich zu unbegabt. Bei allem Bestreben, mich in Spitzers Gedankengänge einzuleben, stoße ich auf Schritt und Tritt auf Bedenken, die mir mein gesunder Menschenverstand, der mit dem gesunden Menschenverstand Spitzers nicht identisch ist, vorschreibt. So war ich öfter als es mir selbst lieb gewesen ist, genötigt, bei der Anführung Spitzerscher Etymologien hinzuzufügen: ist lautlich, begrifflich, morphologisch unmöglich, unwahrscheinlich usf. Dadurch habe ich wohl den Vorwurf Spitzers verdient, daß es mir an der nötigen Elastizität den Tatsachen und Menschen gegenüber gebricht. Eine kleine Einschränkung möchte ich für mich allerdings in Anspruch nehmen. Die fehlende Elastizität gilt nur den Spitzerschen Tatsachen und Prinzipien gegenüber. Im übrigen zeigt jede Seite des Wörterbuches, daß ich mit Vergnügen bereit bin, mich eines Besseren belehren zu lassen.

Damit sind aber die Vorwürfe Spitzers nicht erschöpft. Spitzer nennt mich auch einen Schreibtischlinguisten, einen homme livresque. Wenn das ein Mann ist, der die Sprachen, mit denen er sich wissenschaftlich beschäftigt, nur aus den Büchern

kennt, und sie praktisch nicht beherrscht (soweit man eine Sprache beherrschen kann, die nicht die eigene Muttersprache ist), so muß ich die Ehre, ein Schreibtischlinguist zu sein, ablehnen. Ich habe zwar nicht ein Buch über Puxi geschrieben, kann aber Spitzer versichern, daß mich die Entwicklung der Kindersprache ebenso beschäftigt hat wie ihn. Ich kann auch auf die Arbeit im Terrain hinweisen, s. Oltenische Mundarten, und könnte nun, wäre ich Spitzer, geschriebene und gedruckte Zeugnisse vorlegen, die mir den Erfolg meiner Tätigkeit im Terrain bestätigen. Ich sehe mich dagegen in der reichen wissenschaftlichen Literatur Spitzers auf romanischem Gebiet vergeblich nach einer Arbeit um, in der Spitzer anders als auf Büchern oder anderen schriftlichen Quellen aufbaute. Aber gegen Vorwürfe, die nicht strafgesetzlich zu verfolgen sind, kann man sich nicht wehren. Calumniare audacter, semper aliquid haeret!

Aber Spitzer hat verschiedene seiner Anwürfe sogar mit Belegen versehen, z. B. den, daß ich kein Französisch verstehe. Der Vorwurf ist besonders schwerwiegend, er stempelt mich in erster Linie zum Schreibtischlinguisten. Am meisten hat Spitzer gefreut, daß ich frz. *barbe* „ministre du culte chez les Vaudois“ mit „Kultusminister bei den Waldensern“ übersetzt habe, ZRP. 46, 585. Denn schon NS. 35, 257 wird diese meine Übersetzung mit Weglassung der Worte „bei den Waldensern“ neuerdings gebrandmarkt, und so ist zu erwarten, daß in kurzer Zeit auch noch an dritter Stelle zu lesen sein wird: „Ein Berliner Professor darf 'ministre du culte' mit 'Unterrichtsminister' übersetzen“ o. ä. Nach Spitzer habe ich also an das Bestehen eines Kultusministeriums bei den Waldensern gedacht und hätte in dem *barba* den Leiter dieses Ministeriums vermutet.

Ich habe mich im allgemeinen bei meinen Übersetzungen von dem Wortlaut bei Sachs-Villatte leiten lassen, und bin dabei durch das Vorgehen Spitzers gerechtfertigt, der einmal ausdrücklich hervorgehoben hat, daß er in der Regel die Übersetzungen aus den Wörterbüchern, die er benutzt, beibehält. Bei *barbe* bin ich nun von meiner Gewohnheit abgewichen, da mir die Übersetzung „Priester bei den Waldensern“ den archaistischen Wert des *ministre du culte,* aber auch nicht die Funktion des *barba* wiederzugeben schien. Der 'ministre du culte' bei den Waldensern hat ebenso den Anspruch auf eine eigene Bezeichnung wie die Vertreter Gottes bei den übrigen Konfessionen. Ich hätte mich so z. B. auch nicht dazu entschließen können, etwa frz. *rabbin* mit „Priester bei den Juden“ zu übersetzen, sondern lasse an der betreffenden Stelle meines Wörterbuches den Ausdruck 'Rabbiner'. So übersetzte ich denn *ministre* mit 'Minister', aber damit nicht Kritiker wie Spitzer nachträglich vermuteten, daß ich einen parlamentarischen Minister meine, fügte ich das

Wort „Kultus-" hinzu, da für mich 'Kultus' in Verbindungen wie 'Kultusgemeinde' die Vereinigung aller religiösen Gebräuche und Einrichtungen bedeutet, die eine bestimmte Konfession charakterisieren. Nun zeigt mir aber Spitzer, daß ich aus der Charybdis in die Scylla gefallen bin. Denn dieses so gebildete „Kultusminister" erinnert ihn an unser beider höchsten Vorgesetzten in so starker Weise, daß er ihn selbst zur Abhilfe gegenüber solchen Übersetzungen anruft. Spitzer hätte aus dieser Übersetzung aber etwas anderes erkennen können, als er erkennen wollte, daß nämlich mein Wörterbuch nicht in Berlin, sondern in Österreich erstanden ist, wo der Platz des Wortes „Kultusminister" noch nicht durch die Bezeichnung des parlamentarischen Ministers eingenommen ist, so daß hier eine wirklich störende Homonymität zustande gekommen ist, die ich auch aus der zweiten Auflage meines Wörterbuches tilgen werde. Der „Kultusminister" in Österreich heißt nämlich „Unterrichtsminister". Es ist also nicht mangelnde Kenntnis des Französischen daran schuld, daß ich *barbe* mit „Kultusminister bei den Waldensern" übersetzte, sondern mangelnde Vertrautheit mit den parlamentarischen Bezeichnungen außerhalb Österreichs. Den Vorwurf muß ich allerdings zur Kenntnis nehmen.

Daß ich mich dazu entschloß, die Übersetzung „Kultusminister" zu gebrauchen, hat aber noch einen tieferen Grund. Der Priester z. B. in der United Free Church und ihren Abzweigungen in Schottland heißt *minister*, und kann nicht anders bezeichnet werden, denn *priest* ist der katholische Priester, *parson* der Priester der Church of England. Deshalb ist ein *he is minister* in Schottland ganz etwas anderes als in England, wo man bei *minister* in erster Linie an den „Minister" in der parlamentarischen Bedeutung denkt. Ich habe mich nun auch für berechtigt gehalten, zur Bezeichnung einer archaistisch anmutenden Einrichtung wie der des Seelenhirten bei den Waldensern ein altes deutsches Wort zu neuem Leben zu erwecken. Vgl. Grimm, 6, 2238 s. Minister „Im modernen Sinn erst seit dem 18. Jh., nach dem Vorbild der Franzosen.... Die ältere Sprache hat, der allgemeinen Bedeutung des lat. minister entsprechend, das Lehnwort für Diener überhaupt gebraucht, so im Kirchendienst (minister = diaconus ...) usf.". Daß für mich das Wort Minister noch einen anderen Gefühlswert hat, wie für Spitzer, mag auch daran liegen, daß ich selbst als „Ministrant" der Gehilfe nicht des parlamentarischen Ministers, sondern des katholischen ministre de la parole de dieu war. Ich denke nun, daß dies über den *barbe* = „Kultusminister bei den Waldensern" genug der Worte sind. Die eine Lehre kann Spitzer für seine kommende Besprechung aus diesem Fall ziehen, daß nämlich hinter einer kurzen Bemerkung meines Wörterbuchs oft eine längere Überlegung steht, als er aufs erste vermutet. Dann wird er vermutlich

mit der Aufdeckung von Sprachschnitzern meinerseits auch vorsichtiger sein wie in dem folgenden Fall.

ZRP. 46, 605 „*court* in *couper court* u. ä. soll für *cours* 'Lauf' stehen! Wenn G. nur die afrz. Belege von *cours* nachgesehen hätte! Er hätte gefunden, daß *cours* nie allein beim Verbum steht .... gerade umgekehrt, couper court gehört zu jenem ältesten romanischen Adverbialtypus .... O Sprachgefühl, o Gamillscheg!" Drei Ausrufungszeichen, der Vorwurf des mangelnden Sprachgefühls, der Vorwurf der mangelnden Gründlichkeit, und als Würze ein tadelloser Hexameterschluß, das muß doch auf reiflicher Überlegung aufgebaut sein. Ich muß mit einem Schuldbekenntnis beginnen. Ich habe nämlich vergessen, zu zitieren, daß die Zusammenstellung von *court* in *couper court* mit *cours* „Lauf" auf Tobler, VB. 2, 105 zurückgeht (*couper cours* und daher irrig *court*). Geteiltes Leid, ist halbes Leid; hat Tobler kein französisches Sprachgefühl besessen, dann ist dies für die Berliner romanistische Lehrkanzel wohl überhaupt nicht nötig, besonders da als Dritter im Bund uns Gilliéron zuzugesellen ist („so ist man manchmal vom mangelnden französischen etymologischen Gefühl des Meisters der frz. Dialektologie Gilliéron, trotz seines jahrelangen Aufenthaltes in seiner Wahlheimat!, überrascht", Jb. 132). Spitzer hat mit seinen Belegen dafür, daß *court* in *couper court* das Adjektiv *court* ist, den Dict. gén. abgeschrieben (ich empfehle ihm in Zukunft, die Dissertation von W. Heise, Zur historischen Syntax des adverbial gebrauchten Adjektivs im Frz., 1911, einzusehen), er hat aber darüber hinweggelesen, daß im Dict. gén. steht: „couper court a u m a l". Bei Littré hätte er gelesen: *coupons court aux erreurs de la jeunesse,* bei Béranger; ferner *couper court à qn* 'le quitter brusquement; rompre l'entretien par une parole brève et décisive'. Daß nach einem *couper court* in der Bedeutung „unterbrechen" der Dativ steht, braucht man übrigens nicht erst aus den Wörterbüchern zu belegen. Ich denke, es gehört die Wendung dem ganz geläufigen Wortschatz des Französischen an. So finde ich, während ich dies niederschreibe, bei G. Bernard, in Le Journal vom 20. 7. 27. „Il lui en voulait aussi d'avoir *coupé court à ses questions,* d'avoir découragé sa sollicitude" und in Le Journal vom 26. 7. „Très émus René et Henriette se récrièrent; mais Raymond Vallier *coupa court à leurs objurgations*". Was sagt nun das Sprachgefühl zu diesem Dativ nach *couper court?* Fehlt das *court,* dann hat *couper* „abbrechen" seinen normalen Akkusativ als Objekt nach sich, vgl. bei Huysmans, Là-bas 255: 'Et il coupa la conversation, en parlant d'un livre'. Tritt zu solchen transitiven Verben ein Adjektiv-Adverbium wie *net* in *trancher net, parler haut,* so bleibt das äußere Objekt in der Form des Akkusativs erhalten. Man braucht also nicht einmal ein besonders tiefschürfender

Syntaktiker zu sein, sondern nur etwas lebendiges Sprachgefühl zu besitzen, um zu erkennen, daß *court* in der Verbindung *couper court à qch.* ein Nomen als direktes Objekt zum Verbum sein muß, wie in *rappeler qch. à qn.* u. ä.. Ein *couper court qn* mit echtem *court* heißt 'jemanden klein hacken', aber nicht ihn 'unterbrechen'. Aber auch mangelnde Gründlichkeit zeigt sich in meiner Zurückführung des *court* in *couper court* auf *cours* „Lauf". Ich habe nämlich nach Spitzer die afrz. Belege für Verbum + *cours* nicht nachgesehen. Sollte nun aber Spitzer nicht versäumt haben, nachzusehen, ob man nicht neufrz. Verbum + *cours* findet? Vgl. bei Littré *donner cours à une nouvelle, à une opinion*... „ne vous imaginez pas que j'aie dessein de *donner cours à* une nouvelle opinion". Auch dieses *donner cours* entspricht so sehr dem modernen frz. Sprachgefühl, daß es sich mir wenigstens als Gegenbildung zu *couper cours, court* von selbst ergibt. Oder ist hier vielleicht *cours* für *court* verschrieben? Aber Spitzer hätte selbst unter *cours* bei Littré Belege finden können, die ihm zeigen, daß noch im Neufrz. Verbum + *cours* eine feste Verbindung darstellt, vgl. *il faut, dis-je, pour rompre à toute chose cours.* Ist dieses *rompre cours à qch.* dem *couper court* nicht bedenklich nahestehend?

In meinem Wörterbuch steht aber nicht nur *court* in *couper court* sei etymologisch *cours,* sondern ich füge hinzu: u. ä., das heißt: und ähnliche Fälle. Ich will Spitzer auch die ähnlichen Fälle verraten. Bei Plattner steht ein *rebrousser court,* Ausf. Gram. 4, 91, für das die geläufigen Handwörterbücher die Verbindungen *rebrousser chemin,* bzw. *rebrousser son cours* zeigen. Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln, daß Plattner einen wirklichen Beleg für dieses *rebrousser court* besaß. Spitzers Angriff hat aber nun sogar den Vorteil gehabt, daß auch andere Syntaktiker auf dieses *court* = *cours* aufmerksam gemacht wurden. So schreibt mir E n g w e r: „Ich finde heute folgendes hübsche Beispiel: 'Je ne sais si c'est cela qui m'excita ou si j'obéis plutôt au besoin d'a-côtés qui marque les discussions en train de *tourner court*', wo ja klar ist, daß es ursprünglich *cours* war und wohl heute gefühlt wird, ein „jäh umschwenken", *tourner court* auch im Dict. de l'Ac." Ich glaube, das genügt. Wie leicht wäre es nun, den Spieß umzudrehen und zu sagen: O Spitzer, o Sprachgefühl!

Auch der dritte Beleg für mein mangelndes französisches Sprachgefühl drückt mich nicht schwer, vgl. ZRP. 46, 585. „Wenn unsere Etymologen gut Neufranzösisch könnten, wüßten sie, daß die geläufigste Bedeutung (von *barbotine*) nicht 'Wurmsame' ist, sondern 'Spielhöschen für Kinder'". Ich schreibe in meiner Einleitung „das Wb.... bringt den Wortschatz des Neufrz.... soweit als er vom Dict. gén. übernommen wurde". Im Dict. gén. steht

b a r b o t i n e 1. Nom donné au semen contra usf.
2. pâte délayée

Damit könnte ich mich also begnügen, mich in die Brust werfen und nun Spitzer entgegenhalten: „Natürlich habe ich gewußt, daß *barbotine* 'Spielhöschen' bedeutet". Ich habe dies aber wirklich nicht gewußt, und beschämt über meine Unkenntnis habe ich mich an zwei Franzosen gewandt, die gewiß nicht dem Verdacht ausgesetzt sind, daß sie neufrz. nur mangelhaft verstehen. Es sind dies Herr Claude G r a n d e r, Schriftsteller, und Herr R o b i n e t d e C l e r y, Agrégé de grammaire, Docteur der Sorbonne usf. Beide sind geborene Pariser, die nur gelegentlich in die Provinz gekommen sind. Herr Grander schreibt mir: „Je ne connais le mot 'barbotine' que comme désignation d'une pâte dont se servent les potiers (une sorte de faïence, je crois, mais je ne consulte aucun dictionnaire). Dans le sens que vous lui donnez (d. h. Spielhöschen der Kinder), ce doit être un provincialisme. J e l'i g n o r e: barbotine évoque l'idée de barboter. J e s u i s h o n t e u x d e m o n i g n o r a n c e." Die zweite Auskunft stimmt mit der ersten fast wörtlich überein. Beide Gewährsmänner kennen kein *barbotine* „Spielhöschen". Ich finde diese Bedeutung auch nicht bei Littré, aber auch nicht bei Wartburg, 443 [1]), wo mundartliche Entsprechungen für *barbotine* angeführt sind. So steigt in mir der schreckliche Verdacht auf, daß dieses Spitzersche *barbotine* etwa gar noch aus der Zeit stammt, als der kleine Siegfried Leo in 'Spielhöschen' mit seiner Gouvernante französisch lernte; dann gehört das Wort in eine Reihe mit *farinage* „Mehlspeise", *se blâmer* „sich blamieren", *friseur* „der Haarschneider" u. a. Aber wie gesagt, das ist nur ein Verdacht, den ich zurückziehe, sobald mir Spitzer einen Text vorführt.

Ich habe nach Spitzer aber auch nichts von einer *embrasure d'une fenêtre* gewußt, und wenn das meine hiesigen Hörer lesen, dann muß ich befürchten, daß sie mir zu Weihnachten einen Ploetz oder Dubislav-Boek schicken, vgl. ZRP. 46, 610 f. *ébraser* (*embraser*) „Fenster-Türöffnungen ausbrechen" — das mangelnde Sprachgefühl G.s zeigt sich hier, indem er die häufigste Ableitung der Wortfamilie, die zugleich auch den Schlüssel zur Erklärung gibt, wegläßt: frz. *embrasure* (*d'une fenêtre*), 'Schießscharte', 'Ofenhals', 'Fensternische', 'Türöffnung' — und warum tat er das? weil *embrasure* zufällig weder im Littré noch im Dict. gén. steht. Und was ist die Folge? Daß er die Wortsippe statt aus *braise*, *embraser* aus *briser* + *écraser* (!) erklärt... Buchwissenschaft!" Spitzer, der bewährte Seelenforscher, hat also erraten, daß ich *embrasure* nicht anführe, weil

[1]) Das Fehlen dieses *barbotine* „Spielhöschen" rügt Spitzer, NS. 35, 359 nunmehr auch bei Wartburg. Doch ist der Ton dieser Rüge wesentlich nachsichtiger als oben im Text: „Unter 2. (*borvo-*) fehlt das geläufige frz. *b.*" usw.



es in meinen Quellen fehlt. Wenn ich mich heute frage, warum **ich** dem Wort nicht einen eigenen Artikel gewidmet habe, so will es mir scheinen, daß ich es aus demselben Grund nicht erwähnt habe, aus dem bei mir *coupure* neben *couper* usf. fehlt. Ich bringe nämlich selbstverständliche Ableitungen überhaupt nicht. Das Vorhandensein eines *embraser* „Türöffnungen ausbrechen" scheint mit die Anführung eines *embrasure* „ausgebrochene Türöffnung" u. ä. überflüssig zu machen. Nur wo es zweifelhaft ist, ob eine Ableitung unmittelbar auf dem Verbum oder auf einem Substantiv aufbaut, weise ich darauf hin. Aber fast unglaublich erschien es mir, daß auch Littré und der Dict. gén. kein *embrasure* haben sollten. Und siehe da, in meinem Littré steht das Wort S. 1341 a, unten, in meinem Dict. gén. S. 863 a. Spitzers Beispiel folgend, suchte ich nun den Grund, warum Spitzer diese beiden *embrasure* nicht gefunden hat, so daß er mich neben zwei Ausrufungszeichen mit den Vorwürfen der mangelnden Sprachkenntnisse, der Buchwissenschaft usw. bedachte. Ich glaube, ich habe die Lösung gefunden. Spitzer hat zunächst unter *embraser* nachgeschlagen, und in unmittelbarer Nachbarschaft des Wortes *embrassade* gefunden. Offenbar hat nun Spitzer unter dem Zwang seiner sexuellen Aufnahmsfähigkeit s. d. F., vergessen, daß *-su-* im Alphabet **nach** *-ss-* steht.

Spitzers etymologische Deutung von *embraser* und *embrasure* ist lakonisch, er stellt das Wort zu *braise*. Das habe ich, nebenbei gesagt, zwar mit *embraser* „in Brand stecken" gemacht, nicht aber mit *embraser* „Türöffnungen aushauen". Als Mann, der der Buchwissenschaft feindlich gesinnt ist, sieht also Spitzer wohl in *embrasure d'une fenêtre* eine 'ausgebrannte Öffnung'; oder geht er vielleicht von *embrasure* „Schießscharte" aus? Dann wohl, weil man von den mittelalterlichen Schießscharten aus die anstürmenden Feinde in Brand steckte. Oder etwa die eigene Stadt? Die Etymologie ist übrigens nicht einmal neu. Littré schreibt „Scheler y voit un substantiv du verbe embraser, parce que l'embrasure est l'endroit où le canon s'embrase pour tirer. Mais comment concilier cette explication avec ébraser......" Diese Erklärung erinnert mich an die Erklärung Spitzers von *courge* 'Tragstange' = *courge* 'Riemen', weil die Tragstange neben einer Stange aus einem Riemen besteht. Die Verfasser des Dict. gén., die ihren Littré doch recht gut gekannt haben, halten diese Deutung einer Erwähnung nicht für würdig: *embrasure, dérivé de embraser 2,* d. i. mein *embraser, ébraser.* Aber das ist eben auch Buchwissenschaft!

Wie ist es doch leicht, einem anderen mangelndes Sprachgefühl vorzuwerfen. Spitzer schreibt ZRP. 46, 581 Anm. 2: „Doch ist s. v. *alcoran* das Zitat anläßlich *se moquer de l'an quarante,* Courrier de Vaugelas 5, 35 falsch". Zunächst muß ich feststellen, daß in **meinem** Exemplar des Courrier de Vau-

gelas 2. Aufl. 5, 35 tatsächlich die Wendung besprochen ist. Diese heißt aber, wie Spitzer ein paar Seiten vorher richtig abschreibt, 'se moquer comme de l'an quarante'; das macht, auch für die Erklärung, doch einen großen Unterschied aus. Der ganze Vergleich geht mit der Weglassung des *comme* unter.. Ich kann auch Spitzer versichern, daß ich die Wendung im Munde unseres gemeinsamen Lehrers Mario Roques gehört habe, daß sie also durchaus nicht totes Wortmaterial darstellt. Was hätte also Spitzer für Töne der Entrüstung angeschlagen, wenn mir ein solches *comme* entschlüpft wäre. Dieses *an quarante* erkläre ich nach dem Dict. gén. als eine Umdeutung von *alcoran*. Die Erklärung ist nach Spitzer „ganz unmöglich", S. 581, weil eine Wendung *se moquer comme de l'alcoran* nicht belegt ist, S. 566 Anm., und man auch im Spanischen sagen kann *el año de cuarenta*, ebd., oder im Aprov. *entre mill non trueb quaranta*, womit bewiesen ist, daß es durchaus im französischen Sprachgefühl des 19. Jhs. liegt, sich über das Jahr 40 lustig zu machen. Dieses nicht belegte *alcoran* soll also nach der Andeutung des Dict. gén. in Vergleichen dazu dienen, etwas ganz Nebensächliches, auf das man gar keine Rücksicht nimmt, zu bezeichnen. Ich lade Spitzer ein, in seinem Littré nachzusehen. Da steht ein als familiär bezeichnetes *je n'y entends pas plus qu'à l'alcoran* 'je n'y entends rien'. Beweist das nicht, daß man im Französischen den Koran tatsächlich als einen solchen Vergleichsgegenstand in der familiären Rede verwendet hat? Ich wette mit Spitzer, wenn er nun beweisen will, daß auch hinter dem *an quarante* ein *alcoran* steckt, dann wird er den fehlenden Beleg bei seiner notorischen Findigkeit raschestens zur Stelle haben. Bleibt noch die Umgestaltung von *alcoran* zu *quarante*. Clément Vautel schreibt in Le Journal vom 13. Juli 27: „Ces dames et ces demoiselles ont tout l'air *de se moquer comme de leur première combinaison*." Spitzer wird mir beweisen, daß sich die jungen französischen Damen über ihre ersten seidenen Hemdhöschen lustig machen. Wenn ich nun Spitzer sage, *combinaison* ist eine scherzhafte Umgestaltung von *communion*, so wird er mir erwidern: „ganz unmöglich", denn ein *se moquer comme de sa première communion* ist im Französischen nirgends belegt.

Ich könnte Spitzer aber auch mangelhaftes französisches Sprachgefühl vorwerfen, weil er nicht wußte, daß nach *couper court* „unterbrechen" der Dativ steht; weil er *poularde* mit 'Kapaun' übersetzt, s. d. F., weil er *charençon* statt *charançon* schreibt, weil er *sérancier* statt *sérancer* bildet usf. Das kann passieren, und man braucht deswegen doch nicht mit dem Makel des Schreibtischlinguisten bedacht werden. Ich verstehe nach Spitzer aber auch kein Altfranzösisch, ZRP. 46, 592: „Ich aber sehe in diesem nach rumänischem *şi* gemodelten Gamillschegisch — frz. *si* 'und' den besten Beweis für den Unfug

einer Kenntnis mehrerer Sprachen ohne Sprachgefühl für jede einzelne, ohne das Gefühl für deren Unterschiedlichkeit." Ich schreibe nämlich Wb. 142 *brassicourt* (en parlant d'un cheval, qui a le genou arqué, par vice de conformation) 17. Jh., vgl. nach Sain ..... Clairvaux *courcibot*, wall. *court et bot* 'untersetzt', 'kurz', dieses zu *court* und *bot* 'klumpfüssig', so daß *brassicourt* vielleicht aus mundartlichem *brak* 'mit einwärts gebogenen Füßen' und *court* 'kurz' zusammengesetzt ist; steht dann für **brac-si-court* 'einwärtsgebogen und kurz', verknüpft durch afrz. *si* 'und', s. *ainsi*." Spitzer aber wütet „*si -sic*, das im Frz. nur Sätze verknüpft"; das Weitere überlasse ich dem Leser, bei Spitzer nachzusehen.

Formell ist Spitzer im Recht. Ich schreibe tatsächlich afrz. *si* „und", und der Verweis auf *ainsi*, unter dem von einem *si* „und" nicht die Rede ist, ist tatsächlich ungenügend. Vielleicht weiß Spitzer auch nicht, daß ich seit Jahren die Materialien für eine französische Syntax sammle, die er hoffentlich auch noch erleben wird. Auf diesen Materialien baut die kurze Andeutung wegen *court* in *couper court* auf; ein entsprechendes Kapitel liegt der kurzen Andeutung wegen *si* „und" zugrunde. Das braucht Spitzer ebensowenig zu wissen, wie ich in meinem Wörterbuch die Literatur zu verwerten habe, die nach dem Abschluß des Wörterbuchs erschienen ist. Der Vorwurf des mangelnden Sprachgefühls ist aber für den Verfasser eines etymologischen Wörterbuchs so belastend, daß ich hier mich rechtfertigen, nicht Spitzer ins Unrecht setzen will. Das Französische hat die Möglichkeit, die korrelative Verknüpfung, oder wie Tobler sich ausdrückt, die Paarung von Gegensätzen in zweierlei Form zum Ausdruck zu bringen: In der Form eines Vergleichs: *tel-quel, ainsi-que*, afrz. *si-com*, oder in der Form der Aneinanderreihung: *tel maître, tel valet; tant-tant; que ... que* „sowohl als auch", *qui ... qui* „der eine ... der andere", *sitôt dit, sitôt fait*, s. Tobler VB. 2, 144 f. So kann auch afrz. statt des vergleichenden *si ... com* aneinanderreihendes *si ... si* gebraucht werden, das Godefroy mit *d'une part ... d'autre part* übersetzt. Für dieses korrelative *si ... si* bringt Godefr. tatsächlich nur einen Beleg, in dem zwei Sätze aneinandergereiht werden. Da aber *si ... com* ebenso vor Sätzen wie vor Subst. und Adjektiven gebraucht wird, entspricht ein *si brac, si court* „ebenso einwärtsgebogen wie kurz" durchaus afrz. Sprachgefühl. Daß nun bei der Weiterentwicklung solcher asyndetisch gepaarter Gegensätze oder korrelativer Wortformen das 1. *si* schwindet, ist auch wieder nicht eine rein willkürliche Annahme. Thomas hat Mél. 119 f. gezeigt, wie frz. *précimis* „in aller Eile" aus einem ähnlich gebauten *ci pris, ci mis* verschmolzen ist. Und so sehe ich, bis mir Spitzer eine bessere Erklärung bringt, in dem *si* in Clairvaux *courcibot* neben wall. *court et bot* den Rest eines solchen *si*, das ursprünglich

'ebenso' bedeutet, aber im Gang der Entwicklung zu einer reinen Konjunktion der Beiordnung = 'und' geworden ist.

Ich lehne es also ab, wenn mir Spitzer mangelndes Sprachempfinden für alte oder neue Zeit vorwirft. Ich leugne es nicht, daß auch mir Sprachschnitzer unterlaufen können, aber was Spitzer bisher dafür vorgebracht hat, ist nicht stichhaltig.

Noch einen weiteren Vorwurf macht mir Spitzer, den ich bisher nicht erwähnt habe. Ich habe keine sinnliche Phantasie. Auf diesem Gebiet allerdings anerkenne ich Spitzer als unbestrittenen Meister. Habemus papam! Die sexuelle Begabung Spitzers ist so groß, daß er dank ihr ein neues Prinzip des Bedeutungswandels gefunden hat, ZRP. 42, 10: „Entsprechend dem Grundsatz, daß die sinnlichste Bedeutung die ursprünglichste ist..." Ich habe leider Spitzers Buch über Barbusse nicht zur Hand, wohl aber seine Studie 'Über einige Wörter der Liebessprache'. Da finde ich ein obszön gebrauchtes *lieben* angeführt, finde frz. *baiser* erwähnt, frz. *cocotte* „Dirne", ich denke an Ausdrücke wie deutsch *Rute*, *Büchse* usf., erinnere mich an Spitzers Zusammenstellung von spanisch *carajo* mit lat. *characatus* „mit Pfählen versehen"; wo ich mit meiner bescheidenen erotischen Phantasie Umschau halte, überall komme ich gerade zum direkten Gegenteil dieses Spitzer'schen Prinzips. Es scheint also, daß sich die Sprache doch nicht ganz diesem Prinzip fügt, daß auch die sprechenden Massen sexuell viel weniger begabt sind als Spitzer; und so wage ich, auch an den folgenden Illustrierungen dieses Prinzips zu zweifeln, in denen der primäre Charakter der sexuellen Bezeichnungen nachgewiesen werden soll. Vgl. ZRP. 46, 607. Frz. *dagorne* „Kuh, der ein Horn fehlt", ist nicht, wie ich schreibe, Kreuzung von *décorne* „Kuh, der ein Horn fehlt" (von Spitzer mit * versehen, von mir im Normannischen nachgewiesen), mit *dague* „langer Dolch", „Spieß des Hirsches" u. ä. (und das norm. *décorne* gehört daher wohl auch nicht zu norm. *décorner* „ein Horn brechen"), sondern wir haben die Bedeutungsreihe: *coire* (so erschlossen aus *daguer* 'bespringen', vom Hirsch) — schlagen, quälen (so erschlossen aus afrz. *dagonner* 'frapper d'un dague', es ist also eine sadistisch-erotische Vorstellung, die diesem Bedeutungswandel zugrunde liegt) — verunstaltetes (geschlagenes) Tier oder Frucht (so erschlossen aus afrz. *dagone de porc* „peau", *daguenelle* „getrocknete Birne" u. ä.), daher *dagorne* „Kuh, der ein Horn fehlt", wo also *corne* eventuell noch nachträglich hineinspielt. Jedes weitere Wort würde den Reiz dieser Etymologie gefährden.

Auch bei frz. *époularder* „Tabaksbündel reinigen" hat Spitzer in folgerichtiger Anwendung seines Prinzips, daß die sinnlichste Bedeutung die ursprünglichste ist, die einschlagende Etymologie gefunden. Ich habe gedacht, daß ein *époutiller* „vom

Schmutz reinigen", oder ein nprov. *poulidà* „reinigen" volksetymologisch zu *époularder* umgestaltet worden ist, d. h. daß sich der Witz der Tabakarbeiterinnen des Wortes bemächtigt hat und daß ein 'trier les feuilles de tabac pour enlever celles qui sont avariées' in ein 'époularder', das 'Rupfen eines Masthuhns' umgedeutet worden ist. Das Primäre wäre also der Anklang von *poulidà, époutiller* an *poularde*... Nein, schreibt Spitzer, ZRP. 46, 616, das Wort gehört zu *poularde* „Kapaun", (lapsus calami, s. oben (was ich mit den Worten 'volksetymologische Umdeutung' natürlich auch angedeutet habe), und *époularder* heißt eigentlich 'kastrieren', das Ausscheiden der beschädigten Tabakblätter wird also als Sexualoperation gesehen. Damit nun ja kein Zweifel übrig bleibt, zitiert Spitzer rasch eine Stelle aus Voltaire, an der eine *poularde* 'die ihr angetane schmerzliche Operation beschreibt'. Die Ähnlichkeit des *époularder,* des Ausscheidens der havarierten Tabakblätter, mit dem Einbohren einer langen Nadel in die Gebärmutter des Masthuhns ist so verblüffend, daß nur mangelnde sexuelle Elastizität diesen Tatsachen gegenüber verbohrt bleiben kann. Spitzer hat auch sofort weitere Belege für den Bedeutungwandel „kastrieren" > „kastrierähnliche Handlung bei der Tabakbearbeitung" zur Hand. Ital. *cappare* „aushülsen" u. ä. neben *cappone* „Kapaun", frz. *chapoter* „dégrossir le bois avec la plane" und dazu nun in Cuba *capar* „Seitentriebe ausschneiden, bei der Tabakspflanze auch die Tabaksblätter ernten". Ich lege Spitzer die Frage vor, ob nicht frz. *échapper* eigentlich „der Operation des Kastriertwerdens entschlüpfen" bedeutet. *chapelain* „Kaplan" ist doch sicherlich „der Kastrierte" und auch *chapeau, chape* lassen sich vielleicht nach dem Prinzip, daß die sinnlichste Bedeutung die älteste ist, mit *chapon* vereinigen.

Als phantasieloser Positivist würde ich ein vlat. **cappare* „ausschneiden" zu belegtem *capus, capo* „der Verschnittene" ansetzen (das nach Walde mit gr. κόπτειν „schlagen", wohl ursprünglich mit einem schneidenden Werkzeug dreinhauen, etymologisch zusammenhängt), mit dem sich ebenso das ital. *cappare* „aushülsen" wie das cubanische *capar* „Seitentriebe ausschneiden" erklären lassen. Daß bei dem letzteren die Vorstellung des Kastrierens direkt mitbeteiligt ist, scheint mir ebenso wahrscheinlich zu sein, wie daß man bei dem „Verschneiden des Weins" an das Verschnittensein des *capo* denkt.

Man sollte also mit Spitzer denken, daß sich mit *poularde* als nächst verwandte Vorstellung, die des 'Kastrierens' einfindet. Ich habe nun, von Mißtrauen gegen meine sexuelle Begabung erfüllt, bei Paul Rouaix, Dict. ... des Idées suggérées par les mots nachgeschlagen und finde dort *poularde* zwischen *grianneau, poule* und *volaille, pondeuse, poulette* etc. Dazu (unter dem Schlagwort *coq*) die verbalen Vorstellungen *cocher, jucher, ca-*

queter, picorer, gratter, élever, gaver, engraisser, glousser usf.; aber dem Autor, der nach assoziationsfähigen Ideen sucht, ist kein *châtrer,* kein *castration* eingefallen. So zweifle ich zwar nicht an der eminenten sexuellen Begabung Spitzers, aber mir scheint doch, daß meine Auffassung von dem Einfluß der sexuellen Ideen auf die Sprachentwicklung der Wahrheit näher kommt als die Spitzers.

Wo ich meine Beobachtungen von der Sprachentwicklung mit denen Spitzers vergleiche, überall klafft zwischen unseren Auffassungen ein Abgrund. So wird Spitzer auch in Zukunft mit mir unzufrieden sein, er wird auch in Zukunft Gelegenheit zur Kritik haben. 1923, ZRP. 43, 766, gesteht er meiner Forschungsrichtung noch eine gewisse Existenzberechtigung zu. „Der wissenschaftliche Karren wird nicht verfahren, wenn die Pferde nicht stets ganz bei derselben Stange bleiben." Die Kritik ist heilsam, und so hat denn Spitzer seit seiner Besprechung meiner Tempuslehre, 1913, stets auf den Wert der, besonders seiner Kritik hingewiesen.

Aber auch die Kritik bedarf einer Eigenschaft, die Spitzer in seinem etymologischen Katechismus als Forderung aufstellt: Sie muß mit Takt geschehen. G. Paris, der in den Augen Spitzers (LGRP. 1919, 11) mit ihm und Morf zu den wenigen aufrechten Gelehrten gehört, hat einmal der Kritik die schönen Worte gewidmet: „La critique, en nous apprenant combien il est difficile d'atteindre la moindre parcelle de vérité, nous enseigne une salutaire méfiance de nous même, nous fait sentir le besoin de la collaboration des autres et nous inspire pour ceux qui, dans les lieux les plus divers, travaillent à l'œuvre commune, de l'estime et de la sympathie; car si rien ne divise les hommes comme la croyance où ils sont respectivement de posséder la vérité, rien ne les rapproche comme de la chercher en commun", s. ASSL. 125, 272.

Auch Spitzer hat von den Aufgaben der wissenschaftlichen Tätigkeit eine hohe Meinung: „Denn schließlich ist doch unser Streben nach Wahrheit das Hehrste an der wissenschaftlichen Tätigkeit", Jb. 129; er findet sogar, daß meine Äußerungen über Wartburgs Wörterbuch zu scharf sind, ZRP. 43, 759, obwohl ich schreibe: „Über den Wert dieses Werkes sind keine Worte zu verlieren. Man kann nur mit Dankbarkeit die Entsagung begrüßen .... Staunen und Bewunderung .... El Imposible vencido könnte man dem Werk zum Motto setzen", weil ich in einzelnen Fällen einen Standpunkt zu verteidigen suche, den ich früher eingenommen hatte und den Wartburg bekämpft.

Aber alle diese Forderungen gelten nicht für Spitzer, sie gelten nur für die andern. Die 'salutaire méfiance de soi-même' ist ihm unbekannt. Was er nicht versteht, ist für ihn Ballast, eine Ablehnung eines seiner Geistesblitze wird ihm zur persön-

lichen Beleidigung. M. Roques erwähnt nicht, daß er, Spitzer, mit mir zu Gillièrons 60. Geburtstag diesem die Schrift über die Klette widmete. (Die Widmung war vor Kriegsausbruch beschlossen worden. An der Geschmacklosigkeit, daß sie in dem während des Kriegs, 1915, ausgegebenen Büchlein belassen wurde, habe ich keinen Anteil, da die Korrekturen zu einer Zeit erledigt wurden, zu der ich im Feld stand.) Das genügt ihm, um nun LGRP. 1927 Roques die Leviten zu lesen. Spitzer, der 1921, ASSL. 111 ff. sich als Gegner des Idealismus bekennt, dann dank seiner Elastizität in das bekämpfte Lager übergeht und Mitarbeiter an der Idealistischen Neuphilologie wird, bezichtigt seinen früher hochverehrten Lehrer Meillet des wissenschaftlichen Chauvinismus, Jb. 2, 293 ff., weil dieser es wagt, eine Forschungsrichtung, der sich Spitzer mit dem Zelotismus des Neophyten ergeben hat, abfällig zu kritisieren. Über Spitzer als Kritiker wäre eine eigene Broschüre zu schreiben. Er nimmt sich nicht die Zeit, in einen fremden Gedankengang einzudringen, er sucht die Punkte, wo er s e i n Licht leuchten lassen kann. Seine Besprechung meines Wörterbuchs zeigt auf Schritt und Tritt Eile und Hast. Alles ist voller Druckfehler; Kreuzungen von Redewendungen, vgl. S. 243, fallen ihm nicht einmal bei der Korrektur auf. Aber auch Druckfehler, die ihren Weg weiternehmen können, wie prov. *escofier* statt *escofir*, ZRP. 46, 617, bleiben bestehen. Die Eile, dem unbequemen Kollegen einen Hieb zu versetzen, läßt ihn übersehen, was in dem kritisierten Artikel steht; so wird die Berichterstattung zu einer Fälschung des Tatbestandes, die es Spitzer nun ermöglicht, seinen Sarkasmus im schönsten Licht leuchten zu lassen.

Eine solche Kritik ist zwar weit von dem entfernt, was G. Paris als Aufgabe der Kritik bezeichnet, aber mit einigem guten Willen kann man darin noch eine K r i t i k sehen. Wenn aber der Kritiker gegen besseres Wissen dem Autor Dinge unterschiebt, von deren Unwahrheit er überzeugt ist, d a n n w i r d d i e K r i t i k z u m P a m p h l e t ; u n d S p i t z e r s s o g e n a n n t e K r i t i k i s t e i n P a m p h l e t v o m A n f a n g b i s z u m E n d e. Vgl. ZRP. 46, 582: „War es wirklich nötig, dem so lebendigen FEW. v. Wartburgs ... e i n g a n z g l e i c h b e t i t e l t e s W e r k .... nachfolgen zu lassen, das die durch diese Titelgleichheit h o c h m ü t i g a n g e m e l d e t e K o n k u r r e n z doch nicht aushalten kann, seinen Vorgänger an Schnelligkeit des Erscheinens, Billigkeit und Qualität unterbietet?" Spitzer hat gewußt, daß ich mein Wörterbuch zu einer Zeit bereits in Bearbeitung hatte, als von einem Wb. Wartburgs noch keine Rede war. Spitzer hat neben der Lieferung 1 meines Wbs., die durch ein Versehen der Druckerei den provisorischen Titel 'Etym. Frz. Wb.' erhalten hat (mein Manuskript mit dem Titel

'Etymologisches Wb. der frz. Spr.' liegt zu Spitzers Einsicht bei dem Verleger) die Lieferungen 2 bis 6 in seiner Besprechung verwertet, die den richtigen Titel tragen. Aber er, der S. 569 22 Zeilen als Korrekturnote hinzufügt, der S. 581 7 Zeilen anhängt, hat für keine Korrekturnote Zeit, in der er seine unqualifizierbare Behauptung von der in der Titelgleichheit hochmütig angekündigten Konkurrenz abschwächen könnte [1]).

Hätte sich Spitzer mit seiner, Berliner Freunden schon im Vorhinein angekündigten Attaque Zeit gelassen, bis die Einleitung meines Wörterbuchs gesetzt war, dann hätte er gesehen, daß „G. sich für die arabischen Wörter (nicht) mit Lammens zufrieden gibt", ZRP. 46, 565 f.; hätte er die arabischen Artikel mit Lammens verglichen, so hätte er gesehen, daß diese von sachkundiger Hand von Anfang bis zum Ende durchgearbeitet sind. Er hätte auch den Grund erfahren, warum einzelne gelehrte Wörter in mein Wb. aufgenommen wurden, und andere nicht. Die 'mechanische Auffassung vom Vulgärlatein' wäre ihm vielleicht auch weniger mechanisch erschienen usf.

Spitzer hat aber den Mut, meinen literarischen Anstand in Zweifel zu ziehen, ZRP. 46, 569 Anm., weil ich dort, wo ich eine frühere eigene Erklärung aufgebe oder modifiziere, den Opponenten, d. h. Spitzer, nicht nenne; daß ich Spitzer nur zitiere, wenn ich ihn ablehne usf. Schuchardt hat einmal (ZRP. 13, 325 Anm.) um Nachsicht gebeten, wenn er etymologische Erklärungen von anderen übersehen sollte, und nie hat man ihn deshalb des mangelnden literarischen Anstands geziehen. Merlo, Crescini, Atkinson Jenkins, M. Förster haben mich, ohne persönliche Beleidigung, darauf aufmerksam gemacht, daß ich Erklärungen von ihnen übersehen hatte; und ich habe diese Berichtigungen für die 2. Auflage meines Wbs. dankbarst zur Kenntnis genommen. Wie ängstlich ich bemüht war, gerade Spitzer zu geben, was Spitzers ist, konnte er in dem von ihm besprochenen Teil meines Wbs. z. B. unter *ébarouir* ersehen. Ich habe ZRP. 41 das Wort mit *barre* zusammengestellt, ohne mich dabei an Spitzers Deutung in ASSL. 127, 157 zu erinnern. In meinem Aufsatz findet sich die Lokalisierung des Wortes, die Erkärung des auffälligen Infinitivs; aber in dem

---

[1]) **Es macht auch einen sonderbaren Eindruck, daß Spitzer in seinem Pamphlet immer wieder darauf zurückkommt, daß der Verfasser des kritisierten Wörterbuchs in Berlin sitzt, s. ZRP. 46, 595; 596; 602; 615, und daß selbst der preußische Kultusminister in die Kritik hineingezogen wird. Die Einleitung des Wörterbuchs trägt das Datum: September 1925. Das Werk hat also mit meiner Berliner Wirksamkeit nichts zu tun. Man könnte fast auf den Gedanken kommen, daß bei der Kritik der Gedanke mitspielt, daß der preußische Kultusminister doch viel besser daran getan hätte, seine Blicke nach Marburg zu richten, statt in das ferne Tirol zu schweifen.**

Bestreben, Spitzers Verdienst, der auch an Zusammenhang mit *barre* gedacht hatte, nicht zu schmälern, habe ich EWFS. 331 zwar ihn, aber nicht meinen Aufsatz angeführt. Wo ich aus unserer gemeinsamen Abhandlung über die Klette etwas entnehme, das auf Spitzer zurückgeht, zitiere ich Spitzer, Klette. Soll ich aber Deutungen, die ich selbst auf Grund neuer Überlegungen aufgegeben habe, in mein Wb. aufnehmen, nur um zu sagen, daß Spitzer Opponent war? Das scheint mir Platzverschwendung zu sein, und so werde ich auch in der 2. Auflage des Wbs. Spitzer nicht zitieren, wo er etwa in ZRP. 46 meinen Artikel abdruckt und ein ! dazusetzt wie bei *bachelier*.

Ich zitiere Spitzer tatsächlich nicht, wenn seine Bemerkungen aus der Zeit nach September 1923 stammen; den Grund hätte Spitzer aus der Einleitung erfahren. Er teilt das Schicksal mit den anderen Autoren von Etymologien, die nach jener Zeit veröffentlicht wurden. Eine Ausnahme mache ich nur dann, wenn eine in meinem Ende 1923 abgeschlossenen Manuskript stehende Etymologie auf Grund neuer Forschung sich als unrichtig erwiesen hat. Ich zitiere also z. B. Barbier bei *bercelonnette*, nicht aber Spitzer bei *pantoufle*. Das bleibt, wie gesagt, der nächsten Auflage vorbehalten. Und nun gestehe ich gerne, daß ich bei *adirer* vergessen habe, Spitzer zu zitieren. Die gemeinsame Deutung stand schon in meinem Manuskript. Warum die Anführung Spitzers von mir vergessen wurde, weiß ich heute nicht mehr. Ich gestehe ferner, daß in Spitzers Bemerkungen zu *carcaise* „Frittofen", ZRP. 42, 337, tatsächlich das spanische *carquesa* erwähnt ist, in dem ich in meinem Wb. die Quelle des frz. Wortes sehe, und daß ich nicht mehr weiß, ob ich auf dieses spanische *carquesa* durch Spitzer aufmerksam gemacht wurde, oder durch den von mir zitierten Castro, RFE. 5, 34. Aber alle weiteren Folgerungen aus diesem Versehen lehne ich ab. Ein wenig 'estime pour ceux qui travaillent à l'œuvre commune', und Spitzer hätte dieses Versehen als menschlich begreiflich und entschuldbar befunden.

Ich habe oben geschrieben, daß sich Spitzer nicht die Zeit nimmt, in fremden Gedankengang einzudringen; daß er, auf mangelhafte Erinnerung gestützt, seinen Bericht erstattet, der dadurch unverständlich wird. Vgl. RDR. 6, 365.

„Der rumänische Irreal *vua face* < *volebam facere* sei aus einem **semu cânta* gebildet worden, weil dieses, ursprünglich aus *habuissemus c.* > *asemu c.* entstanden als ein 'wir sind singen' (zu *sumus!*) gefaßt worden wäre. Gegen derartige Gewaltsamkeiten habe ich ASSL. 1913, 466 ff. protestiert." Was Spitzer mir hier in die Schuhe schiebt, ist ein so offenkundiger Unsinn, daß auch ich gegen eine solche Erklärung, wäre sie jemals gegeben worden, protestieren müßte. Ich führe ungefähr das Folgende aus: *vrea face* (so für *vua face*) nicht der rumänische

Irreal, sondern eine präteritale Form des Kondizionals, die heute in letzten Resten in der kleinen Walachei lebt, ist nicht *volebam facere,* wie es zunächst aussieht, da *volebam* + Inf. schon im Vulgärlatein den Ausdruck der präteritalen Idee verloren hatte, es bedeutet „ich möchte, wollte tun", wie frz. *je voulais vous dire* als Ausdruck der bescheidenen Mitteilung; *vrea face* ist, so führe ich aus, rumänische Neubildung von einer 1. Plur. *vremu face* aus, das präsentisch „wir würden tun" bedeutete, dazu *vreamu face* „wir hätten getan" usf. Mit einer ungenauen, flüchtigen Erinnerung des Tatbestandes setzt sich also Spitzer hin und kritisiert, nicht die angeführte Erklärung, sondern das, was aus dieser Erklärung in seiner Phantasie geworden ist, vgl. dazu aus früherer Zeit noch WuS. 9, 78. „Ich habe G.... widersprochen, als er rom. *cornu* 'Ecke' auf germ. *Horn* 'Ecke' zurückführte: Denn was ist mit diesem Verweis auf die Germanistik anderes gesagt als — daß die Armut von der Poverteh komme? Wie erklärt sich denn das germ. Horn 'Ecke'?" Etwas früher, ZRP. 42, 32, Anm., zitiert Spitzer noch halbwegs richtig: „Ich füge noch hinzu, daß G. mit sich selbst in Widerspruch gerät, wenn er anführt, daß im Germ. eine Ablautform zu *Horn* die Bedeutung 'Ecke', 'Winkel' hat: wenn dies im Germ. möglich war, warum soll nicht frz. *corne* in beiden Bedeutungen erscheinen?" Ich schreibe nun in Wirklichkeit ZRP. 40, 514: „Dagegen besitzt im Niederdeutschen eine Ablautform von *hôrn*... die Bedeutung 'Ecke', 'Winkel', vgl. ndl. *hoorn* neben *horn,* ostfriesisch *hôrn* neben *horn*", und etwas später „unter dem Einfluß von fränkisch **hôrn* 'Horn' und **horn* 'Ecke' (ich hätte schreiben sollen **hôrn* 'Horn' und **horni* 'Ecke', 'Winkel')" usf. Es steht also bei mir ganz deutlich, daß nicht ein und dasselbe Wort des Germanischen die Doppelbedeutung „Horn" und „Ecke" ausgebildet hat, sondern daß zwei ganz verschiedene Wörter, die aber untereinander im Ablautsverhältnis stehen, zusammen die beiden Bedeutungen vereinigen, daß das eine in der Bedeutung „Horn", das andere in der Bedeutung „Ecke", „Winkel" besteht. Ist das noch das Verhältnis von Armut und Poverteh? Den zwei Wörtern des Fränkischen entsprechen nun zwei Bedeutungen der romanischen Entsprechung *cornu.* Daß zwei verschiedene Ableitungen bzw. Ablautformen vom gleichen Stamm verschiedene Bedeutung haben, ist doch ganz etwas anderes, als wenn dasselbe Wort seine Bedeutung erweitert. Ob meine Erklärung, daß das fränkische Wortpaar **hôrn* und **horni* in der Bedeutung des rom. *cornu* nachwirkt, richtig ist oder nicht, ist eine andere Sache. Ich habe meine Deutung nach den Belehrungen durch Schuchardt nicht in mein Wb. aufgenommen. Hier kommt es nur darauf an, zu zeigen, welche Vorstellung Spitzer von den Verpflichtungen des Rezensenten hat.

Als Flüchtigkeit muß auch noch das Folgende beurteilt werden.

Spitzer.	Gamillscheg.
ZRP. 42, 5. „Frz. *bertaud* 'kastriert' leitet G. ZS. 1919 (lies 1920), S. 146 aus **bistositare* ab ... Allerdings müßte eher **bertouder* entstehen."	ZRP. 40, 146. „Das Wort ist zuerst im 14. Jhdt. als *bertauder, bertouder* bezeugt."

Desgleichen ZRP. 46, 611: *écarquiller* „natürlich ist Schuchardts Abl., die schon die Littré's und Jaubert's ist, die richtige (é. 'auseinanderspreizen' mit nprov. *escarcaià* zu *cochlea* 'Schnecke', zu dem nun Spitzer aus Jaubert, 19. Jh., ein *carquille* = *coquille* beibringt) „in meinen Hilfsmitteln kann ich kein *écartiller* des 16. Jh., das neben *écarquiller* des 16. Jh. stünde, entdecken".

Spitzer schreibt, ZRP. 46, 602, betreffs Meyer-Lübke, Rom. Gr. 2, 524, „vielleicht in Berlin nicht vorhanden"? Nun, *écartiller* steht Dict. gén. s. *écarquiller*, Sat. Ménippée.

Ebenso ZRP. 46, 574: „*abroutir* ist nicht durch 'Präfixwechsel' aus 'zufällig nicht belegten *es-* Formen' zu erklären, sondern bedeutet eben 'anfressen' wie *amordre*." Ich schreibe EWFS. 5a: „*abroutir* ist Rückbildung von *abroutis*, das selbst aus einem wohl nur zufällig nicht belegten **esbrouteiz* ... mit Präfixwechsel entstanden ist." Dieses ist Abl. ... von mfrz. *esbrouter*, 14. Jh., 'die Triebe abschneiden'". *es*-Formen sind also alt belegt; nicht belegt ist die *-aticium* Abl.; von dieser kann ich sagen, sie ist nur 'zufällig' nicht belegt, weil die *-aticium* Abl. im Afrz. ebenso lebenskräftig sind wie die *-ment* Abl. des Neufrz.

Die Flüchtigkeit nähert sich jedoch schon bedenklich der bewußten Irreführung in den folgenden Fällen:

Spitzer.	Gamillscheg.
ZRP. 46, 574 zu *abandon*: Ferner vergißt G., daß auch sonst *-d-* Ableitungen von der *ban*-Sippe vorkommen, die meinetwegen wie *Allemand, romande* sich erklären mögen.	S. 2a. „Unmittelbare Abl. von *ban* ... ist morphologisch unverständlich, selbst wenn man Beeinflussung durch die unter *bannière* erwähnten Doppelformen annimmt." S. 76b (*bannière*). „Die Kreuzung der beiden Stämme *band-* und *ban-* zeigt sich auch in mittellat. *bandum* für 'Bann', vgl. auch *bandit* mit weiteren Belegen."
ZRP. 46, 601 f. „prov. *clucar* gehört nicht zum 'Kuckuck' (gucken!) wie ... Sp. wollte, sondern zu **cludicare* zu *cludere* — das selbst allerdings — o scheinheiliger Sprachgeograph — im Simplex nur in ital. *chiudere*, nicht auf gallorom. Gebiet belegt ist."	S. 229a. „prov. *clucar* ist vielmehr ein gallorom. **cludicare* zu **clūdĕre* für *claudere*, vgl. ital. *chiudere* und prov. *cluire* 'schließen'."

Spitzer berichtigt sich nebenbei selbst in seiner Bemerkung. Er schreibt, ZRP. 43, 588: „Ich erinnere an aprov. *clucar*, kat. *clucar* 'fermer' (les yeux)... die doch offenbar zu aprov. *caluc* 'myope' gehören..." Der Kuckuck kommt nur an einer Stelle zum Vorschein, S. 589, Z. 6 v. u. „das aprov. *cuc* (in *olhs cucs* neben *olhs clucs*, das natürlich aus *clucs* dissimiliert ist) kann vom 'Kuckuck' stammen oder beeinflußt sein." Das heißt doch, daß nach Spitzer *clucar* zu *caluc* gehört, und die Form *cuc* zum 'Kuckuck'. Unterdessen hat aber Spitzer sein *caluc* und **caluginare* wieder aufgegeben und verlangt nun von mir so viel Intuition, daß ich erraten soll, daß der nebenbei erwähnte 'Kuckuck' eigentlich beim *clucar* „schließen" die Hauptrolle spielt. Daß nun aber Spitzer in einem Atemzug mir Scheinheiligkeit als Sprachgeograph vorwirft und behauptet, daß **clūdĕre* nur im Italienischen bezeugt ist, ist nur als sträfliche Flüchtigkeit zu beurteilen. **Clūdĕre* ist galloromanisch, prov. *cluire* „schließen" hinlänglich gesichert. Dazu ein gallorom. **cludicare* „fest schließen" ist eine Selbstverständlichkeit, sofern man dem Galloromanischen nicht abstreitet, was man in anderen Sprachen, deren Bildungsfähigkeit mit Hilfe von Suffixen noch lebendig ist, vor Augen hat, s. M. L. Frz. Gr. 2, § 188. Für den 'Kuckuck' finde ich dagegen bei Levy nur die Form *cogul*; das mag an der Überlieferung liegen, ich nehme sogar ein **cuc* „Kuckuck" an, dazu ein **cucar* „gucken". Wo kommt aber das *l-* von *clucar* „schließen" her, wenn dies nichts mit **cludere*, **cludicare* zu tun hat, sondern von diesem **cuc* „Kuckuck" abgeleitet ist? Die weitere Logik Spitzers verstehe ich überhaupt nicht. Daß prov. *clucar* „schließen" mit dem „Kuckuck" zusammenhängt, soll durch asturisch *esclucar* 'aclarar, primeros cantos del cuclillo anunciando la primavera' bewiesen sein. Hat denn das begrifflich mit dem Schließen der Augen irgend etwas zu tun? Der Beleg beweist, daß vom Kuckucksnamen Ableitungen gebildet werden können, was, so glaube ich, nicht einmal eine allzu große Entdeckung ist. Aber irgendeine Abl. von irgendeiner Bezeichnung des Kuckucks beweist doch nicht, daß ein prov. *clucar* „schließen" nun auch eine Abl. von einem Kuckucksnamen sein muß. Das noch zum Beweis angeführte Cuenca *cucar el ojo* 'griñar', das nun wieder kein *-l-* hat, dessen Zusammenhang mit dem Kuckucksnamen wieder durch nichts bewiesen ist, soll nun wieder für prov. *clucar* „schließen" beweiskräftig sein. Für diese Art der Beweisführung fehlt mir jedes Verständnis.

Der Vorwurf der irreführenden Berichterstattung, den ich gegen Spitzer erhebe, wird aber von diesem gegen mich selbst erhoben. Jedem, der die etymologische Literatur einer Sprache wie des Frz. durch mehr als ein halbes Jahrhundert verfolgt hat, ist ähnlichen Irrtümern ausgesetzt. Was aber Spitzer diesbezüg-

lich gegen mich vorbringt, ist zu charakteristisch, als daß ich darüber hinweggehen könnte.

Spitzer, ZRP. 46, 617.	**Spitzer, Lex. 53.**	**Gamillscheg 381.**
„Meine eigene Ansicht ist unrichtig wiedergegeben. Ich mache aufmerksam auf kat. *caramuixa* 'verga seca del canem', *caramutza* 'anbó sec', was auf das Hanfbrechen hinweist, vgl. zur Bedeutung frz. *bric*, prov. *brega* 'Streit' zu *broyer* bzw. *bregar* 'Hanf brechen'. Zu jenem *caramuixa* paßt span. *escamujar* 'beschneiden' ... die auch sonst auftretenden *cara*-Formen (ptg. *escarapelhar* usw.) wohl aus *carminare, carylium, carpere, cardare* u. a. So bildet sich ein (*es*)*cara*-Präfix aus."	„In spanisch *escaramuzo* 'Scharmützel'... vermute ich einfach eine Kreuzung von *escara* 'Schar' oder *carilium* (s. o. S. 35) mit *escamocho* 'Bienenschwarm'... Das Wesen der *escaramuza* 'des Geplänkels' ist ja die Leichtigkeit und Beweglichkeit der Angreifer. Hierher paßt wohl auch katal. *caramuixa* 'Achel'. 'holziger Abfall der Hanfstengel'."	„Das ital.-frz. Wort aus spanisch *escaramuza* und dieses Kreuzung von *escara* 'Schar' (das im Spanischen weder in alter noch neuer Zeit belegt ist) mit *escamocho* 'Bienenschwarm', Spitzer, Lex. 53, ist weder begrifflich noch historisch gestützt."

Wer berichtet also genauer, Spitzer über Spitzer, oder Gamillscheg über Spitzer? Zweierlei habe ich in meinem Bericht unterdrückt: 1. die vielsagende Bemerkung 'Hierher paßt wohl auch kat. *caramuixa*', in dem nun Spitzer das Hauptglied seiner Beweiskette sieht; und 2. die Möglichkeit, daß auch *carilium* bei dem Kreuzungsprozeß mit einem zweiten Wort beteiligt sein kann. Das letztere habe ich aus Schonung für Spitzer nicht weiter erwähnt. Denn was Spitzer an der von ihm zitierten Stelle vorbringt, ist so haarsträubend, daß man es einem vernünftigen Menschen ernstlich nicht zutrauen kann. Tatsächlich hebt auch Spitzer seinen Geistesblitz von S. 35 im Nachtrag wieder auf. Nun taucht dieses *carylium* aber neuerdings auf, zugleich mit dem Vorwurf der unrichtigen Berichterstattung, ich bin also genötigt, aus meiner Reserve hervorzutreten. Spitzer beweist l. c. nämlich, daß span. *carajo* 'Penis' von *carylium* herstamme, das nach REW. 1726 'wälsche Nuß', 'Nußkern' bedeutet. „Wir haben ja prov. *carai* 'Achel', 'Abfälle des Hanfs', und wir brauchen nur von einer Bedeutung 'Nuß' (> 'Hoden', vgl. altenburgisch Nüsse) oder 'Eichel' (> Penis) ausgehen. Die Endung wird natürlich bei solch einem Begriff euphemistisch verändert." Also dieses *carylium*, das nach Spitzer in irgendeiner Form im Spanischen als „Nuß", oder „Eichel", oder „Hode", oder „Penis" gelebt haben soll, soll mit *escamocho* „Bienenschwarm" gekreuzt *escaramuza* „Geplänkel" (wohl über 'Liebesgeplänkel'?) ergeben haben. Habe ich da nicht wohl daran getan, daß ich mich mit der Anführung der

Kreuzung von **escara* mit dem Wort für 'Bienenschwarm' begnügte?

Das ist aber jetzt glücklicherweise nicht mehr Spitzers Ansicht von der Entstehung des *escaramuza,* es gehört dieses vielmehr zu katal. *caramuixa* „trockener Hanfstengel", und daß zwischen dem 'Kleinkrieg' und der Flachs- und Hanfkultur begriffliche Beziehungen bestehen, erweist Spitzer mit dem Hinweis darauf, daß im Romanischen der gleiche Wortstamm für „streiten" und „Hanfbrechen" gebraucht werden kann. Es ist dies der Stamm **brîg-* bzw. **brĕk,* vgl. afrz. *brie* (so für den Druckfehler *bric* zu setzen), das etymologisches *-î-* hat wie ital. *brigare, brigata, brigante* u. ä.; daneben besteht der germanische Stamm *brĕk* 'brechen', der romanisches offenes *-e-* hat. Daß die beiden Stämme n i c h t identisch sind, zeigt ein auch nur oberflächlicher Vergleich etwa der oberitalienischen Formen, vgl. z. B. venezianisch *sbrega* 'ciocco, toppo, ceppi tagliati da ardere'; *sbregar* 'squarciare' gegen *brigar* 'intrigare, imbrogliare'. Ebenso trientinisch usf. Der Stamm **brîg* ist vielmehr viel weiter verbreitet als der Stamm **brĕk.* Zwischen dem östlichen oberitalienischen Gebiet, welches die beiden Stämme auseinanderhält, und dem nordfrz. Gebiet, das die gleiche Trennung zeigt, liegt nun das provenzalische Gebiet, in dem tatsächlich eine Vermengung der beiden Stämme eingetreten ist, vgl. prov. *brega* „Streit" und *briga* „Teilchen" usf., s. REW. 1306, wo dieses *briga* als Kreuzung von **bris-* und *mica* erklärt wird; aber auch **brĕkan* ist daran nicht unbeteiligt, s. EWFS. *brigant.* **brĕkan* als Ausdruck der Hanf- und Flachskultur hat also mit **brîga* „Streit" ursprünglich ebensowenig etwas zu tun wie *escaramuza* mit *caramuixa* „getrocknete Hanfstengel". Das Bindeglied ist in beiden Fällen ein oberflächlicher, rein äußerlicher Anklang. Was Spitzer sonst über die Beziehungen dieses spanischen *escaramuza* zu spanisch *escamujar* und den verschiedenen *car-* Wörtern sagt, ist ein solcher Gallimathias, daß ich verständnisvolleren Persönlichkeiten die Interpretation überlassen muß.

Ebenfalls noch Flüchtigkeit scheint der Grund der folgenden irreführenden Berichterstattung zu sein, ZRP. 46, 574, „Wer sollte glauben, daß in *araignée* 'S p i n n e' das bedeutungslos gewordene Suffix *-ée* ausgerechnet im 16. Jh. in Südwestfrankreich durch *tèle* (toile) ersetzt worden sei, um 'Spinn g e w e b e' auszudrücken? Man sieht hier förmlich den S c h r e i b t i s c h - l i n g u i s t e n, der *araignée* zerlegt in Stamm *araign-* + Suffix *-ée* und letzteres gemütlich ersetzt durch *-tèle.* So c h i r u r g e n - h a f t - r o u t i n i e r m ä ß i g verfährt der Etymologe Gamillscheg, nicht aber die Sprache, der die Herren Etymologen ihren Geist einhauchen."

Vgl. dazu EWFS. 45 a, „Aus araignée 'Spinn g e w e b e'

wurde im 16. Jh. zunächst in Südwestfrankreich (wo Wartburg das Wort als einheimisch erweist) in Anlehnung an die westfrz. Form *te(i)le* für *toile* die Form *arantèle* 'Spinngewebe' geschaffen, indem das bedeutungslose Suffix *-ée* durch das begrifflich dem Suffix entsprechende *toile* ersetzt wurde. Diese Scheidung wurde durch den Übergang von araignée 'Spinngewebe' zu 'Spinne' notwendig" usf. Meine chirurgenhafte Tätigkeit besteht also darin, daß ich der Sprache die Fähigkeit zutraue, aus einer détresse sémantique mit der Ersetzung eines Formelementes durch ein Begriffselement einen Ausweg zu schaffen. *araignée* bedeutet ursprünglich „Spinngewebe", es bekommt die Bedeutung „Spinne", und so wird ein *araignée*, das nicht mehr eindeutig „Spinngewebe" bedeutet, in ein *araigne* + *tèle* verbessert. Hat Spitzer diese Tätigkeit der Sprache nie beobachtet? Hätte er an der von mir angeführten Stelle ZRP. 43, 533 nachgelesen, so hätte er ein zweites genau entsprechendes Beispiel gefunden. Auf dem gleichen Gebiet, auf dem die Umbildung von *araignée* zu *arantèle* sich vollzogen hat, findet sich für den „Sensenstiel" eine Form *faumanche* für sonstiges *faucil*, s. Bibl. AR. 2/2, 58 Anm., in dem das bedeutungslose *-il*, das der Träger der Vorstellung des „Stieles" geworden ist, durch *manche* ersetzt wurde. Oder ist das auch ein lat. *falci-manicum?*

Aber auch diese Erklärung stammt von mir, sie ist daher verdächtig. Vgl. Dict. gén. s. *tête-bêche* „Au XVIe s. on employait *béchevet* seul, puis ne reconnaissant pas la présence de chef dans cette expression on y a introduit *tête*", vgl. dazu bei mir angev. *coucher béchevet* wie literarisches *coucher à tête-bêche.* In einem unverständlich gewordenen *béchevet* wird also ein Stamm losgelöst, d. i. **bêche,* der nichts besagt. *coucher à béchevet* heißt aber „mit dem Kopf auf der Fußseite schlafen", so wird das Begriffswort *tête* hineingedeutet, tritt für das bedeutungslose *-evet* ein, muß aber, aus syntaktischen Gründen an die Spitze treten. Wie routiniermäßig chirurgenhaft doch die Sprache wieder vorgegangen ist! Noch schlimmer ist sie, wenn sie in *aub-épine* das Präfix *aub-* loslöst und daraus ein *noble-épine* macht; wer hat wohl da der Sprache seinen Geist eingehaucht!

Dann aber kommt es Spitzer gar nicht mehr auf eine Berichterstattung an. Er greift aus meiner Beweisführung beliebige Glieder heraus, unterschlägt die anderen und knüpft daran seine Glossen, vgl. ZRP. 46, 616: „*escarbillat* 'aufgeweckt', 'boshaft' zu *cara-virar* 'das Gesicht drehen', 'die Partei wechseln',... Es gibt olympische und Ahasverus-Naturen: jenen ist eine Drehung des Kopfes schon Aufgewecktheit und Bosheit". Das heißt doch, daß ich ein

Wort, das 'aufgeweckt' bedeutet, auf ein Wort zurückführe, das „den Kopf drehen" bedeutet, vgl. EWFS. 380: *escarbillat* „aufgeweckt", „boshaft" aus nprov. *escarrabilhat* „heiter", „aufgeweckt" (schon diese Gegenüberstellung zeigt, daß die Weiterentwicklung des Adjektivs zu „boshaft" im Nordfrz. erfolgt ist), d. i. Part. von *escarrabilha* „heiterstimmen"; dieses ist Gegenbildung von nprov. *caravilha*... „sticheln", „betrügen" aus prov. *caravirar* „die Partei wechseln". Wo fehlt ein begrifflicher Übergang? Ist es zu gewagt, wenn ich in dem Parteiwechsel einen 'Betrug' sehe? Nicht die Drehung des Kopfes wird von olympischen Naturen als Zeichen von Aufgewecktheit und Bosheit angesehen, sondern der Parteiwechsel als Betrug. Ahasver hat aber in seinem Bericht vergessen, die drei Zwischenglieder zu erwähnen, von denen die *ex*-Bildung eine Vorstellung in ihr Gegenteil verkehrt — und warum? Um sein *scarabaeus* „Käfer", für das in der ganzen Entwicklungsgeschichte des Wortes kein Platz ist, wahrscheinlicher zu machen.

Für die folgenden Fälle genügt die Gegenüberstellung.

Spitzer.	Gamillscheg.
ZRP. 46, 616. „*époularder* 'Tabaksbündel reinigen' — *époutiller, épointiller*, nprov. *poulidà*. — Herz, was willst du noch mehr?"	*époularder* ... ist vielleicht volksetymologische Umdeutung von *époutiller* „vom Schmutz reinigen", s. *épointiller* (d. h. unter *épointiller* steht die Erklärung von *époutiller*) oder Umdeutung von nprov. *poulidà* „reinigen".
ZRP. 46, 572. „Natürlich kann sich G. nicht mit Lautzusatz im Affekt befreunden, daher *haliegre* noch immer aus deutschem Heil-Gruß erklärt wird."	EWFS s. *allègre* „Die Aspiration würde sich nach Suchier, Gr. Gr. 1, 796 aus Einwirkung von deutschem *hail* ... erklären, wäre dann ..."
ZRP. 46, 595. *calais* „Gemüsekorb" zu afrz. *jalais* „Getreidemaß"! (Lautgesetze.) (Dazu nochmals ein Ausrufungsreichen.)	EWFS 171b. *calais* 'Gemüsekorb' (als Maßeinheit für Kohl, Salat u. ä.), 19. Jhdt., scheint zu afrz. *jalais* „Getreidemaß" (das etymologisch *ga*- hat) zu gehören ... Doch ist das Fehlen einer alten Form **calais* auffällig."

Spitzer hat schon wieder einen Geistesblitz. Das Wort gehört vielmehr zu katal. *calaix* „Schublade", „Totenbahre", wohl weil man Kohl, Salat nach Schubladen oder Totenbahren mißt. Was dieses katal. *calaix* ist, enthüllt uns Spitzer noch nicht.

ZRP. 46, 594 „Und immer diese Alternativen: *cotulus* oder *cadasca* .... Was müssen die Laien für einen Begriff von der sog. strengen Wissenschaft bekommen, wenn ihnen die Wahl zwischen verschiedenen nur *c* und Dental gemeinsam enthaltenden Wörtern gelassen wird. Wozu brauchen sie dann noch den gravitätisch richtenden Professor". Ich schreibe nämlich zu

dem im Lyonesischen seit dem 16. Jh. belegten *cadeta* „pierre de taille mince pour dallage“: „scheint zu prov. *cadasca* in Platten gelegter Stein zu gehören, u. H. (das heißt: unbekannter Herkunft), vgl. (d. h. vergleiche) aber auch die unter *cotulus* Steinchen' REW. 2288 angeführten Formen“. Kommentar überflüssig.

Manchmal muß man sich aber wirklich fragen, ob Spitzer in dem Bestreben, seine Giftspritze zu entleeren, nicht allzu sehr auf die Naivität der Leser rechnet, vgl. ZRP. 46, 599. „*choucas* 'Nebelkrähe' = gall. *kauakalla,* gebildet wie *caracalla* 'Kapuzenmantel'. Der Kapuzenmantel und die Nebelkrähe waren im Gallischen durch dasselbe Suffix verbunden“: Vgl. EWFS. 221. *choucas* ... geht mit prov. *caucala* auf ein gallorom. **caucalla* zurück, das den Stamm von *choue* (das afrz. und mundartlich auch 'Nebelkrähe' bedeutet) enthalten kann, also einem **kauakalla* entspricht, das gallische deminutive Abl. von **kaua* ist, vgl. bei A. V. bezeugtes *caracalla* „Kapuzenmantel“ zu gallisch *cara* „härenes Gewand“. Ich sage also, daß die gleiche Art der Deminutivbildung, die bei *caracalla* neben *cara* belegt ist, bei einem anderen gallischen Wort bestanden haben dürfte. Spitzer scheint aber zu meinen, weil *comtesse* und *ânesse* das gleiche Suffix haben, sei man genötigt, auf begriffliche Beziehungen zwischen *comte* und *âne* zu schließen.

Ich gebe nun im folgenden noch eine kleine Auswahl aus der Reihe der frivolen Gehässigkeiten, mit denen Spitzer meine Etymologien glossiert, ZRP. 46, 58, 588, „*bobine:* zu *bauboier* stottern — weil das Geräusch des Weberschiffchens offenbar einen stotternden Eindruck macht!! Dies nur aus der abergläubischen Furcht vor dem Schallwort *bob-,* das FEW. durch piem. *boba* 'Grimasse' belegt, und das ich in meinem Hungerbuch in der Bedeutung 'Suppe' besprochen habe.“ Wartburg schreibt 419: „*bob-* ist ein Lallwort, das etwas Aufgedunsenes, Dickes, Geschwollenes bezeichnet.“ Dagegen habe ich natürlich nichts einzuwenden, ich schreibe selbst unter *bobo* „Wehweh“ 'Kinderwort', d. h. wohl nichts anderes als Schallwort, Lallwort. Ist aber das Weberschiffchen etwas Geschwollenes, oder eine Grimasse, oder eine Suppe? Die ganze Auslassung Spitzers wird gegenstandslos durch den bei mir aus dem Dict. gén. übernommenen und von Spitzer übersehenen ältesten Beleg des Wortes: *balbiner,* d. i. *baubiner* zu lesen. Wo bleibt da noch der Schallstamm *bob-?* Von diesem *baubiner* schreibe ich: „scheint deminutive Ableitung vom Stamm von afrz. *baubeter* usf. zu sein, wurde dann zunächst vom schnurrenden Geräusch des Weberschiffchens gebraucht.“ Hat Spitzer, der Künstler, denn niemals dem Aufspulen zugehorcht, und kann er in dem unter-

brochenen Schnurren des Weberschiffchens wirklich nicht ein ***baubiner***, ein artiges Stottern hören?

ZRP. 46, 575: „*anchiflure* 'Wurmloch in der Faßdaube' stammt nach G. von afrz. *eschefler* 'zerreißen', also von einem Subst. **eschifleure* 'Zerstörung'. — Der Wechsel *es-* > *en-* kostet ja nichts, aber jeder Sprachforscher, der ein bißchen Gefühl für das Leben der Sprache hat, wird eine solche abstrakte, unbildhafte Erklärung ('Zerstörung' > 'Wurmloch') zurückweisen. So würde die Sprache benennen, wenn sie von lauter Gamillschegen gesprochen würde." Diese Vereinigung von wissenschaftlicher Naivität mit forschem Draufgehertum wirkt erquickend. Zum Lautlichen, *es-* zu *en-* vgl. ZRP. 41, 506. Dort schreibe ich auch: „die *-ure* Abl.... dienen ursprünglich zur Bildung von Verbalabstrakten. Doch sind die entsprechenden volkstümlichen Bildungen im Laufe der frz. Entwicklung durchwegs konkretisiert worden." Von dieser Konkretisierung der Abstrakta scheint Spitzer nichts mehr wissen zu wollen, trotzdem er Collin's Dissertation über *-ata* zitiert und Glasers Arbeit in den NS. zweifellos gelesen hat. Daß er den Auszug aus meinem Berliner Vortrag vom Jahr 1924 nicht kennt, will ich ihm nicht übel nehmen. Aber Spitzer verlangt ja Dokumentierung, nicht Raisonnement. *chaussure* bedeutet nicht mehr abstrakt „Beschuhung", sondern konkret, 'was man am Fuß trägt'; *décousure* ist die 'aufgetrennte Naht'; *meurtrissure* ist die 'Quetschung' wie *eschiflëure* 'das Zerfressene'; *criblure* ist der 'Siebmist', afrz. *dolëure* ist norm., Guernesey 'Hobelspäne'; afrz. *frasëure* ist die 'Schrotmühle'. Ist das genug, oder soll ich Spitzer noch davon überzeugen, daß diese Konkretisierung nicht Eigentümlichkeit der *-ure* Bildungen ist, sondern daß auf dem Wege der Wortbildung entstehende Abstrakta fast mit Naturnotwendigkeit konkret werden, wenn sie in die Umgangssprache dringen und das Bildungsmittel, dem sie ihre Entstehung verdanken, die Lebenskraft verliert? Hat Spitzer vergessen, was er Bibl. AR. 2/2, 133 über die Verwendung von Eigenschaftsabstrakten für den Träger der Eigenschaft sagt? Weiß er nichts von *caries* in der Bedeutung „Holzwurm", REW. 1692? Welch eine unbildliche abstrakte Erklärung! Hat er nie die Beobachtung gemacht, daß bei volkstümlicher Ausdrucksweise, wenn für einen bestimmten Gegenstand, wie etwa ein Wurmloch in einer Faßdaube, ein adaequater Ausdruck nicht zur Hand ist, eine verbale Form, die das Ergebnis der Tätigkeit bezeichnet, für das Seiende eintritt? Soll ich ihm auch noch auseinandersetzen, was er bei Collin und anderen finden kann, daß diese Konkretisierung von ursprünglichen Abstrakten nach ganz bestimmten Gesichtspunkten erfolgt, welche die Beziehung der verbalen Handlung nach Ort,

Zeit und Ergebnis der Handlung zum sprachlichen Ausdruck bringen?

Aber man höre nur, was Spitzer nun selbst für eine prächtige Erklärung des Wortes bringt. *anchiflure* ist *en-chifl-ure*, d. i. Ableitung von *chifler*, d. h. mundartlicher Form für *siffler* „pfeifen". „Dort, wo ein Loch im Faß entsteht, dort pfeift es, wenn die Flüssigkeit durchsickert; ich würde meinen, daß das sprachschöpferische Volk Ohren hat zu hören, nicht Papier zu papieren." Also **enchiflure* ist das Loch, durch welches man es pfeifen hört; eine Bildung, welche der Spitzerschen Phantasie ungemessenen Spielraum offen läßt. Aber wie weit die Logik Spitzers geht, hat er selbst nicht einmal erkannt. Die abstrakte Bildung *eschiflëure* „Zerstörung" ist zu abstrakt, um ein 'Wurmloch' zu bezeichnen; aber das ursprünglich ebenfalls abstrakte **enchiflure*? Ah, das ist etwas ganz anderes, das ist bildhaft, das hört man fast.

ZRP. 46, 573: „Die Präfixe tanzen nur so vor unseren Augen. *arracher*, im 12. Jh. neben *esrachier* vorhanden, ist *eradicare*, das im späteren Galloromanischen entweder mit Präfixangleich zu **exradicare* umgestaltet oder zu **aradicare* assimiliert wurde! Wie aber, wenn ein **adradicare* gebildet wurde, das einfach hieß 'bis zu den Wurzeln losreißen'?" Spitzer übersieht, daß, wie bei mir steht, *eradicare* in den Reichenauer Glossen belegt ist, so wie es lateinisch ist. *eradicare* zu *exradicare* ist die normale vulgärlateinische Entwicklung, vgl. *evigilare* > **exvigilare*, *edentare* > zu **exdentare*, s. RG. 2, 626. Ein *eradicare* entspricht also als Ableitung nicht mehr dem späteren Galloromanischen; daher die Umgestaltung, entweder zu **exradicare*, oder die Assimilation zu **aradicare*. Diese Alternative wird Spitzer zur Kenntnis nehmen müssen, da afrz. einmal die beiden Formen nebeneinander bestehen. Ein gallorom. **adradicare* ist aber ein morphologisches Unding, es könnte nur „bis zu den Wurzeln vordringen" bedeuten, nicht ein 'Ausreißen', 'Wegreißen'. Die Assimilation zu *aradicare* erfolgt auch nicht in Anlehnung an die *ad-* Bildungen, sondern an die *ab-* Reste, im besonderen Fall an afrz. 'esrachier *a* aucune chose', „*von* etwas wegreißen". Das hätte Spitzer aus meinem Wb. s. *a-* ersehen können.

ZRP. 46, 598, *cartahu* „Jolltau", 'cordage volant pour hisser, descendre divers objets, sur un navire', d. h. ein 'Tau' wird von mir mit einem 'vielleicht' auf ein ndl. **kër-tau* zu ndl. *keren* „wenden", „drehen", „richten" zurückgeführt. Der Einfluß des Niederländischen auf die Terminologie der Schiffahrt scheint mir hinlänglich nachgewiesen zu sein, um auch hier niederländisches Wortgut zu vermuten. Dazu Spitzer „Schnell fertig ist G. mit dem Wort." Spitzer hat bei Sainéan wieder

die Lösung gefunden; dieser schreibt Sources indigènes 1, 319: 'cartahu... n'est probablement qu'une prononciation locale pour *cartaud* ou *quartaud,* le quart (d'un gros cordage). Meinem „Vielleicht" entspricht bei Sain. ein 'probablement', offenbar weil man mit 'Vierteltauen Gegenstände hißt'.

ZRP. 46, 574, „Was soll *aubifoin* 'Kornblume' = *album foeni?* — meint G. wirklich, daß für diese volkstümliche Blumenbezeichnung ein alter Genetiv erhalten wäre." *album foeni* ist mittellateinisch belegt, die Bildung ist begrifflich als mittellateinische Bildung einwandfrei, wie Spitzer vielleicht dem von mir zitierten Rolland, Flore pop. 7, 150 glauben wird. Soll ich Spitzer noch beweisen, daß ursprünglich gelehrte botanische Ausdrücke volkstümlich werden können, daß aber *aubifoin* gar nicht ein populärer Ausdruck ist? Ist die Zusammenstellung von mittellat. *album foeni* mit frz. *aubifoin* ein mirage étymologique oder eine Realität?

ZRP. 46, 606, „*crenet* 'Brachschnepfe' soll sein ein schweifrz. *crenot* statt *corlet* statt **corlot* statt *courlieu*... das nennt man etymologische Forschung." Vgl. EWFS. s. *crenet* „ist von Rousseau in die Literatur gebracht, aus dem Lokalfrz. Savoyens, ist dort literarisiert aus mundartlichem, für die frz. Schweiz bezeugten *crenot.*" (Ist bis jetzt alles klar? *crenot, crenet* sind also beide belegt, sie sind literarisierte Lokalausdrücke.) Was ist aber dieses schweizerische *crenot?* Frz. Schweiz *creniaula* entspricht einem literarisierten **corniola,* daher frz. Schweiz *crenot* einem literarisierten **cornot.* Alle diese Bezeichnungen gelten für die 'Brachschnepfe', frz. *courlieu,* das selbst ein Schallwort ist, nach der Stimme des Vogels. Daß also der Schallstamm **korl-* in der frz. Schweiz zu *kornot* grammatikalisiert wurde, ist die einzige nicht beweisbare Behauptung.

ZRP. 46, 584, *balbutier* 'stottern' führe ich auf ein pseudolateinisches *balbutiare* zurück, das zu *balbutio,* lat. *balbutire* im 14. Jh. falsch gebildet worden ist. Spitzer orakelt: „Das pseudolateinische *balbutiare* ist, fürchte ich, wirklich Pseudolatein. Denn in Wirklichkeit bildete man erst im Französischen *balbutier,* vgl. später *résilier* aus *résilir.*" Spitzer scheint sich über das Wesen des Pseudolateins nicht klar zu sein, daher wohl die tiefe Wahrheit, daß er befürchte, daß Pseudolatein wirklich Pseudolatein sei. Pseudolatein ist ein Latein, das jemand für Latein hält, das aber in Wirklichkeit kein Latein ist. So z. B. ist pseudolateinisch, wenn Spitzer NS. 1927 schreibt, *Memento Germanus esse,* und meint, daß das heißt: „Bedenke, daß du ein Deutscher bist." Ein solches Pseudolatein ist auch *balbutiare,* das nur in der Vorstellung eines mangelhaften Lateinkenners bestand. Das Spitzersche *balbutir,* das nicht belegt ist, gegenüber *résilir,* das belegt ist, scheint mir nun pseudofranzösisch

zu sein. Da mir ein Pseudofranzösisch bedenklicher erscheint als Pseudolateinisch, bleibe ich lieber bei dem letzteren.

ZRP. 46, 584, (zu *balandran*) „weil doch die Pumpenschwengel um Marseille im 13. Jh. direkt aus ländlichen Kleidungsstücken hergestellt wurden.“ Diese geistreichen Worte, weil ich nprov. *balandrau, balandran,* das 'Mantel', aber auch „Pumpenschwengel“ bedeutet, mit einem Wort zusammenbringe, das im 13. Jh. für Marseille belegt ist und 'ländliches Kleidungsstück' bezeichnet. Wie bei seinen Glossen zu *choucas,* s. S. 283, rechnet Spitzer damit, daß sich niemand die Mühe nehmen wird, bei mir nachzulesen. Ich schreibe: „ist in Anlehnung an nprov. *balandrà, balandà* 'hinundher schwanken' umgestaltetes prov. **galandrau,* das usf... Herkunft unbekannt.“ Durch die Hineindeutung des Wortes *balandrà* wird der Mantel von Marseille zu einem 'flatternden' Mantel, damit wird die begriffliche Berührung mit dem 'Pumpenschwengel' geschaffen. Spitzers unmittelbare Abl. von *balandrà* lehne ich ab. Das ist kränkend. Deshalb wird, wie bei *escarbillat,* ein Wort des 19. Jh. mit einem Wort des 13. Jh. verbunden, die Verbindung lächerlich gemacht, und die Wissenschaft ist wieder einmal gefördert worden.

ZRP. 46, 579, „Weiter verstehe ich nicht, wieso ein Wort wie *agio,* das zuerst im 15. Jh. als 'zeremonielle Art zu reden und zu handeln' belegt ist, dann erst als 'Flitterkram' = *adjectum* 'Draufgabe' sein soll“ usf. Vgl. dazu EWFS. *agiau* „Flitterzeug“... *agiaux* ist analogischer Plural von afrz. *agiet,* im 13. Jh. in der Pluralform *agies* „Flitterkram“ bezeugt usf. Spitzer hat wieder einmal flüchtig gelesen und versteht daher nicht. Im 15. Jh. zuerst belegt ist *agiaux* „zeremonielle Art zu reden“, nicht aber *agies* „Flitterkram“, das schon im 13. Jh. bezeugt ist. Also entweder ist nfrz. *agiau* „Flitterkram“ identisch mit 13. Jh. *agies* derselben Bedeutung, dann ist meine Deutung einer analogischen Pluralbildung richtig. Dann ist Spitzers Behauptung, daß *agiau* erst im 15. Jh. belegt ist, falsch. Oder die beiden Wörter für „Flitterkram“ haben nichts miteinander zu tun, dann ist mein *adjectum* falsch. In Wirklichkeit sind in nfrz. *agiau* zwei ganz verschiedene Wörter zusammengefallen; das geht jetzt aus der von Spitzer aus Sainéan angeführten Stelle hervor: nämlich mein *adjectum* „Draufgabe“, und im 16. Jh. aus der Kirchensprache aufgenommenes gr. ἁγιός „heilig“, das zu *agiau* „Gebete“, „zeremonielle Art zu reden“, „zeremonielles Benehmen“ franzisiert wurde.

ZRP. 46, 580, zu *afférent.* „Auch in syntaktischer Hinsicht wird der komplizierte Weg gewählt... ebenso s. v. *afférent* für afrz. *afiert moi* 'es gehört mir', das lat. *affertur mihi* 'es wird mir zur Hilfe zugebracht', 'es kommt mir zu' sein soll, mit Verlust des Passivs im Romanischen. Ich frage, warum wird nicht

vom Frz. aus erklärt, das wir haben, statt vom Latein aus, das wir nicht haben?" Ich schreibe S. 14: '*afférent*... ist latinisierende Schreibung für afrz. *aferant* in *estre aferant* „zukommen", „dazugehören", das die persönlichen Verbalformen von afrz. *afiert* „es gehört dazu" umschreibt. (Bis hier habe ich noch alles aus dem Französischen erklärt. Da das Wort aber lateinischer Herkunft ist, muß ich nun wohl den Sprung in das Latein, 'das wir nicht haben', machen.) *afiert* ist vlat. **adferit* für lat. *affertur*, vgl.... **afferit mihi* bedeutet also „es wird mir zur Hilfe beigebracht". Um das zu verstehen, muß man allerdings wissen, daß im Vulgärlateinischen bei unpersönlichen Verben für die Passivform die Aktivform in medialer Form eingetreten ist. Der Verlust der Passivform unter Beibehaltung der passivischen Bedeutung geht also von der 3. Sing. aus. Spitzer schreibt selbst: „Das älteste Beispiel lautet *icel plait afert a la curune le rei.* Lat. *affert* bedeutet „bringt zu", afrz. *afiert* heißt „wird zugebracht", d. h. 'gehört'. Es ist zwar einfacher zu sagen, afrz. *afiert* setzt auch syntaktisch lat. *affert* vor, aber der kompliziertere Weg ist diesmal notwendig zu beschreiten, um den Übergang von der passivischen Bedeutung zu der aktivischen verständlich zu machen.

ZRP. 46, 569. *antenois* als Abl. von *antan* wird von Spitzer neuerdings gestützt, diesmal durch den Hinweis, daß zu *Champagne* die Ableitung *Champenois* gehört, die also beweist, daß auch bei frz. Abl. ein unbetont werdendes *-a-* > *-e-* werden kann. Der Beweis ist ebenso stichhaltig, wie wenn man aus dem Nebeneinander von *Anjou* und *Angevin* erschließt, daß im Frz. ein unbetontes *-ou-* zu *-ev-* wird.

ZRP. 46, 572. Zu dem Substantiv *appétit* ist seit dem 13. Jh. die Abl. *appétissant* „den Appetit anregend" belegt, von der ich schreibe, daß die Form der Abl. vielleicht von afrz. *apeticier* „verkleinern" beeinflußt ist. Das ist für Spitzer ein Beispiel für die Verrenkungen, die ich mit dem Wortmaterial vornehme. Denn „soweit ich sehe," schreibt Spitzer, „ist diese afrz. Form (*apeticier*) bloß konstruiert aus dem Part. *apétissant*, das ich, bis afrz. Infinitivformen zum Vorschein kommen = lat. *apetescens* (cf. span. *apetecer -escere*) setze." Also: Afrz. im 13. Jh. einwandfrei nachgewiesenes *apetissant* „Appetit anregend" ist nicht abgeleitet von *appétit*, sondern ist ein lat. *apetescens* (das soll wohl **appetescens* heißen, das es nicht gibt, vielleicht meint Spitzer *appetens* zu *appetere* „trachten", „Neigung haben"), das durch den spanischen Latinismus bzw. die Neubildung *apetecer* „wünschen" natürlich auch nicht erschlossen werden kann, und das selbst, wenn es bestünde und als mittellateinisches Lehnwort aufgenommen worden wäre, formell an *appétit* angeschlossen sein müßte, um statt **apetescent appétissant* zu lauten.

ZRP. 46, 586, *basilic*: „warum soll also bei *aspic* Spitzers Erklärung des *-c* aus *basili(s)c* ‘chronologisch nicht möglich sein’?“ Weil *basilic* erst im 16. Jh. aufkommt, *aspic* im 13. Jh., und weil die afrz. Formen des ersteren *basilisc* oder *baselique* sind, s. Tobler-Lom. s. v.

ZRP. 46, 577. „Allzu leicht verzichtet G. auch auf Erklärung, wenn er s. v. *auvel* nprov. *auvèu* ‘Hecke aus Schilfrohr zur Einzäunung von Fischteichen’ u. H. erklärt. Es gehört wohl zu *ulva:* nprov. *auvo, òuvo* „légères étincelles produites par les plantes qu’on a brûlées dans un défrichement, cendre de ces plantes“ usf. Also nprov. *auvèu* „Hecke aus Schilfrohr“ gehört zu nprov. *òuvo* „Pflanzenasche“ und beide zu lat. *ulva* „Sumpfgras“, „Schilfrohr“. 1. ist *ulva* im Galloromanischen nur in der ersten Bedeutung bezeugt, und eine Verbindung von „Sumpfgras“ mit „Hecke aus Schilfrohr“ scheint mir begrifflich doch etwas bedenklich. 2. kann eine Abl. von lat. *ulva* nprov. nicht *auveu* ergeben, s. Lautlehre. 3. Welche Funktion hat hier *-ellus*, das also nach Spitzer kollektivisch wirken müßte? Das Pikante an der Geschichte ist aber, daß Spitzer die Anmerkung, in der er mir allzu leichten Verzicht auf eine Erklärung vorwirft, als Ergänzung der Behauptung gibt, daß „der Romanist G. auf die Benützung der geläufigsten Wörterbücher seines Faches verzichtet, um sich dem orientalischen Pseudo-Licht entgegenzustürzen, daß er lieber Hypothesen wagt, als daß er sich in den Wörterbüchern der romanischen Sprachen umsieht“. Spitzer hat nämlich vergessen, im REW. nachzuschlagen, was denn das von ihm bei Mistral entdeckte *òuvo* „Pflanzenasche“ eigentlich ist. Dort hätte er nämlich gefunden (9043), daß dieses *òuvo* mit lat. *ulva* „Sumpfgras“ soviel zu tun hat wie Spitzer mit Cicero. Lat. *ulva* „Sumpfgras“ liegt in nprov. *òuvo* „espèce d’herbe qu’on croit mortelle pour les brebis“ vor; das Sumpfgras ist bekanntlich dem Vieh schädlich, wird von ihm meistens auch abgelehnt. Daher die Bedeutungsentwicklung zu „schädlichem Gras“. Gallisches **ulvos* „Asche“, so einwandfrei von Meyer-Lübke aus kymrisch *ulw* „Asche“ erwiesen, von Thomas in den frz. und prov. Mundarten verfolgt, liegt dagegen dem *òuvo* „Pflanzenasche“ zugrunde. Aber Spitzer wird nun kommen und mit Berufung auf sein Prinzip: Gebt dem Romanischen, was des Romanischen ist!, nachweisen, daß *ulvos* „Asche“ aus lat. *ulva* „Sumpfgras“ hervorgegangen ist, weil man aus Sumpfgras auch Asche herstellen kann.

ZRP. 46, 573. „*aboculus* aus *ab oculis* aber sei unmöglich, es hätte „mit Augen“ bedeutet — aber war denn das dissimilierte *aboculus* nicht dieser Deutung ausgesetzt?“ *alboculus* knüpft an die historischen Belege *albios oculos* „starplinter“ in den Kasseler Glossen, *album in oculo* bei dem Gallier Marcellus Empiricus, an rum. *albeață* „grauer Star“ an usf. Ich schreibe:

aboculus als Bildung wie lat. *amens, abnormis* würde voraussetzen, daß *aboculus* eine schon altlateinische Bildung ist, da ein späteres vlat. *aboculis* „mit Augen" bedeutet hätte; das gallorom. *aboculus,* d. h. die aus *alboculus* dissimilierte Form, die aus dem Medizinerlatein in die Umgangssprache gedrungen ist (wo die alten Bezeichnungen lat. *caecus* bzw. *orbus* darstellen), kann aber gar nicht mehr als „mit Augen" gedeutet werden, weil zur Zeit, als das Wort in die Volkssprache drang, das Wort für Auge ebenso lautlich von dem *oclus* des *aboclus* entfernt war wie nfrz. *œil* von dem 2. Bestandteil von *aveugle.* Es gibt eben verschiedene Formen des Lateins, so ein Altlatein, das für *amens, abnormis* verantwortlich ist; ein späteres Vulgärlatein, in dem eine Bildung wie *ab-oculis* nicht entstehen kann, weil diese Sprache ebenso ihre Wortbildungsgesetze hat wie das Französische, dann ein Medizinerlatein usf. Ich habe einmal gehört, daß jedes Wort seine eigene Geschichte hat.

ZRP. 46, 584. Daß afrz. *baïf* „gaffend", das Suffix *-aticius* hat, ist nach Spitzer falsch, denn dieses gibt ja afrz. *-ëiz.* Die Erkenntnis ist zwar nicht neu, ich schreibe selbst: *-if* für älteres *-iz,* d. i. vlat. *-aticius,* und habe in hunderten von Fällen auch die noch ältere Form *-ëiz* angeführt. Aber die Nutzanwendung, die nun Spitzer zieht, ist sein geistiges Eigentum. Es enthält also auch *adventif, massif, jointif, gélif* u. v. a. nicht das *-aticius* Suffix, sondern *-ivus. baïf* hat trotz seiner analogisch gebildeten Form das Suffix *-aticius,* weil es eine Ableitung vom Verbum *baer* „gaffen" ist, und weil zwar im klassischen Latein *-ivus* Ableitungen vom Partizipialstamm der Verba gebildet werden können, diese Funktion im Vulgärlatein aber vom Suffix -(*at*)- *icius* übernommen wurde; weil *-if* ein 'Versehensein mit etwas' ausdrückt, ein *baïf* aber nicht jemanden bezeichnet, der 'ein *ba-* besitzt', sondern 'der *ba-* macht'.

ZRP. 46, 583. „G.'s Erklärung habe ich schon AR. 7, 204 gegeben." Diese Erklärung lautet „bâillon ist einfach von transitivem bâiller abgeleitet"; und ich schreibe „ist mit dem zur Bildung von Werkzeugsnamen dienenden Suffix *-one* abgeleitet von *bâiller* „gähnen", bedeutet also „etwas, das einen zum Gähnen bringt". Es muß doch traurig um Spitzers wissenschaftliches Gepäck bestellt sein, wenn er verlangt, daß ich jede seiner Bemerkungen zur Wortbildung in meinem Wörterbuch verzeichne. Soll ich einem Leser, der *bâillon* nachschlägt, zumuten, daß er sich nun AR. 7, 204 weiter informiert, um dort zu lesen, daß *bâillon* von *bâiller* abgeleitet ist?

ZRP. 46, 570. „Das argotfrz. *basir* „verschwinden, sterben, töten", das seit dem 15. Jh. belegt ist, soll gallisch oder gotisch sein — für beides ist ein Etymon schnell herankombiniert". Ist *basire* ein Argotausdruck? Hat nicht Jud AR. 6, 202 das Wort bis nach Mittelitalien nachgewiesen? Allzu schnell ist übrigens

das gallische oder gotische Wort nicht herankombiniert worden, wie Spitzer aus der unter *abasourdir* angeführten Literatur ersehen kann. Spitzer verrät uns seine Deutung nicht. Ich glaube ihn aber zu erraten: *bas!* ist Schallbildung; so sagt man, wenn eine Blume dahinwelkt oder ein Mensch vom Schlag getroffen wird.

ZRP. 46, 586. Spitzer beanstandet, daß ich sein ndl. **beggen* „Gebete leiern" als zu wenig begründet ablehne und mich an Brüch halte, der mndl. *beggaert* „Bettler" belegt. „Und was ist dieses, wenn nicht zu jenem ndl. **beggen* gehörig." *begger, beggere* u. ä. „Bettler" gehören zu einem *beg* „betteln", aber nicht „Gebete leiern".

ZRP. 46, 589, zu *boîter* „hinken". Spitzer triumphiert, weil er schon ZRP. 43, 762 vorausgesehen hat, daß ich *boîter* „hinken" nicht von *boîte* „Hüftpfanne" ableiten würde. „Ich wette, wenn G. das Französische erfunden hätte, er wäre nicht auf das Bild *boîter* „hinken" (zu *boîte* „Hüftengelenk") gekommen." Ich bitte Spitzer, mir vorerst zu erklären, auf Grund welcher Bildungsmittel das Französische zu einem *boîte* (das nicht „Hüftgelenk" bedeutet, sondern „Gelenkspfanne", also auch die Pfanne, in der sich das Armgelenk bewegt usf.), zu einem *boîter* kommt, das die Bedeutung „die Gelenkspfanne hervortreten lassen", „eine kranke Gelenkspfanne haben" zum Ausdruck bringt. Ein afrz. belegtes *botoier* „hinken" ist dagegen eine klare Ableitung von *bot* „klumpfüßig". Hat dieses *botoier* „hinken" mit *boîter* „hinken" etwas zu tun oder nicht? Wenn ja, dann dürfte es wahrscheinlicher sein, daß der Medizinerausdruck *boîte* 'Gelenkspfanne' in *botoier* hineingedeutet worden ist, als daß ein morphologisch unverständliches *boîter* im Schoße des Französischen selbst gebildet wurde.

ZRP. 46, 591. *bracon* „Strebeband", im 13. Jh. „aus Baumholz hergestellter Gegenstand", „Stumpf", lebt heute im Rouchi, also im niederländischen Einflußgebiet. Es ist nach Spitzer aber nicht ndl. *braken* „Stangenholz", sondern afrz. *bracon* „Brake", das im 12. Jh. einmal bestanden hat, aber sich in der afrz. Literatur nicht belegen läßt. Damit wird also der Kampf gegen das niederländische Lehngut des Frz. eröffnet. Die Sprachgeographie ist wieder einmal zum Aschenbrödel geworden.

ZRP. 46, 593. Bei *buvande* rügt Spitzer das Fehlen des Zitates Spitzer, ZRP. 43, 641. Die Arbeit ist 1924 erschienen.

ZRP. 46, 595. *calandre* „Zeugrolle" hat nach Spitzer ihren Stamm von *calandre* „Haubenlerche", „Vom Gesang der Kalenderlerche, der so charakteristisch für das Tier ist, kommen wir zu 'quietschende Maschine'". Ist das nicht zum Quietschen? Das Trillern der Lerche, das Bernart v. Ventadorn zu einem seiner schönsten Gedichte begeistert, erinnert Spitzer an eine quietschende Zeugrolle. Ich habe zwar schon sehr viele Kalender-

lerchen singen gehört, aber eine quietschende Zeugrolle würde ich sofort in die Reparatur schicken. Warum hat die Sprache wie bei der Bezeichnung des Raunzpferdes nicht auch hier lieber zu *runts-* gegriffen, das würde das Stöhnen der abgearbeiteten Zeugrolle viel besser wiedergeben als der Stamm von *calandra.*

ZRP. 46, 598. *chambranle* „moulure qui fait le tour de la baie d'une porte, d'une fenêtre", „Leisten rund um die Öffnungen der Luken" ist im 14. Jh. als *chambrande* bezeugt, erst im 17. Jh. als *chambranle.* Trotzdem ist es nach Spitzer von einem *chambranler* 'den Kopf schütteln' abgeleitet, offenbar weil ein Gesims, eine Fenstereinfassung 'den Kopf schüttelt'. Aber Spitzer 'sieht'.

ZRP. 46, 598. „Warum ist Beziehung zu Kasten = *chaton* morphologisch schwierig, wo *chétron* nach G. ein *chat-eron* zu *chaston* ist?" Weil Kasten ein *-n* Stamm ist, und das *-n* in alten Ableitungen (wie *casticea*) nicht schwindet; weil *chasteron* eine Weiterbildung (*-eron* als neues Deminutivsuffix für *-on*) von *chaston* ist, wie *gleteron* zu *gleton.*

ZRP. 46, 605: *courbaton* „Gabelholz", *courbatu* „zerschlagen" sind nach Spitzer *curv-attus* zu *curvus* „krumm" („mit dem *corv-attus* ['gebogen' — 'Rabenschnabel'] zusammenfallen). Vgl. M.-L. Frz. Gr. 2, § 161; Brüch, RDiR. 2, 99, wo zu lernen ist, daß *-attus* im Galloromanischen nur zu Tiernamen die Bezeichnungen kleiner Tiere oder Tierjungen bildet, daß adjektivische Ableitungen wie **curvattus* zu *curvus* Monstra sind.

ZRP. 46, 606: zu *creton* „Talg- oder Speckgrieben". „Warum zu *crotte* 'Kotkügelchen', und nicht zu *cret- crepitare* (REW. 2316)?" Weil ich nebeneinander *croton, craton, crotin, creton* belege, die alle aus dem belegten *crotton* bzw. als Ableitungen von *crotte* verständlich sind, von denen aber nur *creton* eine Abl. von einem *cret-* sein könnte. Aber was ist dieses *cret-*? Nach Spitzer lat. *crepitare.* Ein afrz. **creter* gibt es nicht; der Stamm wird REW. zu afrz. *cretel* „Schießscharte" gezogen, auch ein bei Godefr. belegtes *crete* „baufälliges Haus" könnte dazugehören, beides ist aber unsicher. Wegen der Dissimilation *o-o* zu *a-o* u. ä. s. Bibl. AR. 2/2, 72; EWFS. s. *rabot.*

ZRP. 46, 608: „Wenn man sich gegen eine offenkundige Tatsache wehren will, so beschafft man sich eine Pariser Autorität." Warum der Vorwurf? Weil ich schreibe: „*dèche*... 19. Jh., ist nach einem im Rotwelsch beliebten Abkürzungsverfahren verkürzt aus *déchéance.* A. Thomas." Was hätte ich also tun sollen, wenn ich eine Erklärung, die ich in einer Vorlesung bei A. Thomas gehört habe, in mein Wb. aufnehme? Spitzer ist aber ausnahmsweise einmal der gleichen Meinung wie ich, daß man sich nicht mit fremden Federn schmücken darf. Denn er schreibt: „Gilliéron leitete das Wort in seinen Vorlesungen auf *carpinus* zurück." Meine Anführung des Ge-

währsmannes ist nur etwas kürzer. Die nach Spitzer offenkundige Tatsache, gegen die ich mich wehren will, ist die, daß Spitzer in diesem *dèche* eine alte Bildung sieht, die mit prov. *deca* zusammenhängt. Aber *dèche* ist erst im 19. Jh. belegt. Daß es nicht zu *déchéance* gehören kann, beweist Spitzer mit der Frage: „Aber ich frage E. G. und A. Th., ob man sagen kann, *battre la déchéance* (wie *battre la dèche*)?“ Auch diese Logik ist verblüffend. Weil das dem Vulgärfrz. angehörige *dèche* in der Verbindung *battre la dèche* vorkommt, nicht aber in der Umgangssprache *battre la déchéance*, können die beiden Wörter nichts miteinander zu tun haben. Hat denn das Vulgärfrz. nicht seine eigenen Wortverbindungen, in die Wörter eingereiht werden, die auf den verschiedensten Wegen in die Umgangssprache dringen? Ich könnte mit dem gleichen Recht L. Spitzer fragen, „Kann man denn prov. *batre la deca* sagen?“

ZRP. 46, 608. „Ich verstehe nicht, wieso *de* in afrz. *dedenz* und *deça* 'attributivische Unterordnung' ausdrücken.“ Vgl. EWFS. s. *dans*. *deintus* bedeutet im Merowingerlatein „drinnen“. Die deutsche Sprachlehre sagt, mit 'was für ein' fragt man nach dem Attribut. Wenn ich also von einem Kind spreche, das draußen ist, und einem, das drinnen im Haus ist, so heißt das im Merowingerlatein *infans ille de deintus, infans ille de deforis*. Deshalb bezeichnet *de deintus* ursprünglich die attributivische Unterordnung.

ZRP. 46, 608 zu *délivre*. „Warum von vlat. *deliberum* statt von frz. *délivrer*?“ Weil die feminine Form *dellibera* schon im Ritmo Cassinese steht; weil die Adjektivbildung zu Verben im Vulgärlateinischen möglich ist, im Französischen der historischen Zeit aber, wie es scheint, nur in den südlichen Mundarten lebenskräftig geblieben ist.

ZRP. 46, 609: Ital. *doccione* soll nicht *ductione* sein, weil es Maskulinum ist. Vgl. Meyer-Lübke, Ital. Gr. 186, mit ital. *paragone* zu gr. παραχονή. Wenn dieses Beispiel nicht stichhaltig sein sollte, so steht doch die große Gruppe der maskulinischen *-one* Bildungen da, die eine vereinzelte feminine *-one* Bildung nach sich zieht.

ZRP. 46, 614, zu *encoquer*. Ich schreibe „*encoquer* ist dissimiliert aus **enconquer*, d. i. Abl. von nddt. *kunke* 'Schlinge'.“ Dazu Spitzer: „Und warum, wenn schon der Dissimilationsweg gewählt wird, nicht romanisches **enconquer* zu *encoquer*!“ Das Ausrufungszeichen darf nicht fehlen. Ja glaubt denn Spitzer, daß mein **enconquer* eine für das N i e d e r l ä n d i s c h e rekonstruierte Form ist?

Während mein Wörterbuch nach Spitzer einen wissenschaftlichen Rückschritt bedeutet, niemandem zum Nutzen, besseren Werken zur schädlichen Konkurrenz, begrüßt er Sainéans Les Sources indigènes de l'étymologie française als einen Wende-

punkt in der etymologischen Forschung, „es wirkt befreiend und niederdrückend, letzteres durch den Nachweis der Fülle von Unrichtigem, an das ganze Generationen geglaubt haben". LGRP. 1927, 27 f. Auch Rohlfs, ZFSL. 49, 171, sieht Sainéans Werk als epochemachend an und erklärt mein Wörterbuch schon bei seinem Erscheinen für veraltet, wenn ich Sainéans Forschungen nicht noch im weitesten Sinne Rechnung trage.

Jede Zusammenfassung der Ergebnisse auf einem von vielen Kräften beackerten Gebiet ist im Augenblick des Erscheinens überholt. Wartburg schreibt irgendwo, daß er den bisher erschienenen Lieferungen seines Tesaurus bereits einen Ergänzungsband nachfolgen lassen könnte; und so liegt es in der Natur der Sache, daß mein Wb., in das die wissenschaftliche Literatur bis Ende 1923 möglichst vollständig, die weitere nur dann verarbeitet ist, wenn sie mich zur Aufstellung einer neuen Erklärung veranlaßte, manches nicht mehr berücksichtigt, was bis zum Jahre 1927 erschienen ist. Von fühlbarem Nachteil wäre dies aber nur dann, wenn die Grundlagen meines Werkes durch eine neue Entdeckung erschüttert würden.

Wer die etymologische Produktion Sainéans verfolgt hat wie ich (s. mein Quellenverzeichnis), wird in diesem neuesten Werk Sainéans allerdings viel weniger Neues finden als Spitzer und andere. Es ist in mancher Beziehung nur eine Zusammenfassung dessen, was Sainéan in seinen Werken über das Rotwelsch, über die Création métaphorique, über Rabelais, über das Französische des 19. Jh. ausgeführt hat. Auch in diesem letzten Werk Sainéans schätze ich die ungeheure Menge mundartlicher Formen, die oft Zusammenhänge erkennen lassen, die bei Unkenntnis der Zwischenglieder unbekannt geblieben wären. Aber neue Gesichtspunkte, die das Werk zu einem epochemachenden stempeln würden, sehe ich darin ebensowenig wie Meyer-Lübke, der LGRP. 1927, 247 über das Buch schreibt: „Hätte ich es gekannt, so hätte ich allerdings vielleicht die Gelegenheit benutzt, um zu zeigen, daß denn doch sehr vieles ernster Kritik nicht stand hält, daß manches an sich Gute schon von anderen gesagt ist, und daß grundsätzlich eine an sich richtige, wenn auch keineswegs neue Auffassung durch konsequente Durchführung zwar wieder einzelne gute Resultate gezeitigt, durch ihre maßlose Übertreibung aber noch öfter zu Fehlschlüssen geführt hat."

Aber in einer anderen Beziehung ist das Buch Sainéans epochemachend, und diese Seite verbindet Sainéan mit Spitzer. Es ist eine Apologie des Widerspruches gegen die Evidenz. Mit unkontrollierbaren Behauptungen werden die Tatsachen geleugnet, die Probleme werden nicht in ihrem Wesen verfolgt, sondern das Prinzip wird aufgestellt, dann das Belegmaterial dem Prinzip angepaßt. Das Buch Sainéans in seiner ganzen „maßlosen Übertreibung" darzustellen, würde den

Raum eines ebenso starken Buches verlangen. Ich schlage aufs Geratewohl 1, S. 202 auf und finde dort als Vertreter der Idee des Verbergens

1. *mucer, musser* „verbergen". Nach Sainéan sind die Versuche, das Wort zu deuten, fruchtlos geblieben. Das Wort ist seit der ältesten Zeit belegt, erscheint heute in den Mundarten in einer Form, die ein lautgesetzlich entwickeltes *muciare* fortsetzen; es handelt sich also nicht um ein junges Wanderwort. Altirisch *múchaim* heißt „ich verberge", wie frz. *je musse,* der Stamm ist **mûkos* „verborgen"; dazu nun ein gallorom. **muciare,* das sich zu diesem **mucos* verhält wie gallorom. **grassiare* zu *grassus.* Was berechtigt nun Sainéan zu seiner Behauptung, daß alle Deutungsversuche fruchtlos geblieben sind? Nur sein Prinzip, daß das Gallische nur auf dem Umweg über das Latein ins Französische gedrungen ist, daß das Französische keine gallischen Wortrelikte bewahrt hat. Heißt es nicht, die Evidenz zu leugnen, wenn man Zusammenhang dieses **muciare* mit dem gallischen Stamm **muk-* „verborgen" nicht sehen will?

2. *cacher* „verbergen". Die Herleitung aus dem Lateinischen ist nach Sain. mehr als hypothetisch. Wohl aber nur für den, der von der in frz. *cachet* noch erhaltenen ursprünglichen Bedeutung des Wortes nichts weiß oder wissen will, der nicht weiß, daß das Vlat. *-icare* Intensiva bildete wie etwa das Italienische Pejorativa auf *-acciare.*

3. *cuter* „verbergen". Dazu Sain. „On a proposé de le tirer d'un type *cuditare,* modelé sur le breton *kuz* 'cachette', type prétendu du latin vulgaire et parfaitement illusoire, le français ne possédant pas dans son héritage latin-celtique aucun verbe de cette origine." Wenn das heißen soll, daß *cuter* nicht keltisch sein kann, weil für den Begriff des Verbergens kein keltisches Wort im Französischen lebt, dann ist das ein circulus vitiosus. Zuerst wird die gallische Herkunft von *mucer* ohne Begründung geleugnet, dann darauf aufbauend die von *cuter* bestritten. Wieder muß man sagen, daß der gesunde Menschenverstand für den Zusammenhang des französischen Wortes mit dem keltischen spricht. Der Stamm **kud-* lebt auch in kymrisch *cuddio* „verbergen", älter **koud-,* die *-t* Abl. kann schon gallisch sein, da auch das Keltische ein *-t* Partizip kennt. Von einem gallischen **kudto* „verborgen" zu frz. *cuter* „verbergen" ist der Weg ebensoweit oder nahe wie von **mûkos* zu *muciare,* vgl. Pedersen 2, 408 f.

Unter dem Schlagwort *pousse* steht:

bourgeon soll nicht germanisch sein, ist nicht **burrjo;* das wird erhärtet durch die Anführung einer alten Form *burgon,* die natürlich als *bourjon* gelesen werden kann. Die weitere Frage, wie denn das moderne *bourgeon* mit dem alten *burgon* zusammenhängen kann, wenn dieses nach neufrz. Orthographie

gelesen wird, wird nicht in Betracht gezogen. Die Behauptung, daß für die Abl. *bourgeon* eine Grundform **burrjo* nicht genügt, ist durch die Lautlehre der letzten Jahrzehnte längst widerlegt. Neues wird nicht geboten.

scion. Neues wird nicht geboten.

drageon ist nicht fränkisch **draibjo*, die Entsprechung des nddt. *drêfe* „Trieb", obwohl Begriff, Laut und Flexion vollkommen übereinstimmen. Gegen die Herkunft aus dem Germanischen wird die Nebenform *drugeon* angeführt, das „üppiger Trieb" bedeutet, und das für die Etymologie von *drageon* soviel beweist wie etwa *gleton* für *glouton*.

Nicht eine einzige Behauptung auf dieser Seite ist ernstlich gestützt. Das Bestreben, zu opponieren, motiviert einzig und allein die ganze besprochene Seite. Was Sainéan über die zwei Perioden der frz. Sprachentwicklung sagt, die eine mit der Konstituierung der Lautgesetze, die andere, in der die Lautgesetze wieder zerstört werden; was er über die Beziehungen des Französischen zum Keltischen und Germanischen bringt, ist ein Zeichen absoluter Sachunkenntnis. An einem besonderen Fall, in dem er die Unhaltbarkeit einer germanischen oder keltischen Etymologie dank seiner besseren materiellen Fundierung nachweisen kann, beweist er, daß alle keltischen Etymologien, alle Herleitungen aus dem Germanischen verdächtig sind. Seine Methodik führt nicht zur Klärung, sie führt zum Chaos. Wie bei Spitzer ist auch bei Sainéan kein Problem scharf gefaßt, kein Gedanke durchgedacht. Alles dient dazu, eine voreingenommene Meinung zu stützen. Riegler warnt in NS. 1926, 406 davor, das Werk Sainéans Anfängern in die Hand zu geben. Es zeigt sich, daß es auch sogenannten Fachleuten gefährlich werden kann. Ich greife nur noch einen Beleg heraus, weil diese Sainéansche Deutung besonderen Anklang gefunden zu haben scheint. Frz. *hanneton* „Maikäfer" ist kein „Hähnlein", sondern ein „Entlein"; es ist eigentlich *aneton*, Sources 1, 48. Diese Etymologie stützt Sainéan mit dem Hinweis darauf, daß „l'h de hanneton n'est pas aspirée dans la plupart des patois: aneton ou enneton (on dit à Mayenne l'aneton et le aneton)... et il est vraisemblable qu'il en était de même dans l'ancienne langue." Diese Behauptung ist direkt aus der Luft gegriffen. Ein Vergleich der Karten *hanneton* und *hache* des ALF. zeigt, daß dort, wo in *hache* '*h* noch gesprochen wird, d. h. im Osten und im Dep. Manche, auch *hanneton* mit '*h* gesprochen wird. Was bedeutet es denn, wenn S. schreibt, daß in Mayenne neben *l'anneton* (das die südliche Entwicklung zeigt) auch *le anneton* gesprochen wird, anders, als daß ein altes '*h* zugrunde liegt? Was berechtigt denn S. zu vermuten, daß schon afrz. '*h* nicht gesprochen wurde, wo sämtliche Belege, die mir zugänglich sind, '*h*- zeigen? Oder soll dem *aneton* „Entlein" ein '*h* vorgesetzt

worden sein, um das Brummen des Maikäfers lautmalend zu bezeichnen? Warum bekommt denn nicht lieber das gackernde Entlein ein solches lautmalendes '*h*? Wären die Angaben Sainéans richtig, dann hätte schon Diez den Maikäfer als Entlein erkannt.

Mit dieser Auffassung von dem Wert der historischen Belege kommen wir, ich muß es wiederholen, zum Chaos, nicht zur Wahrheit. Ich habe ein schön gedrucktes Buch „Die frz. Sprache, ein deutscher Dialekt" vor mir und lese darin „*queux* — Wetzstein, deutsch quetschen. Das hängt mit wetzen eng zusammen. *repairer* — heimkehren. Das Wort kann von *paix, pax* kommen und bedeuten, daß die Sonne in ihren Frieden des Abends wieder einkehrt. Es ist aber die ganze Reihe der *paix pax* Formen mit *bak, back* zurück identisch, also auch *repairer* am einfachsten mit *ra-back* — die Sonne ist zurück zu übersetzen." Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die ganze Sainéan-Spitzersche etymologische Forschung einer solchen Auffassung der Problemstellung zusteuert.

Ich lehne also auch den Vorwurf ab, daß mein Wb. durch das Erscheinen der Sources indigènes von Sainéan mehr entwertet worden ist als durch das Erscheinen irgendeiner anderen etymologischen Untersuchung. Ich bedauere es z. B. viel mehr, daß ich P. Barbiers Miscellanea lexicographica 2 nicht mehr verwerten konnte. Doch läßt sich dies bei einer zweiten Auflage meines Wb., die trotz Spitzer kommen wird, leicht wieder gut machen. Daß mein Wb. aber als Konkurrenz des Wartburgschen Wörterbuchs gedacht ist, das festzustellen, ist Spitzer vorbehalten geblieben. In allen Besprechungen, die ich bisher in die Hand bekommen habe — sie stammen ebenso aus Deutschland wie aus Österreich, Frankreich, Spanien, Italien und Rumänien, überall wird auf den durchaus verschiedenen Charakter der beiden Werke hingewiesen. Ich verzichte auf das billige Vergnügen, hier die Bemerkungen abzudrucken, die das Cui bono Spitzers anders beantworten als er.

Ich setze vielmehr dem Cui bono Spitzers ein Cui bono? in der alten juristischen Bedeutung entgegen: Wem soll es zum Nutzen gereichen, daß über einen anderen Unflat ausgeschüttet wird?

Ich bin der erste, der die Schwächen meines Wörterbuches erkennt. Ich spreche in der Einleitung selbst das Bedauern aus, daß mir die bescheidenen Bestände einer kleinen Universitätsbibliothek es nicht ermöglichten, den kulturhistorischen Fragen nachzugehen, wie es wünschenswert gewesen wäre; daß ich für Wörter orientalischen Ursprungs fast ausschließlich auf die Angaben des Dict. gén. angewiesen war — zum Teil war es mir während des Druckes nun doch noch möglich, auf diesem Gebiet zu bessern. An der Stätte meiner jetzigen Wirksamkeit fallen

alle diese Behinderungen weg. Das kann aber, wollte ich nicht die Arbeit von 12 Jahren von Grund auf umarbeiten, erst in der kommenden Auflage in Wirkung treten. Dort werde ich auch gerne aufnehmen, was mir selbst unter dem Spitzerschen Wust von Deutungen als annehmbar erscheint — sine ira et studio. Aber eine ehrliche Kritik muß anders vorgehen als dies Spitzer getan hat. Sie hätte feststellen müssen, wie das ganze ungeheure etymologische Material meines Wörterbuches kritisch überprüft wurde; wie ohne langen Hinweis auf meine eigene Arbeit Formen, die seit Diez in den Wörterbüchern stehen, stillschweigend durch die richtigen ersetzt wurden; wie jeder einzelne Satz überlegt ist, ohne daß jedesmal die Gründe einer Erklärung, die nicht unmittelbar die etymologische Frage berührt, auseinandergesetzt sind. Im etymologischen Wörterbuch kristallisiert sich nicht nur die Etymologie einer Sprache; es gibt kein Gebiet der Sprachwissenschaft, das nicht irgendwie in dem einen oder anderen Teil des Wörterbuches zum Vorschein käme.

Dafür hat Spitzer keinerlei Verständnis gezeigt. Ihm fehlt die Achtung vor der geistigen Arbeit anderer, die Gewissenhaftigkeit, fremder Arbeit gerecht zu werden; und darum lehne ich Spitzer als Beurteiler meiner Arbeit ab.

Voßler hat in einer seiner Rektoratsreden die schöne These ausgesprochen, daß der Universitätsunterricht das eine große Ziel habe, den Studenten zum selbständigen Denker zu erziehen, damit er sich von der Werbekraft der Schlagworte frei mache. Spitzers ganze wissenschaftliche Tätigkeit ist die Negierung dieser These; sie ist eine Apotheose des Schlagwortes in wissenschaftlicher Verbrämung. Darin liegt die Gefahr der Spitzerschen Richtung. Wenn sich bisweilen selbst reife Männer dem Glanz der Spitzerschen Diction nicht entziehen können, welche Verheerung muß diese Art begriffslosen Denkens erst in den Köpfen der jungen Studierenden hervorrufen, die noch nicht die nötige Schulung im Denken haben, um unterscheiden zu können, was Gold und was Talmi ist!

Berlin-Wilmersdorf. **E. Gamillscheg.**



Bemerkungen zum französischen etymologischen Wörterbuch E. Gamillschegs.

4. Lieferung.

Unter *catacombe* sagt G., das zugrundeliegende spätlat. *catacumba* sei „vermutlich zusammengesetzt aus griech. *katá* und *tumba* ‚Grabmal‘; vgl. wegen der Bildung *chafaud* und *châlit*“. Zu der schon von Diez 91 angeführten alten Erklärung des lat. *catatumba* aus griech. *katá* und *tumba* bemerkte schon Diez, es sei nicht einzusehen, warum die Sprache die Gruft als etwas an der Gruft Befindliches bezeichnet haben sollte. Dieses Argument gilt noch heute und die von G. wieder aufgenommene Erklärung von *catatumba* ist unhaltbar. Dasselbe gilt, wie gleich hier gesagt werden kann, von seiner Auffassung der Grundwörter des frz. *chafaud* und *châlit;* G. hält **catafalicum* für eine „Zusammensetzung aus vlat. *cata* (s. *chacun*) und **falicum, catalectum* für eine Zusammensetzung von vlt. *cata* „gemäß“ und *lectus*. Da er unter *catacombe* auf *chafaud, châlit* verweist, nimmt er für *catacumba* wie für **catafalicum* und **catalectum* das in *chacun* tatsächlich enthaltene *cata* „je, gemäß“ an. Wie soll man dazu gekommen sein, für „Grabmal, Gerüst, Bettgestell“ in der Volkssprache „gemäß dem Grabmal, dem Gerüst, dem Bett“ zu sagen? Die Annahme von Diez, daß *catacumba* und die beiden anderen Wörter den Stamm des aspan. *catar* „schauen“ enthalten, ist, wie schon Meyer-Lübke REW. 1759 bemerkte, unmöglich, weil *catar* aus lat. *captāre* altes *tt* (aus *pt*) hat, die rom. Vertreter von **catafalicum, *catalectus* aber auf einfaches intervokales *t* weisen. Die von Diez erwähnte Annahme eines griech. *κατατύμβιον durch Christian Friedrich Bellermann, Über die ältesten christlichen Begräbnisstätten, besonders die Katakomben zu Neapel (Hamburg 1839), 7 ist gleichfalls unhaltbar; die Existenz eines Wortes dieser Bedeutung, das zufällig nicht überliefert wäre, ist bei der reichen Überlieferung des Griech. nicht glaublich. Das von Hesych erwähnte κατατυμβοχοεῖν „einen Grabhügel aufwerfen“ ist Zusammensetzung des von Herodot gebrauchten τυμβοχοεῖν gleicher Bedeutung mit κατὰ und erweist kein *κατατύμβος. Da *catacumba, *catafalicum* und **catalectus* dasselbe erste Element enthalten und in begrifflicher Beziehung zueinander stehen (Grab als letzte Ruhestätte — Schaugerüst — Bett), so ist wahrscheinlich *cata* bei einem der drei Wörter

aufgekommen und von diesem auf die beiden anderen übertragen worden. Es fragt sich nur, welches Wort dasjenige gewesen sei, das das Muster für die beiden anderen abgab, welches Wort die älteste Bildung sei. Meyer-Lübke hält *catacumba* dafür, da er unter **catafalcum* auf **catalectus* verweist und dieses als Nachbildung nach *catacumba* bezeichnet. Offenbar gilt ihm *catacumba* als die älteste Bildung, weil es bezeugt ist, die beiden anderen Wörter aber nicht. Doch kann die Überlieferung von *catacumba* durch Kirchenschriftsteller in der hohen Bedeutung der damit bezeichneten Sache für das älteste Christentum ihre Ursache haben, während **catafalicum, *catalectus* eine solche Bedeutung nicht hatten und deshalb in der hauptsächlich christlichen Literatur nicht erwähnt zu werden brauchten. Ein anderes Mittel, die älteste der drei Bildungen zu erkennen, ist die Verbreitung. Lat. *catacumba* ist, außer als Fremdwort in span., port. *catacumba,* als Lehnwort in it. *catocomba* und vielleicht in frz. *catacombe* erhalten, wenn dieses nicht von it. *catacomba* stammt, was G. für ebenso gut möglich hält. Dagegen ist **catafalcum* im Frz., Prov., It., **catalectus* sogar außer in diesen Sprachen im Sp. und mit eigenartiger Bedeutungsentwicklung im Campidanes erhalten, das nach Porru *cadalettu* „spandimento di varie cose in terra, come di frutto, paglia, fieno" gebraucht (Wagner, ZrP. 32, 362); dabei sind **catafalcum* und **catalectus* in den genannten Sprachen in erbwörtlicher Gestalt erhalten. Das am weitesten verbreitete und wahrscheinlich das älteste der drei Wörter ist somit **catalectus.* Es entstand durch Verquickung von *catasta* mit *lectus.* Lat. *catasta* bezeichnet bei Prudentius und Augustinus, also im Latein des 4., 5. Jahrhunderts, ein eisernes Gestell, eine Art Bett, auf das Missetäter und Märtyrer gelegt wurden und unter dem dann Feuer angemacht wurde. Nach it. *catasta* „Scheiterschaufen, Holzstoß" und den entsprechenden Wörtern der it. Mundarten gehörte *catasta* auch der lat. Volkssprache Italiens an. Bei der Betrachtung der *catasta* drängte sich der Begriff *lectus* immer wieder auf und so entstand durch Verquickung der Ausdrücke *catasta* und *lectus* im Sprachbewußtsein **catalectus.* Dieses Wort bezeichnete zuerst das Marterwerkzeug, dann durch Übertragung ein eisernes oder hölzernes Bettgestell, nach Abkommen des Marterwerkzeuges nur das harmlose Bettgestell, auch wie später im It. und Aspan. eine Tragbahre. Da *lectus* das Bett, **catalectus* das Bettgestell, d. i. das hölzerne Gerüst des Bettes bezeichnete, so bildete man neben **falicum* „hölzernes Gerüst" ein **catafalicum,* da die Zusammensetzung mit *cata-* das hölzerne Gerüst eines Gegenstandes zu bezeichnen schien. Nach *lectus* „Bett", **catalectus* „Bettgestell" schuf man weiters zu *tumba* „Grab" **catatumba* „Grabgewölbe"; in der **catatumba*

wurde die eigentliche *tumba* untergebracht wie im **catalectus* der eigentliche *lectus*. Aus **catatumba* entstand *catacumba* wohl durch die Dissimilation der beiden *t*, die im Anlaut zweier unmittelbar aufeinander folgenden Silben standen; im neuen *catacumba* waren die beiden *c* weiter voneinander entfernt. Die Dissimilation des zweiten *t* zum labialen stimmlosen Verschlußlaut hätte **catapumba* ergeben, in dem wieder *p* und *b* einander zu nahe gewesen wären. Da G. *catacumba* aus griech. *katá* + *tumba* erklärt, so entstand auch nach ihm *catacumba* aus älterem **catatumba*. Die von Diez erwähnten Wörter mailänd. *catatomba* bei Cherubini und span. *catatumba* in der Arte poetica española des Rengifo (1592) setzen wegen ihres späten Vorkommens gewiß nicht das ursprüngliche **catatumba* fort, sondern sind erst aus it. *catacomba*, span. *catacumba* durch Anlehnung an it. *tomba*, span. *tumba* „Grab" entstanden.

Catir führt G. nach Tilander, Remarques sur le roman de Renart, 65 richtig auf **quatitare* mit der Bemerkung zurück: „der Grund des Konjugationswechsels ist noch aufzuklären". In diesem Artikel wäre zunächst die Zwischenstufe zwischen *catir* und **quatitare*, nämlich afrz. **quater* zu nennen gewesen, das durch afrz. *soi aquater* „sich niederkauern", das Tilander nachwies, und *esquater* „briser", das God. belegte, genügend gestützt wird. Zur Erklärung des Übergangs von *soi* **quater* zu *soi quatir* dachte Tilander, 66 oben „à l'influence des verbes synonymes *soi tapir, blottir, accroupir*", wobei er von *soi quatir* „se blottir, se tapir", das God. belegte, ausging. G. erwähnt diese Bemerkung Tilanders, die er gewiß kennt, nicht, lehnt sie also stillschweigend ab u. zw. mit Recht, da die herangezogenen Verba lautlich von *soi quatir* stark abweichen und die begriffliche Verwandtschaft allein zur Einwirkung nicht genügte. Das Afrz. besaß nur ein Verbum, das lautlich und begrifflich unserem *quatir* nahe stand. God. 4, 26 b/c belegt *flater* „être renversé" (besser „se renverser") aus Waces Rou, 3. Teil, 8312, *flater* „jeter" bei Joinville, Saint Louis chap. 77, daneben *flatir* „renverser, jeter" aus den Loherains, dem Ivain 6271 und dem Roman de la Rose 8526. Afrz. *quatir*, von God. mit „frapper, heurter" übersetzt, bedeutete gewiß auch „jem. zu Boden werfen", weil *soi quatir* „sich am Boden niederkauern" bedeutete. Die Vorstufe von *quatir*, nämlich **quater* hatte dieselbe Bedeutung. Aus *flater* „werfen" und *flater* „umfallen" ergibt sich ein *flater* „umwerfen"; *flatir* im Ivain 6271 bedeutet „zu Boden werfen" (Foerster). *Flater, flatir* hatte dieselbe Bedeutung wie *quater*; so bildete man nach *flater-flatir* zu **quater* ein *quatir*.

Unter *champignon* bezeichnet G. wie schon Meyer-Lübke REW. 1557 das dem afrz. *champaigneul* zugrundeliegende gallorom. **campaniolus* als Ableitung von *campania* „flaches

Land", während Diez 542 nur Herkunft „von *campus*" angegeben und sich über die Ableitung nicht geäußert hat. Da **campaniolus* als Ableitung von *campania* nur dessen Diminutiv sein konnte, hätte es „kleines flaches Land" bedeutet. Wie wäre man dazu gekommen, den Feldschwamm als „kleines Feld" zu bezeichnen? Cohn, Die Suffixwandlungen im Vlt., 252 sagte besser, *champignuel* sei vielleicht nicht **campineus* + *-olus,* sondern **campinus* + *-eolus.* Nun ist weder **campinus,* noch **campineus* durch die Überlieferung oder frz.-prov. Formen gestützt; aber *champignuel* verlangt ja auch keine Grundform **campiniolus*, da auch **campaniolum,* bez. das daraus entstandene **champegneul* (vgl. *canpegneus* in Aucassin et Nicolete, chap. 31, 8) zu *champigneul* werden konnte (Meyer-Lübke, Frz. Gram. 1, 108). Cohns Erörterung führt aber doch auf die richtige Auffassung hin. Gallorom. **campaniolus* war Diminutiv von *campaneus* „zum flachen Lande gehörig", das freilich nur in *loca campania* „Flachfeld", Gromat. vet. 331, 20 belegt ist, und bedeutete zunächst dasselbe wie das etymologisch identische it. *campagnuolo* „zum Lande gehörig, auf dem Lande lebend", als Subst. „Landbewohner". Wie das It. *topo campagnuolo* „Feldmaus" so gebrauchte das Gallorom. *boletum campaniolum* „Feldschwamm". Durch Weglassung von *boletum,* das nach altostfrz. *boloi,* aprov. *bolet* im Gallorom. bestand, ergab sich afrz. *champigneul,* nprov. *campagnol* (im Quercy), *campagnou,* périgourd. *champuignou*, daraus durch Dissimilation **campalhol* (vgl. *temple* „Pauke" aus *tympanum*) und weiters albigeois *campairol,* toulonnais *camparol,* gask. *camparò* „Champignon". It. *campignuolo* „Erdschwamm, Hirschtrüffel" ist dagegen wegen des zwischentonigen *i* (vgl. das bodenständige *campagnuolo*) mit Meyer-Lübke, REW. 1557 als afrz. Lehnwort anzusehen; es stammt wohl speziell von altnormann. *campignuel.* Das afrz. *champenoble* (God. 2, 48 c; Tobler) bezog seinen Ausgang von *vignoble; champignuel* wurde zu *cham-pignoble* nach *vignoble.* Wegen *campignoble* „Glöckchen" im Sone de Nausay 9382, das zusammen mit *campanete* dass. und *campene* „Glocke" (s. Tobler unter *champenete, champaine*) eine gewisse Bekanntschaft mit diesem Stamme auch für Nordfrankreich erweist, könnte man afrz. *champignuel* „Erdschwamm" auch auf gallorom. **campaniolum* „Glöckchen" zurückführen, was mit der Form des Champignons vereinbar wäre; aber *canpegneus canpés* (aus *campels*) „Feldchampignons" in Aucassin et Nicolete 31, 8 und noch mehr die Benennung *agaricus campestris* durch den Fachmann Linné (neben *agaricus silvaticus* „Wiesenchampignon" nötigt, bei *campanius* „zum Felde gehörig" zu bleiben. Jenes *canpegneul canpel* könnte zwar durch Volksetymologie hervorgerufen worden sein, aber Linnés Ausdruck nicht. Das von God. 2, 49 b und Tobler aus den Miracles des Gautier de

Coinci 626, 420 verzeichnete *champineul* der Handschrift von Soissons, *champaigneu* der Brüsseler bezeichnete nach dem Zusammenhang *(le champineul ne la corone)* wohl eine Kopfbedeckung nach ihrer Ähnlichkeit mit dem Hute des Pilzes. Tobler-Lommatzsch 2, 203, 40 setzen eine Bedeutung „Hut der Geistlichen" mit Fragezeichen an und verzeichnen das Wort gleich nach *champignuel* „Erdschwamm".

Unter *chanceler* sagt G., daß das zugrundeliegende vlat. **cancellare* zu *cancelli* „Schranken" gehören dürfte, ohne sich über die Entwicklung der Bedeutung zu äußern. Er schließt sich jedenfalls in der Hauptsache der Erklärung von Diez 84 an, auf den auch Meyer-Lübke, REW. 1572 einfach verweist. Diez ging ja von *cancellare* „gitterförmig machen" aus und leitete daraus die Bedeutungen „ins Kreuz setzen, die Beine übereinander kreuzen, um nicht zu fallen; fallen wollen, wanken" her. Da diese Bedeutungen nicht bezeugt sind und sich nicht ungezwungen aneinander anschließen, so ist die ganze Erklärung höchst unwahrscheinlich. Übrigens wäre bei der Herleitung des frz. *chanceler* von *cancelli* „Gitter, Schranken" das lat. *cancellare* nicht mit dem Sternchen auszustatten, mit dem es G. versehen hat, da ja *cancellare* „gitterförmig machen" bezeugt ist; Meyer-Lübke hat folgerichtig kein Sternchen vor *cancellare* „durchstreichen, wanken" gesetzt. Man könnte von *cancellare* „einen Acker nach Quadratschuhen ausmessen" ausgehen, das in *regio quae cancellata erat,* Gromat. vet. 118, 25, bezeugt ist und als Ableitung von *cancelli* „Grenzen" bedeutete „die Grenzen abmessen; sie abschreiten (um zu bestimmen, wieviel Fuß lang sie sind)". Da aber das Abschreiten gewöhnlich mit festen und nicht mit wankenden Schritten geschah, so ist die Entwicklung der Bedeutung „wanken" auch aus der „abmessen" unwahrscheinlich. Die Verbindung des vlat. **cancellare* „wanken" mit dem überlieferten *cancellare* wird auch nicht durch das von Diez herangezogene mhd. *schranken* „schwanken, taumeln" gestützt. Es ist nämlich nicht, wie Diez sagte, von mhd. *schranke* „Gitter" abgeleitet, sondern hängt als Form mit *s-* (s. hierzu Kluge, Urgerm. 59, § 39 b) mit ahd. *chrancholôn* „schwach werden, straucheln", mhd. *krank* „schwach", *kranken* „schwach werden", ags. *cranc* „schwächlich" (s. Kluge, Wb. unter *krank*) zusammen und bedeutete wie ahd. *chrancholôn* zuerst „schwach werden, einen Schwächeanfall bekommen", dann „taumeln". Die für mhd. *schranken* angegebene Bedeutung "mit schrägen, wankenden Beinen gehen" ist nur der Verbindung mit *schranke* „Verschränkung" zuliebe angesetzt. Nachdem die Annahme eines Überganges von „gitterförmig machen" zu „wanken" auch der Stütze durch eine Bedeutungsparallele beraubt ist, fällt sie zusammen. Eine neue Erklärung von *chanceler* ist

zu suchen. Man könnte an das erwähnte ahd. *chrancholôn* „straucheln" denken, das rom. **crancellare* ergeben konnte; aber die Weglassung des *r* läßt sich kaum rechtfertigen. Außerdem weist *-ce-* zu *tse* in Frankreich auf vorgerm., lat. Bildung hin. Wie nach der Appendix Probi 16 im Volkslatein *cultellum* durch Dissimilation zu *cuntellum* wurde, so konnte **calcellare* zu **cancellare* werden **Calcellare* war aber von *calcare* „treten" abgeleitet wie **saltellare,* die Vorstufe des afrz. *sauteler* „hüpfen", it. *saltellare* dass., von *saltare.* Wie **saltellare* „immer wieder ein wenig springen" so bedeutete **calcellare* „immer wieder ein wenig treten". Man denke nun an das von Varro und Cato bis zur Vulgata und Isidor bezeugte *calcare uvas* „die Trauben austreten". Der die Trauben in einem Faß mit bloßen Füßen austretende Mann konnte, da er auf einen kleinen Raum beschränkt war, immer nur von einem Fuß auf den anderen treten und setzte dabei unwillkürlich den Körper in eine hin und her gehende, schwankende Bewegung. So konnte man in den Gegenden mit Weinbau von einem Manne, der schwankte, etwa weil er zu viel Wein getrunken hatte, in Erinnerung an das Austreten der Weintrauben sagen: **calcellat* „er tritt die Trauben aus", d. h. „er schwankt hin und her wie der Kelterer im Kelterfaß". Als das Austreten der Weintrauben durch das Zerstampfen mit dem Stößel oder das Zerquetschen mit der Presse ersetzt wurde, vergaß man den Zusammenhang von **calcellare,* das nunmehr schon „wanken" bedeutete, mit *calcare* und dissimilierte **calcellare* in **cancellare.* Wie die Dissimilation von *cultellum* zu *cuntellum* „Messer" durch das in der Bedeutung „Pflugschar", nicht „Messer", im Rom. und darnach im Volkslatein erhaltene *culter* nicht verhindert wurde, so auch nicht die Dissimilation von **calcellare* zu **cancellare* durch das in anderer Bedeutung im Rom. und darnach im Volkslatein bewahrte *calcare,* während **saltellare* dem Grundwort nahe genug blieb, daß *saltat* die Dissimilation von **saltellat* verhindern konnte.

Chantage „Erpressung" leitet G. richtig von *faire chanter* „erpressen, Geld abknüpfen", eigentlich „singen machen" im Rotwelsch ab, sagt aber nicht, wie man dazu gekommen sei, für „Geld abknüpfen" im Rotwelsch „singen machen" zu sagen. Es ist unwahrscheinlich, daß „jem. schreien machen" gemeint sei; denn der, an dem die Erpressung verübt wird, schreit im Gegensatz zu dem, an dem ein Raub begangen wird, gewöhnlich nicht, schweigt vielmehr wie der Erpresser. G. hat die natürlich auch ihm bekannte Ausdrucksweise des Rotwelsch, die alles erklärt, nicht angeführt. Im Rotwelsch sagte man *chanter,* in Spanien *cantar* für „auf der Folter gestehen" mit einem der grimmigen Scherze, die das Rotwelsch

liebt, so wie man z. B. im span. Rotwelsch *mosquear* „die Fliegen abwehren" für „auspeitschen" sagte. Darnach bedeutete *faire chanter* zunächst „durch die Folter ein Geständnis erpressen", dann mit Übertragung „durch Gewalt oder List eine Geldzuwendung erpressen".

Unter *chapeler* leitet G. afrz. *chapler, chabler* von lat. *capulare* „abschneiden" bei Anthimus, 75 her und bezeichnet das von Meyer-Lübke, REW. 1646 angesetzte **cappulare* als „wegen der afrz. Nebenform *chabler* nicht möglich". Mit der Grundform **capulare* erklärt G. afrz. *chabler,* läßt aber *chapler* unerklärt, wie Meyer-Lübke *chabler.* Wie jeder Fachmann weiß, ergab *pl,* primäres und sekundäres, afrz. *bl; pueple* neben *pueble* ist lat. Lehnwort oder das unter dem Einfluß des lat. *populus* umgestaltete *pueble.* Während aber eine nachträgliche Einwirkung des allgemein bekannten und im Verwaltungslatein des Mittelalters viel gebrauchten *populus* begreiflich ist, wäre ein Einfluß des einmal von einem sehr wenig bekannten Schriftsteller gebrauchten *capulare* auf afrz. *chabler* höchst unwahrscheinlich. Eine Grundform **cappulare* wird aber nicht nur von afrz. *chapler,* sondern auch von apr. *chaplar, clapar* „frapper" (dies aus **caplar*) und campidanes. *accapulai* „Fleisch kleinhacken" verlangt, da auch das Prov. und Campidanes. *pl* in *bl* wandelte. Afrz. *chapler,* apr. *chaplar, clapar,* campidanes. *accapulai,* tosk. *scappiare* „Holz mit dem Beil behauen" im Tal der Chiana bei Arezzo, das kaum, wie Meyer-Lübke daneben im REW. 7975 für möglich hält, von langobard. **skapan* „schaben" kommt, abruzz. *schiappá* dass., siz. *cappuliari* „Fleisch mit dem Messer klopfen" in Noto weisen alle auf **cappulare.* Somit geht nur afrz. *chabler* auf *capulare* bei dem in Nordfrankreich lebenden Anthimus zurück, *chapler* und die anderen rom. Formen mit *p* uuf **cappulare.* Dieses **cappulare* „mit einem schneidenden Werkzeuge schlagen, einschneiden" war Ableitung von **cappare,* des ait. *cappare* „aushülsen", span., port. *capar* „verschneiden" und mit **minutiare* verquickt, afrz. *chapuisier,* apr. *capuzar,* südostfrz. *tsapotá* „Holz spalten" im Vionnaz ergab. Meyer-Lübke, REW. 1641 und 1646 hielt **cappare, *cappulare* für Ableitungen von **cappo* „Kapaun"; das ist begrifflich wenig wahrscheinlich und erklärt *pp* nicht, weil eben der Kapaun im Latain *capo,* nicht **cappo* hieß. Nun habe ich, was G. übersehen zu haben scheint, in ZrP. 36, 585 **cappare, *cappulare* auf germ. **kappan* zurückgeführt, das ich jetzt durch **kappôn* ersetzen möchte. Auf ein **kappôn* weisen mndl., nndl. *kappen* „spalten, behauen", mengl. *chappen* „schneiden". nengl. *chap* „spalten", dän. *kappe* „die Spitze (den Kopf) abhauen", oberelsäss. *kchapfe* „in kleine Stücke zerschneiden, zerhacken" (Kluge, Wb. und Falk-Torp unter *kappen,* bezw. *kap* II). Falk-Torp weisen allerdings auf

das späte Auftreten der germ. Verba, auf sp. *capar* „kastrieren", das zu *capon* „Kapaun" gehöre, auf afrz. *chapuisier* „Holz spalten" und spätlat. *capulare* hin und scheinen germ. **kappôn* für ein rom. Lehnwort zu halten. Sie weisen dann aber auf ags. *cippian* (in *forcippian* „abhauen"), nengl. *chip* „abschneiden, behauen" hin und setzen unter *kiper* für das engl. Verbum und ndl. *kippen* „schneiden" ein germ. **kippôn* an. Kluge, Wb. unter *Kippe* 1 fügte frühnhd. *kipfen* „die Spitze abhauen" bei. Wie Falk-Torp in den Literaturangaben unter *kiper* und Kluge unter *Kippe* 1 mitteilen, ist allerdings auch germ. **kippôn* von Wadstein, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 22, 243 auf ein von lat. *cippus* „Pfahl" abgeleitetes **cippāre* zurückgeführt worden, das durch frz. *receper* „eine Weinrebe, dann auch einen anderen Strauch stutzen", nprov. *cepá* „receper, couper net" erwiesen werde. Aber *receper* ist nach dem Dict. gen. erst seit dem Ende des 14. Jahrhunderts bezeugt und nprov. *cepá* hat keine Entsprechung in der aprov. Überlieferung. Da neben *cepá* auch nprov. *recepá* „receper" und neben *cep* nprov. *recep* „souche d'arbre que l'on coupe plus bas qu'elle n'avait d'abord été coupée" besteht, kann nach *cep-recep cepá* zu *recepá* gebildet und *recepá* aus frz. *receper* entlehnt sein. Kurz, ein gallorom. **cippāre* ist keineswegs durch rom. Formen bezeugt und kann daher nicht als Grundwort des ags. *forcippian* und seiner germ. Verwandten angesehen werden. Vielmehr ist das schon im Ags. vertretene **kippôn* als echt germ. anzuerkennen, dann auch **kappôn*, das nicht nur dieselbe Bedeutung, sondern auch eine überaus ähnliche Form hat. Von diesem echt germ. **kappôn* kam vlat. **cappāre* her, das in Italien und auf der Pyrenäenhalbinsel unmittelbar, in Frankreich infolge Verquickung mit **minūtiāre* in gallorom. **cappūtiāre* erhalten blieb. Dieses **cappāre* „einschneiden", auf der iber. Halbinsel „verschneiden" wandelte *cāpōnem* „verschnittener Hahn" in **cappōnem*, das allen rom. Wörtern zugrunde liegt. Auch dies habe ich schon in der ZrP. 36, 585 gesagt. Trotzdem sagt G. unter *chapon*, es komme von vlat. **cappone* für lat. *capone* „mit nicht erklärter Verdoppelung des Inlautes" her.

Chapoter „dégrossir le bois avec la plane" (seit 1611 bezeugt) ist nach G. aus *chaponner* „kastrieren" umgebildet, während der Dict. gén. zurückhaltender es als dérivé du radical de *chapon* qui signifie „couper" bezeichnet. Herkunft des frz. *chapoter* „Holz zuschnitzen" von *chaponner* „kastrieren" ist jedenfalls begrifflich unwahrscheinlich. *Chapoter* hängt eher mit dem oben erwähnten *tsapotá* „Holz spalten" im Vionnaz zusammen. Auswanderer aus den armen Gebirgsgegenden konnten als Holzarbeiter das Wort nach Frankreich bringen; man denke an die Savoyarden, die als Kamin-

feger, Schuhputzer und Arbeiter anderer Art in Frankreich arbeiteten.

Frz. *charançon* „Kornwurm" hält G. im Wörterbuch wie schon in der ZrP. 40, 158 für eine Ableitung eines afrz. **charent*, älteren **charenc*, das sich aus dem im 15. Jahrhundert belegten *calendreux* „wurmstichig" und mundartlichem *chalendre*, pikard. *calendre*, das schriftfrz. *calandre* ergab, erschließen lasse; **charent* stamme von einem gallorom. **caring*, einer Ableitung von vlat. *carius* „Holzwurm", mit fränk. *-ing*. In seinem Artikel der ZrP. 40, 158 erwähnt G. die Ausführungen Schuchardts, ZrP. 26, 411 Anm. über *charançon* nicht und hatte sie offenbar damals nicht in der Erinnerung, während er jetzt im Wörterbuch den Artikel Schuchardts anführt. Nun hat Schuchardt ein Wort beigebracht, das die Grundform **caring* wohl widerlegt, nämlich aprov. *carence*, das Rayn. 2, 335a aus dem Livre de Sydrac, folio 49 verzeichnet hat. Rayn. hat das von ihm im Wörterbuch angesetzte *carences* in *carence* gebessert; der Text bietet *(malas bestias, escorpios) carences*, zu dem der Obliquus Sing. ja *carence* sein könnte. Da aber ein gallorom. **carentiēs* oder **carenciēs*, aus dem *carence* entstanden sein könnte, wegen des frühen Untergangs der lat. 5. Deklination in Gallien unwahrscheinlich ist, so ist als Obl. Sing. wahrscheinlich *carenz* anzunehmen, zu dem mundartlich der Pl. *carences* ebenso gebildet wurde wie zu *bras, gros* der Pl. *brasses, grosses* (Appel, Prov. Lautlehre 53 § 42c) und zwar, wie Appel richtig sagt, um die flektierte Nominalform von der unflektierten zu scheiden. Jedenfalls bestand neben mfrz. *charenson*, das J. Thierry im Dictionnaire français-latin im Jahre 1564 gebrauchte, ein aprov. *carence* oder eher *carenz*. Nun könnte man zwar *charenson* an sich als relativ späte Ableitung von **charent* nach *enfant-enfançon* und den anderen von Meyer-Lübke, Frz. Gram. 2, 120 angeführten Diminutiven auf *-çon* auffassen; aber aprov. *carence* ändert die Sachlage völlig. Die Tatsache, daß *charenson* erst 1564 bezeugt ist, beweist bei der Bedeutung des Wortes nichts; die Benennung des winzigen Insekts, das nur den Landwirt und den Getreidehändler interessierte, kann durch Jahrhunderte in der gesprochenen Sprache bestanden haben, ohne in der Literatur zu erscheinen. Nach aprov. *carenz* ist *charenson* die Ableitung eines älteren **charenz* mit dem diminutiven *-on*, das bei der Kleinheit des Tierchens begreiflich ist. Das Vorhandensein eines *carenç-* im Frz. und im Prov. weist auf alte, schon gallorom. Bildung hin. Um an **caring* festzuhalten, müßte man annehmen, daß es im älteren Gallorom. zu **carenc* geworden und dann von diesem ein **carencius* abgeleitet worden sei; aber diese Annahme ist unhaltbar, weil unbetontes *-ius* im Gallorom., noch dazu im späteren Gallorom., kein lebendes

Suffix mehr war. Worauf beruht überhaupt die Annahme eines *caring?* G. sagt von seinem afrz. **charent*, **charenc*, daß es sich aus *calendreux* und mundartlichem *chalendre* erschließen lasse. Aber aus *chalendre* und *calendreux* könnte man höchstens ein **charent* erschließen, jedoch keineswegs ein **charenc*. Kurz, die Annahme eines **caring* ist aufzugeben. Wie erklären sich nun mfrz. *charenson* und aprov. *carenz?* Schuchardt, ZrP. 26, 412 unter dem Strich ging von lat. *carians* „morsch“ aus, das Martianus Capella 1, § 10 in *tripus carians* gebrauchte, nahm eine Bedeutung „Anfressender“ dafür an und leitete ein **cariantione*, das *charançon* ergeben habe, und ein **carientia* statt **cariantia* ab, um darauf aprov. *carence* zurückzuführen. Dazu ist einiges zu bemerken. Erstens ist *charançon* wegen des pikard. *calendre* „Kornwurm“ (aus **carendre*) und des im Département der Meuse gebrauchten *chalendre* dass., also wegen des Vorkommens einer Form mit *-en-* in Mundarten, die *-en-* und *-an-* scheiden, auf eine Grundform mit *-en-* zurückzuführen, wie schon G. ZrP. 40, 158 bemerkte. Aprov. *carence* bestätigt dies. Zweitens ist die Annahme eines Ersatzes von **cariantia* durch **carientia* unwahrscheinlich, weil *-antia* viel häufiger als *-entia* war und der häufigere Ausgang nicht durch den selteneren ersetzt werden konnte. Das *-enti-* muß alt sein. Drittens bedeutet *carians* in der Überlieferung „morsch“, also „angefressen“ und nicht „anfressend“. Viertens ist die Annahme eines lat. Verbums **cariare*, dessen Part. Praes. *carians* wäre, seitens Schuchardts durch die von ihm dafür geltend gemachten Verba nicht gestützt. Kat., arag. *querar* „zernagen, zerfressen“, port. *carunchar* „wurmstichig werden“, nprov. *chirounà* „nagen“ (von Holzwurm und Kleidermotte gesagt), venez. *carolar, cariolar* „wurmstichig sein“ sind formell voneinander verschieden und geographisch getrennt; sie haben auch nicht dieselbe Bedeutung, da zwei der vier Verba „zernagen“, zwei „zernagt sein“ bedeuten. Da neben den Verben kat., arag. *quera,* port. *caruncho,* nprov. *chiroun,* venez. *cariol, carol* „Holzwurm“ bestehen, so sind die Verba als einzelsprachliche Ableitungen von den Substantiven anzusehen und nicht auf ein lat. **cariare* zurückzuführen. Aber auch wenn man port. *carunchar* und venez. *cariolar* „wurmstichig sein“ als Ableitungen eines **cariare*, dessen Part. Praes. *carians* wäre, auffassen wollte, wäre damit für Frankreich, wo *charenson* und aprov. *carenz* auftreten, noch kein **cariare* erwiesen. Kurz, auch Schuchardts Erklärung ist kaum haltbar und eine neue Erklärung von *charenson* bleibt zu finden; die folgende, die sich an die Erklärung Schuchardts anschließt, ja nur eine Modification derselben ist, sei vorgebracht. Von lat. *caries* „Morschheit des Holzes“ wurde in Gallien ein **carīre* „Morschheit erzeugen, morsch machen,

zernagen" abgeleitet, sei es über ein **carītus* „mit Morschheit behaftet", sei es unmittelbar wie z. B. afrz., aprov. *colorir* „färben" von *colorem*. Das Part. Praes. von **carīre* war **cariente*, bezw. mit dem bekannten Wandel von *ié* zu *é* **carente*. Wie afrz. *formiz*, aprov. *formitz* „Ameise" nach Meyer-Lübke, ZrP. 25, 509 (noch nicht in Rom. Gram. 2, 23) und REW. 3445, auch nach G., auf den Pl. *formicae* so gehen aprov. *carenz* (mit dem neuen Pl. *carences*) und afrz. **charenz*, von dem *charenson*, *charençon* abgeleitet wurde, auf **carentes* „die (das Holz) Zernagenden" zurück; vgl. noch piem. *lonbris*, bergam. *lünbris*, lucch. *lombricio* aus dem Pl. *lumbrici* „Regenwürmer" nach Salvioni, Rom. 29, 551 und Meyer-Lübke, ZrP. 25, 509 und REW. 5158. Die Benennungen der Ameisen, der Holzwürmer und Regenwürmer wurden eben meist im Pl. gebraucht; so konnte der Pl. mit *-s* im Frz., Prov. als die Normalform aufgefaßt und als Sing. verwendet werden. Immerhin wurde, als noch **carent*, **charent* bestand, davon ein **carendeus*, **charendeus* „wurmstichig" abgeleitet, mit *nd* statt *nt*, nach Paaren, wie *grant-grandeur*; vgl. übrigens die Fälle eines inlautenden *nd* gegenüber auslautendem *nt* im Afrz., die Risop, ZfSL. 132, 219 und ZrP. 21, 550 Mitte sammelte. Durch die Wiederholung des *r*, die Meyer-Lübke, Frz. Gram. 1, 175 und Nyrop 1, 442 freilich nur nach *rd*, *rt* belegen, die aber auch nach *nd* eintreten konnte, entstanden **carendreus*, **charendreus*, daraus durch Dissimilation *calendreux* in einem Text des 15. Jahrhunderts aus Valenciennes, bezw. **chalendreux*, daraus durch Rückbildung pikard. *calendre* und mundartliches *chalendre* in der Meuse. Pikard. *calendre* erscheint in der Schreibung *calendre* 1539 im Wörterbuche des Robert Estienne; später wurde und wird das Wort der Aussprache gemäß *calandre* geschrieben, weil ein lat. Wort mit *en* als orthographisches Vorbild nicht bestand. Ndl. *kalander* „Kornwurm" stammt von nfrz. *calandre* dass., wie G. unter *calandre* richtig sagte, nicht das frz. Wort vom ndl., wie der Dict. gén. und Behrens, Über deutsches Sprachgut im Frz., 33 oben behaupten. *Charançon* zu *sérancer* „hecheln" afrz. *chierenchier* (Spitzer, ZrP. 46, 595) ist wegen apr. *carences* unmöglich.

Chariot faßt G. als Ableitung von *charrier* auf, bemerkt aber dazu: doch ist die Bildung auffällig. Das wäre *chariot* in der Tat, wenn es wirklich Ableitung von *charrier* wäre. Nyrop 3, 141 unten verzeichnet als Ableitungen von Verben mit *-ot* nur *brûlot*, *cachot*, Meyer-Lübke, Frz. Gram. 2, 118 außer diesen noch *jugeotte*, *parlotte*. Das von ihm noch unter den „deverbalen Bildungen" angeführte *palot* „Lümmel" ist natürlich nur durch ein Versehen unter sie geraten; *palot* „Lümmel", nach dem Dict. gén. seit 1690 bezeugt, ist mit

dem ebendort gleichfalls seit dem 17. Jahrhundert verzeichneten mundartlichen *palot* „piquet ou pieu“ identisch, nicht, wie der Dict. gén. glaubt, mit *palot* „sorte de pelle, de bêche“; vgl. wegen der Übertragung von „Pfahl“ zu „Lümmel“ etwa span. *majadero* „Stößel, Tölpel“, *zoquete* „Stück Holz, dummer, eigensinniger Mensch“, *porra* „dicker Knüttel, lästiger, zudringlicher Mensch“ mit *porro* „schwerfällig, dumm“. Wie steht es mit den anderen Wörtern auf *-ot?* *Brûlot* „Brander“ ist zuerst 1642 bei Oudin als *brusleau* überliefert, nach Kemna, Der Begriff „Schiff“ im Frz., 61 erst 1666 bei Colbert als *bruslot,* was immerhin ein etwas älterer und deutlicher Beleg für *brûlot* als der im Dict. gén. aus dem Jahre 1671 verzeichnete Pl. *brulos* ist. Darnach ist *-ot* in *brûlot,* wie Meyer-Lübke sagt, nur Schreibung für ein anderes Suffix, sei es für *-eau,* sei es für *-aud,* wie G. annimmt, der für *brûlot* bemerkt, daß *-ot* aus *-ottus* funktionell hier nicht am Platze sei. *Cachot,* nach dem Dict. gén. seit 1574 bezeugt, ist nicht von *cacher* abgeleitet, sondern, wie der Dict. gén. richtig sagt, von dem Subst. *cache* „Versteck“, das ebenfalls seit dem 16. Jahrhundert überliefert ist. Es bleiben *jugeotte* „Verstand“ und *parlotte* „Plaudergesellschaft“, *parlote* „Versammlung, bei der die jungen Advokaten sich in der Rede üben“, dann „Raum, in dem sich die Advokaten im Justizpalast versammeln“; das letztere Wort ist nicht, wie der Dict. gén. meint, von *parler,* sondern nach G. von *parlotter* „schwatzen“ abgeleitet und das erstere vielleicht erst nach *parlote* auf Grund der sachlichen Beziehung zwischen den *avocats* und den *juges* gebildet. Jedenfalls ist *jugeotte* so wie *parlotte* kein Werkzeugname. Da es keine von Verben abgeleitete Werkzeugnamen auf *-ot* oder *-otte* gibt, wird auch *chariot* kein solcher sein. *Chariot* ist nicht von *charrier* abgeleitet, sondern nur unter dem Einfluß von *charrier* aus *charrot* entstanden, das God. 2, 77 c in der mundartlichen Form *cherrot* (*six cherrotz a charroyer*) aus den Rechnungen der Bergwerke des Finanzmanns Jacques Cœur, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte, belegt hat. *Charrot* war Diminutiv von *char*. Der älteste Beleg von *chariot* nach dem Dict. gén. bietet übrigens *cheriot,* das jenem *cherrot* auch lautlich nahe steht; der Umstand, daß *cheriot* schon aus dem 14., das genetisch ältere *cherrot* erst aus der ersten Hälfte des 15. überliefert ist, beruht auf Zufall. Denn die weibliche Nebenform von *charrot,* nämlich *charrotte* wird von God. 2, 77 c aus Texten der Jahre 1231 und 1293, also des 13. Jahrhunderts belegt, dann in der Schreibung *charrotte* aus den Jahren 1370/71. Wie aus *charrot chariot,* so entstand aus *charrote* unter dem Einfluß von *charrier chariote,* das God. 2, 73 a aus dem Jahre 1389 verzeichnet, *charriote,* das noch bei Montaigne, Essais 2, 30 vorkommt. Jenes *charotte*

„zweiräderiger Wagen" hält G. für das „mit Suffixwechsel umgestaltete *charrette* oder für die östliche Form desselben". Die Herkunft mehrerer Belege von God. für *charrote* (La Ferté-sur-Aube, Fontenay in der Côte-d'Or und Beaune in der Côte-d'Or) können die Annahme östlicher Herkunft stützen; doch kommt *cariot* 1432 in Valenciennes, *chariot* 1578 in Lille, also im äußersten Norden vor, um von schwer lokalisierbaren Texten zu schweigen. Man muß wohl bei diesem Worte das diminutive *-ot, -otte* neben *-et, -ette* zugeben.

Frz. *charrée* „ausgelauchte Asche" und aprov. *acairada* dass., das Thomas und Levy, Rom. 40, 368 belegen, frz. *charrier* „Laugentuch", wofür bei G. infolge Druckfehlers *carrier* steht, nprov. *cairié, chairié* dass. führt G. auf einen Stamm **kad-r, *kat-r* unbekannter Herkunft zurück. Er erwähnt dabei limous. *chadrié* „Laugentuch", so wie der Dict. gén. auf limous. *chadras* hingewiesen hat: Mistral verzeichnet an verborgener Stelle unter *cendrado,* mit dem es nicht zusammenhängt, limous. *chadro* „charrée", das das Grundwort von *chadrié, chadras* ist. Nun hat Elsperger im Thesaurus III 611, 74f. aus der lat. Übersetzung der Synopsis des Oribasius 1, 7 folgende Stelle verzeichnet: *dantur radices in mulsa aut aqua. nam et cum sardinis vel in cat(h)ara* und hinter *cathara* bemerkt: sc. *aqua*? Das hier überlieferte *catara,* das „reines Wasser" bedeutet zu haben scheint und von griech. καθαρός, καθαρά kam, mußte limous. *chadro* ergeben, da ja auch *a* der Pänultima der Proparoxytona fiel. Auf dem größten Teil des gallorom. Gebietes wurde *catara* wohl zu **catera* wie *camara* zu *camera* und gallorom. **caterata* ergab frz. *charrée,* aprov. *cairada.* Lat. *catara* bezeichnete nicht nur reines Wasser, sondern auch rein machendes Wasser und dann speziell das am meisten zur Reinigung gebrauchte Wasser, nämlich dasjenige Wasser, in dem man Asche ausgelaugt hatte. Die Aufnahme von *cathara* griech. Ursprungs ins Volkslatein Galliens erfolgte unabhängig vom Übergang des von den Novatianern sich selbt beigelegten, von Esperger a. a. O. ebenfalls belegten Namens *cathari* „die Reinen", in das Volkslatein Oberitaliens bis Lucca, wo es den Ketzer überhaupt bezeichnete (Meyer-Lübke, REW. 1767). *Catara* „reinigendes Wasser" mag mit *baptismus, baptizare* aufgenommen worden sein und der griech. Muttersprache vieler in Gallien wirkender christlicher Glaubensboten (Pothinus, Irenaeus, Dionysius) entstammen. Mit diesen Ausführungen ist, wie ich hoffe, das von Meyer-Lübke, REW. 1929 ebenso wie von G. unerklärt gelassene *charrée* erklärt.

Chassie „Augendrüsenschleim", afrz. *chacie* im 13. Jahrhundert verbindet G. mit *chas* „Weberkleister", im Normann. „Kleister", das erst seit dem 17. Jahrhundert bezeugt ist, und nprov. *cassieu* „lehmige Erdschichte" und bezeichnet die Her-

kunft dieser Wörter als unbekannt; das von Jud, Rom. 48, 611 als Ableitung von *cacare* angenommene **cacīta* sei lautlich und morphologisch bedenklich. Tatsächlich paßt **cacīta,* das *chaisie* ergeben hätte, lautlich nicht als Grundform von *chacie* und morphologisch ist **cacīta* bedenklich, weil *-īta* kein lebendiges rom. Suffix war. Lat. *cacida* steht in den Not. Tiron. 112, 16 a unmittelbar vor *pituita, cacidosus* 17 a vor *pituitosus* (Thes. III 8, 22 f.); wegen der Nachbarschaft von *pituita* einerseits, wegen des frz. *chassie,* aprov. *cassida* dass. (Levy 1, 225 a) andererseits ist die Bedeutung dieses *cacida* doch wohl nicht so unsicher, wie Thurneysen im Thes. meint. Vielmehr ist der von Jud angenommene Zusammenhang des lat. *cacida* mit *chassie* auch mir nicht zweifelhaft. Da aprov. *cassida,* nprov. *cassido* eine Grundform auf *-ita* verlangen, ist *-ida* in *cacida* der Tironischen Noten, deren älteste Handschriften aus dem 8. Jahrhundert stammen, späte Schreibung für *-ita.* Da ferner afrz. *chacie*, aprov. *cassida* ein Grundwort mit *cc* fordern, so ist auch das einfache *c* von *cacida* späte Schreibung für *cc.* Lat. **caccīta* wurde nach der Erweichung der einfachen intervokalen harten Verschlußlaute und nach der Vereinfachung der Doppelkonsonanten *cacida* geschrieben und ergab afrz. *chacie,* aprov. *cassida* wie *bacchinon* afrz. *bacin,* aprov. *bassin.* Das in der Perche für *chassie* gebrauchte *chiasse,* das Jud anführte, um die Herleitung des lat. *cacida* von *cacare* zu stützen, könnte aus *chassie* durch Umstellung infolge sekundärer Anlehnung an *chier* entstanden sein; aber das von Sachs-Villatte mit *chassie* verglichene it. *cacca d'occhi* „Augenbutter" beweist, daß das niedere Volk auf gewissen rom. Gebieten die Augenbutter als Exkrement auffaßte. Tommaseo-Bellini verzeichnen aus der Erläuterung in Prosa des Lorenzo de'Medici zu einer seiner Kanzonen den Satz *ell' ha gli occhi pien di cacca* und erklären *cacca* als „cispa". Nun kann freilich **caccita* wegen *cc* nicht von lat. *cacare* abgeleitet sein. Aber die von Walde und Thurneysen als Urverwandte von *cacare* angeführten kelt. Wörter ir. *cacc* „Kot", kymr. *cach* „fimus" (Stokes, Urkelt. Sprachschatz, 66) weisen auf ein gall. **caccos,* das Pedersen 1, 477 für ein altes Wort der Kindersprache hält. Es ging ins Volkslatein Galliens über und benannte, sei es schon im Gall., sei es erst im Volkslatein, wie it. *cacca* die Augenbutter. Später wurde nach *pītuīta* „Schleim, eiterartige Flüssigkeit" **caccīta* für die Augenbutter zur Unterscheidung von **caccus* „Exkrement" gesagt; die **caccīta* war eben gleichzeitig **caccus* und *pītuīta.* Eine Spur von **caccus,* **caccum* „Dreck" erhielt sich, wie es scheint, außer in aprov. *cassida,* afrz. *chacie* noch in aprov. *caca* „lie de l'huile, sédiment", das auf **cacca,* einen neuen Pl. zu **caccum,* zurückgeht; eine Ableitung von *cagar* „kacken", die **caga* gelautet

hätte, kann *caca* nicht sein. Noch eine Möglichkeit muß erörtert werden. Als ein Wort der Kindersprache konnte sich *cacare* nach der Ansicht Schuchardts, ZrP. 31, 658 Anm. „den Lautgesetzen entziehen". So hätte ein von lat. *cacare* abgeleitetes **cacīta* dem Wandel des intervokalen *tsi* zu *dzi* entgehen und *chacie, cassida* ergeben können. Aber die Annahme ist unwahrscheinlich, weil das Wort die lautgesetzliche Entwicklung bei *-īta* erfahren hat und ebenso das Grundwort *cacāre* nach Ausweis des frz. *chier,* aprov. *cagar.* Deshalb ist die Herleitung von gall. **caccos* vorzuziehen. Das von G. mit *chassie* verbundene *chas* „Weberkleister", das erst seit dem 17. Jahrhundert bezengt ist, gehört zu nprov. *cadais,* log. *cadassu* dass. (Spitzer ZrP. 46, 598).

Unter *chemise* sagt G., daß vlat. *camisia* „im Gallorom. anläßlich des Ersatzes des Suffixes *-icula* durch *īcula* zu *camīsia* wurde". Dazu ist einiges zu bemerken. Erstens wurde *camisia* nicht erst im Gallorom., sondern schon im Volkslatein von ganz Gallien, Hispanien und Italien mit Ausnahme von Venezien zu *camīsia,* da die Sprachen aller dieser Länder eine Form mit betontem *i* haben und Entlehnung des engadin. *c'amischa,* it. *camicia,* span., port. *camisa* von aprov. *camisa* anzunehmen, kein Grund vorliegt. Zweitens wurde *-icula* nicht einmal im Gallorom., noch weniger in Italien und auf der iber. Halbinsel durch *-īcula* ersetzt, wie ein Blick in Meyer-Lübkes Frz. Gram. 2, 112 f. und Rom. Gram. 2, 466 f. zeigt. Drittens hätte auch ein völliger Ersatz von *-icula* durch *-īcula* nicht den von *camisia* durch *camīsia* bewirken müssen. Dieser Ersatz hatte einen anderen Grund. Nach dem REW. 1550 ist *camisia* im Altpaduan., Alttrevisan., Friaul., Vegliot. und Rumän. erhalten, also auf der Balkanhalbinsel und in Venezien, dagegen *camīsia* in Italien außer im Nordosten, in ganz Gallien und auf der iber. Halbinsel. Südlich der Alpen sagte die Gallia cisalpina *camīsia,* Venetia *camisia.* Nun kann zwar *cammoise* in Cerígnola (Provinz Foggia), das Puscariu, Etym. Wb. der rumän. Sprache 1, 23 Nr. 266 auf *camisia* zurückführt, aus *camīsia* entstanden sein, weil in der Gegend von Cerígnola lat. *ī* zu *oi* wurde; aber trotzdem kann man annehmen, daß Mittel- und Unteritalien *camīsia* erst aus Oberitalien empfing. Dann war *camīsia* ursprünglich über das von Galliern bewohnte Gebiet verbreitet und in gall. Munde entstanden. G. hält *camisia* für ein gall. Wort, das aus urgerm. **kamitja,* lies **χamiþja,* entstanden sei; von germ. Grundwort hatte *camisia* kurzes *i* vor *s,* das aus dem stimmlosen interdentalen Spiranten hervorgegangen wäre, übernommen. Nun hatten die Gallier Wörter auf *īsio,* nämlich **tamisium, Cinisius, Parisii,* deren rom. Fortsetzer betontes *ī* beweisen, und wahrscheinlich auch *-īsia* in τριμαρχισια „Gruppe von drei Reitern",

Pausanias X, 19, 11; sie konnten darnach das Lehnwort *camisia* in *camīsia* gallisieren.

Chopper „straucheln“, bezw. afrz. *çoper* dass. leitet G. „aus vlat. **zoppare*, das wohl lautnachahmende Umgestaltung von *cloppare* ‚hinken‘ ist“, her. Hier ist zunächst „vlat.“ durch „gallorom.“ zu ersetzen, da **zoppare* hauptsächlich durch afrz. *çoper* gestützt wird. Auch „vlat.“ **cloppare* ist etwas schwach gestützt. Von afrz. *cloper* „hinken“ sind friaul. *clopà* dass., rum. *schiopà* „hinken, lahm machen“, alban. *šk'epoń* „ich mache lahm“ (Puşcariu Nr. 1551) geographisch getrennt; das von Friaul über Albanien nach Rumänien reichende **(s)cloppare* kann mit der Vorstufe des afrz. *cloper* über Rätien zusammengehangen haben, kann aber auch selbständig im Osten von **scloppus*, der Vorstufe des rumän. *schiop*, alban. *šk'ep* „hinkend“, abgeleitet worden sein. Viel weiter als **zoppare* war jedenfalls **zoppus* verbreitet; es ist durch span. *zopo* „an Händen und Füßen gelähmt“, aspan. *çopo*, altwaldens. *czop* „hinkend“ (Levy 7, 818 b), nprov. *sop* dass., graubündner *zopps* „Lahm“, it. *zoppo* „lahm, hinkend“, logud. *toppu* „hinkend“, dessen *t*- gleich besprochen werden wird, gesichert. Es umfaßte somit Spanien, einen Teil Südfrankreichs, Sardinien, Rätien und Norditalien. Das vielleicht am Nordrande der Romania von Gallien über Rätien und Venezien nach Dazien reichende vlat. **cloppare*, bezw. gallorom. **cloppare*, die Vorstufe des altfrz. *cloper*, wurde in einem Teile Nordfrankreichs nach dem aus Südfrankreich heraufreichenden **zoppus* „lahm“ zu **zoppare*, der Vorstufe des afrz. *çoper*, normann.-pikard. *choper*, das schriftfrz. *chopper* ergab. Wie verhält sich nun **zoppus* zu *cloppus?* Die Annahme, daß die erste Form aus der zweiten durch Lautnachahmung entstanden sei, ist höchst unwahrscheinlich; warum sollte **zoppus* das Geräuch des Auftretens beim Hinken besser gemalt haben als *cloppus?* Da lat. *cj* log. *tt* ergab, z. B. in *atta* „Schneide“ aus **acia* für *acies*, so kann log. *toppu* „hinkend“ auf ein im Satz stehendes **cioppu* zurückgehen, von dem auch aspan. *çopo*, altwaldens. *czop*, nprov. *sop* und als nordit. Form it. *zoppo* (mit stimmlosem *z*) herkommen können. Lat. *cloppus* entstand über **coloppus* aus griech. χωλόπους. Neben diesem ist κυλλόπους „der Krumfußige, der Hinkende“ bezeugt. Griech. *ü* (= *y*) ist in lat. **apiuva* „Sardelle“, **giurus* „Kreis“ (Meyer-Lübke, REW. 520, 3938), **ciúma* „Beule, Geschwür“, **ciútola* „hölzerner Napf“ (Puşcariu, Nr. 380, 382) durch *iú* wiedergegeben, ganz wie frz. *ü* im Mittelengl. So ergab griech. κυλλόπους lat. **ciulloppus*, das mit *cloppus* zu **cioppus* verschmolz. Nach der Verbreitung von **cioppus* war sein Ausgangspunkt Massilia, wo lange griechisch gesprochen wurde.

Unter *cigale* bezeichnet G. aprov. *cigala* „Grille“ als

Lehnwort aus lat. *cicada* mit unerklärter Entwicklung der Endung. Aber aprov. *cigala*, span., port. *cigarra*, friaul. *siyale* sind wegen des lautgesetzlichen *g*, *y* für intervokales *c* vor *a*, log. *chígula*, campid. *cígula* wegen der regelrechten Entwicklung aus **cícula* statt *cicāla* kaum Lehnwörter. Nur das im 14. Jahrhundert bezeugte mfrz. *cigade* und das von Meyer-Lübke, REW. 1879 an erster Stelle als Erbwort angeführte lombard. *scigada* sind lat. Lehnwörter, das lombard. Wort wegen der Bewahrung des intervokalen *d*, das bekanntlich im Lombard. schwand und nur in neuerer Zeit unter dem Einfluß der Schriftsprache öfter wiederhergestellt wurde. Wegen des anlautenden *š* stammt übrigens lombard. *scigada* von schriftit. *cicada*, das der höheren Sprache angehört und lat. Lehnwort ist. Von mfrz. *cigade*, it. *cicada*, aspan. *cicada*, die Lehnwörter sind, abgesehen, erscheinen im Rom. nur Formen mit *l*. Auch span., port. *cigarra* entstanden nicht, wie Cornu GGr. I², 989 § 202 meinte, aus *cicāda*, sondern aus *cicāla* wegen des span.-arab. *chicāla*, das Pedro de Alcalá 168 a, 30 mit *cigarra chicála* bezeugt hat. Die Grundform aller rom. Wörter, wenn man von ein paar jungen Lehnwörtern absieht, *cīcāla* ist nun tatsächlich bezeugt im Cgll. III 319, 54; 577, 67. Diese weder von Diez 99 noch von Meyer-Lübke, REW. 1897 noch von G. erwähnte Tatsache erweist die Volkstümlichkeit der rom. Formen mit *l*. Offenbar war *cicala* die Form des Volkslateins für *cicada*. Das bewahrte *i* der rom. Formen weist auf *ị* von *cicala* statt des kurzen *i* von *cicada;* dieses *i* für *ẹ* entstand durch die Nachahmung des Zirpens der Grille. Wie verhält sich schließlich *cịcāla* der Volkssprache zu *cicada* der Schriftsprache? *Cicala* war die sabin. Entsprechung von *cicada*.

Unter *ciseau* bezeichnet G. das zugrundeliegende gallorom. **cisellum* als Ableitung von einem nicht belegten **cīsum* „Werkzeug zum Hauen, Brechen", bemerkt aber dazu: doch ist die lat. Bildung **cīsum* als Werkzeugsbezeichnung morphologisch nicht verständlich. Dem kann man nur zustimmen. Da **cīsum* „Meißel" weder direkt bezeugt noch durch rom. Formen gestützt noch formell begreiflich ist, so ist es aufzugeben. **Cīsellum* verlangt auch kein **cīsum* als Grundwort, entstand vielmehr ganz anders. Lat. *caelum* „Meißel" wurde nach *caedere* „ausmeißeln" Vitruv 3, 3, 4 und dessen Partizip *caesum* zu **caeslum*, **caesulum* und dieses später zu **caesellum*. **Caesellum* ergab it. **cisello*, bez. durch die Assimilation des vortonigen Vokals an den betonten (Meyer-Lübke, GGr. I², 672 § 55, 1) *cesello* und wurde in Frankreich nach *incīsum*, der Vorstufe des afrz. *encis* „taillé", zu **cīsellum*, das frz. *ciseau*, aprov. *cizels* „Schere" ergab. It. *cesello* entstand, gleichgültig ob es auf **caesellum* oder **cīsellum* zurückgeht, zunächst durch Vokalassimilation aus **cisello;* dies kann aber

ebenso gut auf **cīsellum* wie auf **caesellum* zurückgehen. Tatsächlich legte Gröber, AlL. 1, 546 auch dem it. *cesello* ein **cīsellus* zugrunde. Aber die Bewahrung von **caesa*, **caesalia*, **caesare* in Italien nach Ausweis it. Dialektwörter (REW. 1471/2/3) spricht dafür, daß auch **caesellum* in Italien bewahrt wurde (REW. 1474).

Cisoir „Metallschere“ und das seit dem 13. Jahrhundert belegte *cisoires* „Werkzeug zum Gravieren der Münzstempel, Stockschere“ hält G. für das mit Suffixwechsel umgestaltete afr. *cisel*, *cisailles*. Aber it. *cisoia* „große Schere der Schneider, Tuchhändler, Schlosser“, auch *cesoia* nach *cesello*, und friaul. *sizore* zeigen, das mit Gröber, AlL. 1, 546 und Meyer-Lübke, REW. 1475 ein lat. *caesorium*, *cīsorium* anzunehmen ist. Lat. *cīsorium* ist zudem, worauf der Dict. gén. hinweist, in der Bedeutung „Schneide“ bei Vegetius 2, 22, 1 belegt, wo freilich jetzt *succisorium* gelesen wird.

Unter *clampin* sagt G. von dem zugrundeliegenden vlat. *cloppus:* es stammt vermutlich aus griech. χωλοίπους dass., s. „Walde“. Nun hat Walde neben dem von Diez 550 nach Ménage allein angeführten χωλοίπους auch χωλόπους verzeichnet, das überliefert ist. Während aus χωλοίπους vlat. **coloeppus* entstanden wäre, konnte χωλόπους **coloppus*, *cloppus* ergeben; somit stammt *cloppus* von χωλόπους, nicht von χωλοίπους.

Cligner „blinzeln“, afrz. *cluignier* möchte G. jetzt auf ein fränk. **hlunkôn*, das dem mndl. *lonken* „schielen“ entsprochen hätte, zurückführen, nachdem er in der ZrP. 40, 172 ein fränk. **hlungan* zugrundegelegt hatte. Nachdem Spitzer, ZrP. 43, 588 auf die verschiedenen lautlichen Schwierigkeiten dieser Herleitung hingewiesen hat, bemerkt jetzt auch G.: „doch ist die lautliche Entwicklung schwierig“. Sie ist wohl nicht nur schwierig, sondern geradezu unmöglich. G. lehnt dann die bisherigen Erklärungen von *cligner* mit Recht ab, auch das von Spitzer a. a. O. angenommene **clūgināre* aus **calūgināre* + *claudere* und führt aprov. *clucar*, *clugar* „(die Augen) schließen“ richtig auf **clūdicare*, eine Ableitung von **clūdere*, zurück, das nach *cluso ostio* Petronius, 63, 8 des Sternchens entbehren darf und dem aprov. *cluire* „schließen“ zugrundeliegt. Diese richtige Erklärung des aprov. *clucar* führt auf die richtige Herleitung des afrz. *cluignier* hin. Gallorom. **clūdulare* „ein wenig schließen“ wurde zu **clūdlāre*, dieses zu **clūglāre* durch den dem bekannten *tl-cl* analogen Wandel von *dl* zu *gl*, der in *haillon*, *nouilles*, *railler* erscheint, endlich **clūglāre* durch Dissimilation zu **clūgnāre*, *cluignier*. Die Dissimilation des einen *l* zu *n* traf nicht wie in *niveler*, *nomble*, *nombril*, *nentille* das erste *l*, sondern das zweite, weil das erste durch *clore* „schließen“ geschützt war. Ein **clūdināre* hätte **clusner*, **cluner* ergeben. Wegen der Bedeutung von *cluignier* ist das zu kat.

clucar „die Augen schließen" gehörige kat. *clucada* „Blinzeln" und *cluquejar* „zwinkern, blinzeln" zu vergleichen; man beachte noch kat. *ulls clucs* „zugekniffene Augen". Gallorom. **clūdulāre* meinte eben „die Augen nicht ganz schließen, sondern sie nur ein wenig schließen, halb schließen, blinzeln".

Coche „Holzkerbe", das seit dem 12. Jahrhundert bezeugt ist, und it. *cocca* dass. führt G. auf ein vlat. **cocca* zurück und bezeichnet die bisherigen Erklärungen dieses **cocca* mit Recht als begrifflich nicht befriedigend. Neben *coche* ist seit dem Roman d'Enéas 7701 afrz. *encochier* „den Pfeil in die Kerbe legen" bezeugt und in nfrz. *encocher la flèche* dass. erhalten, zu dem *encocher les chevilles* „les planter dans les trous" hinzutritt. Nfrz. *encocher* „entailler d'une coche" ist nach der Überlieferung sekundär. Aprov. *encocar* bedeutet an der einzigen Stelle, an der es Rayn. 6, 15a belegt, bei Durand von Paernes im Verse *En talent ai qu'un serventes encoc Per trair'a cels*... „ein Rügelied auf die Kerbe legen, um es abzuschießen", nicht „einkerben", wie G. angibt. It. *incoccare* bedeutet nur „mettere nella cocca", riferito a strale, saetta e simili (Rigutini-Fanfani). Somit bestand seit alter Zeit neben **cocca* „Kerbe" ein **incoccare* „in die Kerbe legen" in Frankreich und Italien. Da in diesen Ländern noch ein anderes Wort für die Kerbe vorhanden war, nämlich afrz. *osche,* das im 13. Jahrhundert vorkommt, nfrz. *hoche,* aprov. *osca* Albigenserchronik 5458 (nach P. Meyer für das überlieferte *ossa* zu lesen), nprov. *osco,* bezw. it. *tacca,* so kann **cocca* erst sekundär aus **incoccare* losgelöst worden sein. Für diese Annahme darf allerdings der Umstand, daß im Aprov. nur *encocar,* nicht **coca* bezeugt ist, nicht geltend gemacht werden, weil auch *encocar* nur einmal bezeugt ist; auch konnte sich öfter die Gelegenheit ergeben, vom Einlegen des Pfeils in die Kerbe als von dieser Kerbe selbst zu sprechen. Man wird aber die zunächst nur mögliche Annahme, daß **cocca* erst aus **incoccare* losgelöst worden sei, dann für wahrscheinlich halten, wenn man eine befriedigende Etymologie von **incoccare* hören wird, während eine von **cocca* fehlt. Wie **fīccāre,* die unmittelbare Vorstufe des afrz. *fichier,* aprov. *ficar,* it. *ficcare,* aus **fīgicāre* und it. *straccare* „ermüden", früher auch „quälen", aus **extragicāre* „auseinanderziehen" entstanden sind, so kann **incoccāre* aus **incōgicāre* hervorgangen sein. Allerdings hatte **incoccare* bei dieser Entstehung ein geschlossenes *o* aus *ō*; da aber in so vielen anderen Verben einem geschlossenen *o* in vortoniger Silbe ein offenes *o* in betonter gegenüberstand, so konnte man zu **incọccare,* das hauptsächlich in endungsbetonten Formen wie dem Infinitiv, dem Futurum und vor allem dem Part. Pass. gebraucht wurde, ein **incoccat* und ein **cocca* mit offenem *o* bilden. Vlat. **incōgicāre* aber, bezw. ein älteres,

wegen der Bedeutung „einfügen" später mit *in-* präfigiertes, **cōgicāre* war Ableitung von *cōgere* „etwas einschlagend, eindrückend eintreiben, einzwängen", das nach dem Thesaurus III 1525, 5 ff. von Vergil in der Äneis 7, 508 im Verse *quercum cuneis coactis scindebat,* wo der Thesaurus es als „fistucare" erklärt, und in den Georgica 2, 62 im Verse *omnes (arbores) cogendae in sulcum* gebraucht wurde, ferner von Statius in den Silvae 4, 3, 47 in *umbonibus hinc et hinc coactis . . . iter alligare.* Der Vers des Apollinaris Sidonius in den Carmina 7, 194 *per adversas venabula cogere praedas,* wo er mit *adversas praedas* das Wild meint, erweist *cōgere* „hineinstoßen, hindurchstoßen" für das Latein Galliens im 5. Jahrhunderte. Für die Ableitung **cōgicāre* in Italien und Gallien kann **fīgicāre,* das auch über Hispanien verbreitet und darnach wohl älter war, dabei begrifflich nahe stand, ein Vorbild gewesen sein. Vlat. **incogicare* bedeutete „etwas einzwängen, in einen schmalen Einschnitt einlegen".

Mit der Ableitung *coincer* von *coin* vergleicht G. *claircer.* Meyer-Lübke, Frz. Gram. 2, 17 meint, daß *point-poincer* für *coin-coincer* vorbildlich gewesen sein kann; jedenfalls stand *poincer,* das ich allerdings in den mir zur Verfügung stehenden Wörterbüchern nicht finde, lautlich viel näher als *claircer.*

Colback „Pelzmütze der leichten Kavallerie" und dessen Nebenform *kalpack* leitet G. mit dem Dict. gén. von türk. *qalpaq* her und läßt die Form mit *o* unerklärt. Beide frz. Formen begreifen sich aus russ. *kolpak,* das so geschrieben, aber *kalpak* gesprochen wird, seinerseits vom türk. Worte stammt. Frz. *colback* gibt das russ. Wort nach der Schreibung, *kalpack* nach der Aussprache wieder. Im kaiserlichen Rußland trugen insbesondere die Husaren der Leibgarde die Pelzmütze. Da es auch nhd. *Kolpak* und *Kalpak* gibt, können die frz. Formen zunächst aus den nhd. und diese auf die angegebene Weise aus der russ. entstanden sein.

Coliart „Glattroche", nach G. wie nach dem Dict. gén. unbekannter Herkunft, ist vielleicht von *colin* „Kohlfisch" abgeleitet, das über mfrz. *cole* dass. aus ndl. *kole* gleicher Bedeutung entstand, welches den Fisch nach der dunklen Färbung seines Kopfes und Rückens benannte. Der Glattroche ist nun an der Oberseite dunkel olivengrün, an der Unterseite dunkelgrau und schwärzlich überspritzt; er konnte an den dunkel gefärbten Kohlfisch erinnern. Da der Glattroche früher durch Trocknen und Verzerren des Leibes in abenteuerliche Form gebracht und als Art Drache benützt wurde, begreift man die Anfügung von *-ard* an *colin.* Aus *-at* kann *-art* nicht entstanden sein, weil *-at* junge, kleine Tiere benannte, der Glattrochen aber durchschnittlich etwas größer als der Kohlfisch

ist (Glattroche über 1 m, Kohlfisch bis 1 m[1]). *Colin* ist als *colyn* 1530 bezeugt, *coliart* zuerst 1611; es kann um 1550 oder früher gebildet worden sein. Damals sprach man noch ī und bildete zu *colī* ein **colī-art*, das zu *coliart* wurde.

Unter *combrière* hält G. das zugrundeliegende nprov. *coumbriero* „Fischnetz für große Fische" mit der Nebenform *escoumbriero* mit Mistral für Ableitung von einem nicht belegten prov. **escombre* „Thunfisch" aus lat. *scomber*. Diese Annahme ist bedenklich. Lat. *scomber* bezeichnete wahrscheinlich die Makrele (Scomber scomber). Nun gehört der Thunfisch zwar in die Familie der Makrelen, hat auch ungefähr dieselbe Färbung (oben blau, unten grau), unterscheidet sich aber von ihr durch die Größe, da der Thunfisch 2-3 m, die Makrele 1/2 m lang wird. Lat. *scomber* ergab it. *scombro*, ait. *sgombro*, siz. *scurmu* (REW. 7733) und span. *escombro* „Makrele", das aber nach Toro y Gisbert, Pequeño Larousse ilustrado, nur „nombre cientifico de la caballa (pez)" ist, also lat. Lehnwort. Wo *scomber* als Erbwort erhalten ist, in Italien benennt es jedenfalls die 1/2 m lange Makrele, nicht den 2-3 m langen Thunfisch. Es ist daher von vornherein unwahrscheinlich, daß lat. *scomber* ein aprov. **escombre* „Thunfisch" ergeben habe. Außerdem ist es ein bedenkliches Verfahren, ein nprov. Wort von einem in der Überlieferung gar nicht vorhandenen aprov. Wort herzuleiten. Endlich beruht die Annahme, daß *escoumbriero* und nicht das ins Frz. übergegangene *coumbriero* die ursprüngliche Form sei, nur auf der Herleitung von *scomber*; aber die dritte Form des Wortes, nämlich *couloumbiero, couloumbriero* entstand, wohl unter dem Einfluß von *couloumo* „toute longueur de corde et spécialement celle qui doit mesurer la profondeur des *sardinau* entre deux eaux", aus *coumbriero*, nicht aus *escoumbriero*. Nun verzeichnet God. ein afr. *combre* „barrage, plantation, engins fixes dans le lit des rivières, destinés à arrêter et retenir les poissons", das nach Meyes-Lübke, ZrP. 19, 276, bez. Dottin, La langue gauloise, 247 von gall. **comboro* stammt. Soll kein Zusammenhang zwischen afrz. *combre* und nprov. *coumbriero* „filet de pêche pour les gros poissons" bestanden haben? Das ist nicht glaublich und *coumbriero* ist eher eine Ableitung des auch im Afrz. erhaltenen gall. **comboro*. Vielleicht ist übrigens nfrz. *combrière* gar nicht von nprov. *coumbriero* entlehnt, wogegen das vortonige *o* statt *ou* spricht, sondern im Frz. von afrz. *combre* abgeleitet.

Unter *commencer* erklärt G. das zugrundeliegende lat.

---

[1]) Diese Angabe verdanke ich dem Professor der Zoologie an der Innsbrucker Universität Adolf Steuer.



cominitiare einfach als Ableitung von *initium* „Anfang" und verweist auf das REW. 2079. Dort sagt Meyer-Lübke treffend: die lat. Bildung ist auffällig, da für *com* ein Grund fehlt. Seitdem hat Jaberg, Revue de ling. rom. 1, 124 f. **cominitiare* als kirchensprachliche Bildung zu *initiare* „in einen Geheimkult einführen", das vom Christentum für die Taufe und die Priesterweihe gebraucht worden sei, nach *consacrare* und *communicare*, die christliche Gemeinschaftshandlungen bezeichneten, aufgefaßt. Nun sagt er ebendort, 128 von *initiare*: in der sacralen Bedeutung „einweihen" trat **cominitiare* an seine Seite, übernahm aber, eng mit *initiare* verschwägert, bald auch dessen profane Bedeutungen, und Seite 129: nach meiner Vermutung ist **cominitiare* kein ursprünglich volkstümliches Wort, aber ein Wort, das volkstümlich zu werden im Begriffe ist; denn nicht von Ursprung und Form, vom Gebrauche hängt die Volkstümlichkeit eines Wortes ab. Diese Äußerungen zeigen, daß die Entstehung von **cominitiare* in der Kirchensprache eine Annahme ad hoc ist. Seit langem halte ich **cominitiare* für eine Kreuzung von *initiare* mit *committere* (gesprochenem *com-itere*) „beginnen, stattfinden lassen, abhalten, anstellen, veranstalten", das in der Bedeutung „etwas Schlechtes begehen" in den rom. Sprachen vorhanden ist, in rum. *cumetà* „wagen" noch die neutrale Bedeutung hat. In der Bedeutung „etwas anfangen" (auch Gutes) ist es nach der Abtrennung Daciens, mit *initiare* verquickt, in **cominitiare* aufgegangen.

Coqueluche „Keuchhusten" hält G. wie schon in der ZrP. 40, 513 f. für eine Neubildung zu *coqueluche* „Frauenmütze" nach **cornette* „Keuchhusten" — *cornette* „Frauenhaube". Die Erklärung wäre vortrefflich, wenn **cornette* „Keuchhusten" bezeugt wäre; sie ist unwahrscheinlich, weil dieses **cornette* „Keuchhusten" nur von G. für seine Auffassung angenommen worden ist. G. hat die Erklärung des frz. *coqueluche* als eines vom Krähen des Hahnes ausgehenden Schallwortes durch Spitzer, Miscellanea Schuchardt 144 f. als unwahrscheinlich bezeichnet, „weil ein *coqueluche*" Hahnenschrei „... nicht belegbar ist". Aus demselben Grund hätte er seine eigene frühere Erklärung ablehnen sollen. Schuchardt, ZrP. 41, 696 bemerkte: *coqueluche* entspricht auch lautlich dem deutschen *Keuchhusten*, schwed. *kikhosta*, holl. *kinkhoest;* G. bezeichnet die Herleitung von ndl. *kinkhoest* als lautlich bedenklich. Das ist sie auch; aber Schuchardt hat ja nicht nur an ndl. *kinkhoest*, sondern auch an deutsches *Keuchhusten* erinnert. Er hat damit auf den richtigen Weg gewiesen, der hier gegangen werden soll. Zunächst ist zu beachten, daß Littré *coqueluche* „Keuchhusten" aus der Chronik des Enguerrand de Monstrelet (aus Monstrelet im jetzigen Département

Somme) und in der Form *coqueluce* aus J. Lefevre de Saint-remy belegt hat. Somit wurde *coqueluche* in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von einem Pikarden gebraucht, während andere dafür *coqueluce* sagten. Danach ist *coqueluche* die pikard.-normann. Form von *coqueluce* und die Form der Schriftsprache stammt aus dem Pikard. Das vom Deutschen Wörterbuche 5, 439 verzeichnete ndd. *kuchhôst* „Keuchhusten" drang um 1400 ins lothring.-wallon. Gebiet vor und ergab **cucosse*; schon die damalige Volkssprache ersetzte das ihr nicht mehr geläufige *st* durch *ss* wie die neuere Volkssprache nach Nyrop 1, 360 Remarque. Das Volk suchte das fremde **cucosse* an ein bekanntes Wort anzuknüpfen. Man dachte an die Nachahmung des Hahnenschreis, an *coquerycoq*, das in dieser Schreibung zwar erst 1547 bezeugt ist, aber gewiß schon in viel früherer Zeit bestand; das von Spitzer a. a. O. in dankenswerter Weise beigebrachte nprov. *caraco* „Hahnengekrähe, Keuchhusten" beweist jedenfalls, daß man in Frankreich eine Ähnlichkeit zwischen beiden Geräuschen herausfand. Im Gedanken an *coquerycoq* sagte man statt **cucosse* bald *cocusse* „Keuchhusten". Neben diesem bestand nun das von God. verzeichnete *cocusse* „sorte de capuchon, coqueluche" (aus lat. *cucutium* „Art Kapuze"). Als später *cocusse* „Kapuze" zu *coquelusse*, pikard. *coqueluche* wurde, da wurde auch **cocusse* „Keuchhusten" zu *coqueluce*, picard. *coqueluche*. It. *coccolino* „hartnäckiger Husten" dürfte durch Suffixtausch aus **coccoluzzo* entstanden und dieses aus mfrz. *coqueluce* entlehnt sein; poln. *koklusz*, russ. *kokljuš* sind ja auch aus dem Frz. entlehnt, wie Schuchardt anmerkte.

Corbillard „Leichenwagen", früher „Prunkwagen" und noch früher „Marktschiff zwischen Paris und Corbeil" (God. 9, 198) ist gewiß nicht, wie G. vermutet, aus **corbillas*, einer Ableitung von *corbeille* „Korb", entstanden, sondern nach seiner ursprünglichen Bedeutung vom Ortsnamen *Corbeil* abgeleitet. Es fragt sich nur, ob *-ard* für *-at* oder für *-as* eingetreten sei. Im Dict. gén. heißt es, *-ard* scheine *-at* ersetzt zu haben. *Corbillat* „grande barque dont on se sert pour aller en un lieu près Paris" bei Oudin spricht für die Ursprünglichkeit von *at*, während der Pl. *corbillas* im Sonnet contre le prince de Parme bei Pierre de l'Estoile, Journal 2, 38 (2. Hälfte des 16. Jahrhunderts) zu einem Sing. *corbillat* oder *corbillas* gehören kann. Andererseits kann *corbillat* bei Oudin, da damals die auslautenden Konsonanten schon verstummt waren, gesprochenes *korbilá* aus *corbillas* wiedergeben. Da zudem die Suffixe *-as* und *-at* in gleicher Weise ungewöhnlich in dieser Funktion sind, so kann man, so viel ich sehe, vorläufig nicht entscheiden, ob *corbillard* aus *corbillat* oder *corbillas* entstanden sei. Das jüngere *-ard* von *corbillard* hat in

briard „Bewohner der Brie" eine gute Parallele, da Corbeil am Westrande der Brie liegt.

Corme „Spierling" und *cormier* „Spierlingsbaum" sind nicht seit dem 17. Jahrhundert belegt, wie man bei G. infolge eines Druckfehlers liest, sondern nach dem Dict. gén. seit dem 13. G. sagt dann: *corme* und *cormier* „gehören zu dem bei Marcellus Empiricus belegten *curmus* für den Baum". Nun verzeichnet der Thesaurus IV 1495, 73 unter dem Stichworte „*curmi* indecl." aus Marcellus. med. 16, 33 die Worte *in potionem cervesae aut curmi mittat*, vergleicht die Glosse *curmen* ζύθος ἀπὸ σίτου und Thurneysen weist auf ir. *coirm, cuirm*, kymr. *cwrf cwrwf* „Bier" hin. Er sieht somit in *curmi* des Marcellus eine Bezeichnung des Biers, wegen des vorhergehenden *cervesa*, wegen κοῦρμι „Getränk aus gegorener Gerste" bei Dioskorides 2, 110 und wegen der neukelt. Wörter gewiß mit Recht. Ob das überlieferte *curmi* als indeklinables *curmi* oder als Genitiv eines *curmus* anzusehen sei, darüber kann man streiten; die Herausgeber des Thesaurus haben *curmi* offenbar wegen der Form bei Dioscorides angenommen. Die Bedeutung von *curmi* aber ist ziemlich sicher „Bier" gewesen. Wie G. von einem bei Marcellus für den Spierlingsbaum belegten *curmus* sprechen kann, ist mir bei dieser Sachlage unverständlich. Weiter sagt G.: *corme* entspricht also einem vlat. **curma*, vgl. auch prov. *corma* dass. Aber frz. *corme* kann aus vlat. **curma*, das frz. **courme* ergeben hätte, nicht entstanden sein, sondern nur aus **corma*; die Verknüpfung mit *curmus* oder *curmi* des Marcellus ist somit lautlich unmöglich. Aprov. *corma*, das weder Rayn. noch Levy in ihren großen Wörterbüchern belegen, das nur Levy im kleinen Wörterbuch angeführt hat, bedeutet nach ihm „cornouille", also nicht wie G. angibt, dasselbe wie frz. *corme*. Weiters gibt Levy für *corma* ein offenes o an; es kann also auch nicht aus vlat. **curma* entstanden sein, sondern wie frz. *corme* nur aus **corma*. Schließlich verbindet G. *corme* „Spierling" mit gall. κοῦρμι „berauschendes Getränk", genauer „Getränk aus gegorener Gerste" bei Dioscorides, κόρμα „Getränk aus gegorenem Weizen und Honig" (Poseidonios bei Athenaios 4, 36); denn „aus Spierling wird ein beliebter Schnaps gebrannt". Nach der Encyclopédie unter *sorbier* wird aus den Früchten ein dem Birnmost (*poiré*) ähnliches alkoholisches Getränk gewonnen; G. hätte wohl eher von Most als von Schnaps sprechen sollen. Gall. *kurmi* bezeichnete dagegen Gersten- oder Weizenbier. Hat man das Wort vom Gerstenbier auf den ganz anders erzeugten Spierlingsmost, und wenn ja, von diesem auf die rohen Spierlingsfrüchte übertragen? Seit uralter Zeit wird aus Gerste Bier erzeugt; hat man deshalb irgendwo und irgendwann die

Gerste „Bier" genannt? Zu den begrifflichen Schwierigkeiten der Verbindung des gallorom. **corma* „Spierling" mit gall. *kurmi* „Gerstenbier" kommt die lautliche Unmöglichkeit, die in der Verschiedenheit des Tonvokals gelegen ist. Kurz, die neue Erklärung des frz. *corme* durch G. ist lautlich und begrifflich unhaltbar. Die Angabe einer Bedeutung „cornouille" für aprov. *corma* durch Levy könnte die im Dict. gén. geäußerte Ansicht stützen, daß *corme* für *corne* „Kornelkirsche" stehe infolge einer „confusion entre le fruit du cornouiller et celui du cormier". Aber bei dieser Erklärung bleibt das *m* statt des in *corne* wohl erhaltenen *n* unerklärt; ob aprov. *corma* wirklich „Kornelkirsche" bedeutete, kann ich nicht sagen, da mir die Stelle, an der es vorkommt, nicht vorliegt. Man wird zu der auch von Meyer-Lübke, REW. 2072 angenommenen Herleitung des frz. *corme* von lat. *comaron* „Frucht des Erdbeerbaumes", Plinius 15, 99, griech. Ursprungs durch Schuchardt, ZrP. 24, 412 zurückkehren, da dieser die Verwechslung des Spierlingsbaums mit dem Erdbeerbaum durch die Romanen nachgewiesen hat. Dabei möchte ich nicht die von G. vermutete Kreuzung von *comaron* mit *sorbus* „Spierlingsbaum" schon für *corme* annehmen, sondern in Übereinstimmung mit Meyer-Lübke sie nur für *corbe* „Spierling" im Berry, Morvan und in Genf voraussetzen; auch G. erklärt mlat. *corberius*, jetziges ost- und südostfrz. *corbier* durch Kreuzung mit *sorbus*, frz. *sorbier*. Erst das schon vorhandene **corma* wurde nach *sorbus* zu **corba*, südostfrz. *corbe*. So bleibt die Frage offen, warum *comaron* zu **coramum* geworden ist; der kollektive Pl. **corama* ergab über **corima*, **corma* frz. *corme*. Vielleicht hat *corna* „Kornelkirschen" *corama* in **corima*, **corma* gewandelt.

5. Lieferung.

Frz. *couleuvre*, afrz. *coluevre* führt G. auf ein vlat. **culobra* zurück; dieses sei umgestellt aus *colubra*. Eine Umänderung von *colubra* in **culobra* wäre nur dann eingetreten, wenn sie durch ein lautlich und begrifflich nahestehendes Wort veranlaßt worden wäre, das dann genannt werden müßte; aber sie ist überhaupt nicht eingetreten. Das auch von Meyer-Lübke, REW. 2060 angesetzte **culobra* wird durch das erste *o* des log. *colora* zurückgewiesen. Dieses verlangt ein **colobra*, das auch den anderen rom. Formen genügt; **colobra* ist denn auch von Gröber, AlL. 1, 550 und von Meyer-Lübke, Einführung 1. Aufl. 121; 2. 137/8; 3. 158 angenommen worden. Merkwürdigerweise beruft sich Meyer-Lübke im REW. für **culobra* auf die Einführung, in der er aber **colobra* ansetzt. Er erklärt es in allen drei Auflagen durch Angleichung des Tonvokals (nämlich an den vortonigen Vokal). Diese Angleichung ist jedoch sehr unwahrscheinlich, weil sonst ein unbetonter Vokal

an einen betonten, aber nicht umgekehrt angeglichen wird. Nun sagt die Appendix Probi 177 *coluber non colober*. Deswegen hätte, nebenbei bemerkt, Meyer-Lübke im REW. *colober* nicht mit dem Sterne versehen sollen. Dieses *colober* legt die von Parodi, Studi italiani di filologia classica 1, 399 gegebene und von Meyer-Lübke im REW. zugelassene Erklärung von **colobra* nahe. In *coluber* verlegte man auch in der Volkssprache den Akzent nicht, weil *u* nicht vor *br*, sondern vor einfachem *b* stand, und assimilierte dann den unbetonten Vokal der Pänultima an den betonten wie in *commodus*, *alacer, anatem, segetem*. So entstand *cólober*. Nach diesem sagte man auch *colóbrum* und nach diesem wieder **colóbra*.

Coyau „Schaufelstuhl am Mühlrad, Aufschiebling am Dachstuhl" darf, wie schon Spitzer ZrP. 46, 605 bemerkte, nicht als Wort unbekannter Herkunft bezeichnet werden, sobald *coyer* „Walensparren" mit dem Dict. gén. von G. richtig als Ableitung des afrz. *coe* „Schwanz" erkannt ist. Auch wird schon im Dict. gén. unter *coyau* zweimal auf *coyer* verwiesen. *Coyau* bezeichnet die in das Mühlrad in gewissen Abständen eingefügten Pflöcke, die die Schaufeln tragen, und die vom Dachstuhl wegstehenden Hölzer, die die Dachtraufe stützen; diese länglichen, schmalen Holzteile steheu vom eigentlichen Gegenstand ab wie der Schwanz vom eigentlichen Körper des Tieres und konnten daher als „Schwänzchen" bezeichnet werden.

Crevasse „Spalte" führt G. auf ein vlat. **crepacia* aus *crepatio* „Spalte", das einmal bezeugt ist, zurück, wohl deshalb, weil er sich sagte, daß das an Nomina tretende *-aciu, -acia* augmentativ-pejorativer Funktion hier nicht vorliegen kann. Wegen *crepaccia* des Toskan., das verschiedene Ergebnisse von *cj* und *tj* bietet, könnte *crepatio* nicht erst nach dem gallorom. Zusammenfall von *cj* und *tj* in *ts (glace, perece)* durch **crepacia* ersetzt worden sein, müßte vielmehr schon früher im Vlat. dem von den rom. Formen verlangten **crepacia* Platz gemacht haben. Ein Ersatz des Nominativs *crepatio,* nicht etwa der im späteren Volkslatein verallgemeinerten Obliquusform *crepation-* durch **crepacia* wäre aber ohne Einwirkung anderer Verbalsubstantiva auf *-acia,* die fehlen, oder einer anderen Abteilung von *crepare* mit *-ac-* nicht eingetreten. Als Abteilung mit *-ac-* bietet sich nun tatsächlich *crepāx, crepācis* „knisternd", Seneca, epist. 114, 5, dar. Wenn man aber **crepacia* aus *crepatio* ohne Heranziehung von *crepax* ohnedies nicht erklären kann, wird man besser *crepatio* ganz aus dem Spiele lassen, zumal da nur der Nominativ *crepatio* auf **crepacia* führen würde, aber nicht der später verallgemeinerte Obliquus *crepationem*. Als *crepare* „knistern" die von Augustin, Fulgentius und in der Vulgata bezeugte Bedeutung „bersten" angenommen hatte,

bedeutete *crepax* „berstend". Der Pl. Neutr. *crepacia* „das Berstende, die berstenden Dinge" konnte auch die berstenden Teile eines Gegestandes, die berstende Stelle an diesem bezeichnen. So ergab sich **crepacia* „Spaltstelle, Spalt".

Cuivre leitet G. wie schon Havet, Rom. 6, 435; G. Paris, Rom. 10, 49; Gröber, AlL. 1, 551 und Meyer-Lübke, REW. 2444 aus lat. **copreum* her; die lakonische Bemerkung Baists ZrP. 7, 116, *cuivre* sei nicht *cupreum,* sondern *cyprium,* ist mir unverständlichlich. G. hat den Aufsatz Meyer-Lübkes, ZrP. 36, 230 ff. „Frz. *ivre* und *cuivre*" übersehen, auf den dieser im Wörterverzeichnis des REW., Seite 813 b Anm. hinwies. Dort zeigt Meyer-Lübke, daß wallon. *köf* „Kupfer" im Vokal von *üt, nüt* aus *octo, nocte* verschieden sei und deshalb nicht auf **copriu* zurückgehen könne; die frz. Formen der Bezeichnung des Kupfers könnten alle aus *cuprium* enstanden sein. In *ivre, cuivre* wurden *ē, ō* durch das hinter *vr* länger gebliebene *i̯* in *ī, ū* verwandelt. Seitdem hat Meyer-Lübke, ZrP. 39, 83 f. aprov. *coure, coire* auf ein **cubru,* das das *p* des griech. Grundwortes wie sonst griech. *p* wiedergab, und darnach frz. *cuivre* auf ein **cubreu* zurückführt. Jedenfalls vertritt G. mit seiner Grundform **copreum* eine jetzt veraltete Auffassung. Wie sich das von ihm angeführte *cobrium* „Sachen aus Kupfer" der Gesta regum Francorum erkläre, kann ich nicht sagen. Da Pauline Taylor, The latinity of the Liber historiae Francorum — dies ist bekanntlich der neuere Titel des früher Gesta regum Francorum genannten Textes — auf der Seite 29, wo sie die Schreibungen eines *o* für *u* angeführt, *cobrium* nicht erwähnt, so kommt dieses offenbar in der Handschrift A, die Taylor allein berücksichtigte, nicht vor, sondern in einer der zwanzig jüngeren Handschriften. Ein Schreiber aus Südfrankreich, wo **cobrum* gesprochen wurde, konnte sehr wohl *cobrium* schreiben. Für einen, der den Umlaut von *ọ* zu *u* durch *j* in diesem Worte nicht annimmt, bewiese übrigens die Schreibung *cobrium* keineswegs die Grundform **coprium* statt *cupreum,* weil auch die Handschrift A des Textes *o* für kurzes lat. *u* in *colomna, purporeum* bietet (Taylor, 29).

Daguet bedeutet nicht, wie G. sagt, „zweijähriger Hirsch", sondern „Hirsch im zweiten Jahr", wie Sachs-Villatte richtig angeben, „jeune cerf ou jeune daim dans sa deuxième année", wie der Dict. gén. sagt. Die heute veraltete Nebenform *dagard* ist aus dem 16. Jahrhundert überliefert und daher älter als das erst im 17. bezeugte *daguet.* G. hätte daher nicht sagen sollen: *daguet,* im 16. Jahrhundert auch *dagard,* ist Abl. von *dague* „Spieße des Hirsches", sondern: *daguet* aus älterem, schon im 16. Jahrhundert bezeugten *dagard* und dieses Ableitung von *dague.* Genau dasselbe wie *dagard, daguet* bedeutet nun *brocard* „einjähriger Hirsch", so im Dict. gén. und

von G. angegeben, während Sachs-Villatte *broquart* schreiben. Ein Hirsch, der schon ein Jahr alt ist, ist eben dann ein Hirsch, der in seinem zweiten Jahre steht. Wie *dagard* ist auch *brocard* aus dem 16. Jahrhundert bezeugt. Ja, beide Wörter werden in ihrem ältesten Belege, einer Urkunde Karls IX., nebeneinander genannt; es heißt dort: *on les appelle dagars ou brocars.* Wenn G. nicht nur, wie er es getan hat, unter *brocard* auf *daguet,* sondern auch unter *daguet* auf *brocard* hingewiesen hätte, so hätte er wohl nicht die von Dauzat, RPFL. 28, 96 angenommene Herkunft des Wortes *dagard, daguet* von *daguer* „bespringen", das vom Hirsch gesagt wird, neben der Herleitung von *dagues* „Spieße" zugelassen. Wie *dagard* ist auch *daguer* aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts überliefert, und zwar im Satz *les cerfs masles d'un an ne daguent point encore;* es bedeutete zuerst „frapper d'un coup de corne" und dann „saillir la femelle", en parlant du cerf. Da das Bespringen vom Hirsch, der ein ziemliches Alter erreicht, nicht nur im zweiten Jahr, sondern auch später geübt wird, so konnte man einen Hirsch im zweiten Jahr nicht als „Bespringer" bezeichnen; *dagard* ist somit nicht von *daguer* abgeleitet. Die beiden Wörter stehen zueinander nicht im Verhältnis von Vater und Sohn, sondern in dem von Brüdern. Wie man von *corne* „Geweih" einerseits *cornard* „celui qui a des cornes" und andererseits *corner* „frapper avec la corne", so leitete man von *dagues* „Geweih aus zwei Hörnern ohne Zacken" einerseits *dagard* ab, das eigentlich „animal qui a des dagues" bedeutete und den Hirsch im zweiten Jahr bezeichnete, weil der Hirsch nur im zweiten Jahr ein Geweih ohne Zacken trägt, andererseits *daguer,* das zuerst das Stoßen mit dem Horn und dann das Stoßen mit der Brunftrute bezeichnete. *Dagard* ist genau so von *dagues* abgeleitet wie *brocard, broquard* von pikard.-normann. *broques,* der Entsprechung von *broches* gleicher Bedeutung wie *dagues.* So erweist die parallele Bildung *brocard* für *dagard* Herkunft von *dagues,* nicht von *daguer.*

Wegen *danser,* das G. noch von fränk. **dansôn* „ziehen" herleitet, s. Verfasser, WS. 9, 126.

Datte „Dattel" hält G. mit dem Dict. gén. für ein im Frz. aus *dactylus* entstandenes lat. Lehnwort; aber das von ihm mit Recht aus *dactylus* zunächst erwartete **datle* hätte wohl **datre* ergeben, wie afrz. *chapitle, title* jetziges *chapitre, titre* ergaben. Die Herleitung des frz. *datte* von it. *dáttero* durch Meyer-Lübke, REW. 2457 ist G. wegen des frühen Auftretens des frz. Wortes (nämlich im 12. Jahrhundert) nicht überzeugend. Aber die Bezeichnung einer Frucht, die in Teilen Italiens gedeiht, in Nordfrankreich aber nicht, hätte durch den Handel oder privaten Verkehr schon im 12. Jahr-

hundert nach Nordfrankreich kommen können; das Vorkommen des frz. Wortes im 12. Jahrhundert widerlegt die it. Herkunft kaum. Eine andere Frage ist es, ob das durch den auslautenden Vokal gedeckte *r* des it. *dáttero* im Frz. ohne weiteres weggelassen worden wäre, ob it. *dáttero* nicht vielmehr zu **datre* geworden und dieses geblieben wäre. Aus diesem Grunde ist mir Herkunft des frz. *datte* von aprov. *dátil* wahrscheinlicher; das im unmittelbaren Auslaut stehende *l* konnte im Frz., das kein *l* in unbetonter Silbe im unmittelbaren Auslaut hatte, weggelassen werden. Man beachte, daß die Dattelpalme in großer Zahl auf den Iles d'Hyères wächst. Afrz. *dade,* das schon im ältesten Beleg des frz. Wortes, im Alexandre vorkommt, entstand aus *datte* durch Assimilation des *t* an das anlautende *d*; *verveine* für **verbeine* zeigt dieselbe Angleichung des Konsonanten im Anlaut der zweiten Silbe an den ähnlichen Konsonanten im Wortanlaut, *chercher* aus *cerchier* die umgekehrte Angleichung.

Dauphin „Delphin", bezw. das schon im 12. Jahrhundert vorkommende afrz. *daufin* leitet G. mit dem Dict. gén. von einem gallorom. **dalfinus* für *delphinus* mit „unerklärter Änderung im Vortonvokal" her. G. erwähnt die von Meyer-Lübke, REW. 2544 gemachte Annahme, daß frz. *dauphin* von aprov. *dalfin* stamme, gar nicht und doch erklärt sie das *a*. Das Aprov. zeigt nämlich *a* für vortoniges *e* nicht nur in den Wörtern, in denen auch andere rom. Sprachen es haben, sondern auch in einigen anderen Wörtern, die Appel, Prov. Lautlehre 42 verzeichnet hat, in *dalgat, falguiera, naleg, avangeli, avesque, avori* neben *delgat, feugiera, neleg, evangeli, evesque, evori,* also vor *l, v* und auch vor anderem Tonvokal als *a*. Aprov. *dalfin* entspricht also aprov. Lautgewohnheit und drang von der Mittelmeerküste ins Innere Frankreichs vor.

Unter *déguerpir* führt G. afrz. *guerpir* „wegwerfen, lassen, verlassen" richtig auf fränk. **werpan* „werfen" zurück, bemerkt aber, der Konjugationswechsel bleibe aufzuklären. Nun hat zwar God. 4, 377a ein *guerper* „quitter" angesetzt, es aber nur mit den Formen der 3. Sing. und Pl. *guerpe, guerpent* und dem Futurum *guerperai* belegt. Aber *guerperai* ist das durch den Einschub eines *e* aus dem lautgesetzlichen **guerprai* entstandene Futurum von *guerpir* wie *bouillera, cueillerai, saillerai* die von *bouillir, cueillir, saillir* und *guerpe, guerpent* gehören gleichfalls zu *guerpir,* das wie die anderen Verba auf *-ir* germ. Ursprungs zunächst ohne *-iss-* flektiert wurde. So hat denn Meyer-Lübke schon in der Rom. Gram. 2, 243 *guerp* in Beneeits Ducs de Normandie 26 365 zu *guerpir* gestellt und God. selbst *gerp* „laß!" und *gerpent* „sie verlassen" desselben Textes unter *guerpir* angeführt. Ein afrz. **guerper* ist somit nicht bezeugt, sondern nur *guerpir*. Auch die aprov.

Überlieferung bietet kein **guerpar*, sondern nur *guerpir*. Nun belegt God. a. a. O. mehrfach ein afrz. *gurpir* und ebenso Rayn. 3, 516 b und Levy 4, 205 b ein aprov. *gurpir*. Das Vorkommen der Form mit *ur* in beiden Sprachen weist auf gallorom. Ursprung hin. Afrz., aprov. *gurpir* geht auf gallorom. **gurpīre*, bezw. da *guerpir* ein **guerpīre* fortsetzt, auf älteres **gu̯urpīre* zurück, das das halb konsonantische *u* vor *u* frühe verlor. Nun verzeichnet Bosworth-Toller 64 a ags. *áwyrpan* „to cast away" und 473 a *gewyrpan* „to recover" und Sweet, The students dictionnary of Anglosaxon, stellt das von ihm mit *ie* geschriebene *gewierpan* „to recover from illness" zu *weorpan* „werfen", wenn auch die Bedeutungsentwicklung mir nicht klar ist. Bosworth-Toller geben als Präteritum von *áwyrpan* ein *áwearp, áwurpon* an und halten somit *áwyrpan* für ein starkes Verbum, belegen aber das starke Präteritum nicht, sondern nur den flektierten Infinitiv *to áwyrpanne* und den Imperativ *áwyrp*. Auch bleibt, wenn *áwyrpan* aus *áweorpan* entstanden sein soll, *y* unerklärt, das sonst Umlaut von *u* ist oder aus *io*, welches als Brechung von *i* hier nicht in Frage kommt, oder aus älterem *ie* entstand, das Sweet mit der Schreibung *áwierpan* offenbar annahm. Dieses *ie* kann wieder in unserem Worte *i*-Umlaut von *ea* oder *eo*, den Ergebnissen der Brechung von *a* und *e*, sein. Somit kann *-wyrpan* in *áwyrpan* auf **wurpjan*, **warpjan* oder **werpjan* zurückgehen. **Werpjan* wäre möglich, wenn das Wort zu den starken Verben mit *jo*-Präsens gehören würde. Während aber die anderen starken Verba mit *jo*-Präsens im Ags. in anderen germ. Sprachen auch Formen mit *j* zur Seite haben, hat ags. *weorpan* keine Entsprechung mit *j* außerhalb des Ags. Daher scheidet **werpjan* aus; es bleiben **warpjan* und **wurpjan*. Sweet dachte offenbar an **warpjan*, das über **wearpjan* zu **wierpan*, *wyrpan* werden konnte. Germ. **warpjan* hätte den Vokal des Sing. Prät. gehabt wie z. B. got. *frawardjan* „vernichten" zu *frawaírþan* „umkommen"; die so gebildeten schwachen Verba waren Faktitiva (Kluge, Urgerm., 181). Somit hätte ein **áwarpjan* „wegwerfen machen; jem. zwingen, etwas wegzuwerfen" bedeutet, aber nicht „wegwerfen". Nun steht ahd. *zucken* „zücken", ein schwaches Verbum der 1. Klasse (W. Braune, Ahd. Gram. 3/4 Aufl. 286, Nr. 34), also ein Verbum auf ursprüngliches *-jan*, neben ahd. *ziohan, zôh, zugum; zucken* ist, wie Kluge im Wörterbuch sagt, „Intensivbildung zu *ziehen*". Dabei war *zucken*, mhd. *zucken, zücken* aus **zugjan* vom Stamm des Pl. Prät. *zugum* abgeleitet. Wie das Ahd. von *ziohan, zoh, zugum* „ziehen" ein **zugjan, zucken* „schnell ziehen", so konnte das Ags. von *weorpan, wearp, wurpon* „werfen" ein **wurpjan, wyrpan* „schnell werfen" ableiten. So geht denn *áwyrpan* nach seiner Bedeutung und der Parallele *zucken*

höchstwahrscheinlich auf **wurpjan* zurück. Für die Auffassung des ags. *áwyrpan* als eines schwachen Verbs beachte man noch das zu *gewyrpan* überlieferte Präteritum *gewyrpte.* Wenn das Altniederfränk. wie das Ags. ein *wurpjan* besaß und dieses wie tatsächlich **werpan* ins Gallorom. überging, so ergab es gallorom. *guurpīre,* während **werpan* gallorom. **guerpāre* lieferte. Das Gallorom. gestaltete **guerpāre* nach **guurpīre* zu **guerpīre* um und bewahrte daneben auf kleinem Gebiete **guurpīre,* das afrz., aprov. *gurpir* ergab. Erst in der Zeit der Überlieferung wurde *gurpir* von *guerpir* verdrängt.

Unter *déhait* führt G. afrz. *hait* „Freude" auf fränk. **haiþ* zurück und bemerkt dazu: das Wort gehört wegen der Erhaltung des fränk. *-ai-* zu den älteren salfränk. Entlehnungen. Dies ist richtig, insofern als die fränk. Lehnwörter des Frz., die eine fränk. Grundform mit *ai* fordern, älter sind als *giron,* das auf fränk. **gêro,* eine Form mit jüngerem *ê* aus *ai,* zurückgeht. Aber unter den Lehnwörtern, die auf eine fränk. Form mit *ai,* nicht mit *ê,* zurückgehen, gehören afrz. *hait* und *lait* „garstig", die das fränk. *ai* im Frz. als *ai* bewahrt haben, zu den jüngeren salfränk. Entlehnungen gegenüber den Wörtern, die fränk. *ai* durch *a* ersetzt haben, wie *gaagnier, haste.* Nachdem lat. *ai,* geschrieben *ae,* im 1. Jahrhundert vor Chr. zu *e* geworden war, gab man westgerm. *ai* durch lat. *a* in *sapo* wieder, ebenso zuerst fränk. *ai* in *gaagne, haste.* Nachdem *factum* zu *fait* geworden war und das Frz. wieder ein *ai* hatte, gab man fränk. *ai* durch afrz. *ai* wieder, eben in *lait, hait.* Unterdessen wurde *ai* im Fränk. zu *ê* und dieses ergab natürlich frz. *e* in afrz. *geron,* späterem *giron.*

Denché „gezähnelt" hält G. für eine Ableitung von *dent* „in Anlehnung an ein noch festzustellendes Wort", bezeichnet das im Dict. gén. zugrundegelegte **denticatus* wegen des späten Auftretens von *denché* (nämlich im 17. Jahrhundert) mit Recht als nicht wahrscheinlich, lehnt aber auch die Herleitung von einem afrz. *dencier* „zähnen" aus **dentiare* durch Meyer-Lübke, REW. 2562 ab, weil „das afrz. Verb selbst unsicher ist". Nun hat, worauf G. selbst hinweist, Baist, ZrP. 32, 35 bei Besprechung des afrz. *dancier* „tanzen" auf afrz. *dancié* bei Hue de Mery, Tornoiement Antecrist 667, wo *portoit armes merveilles cointes A dances d'or en vert danciées* steht, hingewiesen und *danché, denché* „sägeartig ausgezackt" verglichen. Darnach ist das von Meyer-Lübke angenommene afrz. Verbum **dencier* allerdings nicht bezeugt: aber das Adjektiv *dencié* „gezähnt" darf nicht als unsicher bezeichnet werden. Es steht, wie Baist sagt, „in gesicherter Überlieferung". Da das Prov. und das It. kein **densat,* kein **denzato* haben, so ist allerdings nicht nur das von Meyer-Lübke angesetzte lat. **dentiare,* sondern selbst ein lat. **dentiatus* ganz unwahr-

scheinlich. Afrz. *dancié* entstand anders. Da ein gezähnter Gegenstand nicht einen einzigen *dent,* sondern mehrere *denz* hatte, formte man *denté* aus lat. *dentatus, dentatum* in *dencé* nach *denz* um, bezw., da nach *c* sonst nur *-ié* vorkam, in *dencié.* Das von Cotgrave verzeichnete *danché,* jetziges *denché,* ist die normann. Entsprechung von *dancié* bei Hue de Mery. Nfrz. *denté,* das erst seit dem 15. Jahrhundert bezeugt ist, ist vielleicht, wie G. meint, nicht direkt aus lat. *dentatum* entstanden, sondern, wie G. glaubt, von *dent* abgeleitet wie das seit dem 16. Jahrhundert überlieferte *dentellé* von *dentele* „kleiner Zahn“ oder es ist aus dem von Hue de Mery in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gebrauchten *dancié* unter dem Einfluß von *dent* und *dentillé* „gezähnt“, das wie *denté* aus dem 15. Jahrhundert überliefert ist, hervorgegangen. Dann ist *dancié* unter dem Einfluß von *denz* aus nicht bezeugtem afrz. **denté* entstanden, das nach lat. *dentatus,* nach nprov. *dentat,* it. *dentato* mit Sicherheit als die ursprüngliche Form auch im Afrz. angenommen werden darf.

Frz. *dengue* „Art rheumatisches Fieber der Tropen“ leitet G. mit dem Dict. gén. aus span. *dengue* „Ziererei, Affektation“ her. In dieser allzu kurzen Form muß die Herleitung begrifflich höchst bedenklich erscheinen, weil ein rheumatisches Fieber keine Affektation ist. Der Dict. gén. sagt schon deutlicher: *dengue* emprunté de l'espagnol *dengue* „manières affectées“, nom donné à cette maladie dans les colonies espagnoles, à cause de la démarche raide et compassée de ceux qui en sont atteints. Frz. *dengue* „rheumatisches Fieber in den Tropen“ ist von amerik.-span. *dengue* „enfermedad contagiosa febril de los países cálidos“ (Toro y Gisbert, Pequeño Larousse ilustrado) herzuleiten und anzufügen, daß dieses amerik.-span. *dengue* aus europäisch-span. *dengue* „Ziererei“ aus dem vom Dict. gén. angegebenen sachlichen Grunde hervorgegangen ist.

Doleau bezeichnet G. als Schreibung für **dolot,* eine Ableitung von *doler* „hobeln“, obwohl er unter *brûlot,* einer Ableitung von *brûler,* gesagt hat, daß *-ot* hier nicht am Platze sei, und *chariot,* nach ihm Ableitung von *charrier.* als auffällige Bildung bezeichnet hat. Unter *chariot* habe ich oben gezeigt, daß *-ot* nicht an Verba trat, um Werkzeugnamen zu bilden. Somit ist **dolot* zu *doler* abzulehnen.

6. Lieferung.

Unter *dommage* sagt G.: *domage* als ältere Form, dazu *damage* nach den Doppelformen *dom* und *dam* für *dominus* (Brüch, ZrP. 38, 678) ist in der tatsächlichen Überlieferung nicht begründet. Nun habe ich a. a. O. wörtlich gesagt: frz. *dommage* „Schaden“ wurde wohl zu *damage* in der Zeit gebildet, da im Frz. *dome* „Frau“ neben *dame,* **dom* neben

dam . . . stand. Daraus ergibt sich doch klar, daß ich schon damals *domage* für die jüngere, *damage* für die ältere Form gehalten habe. G. schreibt mir genau das Gegenteil von dem zu, was ich wirklich gesagt habe. Afrz. *damage* ist seit dem 11. Jahrhundert (Rolandslied 1885) überliefert, *domage* seit dem 13., ist also wohl zu *damage* im 12. gebildet worden. Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt der Sponsus, der in Vers 71 *domnas gentils* bietet; im 12. Jahrhundert bestand also noch *dome* neben *dame,* d. i. in der Zeit, in der *domage* neben *damage* trat. Wie meine Annahme in der tatsächlichen Überlieferung nicht begründet, präziser gesagt, durch die tatsächliche Überlieferung widerlegt sein soll, ist mir nicht klar. G. leitet *domage* von afrz. *demage* her, das aus *damage* infolge Ersatzes von *da-* durch das Präfix *de-* hervorgegangen ist. Wie soll aber aus *demage domage* entstanden sein? Da G. vom Einfluß eines anderen Wortes nicht spricht, so nimmt er wohl rein lautlichen Übergang an. Aber das vortonige *e* ist vor Labial zwar im It. zu *o* geworden (*domandre*), im Frz. aber zu *ü (buvons, fumelle, fumier, jumeau).* Der Übergang von *damage* oder *demage* zu *domage* bleibt also noch zu erklären. Meine vor 10 Jahren geäußerte Annahme war ein Erklärungsversuch. Jetzt möchte ich ihn dahin modifizieren, daß ich afrz. *dangier* „Gewalt" mit G. aus **dongier* (von **domniarium*) + *dam* „Schaden" (von *damnum*) erkläre und *domage* als Bildung zu *damage* nach *dangier* — **dongier* betrachte.

Douve „Wassergraben, innere Mauer eines Bassins", das seit dem 12. Jahrhundert bezeugt ist, lyonnes. *dova* „Flußufer", aprov. *doga* „Graben; Wand, Böschung eines Grabens" und die Ableitung ait. *dogaia* „Abzugs-, Bewässerungsgraben" gehen auf ein von Gregor von Tours gebrauchtes *doga* „Wassergraben" zurück, das G. als ein Wort unbekannter Herkunft bezeichnet, wie ich glaube, mit Unrecht. Es hängt doch wahrscheinlich, wie Diez 121 sagte und auch im Dict. gén. angegeben wird, mit griech. δοχή zusammen, das Euripides, Elektra 828 in δοχὴ χολῆς „Gallenblase" gebrauchte und das danach nicht zutreffend als „Gefäß im Körper" erklärt wird. Als Ableitung von δέχομαι „ich nehme auf" bedeutete δοχή „Aufnahme", dann speziell wie lat. *receptaculum* „aufnehmendes Gefäß, Behälter". Der Gebrauch für die Blase, die die Gallenflüssigkeit aufnimmt, durch Euripides war eine Verwendung unter vielen anderen. Während δοχή im Griech. Griechenlands später von δοχεῖον „Behälter", das Spätere gebrauchen, verdrängt wurde, dürfte es bezw. seine mundartliche Entsprechung in der Bedeutung „Graben, der die schmutzigen Wässer in sich aufnimmt" (vgl. wegen dieser Bedeutung *cloaca maxima, receptaculum omnium purgamentorum*

urbis bei Livius) aus dem Griech. Unteritaliens in das Volkslatein Italiens, wo es in der Ableitung *dogaia* erhalten blieb, und von Italien aus ins Volkslatein Galliens übergagangen sein. Wenn man die eigentliche Bedeutung von δοχή beachtet und die des lat. *receptaculum* vergleicht, kann man nicht mehr mit Meyer-Lübke, REW. 2714 sagen, daß das griech. Wort als Grundwort von *doga* „Wassergraben“ begrifflich gar nicht passe. Eher kann man ihm zugeben, daß es lautlich schlecht paßt. Das aspirierte *k*, das die Griechen in älterer Zeit in δοχή sprachen, hätte wie in *bracchium*, dessen *cci* von aspan. *braço* erwiesen wird, lat. *cc* ergeben, der von den Griechen später gesprochene Spirant lat. *c*. Nun ist aber δέχομαι, das Grundwort von δοχή, nur die historisch jüngere Form des Attischen und eines Teils des Jonischen, während das übrige Jonische und das Dorische die ursprüngliche Form δέκομαι bewahrte (Boisacq 172). Wie von δέχομαι δοχή, so leitete man von δέκομαι δοκή ab, das Hesychios tatsächlich für δοχή bezeugt. Da die Griechen Unteritaliens eine dorische Mundart sprachen, so sagten sie δοκή und diese Form kam ins Volkslatein Unter- und Mittelitaliens. Sie ergab lat. *doga*, weil griech. *k* auch sonst durch lat. *g* wiedergegeben wurde. Damit ist *doga* „Graben, der die Wässer in sich aufnimmt“, wohl erklärt. Es fragt sich nun, wie sich zu *doga* „Wassergraben“ lat. *doga* „Gefäß als Maß“, Vopiscus, Aurel. 48, 2, „Faß“ nach der Glosse *doga* βούτης (d. i. βούτις) Cgll. 2, 54, 28, verhalte. Da die Bedeutung „Gefäß als Maß“ auf die „Faß“ zurückgehen kann (vgl. nhd. *Tonne*, frz. *tonneau* als Maßbezeichnungen), so ist von *doga* „Faß“ auszugehen. Davon ist nun **doga* „Faßdaube“ nicht zu trennen, das von frz. *douve*, aprov., kat., it. *doga*, engad. *dua*, log. *doa*, rum. *doágă* „Faßdaube“ erwiesen wird. Es fragt sich also, ob *doga* „Faß, Faßdaube“ mit *doga* „Wassergraben“ etymologisch identisch sei oder nicht. Das Gebiet von **doga* „Faßdaube“ ist Frankreich, Italien und Rumänien, das von *doga* „Wassergraben“ Frankreich und Italien. Der Umstand, daß im Rum. zwar **doga* „Daube“ erhalten ist, aber nicht *doga* „Wassergraben“, kann auf sekundärer Verdrängung des letzteren durch ein anderes Wort beruhen. Die Verbreitungsgebiete von *doga* „Wassergraben“ und **doga* „Daube“ sind ungefähr gleich. Die Grundform ist auch gleich. Wenn sich die Bedeutungen vereinigen lassen, wird man etymologische Identität annehmen dürfen. Diez 121 hielt schon **doga* „Daube“ für etymologisch identisch mit *doga* „Wassergraben“, indem er von „Graben“ über „Fassung des Grabens, Fassung eines Gefäßes“ zu „Faßdaube“ gelangte, ebenso Meyer-Lübke, REW. 2714, der *doga* 1. „Fassung des Grabens, Graben“ und 2. „Faßdaube“ in einem Artikel behandelte. G. fragt dagegen, ob *douve* „Wassergraben“

zu *douve* „Faßdaube“ gehöre. Die Bedeutung „innere Wand eines Bassins“ im Frz. und die „Wand eines Grabens“ im Aprov. können erst sekundär zu der „Wassergraben“ infolge volksetymologischer Anlehnung des Wortes für den Graben an *douve, doga* „Faßdaube“ hinzugetreten sein und sind es wahrscheinlich, weil Gregor von Tours *doga* im Satz *fossas in circuitu basilicae fieri jussit, ne forte dogis occultis lymphae deducerentur in fontem* in der Bedeutung „Wassergraben“ gebraucht und ait. *dogaia* „Abzugs-, Bewässerungsgraben“ bedeutet und nicht „Wand eines Grabens“ oder dergleichen. Sieht man aber von der Bedeutung „Wand eines Grabens“ ab, so erscheinen die Bedeutungen „Wassergraben“ und „Faßdaube“ sehr stark verschieden voneinander. Deshalb ist mir die etymologische Verschiedenheit der beiden *doga* wahrscheinlicher. Für *doga* „Faß, Faßdaube“ kann ich eine völlig neue Erklärung vortragen, die zugleich die bezeugte Bedeutung „Faß“ mit der von den rom. Sprachen geforderten „Daube“ verbindet. Griech. δοκός „Balken“ weiblichen Geschlechtes ist für die Balken, die die Decke des Hauses bilden, mehrfach bezeugt, aber auch für andere Balken; sein Diminutiv δοκίς bezeichnete ein Stäbchen und zwar, wenigstens zunächst, eines mit viereckigem, nicht mit rundem Durchschnitt, da ja das Grundwort einen Balken, also ein langes Stück Holz mit viereckigem Durchschnitt benannte. Nun gebrauchten die Römer zur Aufbewahrung des Weins tönerne Gefäße, nicht hölzerne Fässer; diese werden zuerst aus der Gallia cis- und transalpina gemeldet, wo Fässer größer als Häuser, im Gebrauch waren (Schrader-Nehring, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde 1, 302). Die Dauben so großer Fässer konnte man nicht mehr als Stäbchen, sondern nur als Stäbe oder schmale Balken bezeichnen; vgl. wegen der Auffassung der Dauben als Stäbe nhd. *Faßstäbe* für Dauben und nengl. *stave* „Faßdaube“. Vermutlich drang δοκός aus dem Griech. des Epirus in das angrenzende Illyrien und verbreitete sich in neuer Form, die gleich besprochen werden wird, und, auf die Faßdaube angewendet, von Illyrien nach Dacien und andererseits über Aquileia nach der Gallia cisalpina, wo hölzerne Fässer frühe nach den Angaben der Alten im Gebrauch waren. Zur angenommenen griech. Herkunft von **doga* „Daube“ stimmt sein Vorkommen im Rum. (*doágă*), auch im Mazedorum. und Meglenit., im Albanes. (*doge*), Serb. (*doga, duga*) und Ngriech. (Puşcariu, Nr. 536). Spätlat. **doga*, das wegen seines Fehlens in der Überlieferung des alten Lateins und aus sachlichem Grunde nicht echt lat., auch nicht osk.-umbr., wegen des Vorkommens im Rum. auch nicht gall. oder germ. sein kann, kann, da es doch irgendwoher kommen muß, eigentlich nur griech. Herkunft sein, da man auch in den Sprachen des vorderen Orients m. W. bisher kein passendes Grundwort gefunden hat.

Von Oberitalien drang **doga* einerseits nach Mittelitalien, andererseits nach Südfrankreich vor. Bezeichnenderweise feht es dem Span., Port. als Erbwort; die Angabe eines span. *doga* durch Pușcariu a. a. O. beruht auf einem Irrtum. Das Fehlen von **doga* im Westen der Romania kann mit seiner Herkunft aus dem Osten zusammenhängen; das Wort erreichte den äußersten Westen nicht mehr. Da die Entwicklung der Bedeutung „schmaler Balken, Stab — Daube" schon besprochen worden ist, bleibt noch die Form zu besprechen. Lat. *coccum* „Scharlachbeere", von Horaz, Plinius und Sueton gebraucht, war die im 1. Jahrhundert vor und im 1. nach Chr. allein übliche Form; *coccus* kommt erst bei Theodorus Priscianus (4. Jahrhundert), im Pseudo-Apuleius und bei Venantius Fortunatus vor und entstand im 4. Jahrhundert aus *coccum* durch den Übergang der Neutra zu den Mask. Lat. *coccum* stammt nun nicht von griech. κόκκος, sondern von dessen Akkusativ κόκκον, sowie das von den rom. Formen verlangte **buxida* vom Akk. πυξίδα. Wie πυξίς ging auch δοκός im Akk. δοκόν ins Volkslatein über und dieser ergab lat. **dogum* mit *o* aus geschlossenem griech. *o* und *g* aus griech. *k*. Da sehr selten von einer Daube, meistens von den Dauben gesprochen wurde, so wurde fast nur der Pl. **doga* gebraucht, der später wie andere neutrale Pl. zum weiblichen Sing. wurde. Nengl. *stave* „Daube" ist ja auch aus dem Pl. *staves* abstrahiert, der der Pl. *staves* von *staff* „Stab" ist. Wie man später den alten Pl. *folia* für ein Blatt gebrauchte und dazu den neuen Pl. *foliae*, *folias* bildete, so gebrauchte man **doga* später für eine Daube und bildete den neuen Pl. **dogae*, **dogas*.

Dragée, afrz. *dragie* führt G. auf ein nicht bezeugtes τραγεῖον zurück, das vielleicht über Marseille ins Gallorom. gedrungen sei. Hierzu bemerke ich folgendes. Erstens hätte G. zur Stütze der von ihm angenommenen Grundform auf *-eia* mlat. *drageia*, Du Cange 3, 191, kat. *drageya*, port. *grangeia* anführen können. Zweitens sind die rom. Wörter (afrz. *dragie*, aprov. *dragea*, span. *dragea*, *gragea* port. *grangeia*, it. *treggéa*) wegen des inlautenden *g* keine Erbwörter; man vergleiche die rom. Vertreter von *sagitta*. Da mlat. *drageia* nach dem Belege von Du Cange zuerst von Mönchen gebraucht wurde, so liegt ein Lehnwort der Klostersprache vor; man beachte lat. *tragematia* „Naschwerk" bei dem heiligen Hieronymus, der ja einer der Begründer des Mönchswesens ist. Vermutlich ging mlat. *drageia* vom berühmten Kloster Monte Cassino in Unteritalien aus, wo der Gebrauch eines griech. Wortes nicht überrascht. Eine Entlehnung von Marseille aus, von wo sich Erbwörter ausbreiteten, kommt kaum in Betracht. Drittens ist wegen der rom. Wörter, die durchaus auf *-a* enden, und

vor allem wegen λιχνεία, τενθεία „Näscherei", ἐπαίκλεια „Nachtisch" ein τραγεία anzusetzen, wenn schon ein nicht überliefertes griech. Wort angenommen werden soll.

Drageoir „kreisförmige Riefe zum Aufnehmen des Urglases" mit dem Dict. gén. zu *drageoir* „Konfektbüchse" zu stellen, lehnt G. als „begrifflich unverständlich" ab. Dagegen hat sich schon Spitzer, ZrP. 46, 610 gewendet. *Drageoir* bezeichnete nach dem Dict. gén. eine „boîte en forme de montre qu'on portait sur soi et où l'on mettait des dragées"; andererseits eine „coupe en cristal de roche, dans laquelle on servait les dragées"; von der Konfektbüchse aus Glas in Uhrenform zum Uhrglas und von da zum Falz zu dessen Aufnahme ist nicht weit.

Unter *drap* lehnt G. die von mir, ZrP. 41, 687 angekommene gall. Herkunft von *drappus* ohne Angabe seiner Gründe ab. Seit der Abfassung jenes Artikels bin ich auf die Bemerkung Thurneysens, Handbuch des Altir. 1, 88 unten: *bratt* „Decke, Mantel" (cymr. *brethyn* „Tuch") sieht wie eine Umstellung des festländischen *drapp-* (it. *drappo,* frz. *drap* usw.) aus, aufmerksam geworden. Da Thurneysen in dem ganzen Artikel nur von echt kelt. Wörtern, nicht von lat. Lehnwörtern spricht, so hat er offenbar auch ein festländisch-kelt. **drappos* angenommen. G. hätte gut daran getan, zu sagen, warum er gall. Herkunft von *drappus* ablehnt.

Drapants „Bretter, zwischen die die frisch geschöpften Bogen Papier zum Pressen gelegt werden" mit dem Dict. gén. von *draper* „tuchartig zurichten, walken" herzuleiten, findet G. „begrifflich nicht verständlich". Nun bezeichnet *drapant de la chau dière* in der Papierfabrikation die „planche sur laquelle on glisse la forme remplie de pâte"; das hier befolgte Verfahren konnte an das Walken des Tuchs (*draper*) erinnern. Der Zusammenhang von *drapant* mit *draper* ist mir nicht zweifelhaft.

Drolatique, das 1611, also am Anfang des 17. Jahrhunderts bezeugt ist, hält G. für eine „gelehrte, an lat. Adjektive wie *phlegmaticus, asthmaticus, fonaticus* u. ä. anschließende Ableitung von *drôle*". Aber *phlegmatique, asthmatique, fanatique* stehen lautlich und begrifflich diesem *drolatique* zu fern, um Vorbild dafür gewesen sein zu können, und die Bemerkung „u. ä." besagt nichts. Das Vorbild für *drôle* — *drolatique* war wahrscheinlich mfrz. *vole* „que le vent fait voler, léger, volage" — *volatique* „volage, léger", die lautlich und begrifflich nahe standen und von denen *vole* vom frz. Verbum *voler* abgeleitet, *volatique* als Lehnwort aus lat. *volaticus* „hin und her fliegend, unbeständig" entstanden war. Das am Anfang des 17. Jahrhunderts bezeugte *drolatique* wurde im 16. gebildet; es wird vom Dict. gén. als „mot du XVI. siècle" bezeichnet. Mfrz. *vole* wird von God. noch aus dem 16. Jahrhundert belegt, aus dem Livre de l'estat et mutations des temps (Lyon 1550) des

Richard Roussat, der am Anfang des 16. Jahrhunderts geboren war, mfrz. *volatique* von God. an demselben Orte (8, 298 a) aus der Légende joyeuse maistre Pierre Faifeu (Angers 1532) des Charles Bordigné, also gleichfalls aus dem 16. Jahrhundert, in dem *drolatique* zu *drôle* gebildet wurde.

Echafaud ist für G. „mit unorganischem *es*-erweitertes *chafaud*". Der Ausdruck „unorganisch" sagt über die Entstehung des *es-* leider nichts aus. Das von Behrens, ZrP. 13, 407 f. = Beiträge 99 ff. reichlich belegte und richtig aus dem agglutinierten Artikel *une, le, les* erklärte frz. *é-* kann hier nicht vorliegen, weil auch das Aprov. *escadafalc* und dabei als männlichen Artikel Pl. *los*, nicht *les* hat. Aprov. *escadafalc* und afrz. *eschaefaut* weisen zusammen auf ein schon gallorom. **escatafalcum* hin, das aus **catafalcum* doch wohl nur durch den Einfluß eines anderen Wortes entstanden sein kann. Nun bedeutete afrz. *eschaces* nicht nur „Stelzen" wie nfrz. *échasses*, sondern auch „Gestell" u. zw. in der Überlieferung des 12. Jahrhunderts, in Chrestiens Perceval (s. Bartsch, Chrestomathie 35, 283, 285, 291). Noch nfrz. *échasses* benennt „chacune des pièces de bois enfoncées dans le mur auquelles sont fixées les perches verticales, dans un échafaudage". Afrz. *eschace* hatte in aprov. *escasa* „Krücke" seine Entsprechung im Süden; beide gehen nach Meyer-Lübke, REW. 7984 und G. auf fränk. **skatja* über gallorom. **escatia* zurük. Da **escatia* und **catafalcum* einander lautlich und begrifflich nahe standen, so wird gallorom. **escatafalcum* aus **catafalcum* unter dem Einfluß von **escatia* entstanden sein. Man kann geradezu **escat'a* auf **catafalcum* aufgepfropft und **escat'afalcum* gesagt haben, das wegen des daneben bleibenden **catafalcum* zu **escatafalcum* wurde.

Echalas „Rebstange" leitet G. richtig aus vlat. **characium* her und bemerkt in Bezug auf *es-* nur zum Schluß: wegen des Anlauts vgl. *échafaud*. Er läßt damit *é-* von *échalas* in Wahrheit ebenso unerklärt wie das *é-* von *échafaud*. Nun zeigen pikard. *écaras* und *scaras* im Tessin, *scaraś* in Mailand, *scarazo* „Ast von Armdicke" in Treviso (REW. 1862), daß *s-* schon vor die Form mit inlautendem *r* trat; man darf daher nur das *l* des afrz. *eschalas* mit dem Dict. gén. durch den Einfluß von *eschele* erklären, der, nebenbei bemerkt, auch afrz. *eschalit* „Bettgestell" neben *chaelit* hervorgerufen haben wird. Das schon vorhandene **escharas* wurde nach *eschele* zu *eschalas*. Das Vorkommen der Form mit *s* in Nordfrankreich und in Norditalien weist auf höheres Alter hin und die Verbreitung macht die Entstehung von **scaracium* für **characium* im Munde romanisierter Gallier wahrscheinlich. Sie sagten wohl **scaracium* für **caracium* nach ihrem **scoro*, der gall. Entsprechung des ir. *scor* „Gehege für ausgespannte Tiere", kymr. *y-sgor* „Brustwehr, Bollwerk", und dem zugrundeliegen-

den Verbum **scaro*, der Entsprechung des ir. *scaraim* „ich trenne", kymr. *ysgar* „trennen" (Stokes, Urkelt. Sprachschatz 309 f.). Die in Reihen aufgestellten Rebpfähle erinnerten an ein zur Absperrung errichtetes Pfahlwerk, an eine Palissade, die vom griech. Grundwort χάραξ auch bezeichnet wurde.

Unter *échamp* „Raum zwischen zwei Reihen von Reben" bezeichnet G. die Herleitung von afrz. *eschamper* „entwischen" im Dict. gén. als begrifflich nicht verständlich. Er hat zu wenig beachtet, daß afrz. *eschamp* in den Bedeutungen „fuite, échappée, échappatoire" bezeugt ist und daß *échamp* „Raum zwischen zwei Reihen von Reben" von afrz. *eschamp* der angegebenen Bedeutungen deshalb nicht getrennt werden kann, weil *échappée à travers bois* „schmaler Durchblick zwischen den Bäumen" zu *échappée* „action de s'échapper" gehört. Ebenso bezeichnete *échamp* in der Sprache der Weinbauern den Durchblick zwischen zwei Reihen von Weinstöcken. Das von G. angeführte *champ* „Zwischenraum" im Anjou dürfte wegen *échamp* nicht einfach *champ* in besonderer Bedeutung darstellen, sondern aus *échamp* dadurch entstanden sein, daß man *l'échamp* als *les champs* auffaßte. Berrichon *enchamp* „Weide" möchte ich auch nicht, wie G. es in diesem Artikel tut, auf ein bloß angenommenes **enchamper* „auf die Weide führen" zurückgehen lassen, sondern als substantiviertes *en champ* für *pâturage en champ* „Weide auf dem Felde" auffassen. Damit entfällt auch die Vermutung von G., daß *échamp* ursprünglich den mit Gras bewachsenen Rand von Feldern bezeichnet habe; sie ist an sich unwahrscheinlich, weil jene Bedeutung nicht bezeugt ist und die Begriffe „Feldrain" und „Raum zwischen zwei Reihen von Weinstöcken" in der Auffassung der Weinbauern wohl ganz verschieden sind.

Echampeau „Ende der Angelschnur, an dem der Angelhaken befestigt ist" erklärt G. als „unorganisch erweitertes" *champeau,* das angev. in der Bedeutung" Faden, an dem der Angelhaken befestigt wird; er baut auf diese Annahme die weitere Erklärung von *échampeau* auf. Ich frage hierzu: ist es ein Zufall, daß *champeau* im Angevin genau ebenso dem sonstigen *échampeau* gegenübersteht wie *champ* „Zwischenraum" im Angevin dem sonstigen *échamp?* Wie angevin *champ* so kann auch angevin *champeau* erst aus *échampeau* entstanden sein und muß nicht die ursprüngliche Form sein. Das wäre aber *champeau,* wenn es wirklich mit poitevin *chappe* „Riemenstück, mit dem der Dreschflegel an dem Stiel befestigt wird" zusammenhinge, wie G. jetzt animmt. Diese Herleitung ist überdies wegen des *m* von *échampeau* und wegen der Verschiedenheit der Begriffssphären von *chappe* und *échampeau,* der Berufsklassen, von denen sie gebraucht werden, wenig wahrscheinlich. Sie ist wohl aufzugeben. Nun erklärt G. zwar das *m* von *échampeau* durch Anlehnung an afrz. *eschamper*

„entwischen", bezeichnet aber direkte Herkunft hievon, die im Dict. gén. mit „peut-être" und von Spitzer, ZrP. 42, 21 f. angenommen worden ist, als „begrifflich und morphologisch nicht möglich". Aber die begriffliche Beziehung zwischen *eschamper* und *échampeau* ist denn doch von Spitzer hergestellt worden; es bleibt die morphologische Schwierigkeit. Spitzer meinte, daß *échampeau* zunächst „Flüchtling" bedeutet habe; er hätte sich auf die von Nyrop 3, 103 oben und Meyer-Lübke, Frz. Gram. 2, 115 unten verzeichneten Ableitungen von Verben mit *-eau* berufen können, nämlich auf *aideau, bluteau, chemineau, doleau, gratteau, ouvreau, traîneau.* Aber *aideau* „pièce de bois qu'on passe dans les ridelles d'une charrette pour soutenir la charge", ein junges Wort, muß nicht von *aider* abgeleitet sein, wie der Dict. gén. meint; es kann Ableitung von *aide* „Hilfe", dem Substantiv, sein und „kleine Hilfe" bedeutet haben. *Bluteau* „Mehlbeutel" entstand aus mfrz. *belutel* und dieses aus afrz. *buretel,* das aus dem 13. Jahrhundert überliefert ist; dieses *buretel* kann Diminutiv eines im 12. Jahrhundert vorhandenen und wegen seiner Bedeutung nicht überlieferten **burete* gewesen sein, das dem aprov. *baruta* „Mehlbeutel" entsprach. Die aprov. Überlieferung bietet noch *baruta, baluta* neben *barutel, balutel. Chemineau* „Erdarbeiter" (richtiger „Straßenarbeiter"), „Landstreicher", ein junges bei G. wie im Dict. gén. fehlendes Wort, ist in der zweiten Bedeutung kaum von *cheminer* „wandern" abgeleitet, weil es in der ersten nicht Ableitung eines gar nicht vorhandenen **cheminer* „am Wege arbeiten" sein kann. Vermutlich ist *chemineau* für **cheminot* geschrieben und mit *cheminot* „Eisenbahner" identisch; das Wort war von *chemin* abgeleitet und bezeichnete den, der mit dem *chemin* immer zu tun hat, also den, der immer auf dem *chemin* lebt, und den, der immer am *chemin* tätig ist, sei es an einem gewöhnlichen *chemin* als Straßenarbeiter, sei es am *chemin de fer* als Eisenbahner. Die Ableitungen auf *-ot* bezeichnen zwar gewöhnlich ein kleines Exemplar des vom Grundwort benannten Gegenstands; auch *culotte* „Kniehose" entstand aus *culotte* „Schwanzstück", zunächst „Schwänzchen". Aber *linot, linotte* benennt nicht kleinen Lein, sondern einen Vogel, der gewöhnlich Leinsamen frißt, also immer mit dem *lin* zu tun hat wie der *cheminot, chemineau* mit dem *chemin* (*de fer*). *Doleau* „Schneideeisen zum Bearbeiten des Schiefers" ist, wie oben gesagt wurde, nicht für **dolot* geschrieben, was G. annahm, sondern eher pikard.-wallon. Form von *doloir* „Falzeisen", so wie *ouvreau* „Ofenloch, Öffnung des Frittofens" nach G. selbst wallon. Form von **ouvreoir* „Ding zum Öffnen" ist; die angegebene Herkunft von *doleau*, einem Ausdruck der Schieferarbeiter, ist sachlich wahrscheinlich, weil das Gebiet der Ardennen große Schieferbrüche hat. *Gratteau* „Kratzeisen" ist Diminutiv von *gratte* „Schrappeisen", wie G.

annimmt, nicht Schreibung für **grattot,* was er daneben für möglich hält. *Ouvreau* ist schon besprochen und *traîneau* ist Diminutiv des afrz. *traine* „sorte de charrette, de traîneau". Das früher als *brûlot* „Brander" überlieferte *brusleau* steht, wie G. annimmt, für **brûlaud.* Kurz, es gibt keine sicheren von Verben abgeleitete Nomina agentis und Nomina instrumenti agentis auf *-eau.* So ist ein **eschampeau* „Flüchtling" als Ableitung von *eschamper* unwahrscheinlich. Vielmehr ist *échampeau* Diminutiv des afrz. *eschamp* „fuite, échappée"; man vergleiche das von Spitzer a. a. O. angeführte *traînée* „System von Schnürchen, an dem die Angelhaken befestigt sind", das auch zunächst Verbalsubstantiv ist.

Unter *échantillon* „Richtmaß" führt G. afrz. e s c h a n - d i l l o n , altlyon. *eschandil* und aprov. *escandilh* „Art Maß" auf ein gallorom. **scandīculum,* dieses auf ein **scatīculum* (+ lat. *perpendiculum* „Senkblei"), dieses auf ein **scatīre* „abschätzen", dieses auf fränk. **skatjan* „schätzen" zurück und erklärt aprov. *escat* „Art Maß" als Rückbildung von **scaticulum.* G. hat dieselbe Auffassung schon in der ZrP. 41, 507 f. vorgetragen, nur daß er dort *eschandillon* als Ableitung des afrz. *eschandiller* „die Maße mit dem Richtmaß vergleichen" ansah. Seine heutige Auffassung von *eschandillon* ist jedenfalls besser als die frühere. Die ganze Erklärung aber setzt ein durch franz. oder prov. Formen nicht bezeugtes gallorom. **scatīre* und ein ebenfalls nicht bezeugtes **scatīculum* voraus, wodurch sie schon sehr unwahrscheinlich wird, und stellt die Verbindung zwischen **skatjan* und aprov. *escandil* nur durch *escat* „Art Maß" her. Wie steht es mit diesem Worte? Levy 3, 160 b belegte ein *escat* „Längenmaß von 6 Fuß" aus einem Text des Archivs des Départements Gironde, 163 b *escac* „Quadratrute (Flächenmaß)" aus dem Te igitur, Raymond-Lespy in ihrem Dictionaire béarnais 1, 271 aus dem 18. Jahrhundert *escait* „ein Feldmaß, das ein Viertel des Ar ausmachte", Mistral *escait* „Flächenmaß, früher im Bordelais im Gebrauch" und unter *esca* gask. *escai* „mesure agraire usitée en Gascogne". Was immer auch die Herkunft des Wortes gewesen sein mag, so zeigen *escait* und *escac,* das vielleicht für *escach* geschrieben ist, daß *escat,* die dritte Form, nicht ohne weiteres aus einem von **scatīculum* rückgebildeten gallorom. **scatum* hergeleitet werden kann. Wahrscheinlich handelt es sich um eine spezielle Anwendung des nprov. *esca, escach* (im Languedoc), *escat, escai* (im Gask.) „partie, morceau". Jedenfalls kann aprov. *escat* ein gallorom. **scaticulum* und **scatire* nicht stützen. Damit entfällt die Verbindung zwischen fränk. **skatjan* und aprov. *escandil* und dessen Erklärung durch G. bricht zusammen. Wahrscheinlich hat G. auch die gallorom. Grundform unrichtig angesetzt. Levy 3, 145 a belegt *escandal, esquandil.* Mistral aprov. *escandau* langued. *escanda, escandil,* nur aus

den Alpen *escandalh*. Bloß im Verbum erscheint *l'*, so in aprov. *escandelhar, escandalhar* (Rayn. 3, 145 b; Levy a. a. O.), nprov. *escandaiá, escandelhá* „jauger, mesurer, échantillonner, étalonner les poids et mesures". G. selbst hat das von ihm in der ZrP. 41, 507 angegebene altlyon. *eschandilh* „Richtmaß" im Wörterbuch nach der Überlieferung in *eschandil* geändert: Afrz. *eschandillon* wird gleich besprochen werden. Du Cange 7. 334 hat ein mlat. *scandile* „Leitersprosse" verzeichnet. Dieses Wort führt zu der schon von Diez, 283 und im Dict. gén. vorgebrachten Erklärung, die ich für richtig halte, zur Herleitung von lat. *scandere* „steigen". Nachdem Meyer-Lübke, REW. 7651 gesagt hat, das Wort **scandalium* gehöre „wohl nicht" zu *scandere*, hat G. die Herleitung von *scandere* als „begrifflich nicht wahrscheinlich" bezeichnet. Das begriffliche Bedenken wird aber durch ein Wort beseitigt, das merkwürdigerweise weder Diez noch der Dict. gén. angeführt haben, durch frz. *échelle* „Leiter, Gradeinteilung", *échelle d'eau* „Wasserstandsmesser" it. *scala* „Leiter, Abstufung, Tonleiter", *scala di colori* „Farbenskala". Die am Richtmaß für Gefäße zur Graduierung angebrachten Striche und die an der Senkschnur in bestimmten Abständen angebrachten Knoten wurden als Sprossen einer Leiter, bei der Senkschnur als die einer Strickleiter, aufgefaßt. Über die Form der Ableitung ist noch einiges zu sagen. Altlyon. *eschandil* und aprov. *escandil* weisen auf ein gallorom. **scandīle* hin, das von *scandere* ebenso abgeleitet war wie lat. *sedīle* „Sitz" von *sedēre*, wie **jacīle* „Lager", Pl. **jacīlia* (REW. 4563) von *jacēre*. Dieses **jacīlia* war auch in Südfrankreich üblich, da zur Annahme Meyer-Lübkes, aprov. *jazilhas* „Wochenbett" sei Neubildung, weder die Form noch die Bedeutung nötigen, ja auch nur berechtigen. Das Aprov. hat auch *sezilha, sezilh* „Sitz" und *setil, setilh* dass. (mit *t* von *seti* dass.). Wie aus den Pl. *sedīlia, *jācilia* nach aprov. *sezilh*, it. *giaciglio* die neuen Sing. **sedīlium, *jacilium* gewonnen wurden, so konnte aus dem Pl. **scandīlia* ein neuer Sing. **scandīlium* gebildet werden, der it. *scandiglio* „Holzkasten zum Messen der kleingeklopften Straßensteine" ergab. Neben **scandīle* trat **scandāle*, von dem aprov. *escandal* „Hohlmaß für Öl, Kalk" stammt, Pl. **scandalia* mit dem neuen Sing. **scandalium*, der it. *scandaglio* „Senkleine, Senkblei", *scandaglio di pompa* „Pumpensonde" lieferte. Die von G., ZrP. 41, 508 angenommene Herkunft des it. *scandaglio, scandiglio* von aprov. *escandalh, escandil* ist bei der begrifflichen Verschiedenheit wenig wahrscheinlich; sie mußte von G. wegen der von ihm angesetzten Grundform **scandīculum* angenommen werden, weil *-iculum* it. *-icchio* ergab. Dagegen ist die Annahme bei einer Grundform **scandīle, *scandīlium* unnötig. Auch Meyer-Lübke setzte im REW. eine Grundform mit *li*, nicht mit *cl* an. Lat. **scandīle* ergab aprov. *escandil*, altlyon. *eschandil*; es bleibt noch afrz.

eschandillon zu besprechen. Afrz. *eschaillon* „Leiter" geht auf ein gallorom. **escalionem*, Diminutiv von *scala*, zurück (Meyer-Lübke, REW. 7639; G. unter *échillon*). Wie man von *scala* in Nordfrankreich ein **scalionem* ableitete, so von **scandīle* gleicher Bedeutung ein **scandiliōnem*, das *eschandillon* ergab. Die Vermutung Meyer-Lübkes, REW. 7651, daß **scandalium* „Senkblei" von griech. σκάνδαλον „krummes Stellholz in der Falle, an dem die Lockspeise sitzt und das, berührt, losprallt und die Falle zuschlägt" ist begrifflich ganz unwahrscheinlich.

Ecorce „Rinde" leitet G. von lat. *corticem* und das *é-* von *écorcher* her; er findet die Erklärung aus lat. *scortea* „Leder" durch Meyer-Lübke, REW. 7742, und, wie ich hinzufüge, früher schon durch Diez, 288 (neben der aus *corticem*), begrifflich bedenklich, fügt aber hinzu, vielleicht sei vlat. **scortex*, **scorticem* aus Kreuzung von *cortex* mit *scortea* entstanden. Nun hätte afrz. *escorce* sehr wohl aus **scorticem* entstehen können (vgl. *forces, herce* aus *forfices, hirpicem*), aber aprov., kat. *escorsa*, it. *scorza*, rum. *scoárţă* nicht, wie aprov. *forfetz, forfes*, ait. *forfice*, rum. *foárfece* zeigen. Man muß bei dem Grundwort *scortea* bleiben und kann nur von einer anderen Bedeutung ausgehen, nicht von der „ledern" wie Diez, sondern von der Bedeutung „verschrumft", die für *scortum scorteum* des Apuleius, Met. 1,8 angenommen wird. Man konnte die Rinde als das Runzelige des Baumes bezeichnen.

Ecueil „Klippe" leitet G. wie schon Gröber, LlL. 5, 461 und d'Ovidio, Agi. 13, 360 mit den rom. Verwandten aus vlat. **scoclus* für lat. *scopulus* her, ohne sich über die Entstehung dieses **scoclus* aus *scopulus* zu äußern. Nun ist die von Meyer-Lübke, ZrP. 20, 137 und REW. 7738 angenommene Herkunft der rom. Wörter von genues. *scöǧu*. das nach genues. *föǧa* = aprov. *folha*, it. *foglia* in aprov. *escolh*, it. *scoglio* umgesetzt worden wäre, auch mir unwahrscheinlich, nicht wegen der angenommenen Ausbreitung eines Marineausdruckes von Genua aus, sondern wegen der vermuteten Umsetzung, die nicht recht glaublich ist, weil so starke Umsetzungen sonst nicht vorkamen. Herkunft von einem vlat. **scoclus* ist wahrscheinlicher, weil es afrz. *escueil*, apr. *escolh*, kat. *escull* (bei Bulbena y Tosell), span. *escollo* als Lehnwort aus dem Altastur. (von der klippenreichen Küste Asturiens), port. *escolho* ohne weiteres rechtfertigt; kat. *escoll* „Klippe" neben *escull* stammt wohl von span. *escollo*. Nur it. *scoglio* muß als Lehnwort von aprov. *escolh* (von Marseille her) angesehen werden wie die Seemannswörter *amarrare, ghindare*. Wenn aber die rom. Wörter als erklärt gelten sollen, muß gesagt werden, wie **scoclus* aus *scopulus* entstanden sein soll. Herkunft von *scopulus* + *specula* „Warte, Anhöhe" (d'Ovidio, Agi. 13, 360) ist unwahrscheinlich, da die beiden Wörter lautlich und begrifflich verschieden waren; die ursprüngliche Be-

deutung „Warte“ des griech. Wortes fehlte ja dem daraus entstandenen lat. *scopulus*. Wahrscheinlicher ist Entstehung von **scoclus* aus **scotlus*, und dieses **scotlus* aus *scopulus* nach **cotulus* „Kieselstein“ REW. 2288 (Parodi, Rivista di filologia classica, nuova serie 2, 131) oder nach *cotes* für *cautes* „Klippe“ (derselbe, Agi. 16, 339). Aber auch unbeeinflußter Ersatz von **escoplus* durch **escoclus*, dem von **manuplus* durch *manuclus* analog, mit Suffixverkennung und -tausch ist möglich.

Unter *écume* bemerkt G., meine Herleitung von germ. **skûm* sei „wegen des Fehlens einer maskulinen Form im Rom. schwierig“. Nun habe ich an der von G. angeführten Stelle meines Buches, auf Seite 87 in der Liste der nach meiner Ansicht ins Vlt. eingedrungenen germ. Wörter allerdings **skûm* angegeben, aber nur deshalb, weil ich dort nur die Stämme ohne Endung anführte. An anderer Stelle meines Buches, auf Seite 146 f. habe ich von der Einreihung der germ. *a*-Stämme in das rom. Formensystem gesprochen, dabei **skûma* erwähnt und die Ansicht geäußert, daß hier bei der Einreihung „der germ. Ausgang maßgebend gewesen sei.“ Ich habe also die rom. Wörter gar nicht von einem germ. **skûm*, sondern von germ. **skûma* hergeleitet, genau so wie Meyer-Lübke, REW. 8013 (nicht 8033, wie bei G. infolge eines Druckfehlers zu lesen ist). G. bezeichnet die Herleitung von germ. **skûma* durch Meyer-Lübke als historisch unwahrscheinlich. Nun habe ich an einer dritten Stelle meines Buches auf Seite 96 darauf hingewiesen, daß Martial die kaustische Seife, mit der sich die Germaninnen das Haar rot färbten, *spuma caustica* nennt und daß lat. *sapo* nach Plinius ein Mittel, die Haare rotblond zu färben, bezeichnete. Auf Grund dieser Angaben römischer Schriftsteller habe ich die Aufnahme des germ. **skûma* in Verbindung mit der Entlehnung des germ. **saipôn* gebracht, das jedenfalls schon ins Volkslatein aufgenommen wurde, weil *sapo* bereits von Plinius gebraucht wurde. Somit habe ich die Aufnahme des germ. **skûma* schon ins Vlat. historisch begründet und G. hätte, um sie als historisch unwahrscheinlich bezeichnen zu dürfen, meine Erklärung anführen und widerlegen sollen. Solange dies nicht geschehen ist, darf man weiterhin mit Meyer-Lübke die rom. Wörter aus altwestgerm. **skûma* herleiten. Für Herkunft aus dem Altwestgerm. spricht der Umstand, daß das Wort nicht nur im Frz., Prov., sondern auch im It. vorhanden ist, und zwar nicht nur im Oberit., sondern auch in tosk. *schiuma, stummia* (dieses aus *stiuma*) und neap. *scuma*. Gewiß kann man afrz. *escume* und aprov. *escuma*, von dem kat. *escuma* wegen des *u* statt *o* entlehnt sein muß, mit G. von fränk. **skûm* und it. *schiuma* von langobard. **skûm* oder ostgot. **skûms* herleiten und den Ausgang -*a* im Rom. durch die Verquickung mit lat. *spuma* erklären; es erhebt sich hier wie sonst die Frage, ob man für ein in mehreren

rom. Ländern als Erbwort erhaltenes germ. Wort mehrere Entlehnungen aus den nach der Völkerwanderung in den betreffenden Ländern gesprochenen germ. Sprachen oder eine einzige Entlehnung aus dem Altwestgerm. vor der Völkerwanderung annehmen soll. Ich glaube auch jetzt, was ich zuletzt in der Revue de linguistique romane 2, 37 gesagt habe, daß in solchen Fällen eine einzige Aufnahme vor der Auflösung des römischen Reiches wahrscheinlicher sei als mehrere selbständige Entlehnungen in späterer Zeit. Germ. **skûma* ergab vlat. **scūma;* die von G. vermißte männliche Form des Wortes im Rom. kann gar nicht erwartet werden. Nach dem Ausgang wurde das germ. Mask. zum lat. Fem., so wie die lat. Fem. *cuppa, cucurbita, tegula* nach dem Ausgang zu germ. mask. *a*-Stämmen wurden (*Kopf, Kürbis Ziegel*).

Unter *églantier* leitet G. afrz. *aiglen* von gallorom. **aculentus* her und bemerkt: kaum **aquilentus,* wie Meyer-Lübke REW. 584 und Wartburg, 118 f. annahmen. Diese beiden Forscher setzten, nebenbei bemerkt, **aquilentum* und nicht **aquilentus* an; aprov. *aguilen, aiguilen* „églantier" weist jedenfalls **aculentum* zurück und fordert **aquilentum.* Man beachte wegen *aqui-* lat. *aquifolia ilex, aquifolia arbor,* einfaches *aquifolia* „Stecheiche, Stechpalme".

Unter *emboiser* „beschwatzen" sagt G., das afrz. *boisier* „betrügen" stamme von gallorom. **bausiare,* d. i. Ableitung von gallorom. **bausa* „böswilliges Gerede" aus fränk. **bausa* = ahd. *bôsa* „Possen"; vgl. prov. *bauza* „Betrug", *bauzar* „betrügen". Es könnte afrz. *boisier* auch von einem nicht mehr belegten **bois* „betrügerisch" stammen, dieses aus fränk. **bausi* zu ahd. *bôsi* dass. Germ. **bausi* „Bosheit" REW. 1006 ist im Germ. nicht gestützt." So weit G. Dazu bemerke ich folgendes. Die angenommene Ableitung eines gallorom. **bausiare* von einem gallorom. **bausa* ist unwahrscheinlich, weil man von **bausa* vielmehr **bausare* abgeleitet hätte; das *i* bleibt unerklärt. Die angenommene Ableitung ist aber völlig zu verwerfen, weil das angenommene Grundwort, ein gallorom. **bausa* weder durch eine afrz. noch durch eine aprov. Form gestützt wird. Das Afrz. hat kein **bose* „Betrug", und aprov. *bauza* „Betrug" muß durchaus nicht auf ein gallorom. **bausa* zurückgehen; es kann auch aus **bausia* entstanden sein, so wie aprov. *nauza* „noise, querelle" aus lat. *nausia* hervorgegangen ist. Da nun afrz. *boise* „Trug" auf **bausia* weist, so wird man auch aprov. *bauza* daraus herleiten. Somit ist ein gallorom. **bausia* bezeugt, von dem, wie Meyer-Lübke, REW. 1006 richtig angab, gallorom. **bausiare,* die Vorstufe des afrz. *boisier,* aprov. *bauzar* „betrügen", abgeleitet war. Gallorom. **bausia* ging auf fränk. **bausî* zurück, das schon Meyer-Lübke durch mhd. *bœse* „Schlechtigkeit, Bosheit" stützte und das noch durch ahd. *gibôsî* „error hebes, nenia, nuga, levitas" Graff 3, 217 bezeugt wird. Es ist also nicht

richtig, daß germ. **bausî* im Germ. nicht gestützt sei, wie G. sagt. Die von ihm als zweite Möglichkeit gegebene Herleitung des afrz. *boisier* von einem nicht belegten afrz. **bois* „betrügerisch“, an sich höchst unwahrscheinlich, erübrigt sich nunmehr. Auch Wartburg erkannte nicht, daß aprov. *bauzar* aus *bausiare* entstanden sein kann, und leitete es mit Mackel, 119 und Th. Braune, ZrP. 22, 201 von fränk. **bausôn* = ahd. *bôsôn*, afrz. *boisier* aber von **bausjan* = mhd. *bœsen* „Böses tun“ her. Diese schon von Mackel, 119 gegebene Erklärung des afrz. *boisier* aus **bausjan* lehnt G. als morphologisch schwierig mit Recht ab; **bausjan* hätte afrz. **bosir* ergeben, während ein erst im Gallorom. von **bausia* abgeleitetes Verb **bausiare* lauten konnte. Wartburg nimmt für das aprov. und das afrz. Wort zwei verschiedene Grundwörter an, was unnötig und unwahrscheinlich ist. Die richtige Herleitung hat Meyer-Lübke gegeben, der schon aprov. *bauza* aus germ. **bausî*, gewiß über **bausia*, erklärte. Germ. **bausî* hat auch W. Bruckner, ZrP. 24, 66 schon vorausgesetzt.

Unter *empouter* erklärt G. gallorom. **impeltare* „propfen“ aus älterem **impellitare*, das Ableitung des lat. *pellitus* „gegen die Kälte mit einem Fell geschützt“ gewesen sei und zunächst „die Gartenpflanzen vor der Winterkälte durch Eindecken schützen“, erst später, vielleicht unter dem Einfluß von **imputare* „aufpfropfen“, eben „aufpfropfen“ bedeutet habe. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Erklärung, die von einer nicht bezeugten Bedeutung ausgeht, liegt auf der Hand. Nach einer Angabe von G., die wohl auf privater Mitteilung beruht, erklärt Meyer-Lübke jetzt **impeltare* aus Kreuzung von **imputare* und *impellere* „hineintreiben“. Eine Herleitung von **impeltare* aus einem Grundwort wird wahrscheinlicher sein als die von zwei Grundwörtern und deren Verquickung. Kann man, den Gedanken Meyer-Lübkes an *impellere* „hineintreiben“ aufnehmend, **impeltare* nicht aus älterem **impellitare* als einer Ableitung von *impellere* herleiten? Das Suffix *-itare* trat ja an den Präsensstamm der Verba, wie die Beispiele Meyer-Lübkes, Rom. Gram. 2, 612 zeigen. Durch den bekannten Schwund des unbetonten Vokals zwischen *l* und *t* (vgl. besonders **falta* aus **fallita*) wurde **impéllitat* zu **impéltat*. Die Herleitung des gallorom. **impeltare* von lat. *pelta* „Schild“ hat Spitzer, ZrP. 46, 613 zwar sachlich begreiflich gemacht; aber sie ist doch unwahrscheinlich, weil *pelta* „Schild“ weder im Frz. noch im Prov. oder Kat. noch in einer anderen rom. Sprache erhalten ist. Die Bewahrung in frz. *peautre* „Steuerruder“ (REW. 6381) macht es noch lange nicht wahrscheinlich, daß *pelta* auch in der Bedeutung „Schild“ dem Gallorom. geläufig gewesen sei; **pelta* „Steuerruder“ aber und **impeltare* „aufpfropfen“ gehörten den Berufssprachen völlig verschiedener Stände an.

Unter *encore* erklärt G. vlat. **a n c o r a* durch Verschmelzung von *hac hora* mit *in horam*. Ob diese Verquickung an sich wahrscheinlich sei, bleibe dahingestellt. Nach kat. *anc* „noch" (= *encare*), rät. *aunc, aun, eunc, onc, anc* und Nebenformen in Graubünden, die alle „noch" bedeuten (Gartner, GGr. I², 612), it. *anche* „bis jetzt" (*non anche* „noch nicht"), rum. *încă* „noch" hängen afrz. *ancore*, aprov. *ancara*, it. *ancora* „noch" jedenfalls mit **anque* REW. 488 zusammen. Da die von d'Ovidio, Agi. 4, 171 Anm. angenommene Entstehung dieses **anque* aus **ancora* durch Rückbildung unwahrscheinlich ist, weil **anque* viel weiter verbreitet ist als **ancora*, so bleibt nur die von H. Suchier, ZrP. 3, 149 unten (nicht 179, wie bei G. infolge eines Druckfehlers steht) und von Meyer-Lübke, REW. 4176 (Seite 308 a, Zeile 17) angenommene Entstehung von **ancora* aus **anque* + *hōrā*; im Gallorom. wurde das zweite Element durch das dort vorhandene *hā hōrā* (afrz. *ore*, aprov. *ara*) ersetzt. Merkwürdigerweise bespricht G. diese einleuchtende Herleitung von *encore* gar nicht, die seine Erklärung überflüssig macht.

Unter *e n c r e* erklärt G. gallorom. **íncatum* aus *ínkafstu*, der spätgriech. Aussprache von ἔγκαυστον, durch Vereinfachung der unrom. Lautfolge *fst* über *ft* zu *t*. Nun leitet er unter *otage* afrz. *ostage*, aprov. *ostatge*, it. *statico* „Geisel", ursprünglich „Geiselschaft" richtig von **obsidaticum*, einer Ableitung von *obsidatus* „Geiselschaft" bei Ammian, her; für jeden, für den die Bedeutung bei einer Etymologie das Wichtigste ist, kam seit jeher zur Erklärung von *otage* nur eine Ableitung von *obses, obsidis* „Geisel" in Betracht, wie sie schon Diez 229 gab. Durch die partielle Assimilation des *b* an das stimmlose *s* (vgl. das überlieferte *opsonare, opsonium*) ergab sich zunächst **opsidaticum*, daraus **opsdáticu* und durch Anpassung des *d* an das stimmlose *ps* in der Stimmlosigkeit **opstáticu*, daraus it. *statico*, afrz. *ostage*. Somit wurde *pst* zu *st*, nicht zu *pt*. Lat. *sextus* wurde zu *sestus*, das inschriftlich bezeugt ist; somit wurde *kst* zu *st*, nicht zu *kt*. Lat. *acceptorem* „Habicht" ergab aspan. *aztor*, d. i. *aċtor* und aprov. *austor*, das gewiß aus **autstor* durch Dissimilation des ersten *t* gegen das zweite entstand; *tspt* wurde zu *tst*. Somit blieb *s* als mittlerer von drei Konsonanten erhalten, wohl deshalb, weil es als Zischlaut stark ins Ohr fiel. Eine Vereinfachung von *fst* zu *ft* ist darnach wenig wahrscheinlich; *fst* wäre zu *st* geworden. Gallorom. **incatum* muß anders erklärt werden. Neben lat. *encaustum* (*sacrum*) „purpurrote Tinte" ist *encautum* überliefert, u. zw. im Codex Theodosianus 7, 20, 1; 11, 16, 4 in Verordnungen des Kaisers Konstantin (Thesaurus); es stammt von griech. ἔγκαυτον, da der Thesaurus linguae graecae ἐγκαυτή „sacrum encautum" aus den Basilika, auch ἐγκαυτῆς für ἐγκαυστῆς aus dem Etymologicum magnum verzeichnet. Lat. *éncautùm* wurde durch die Dissimilation des zwischentonigen *au* gegen

das nebentonige *u,* die der des vortonigen *au* gegen das haupttonige *u* in *augustus, augurium, auscultat* analog war, zu **éncatum.* Dieses hatte ẹ, weil griech. *e* in den meisten Dialekten geschlossen war. Da ndl. *inkt* „Tinte“ sein *i* aus *e* vor *n* + Konsonant entwickelt haben kann (te Winkel, Pauls Gr. I², 820, Zeile 15) und ein Wandel von *enc-* zu *inc-* im Gallorom. unerklärlich wäre, so ist als unmittelbare Vorstufe des afrz. *enque* wohl **ẹ́ncatum* und nicht mit G. **íncatum* anzusetzen. Die eben vorgetragene Erklärung des afrz. *enque* aus *encautum* wird gestützt durch die Herleitung des poitev. *enchotir* „beschmutzen“ von **encautire,* einer Ableitung von *encautum,* durch A. Thomas, Rom. 38, 388 und Meyer-Lübke, REW. 2870. Die Tatsache, daß *encautum* im Poitou eine verbale Ableitung hervorgebracht hat, legt den Gedanken nahe, daß es sich von dort her über das frz. Sprachgebiet verbreitet habe und daß es von der gelehrten Schule zu Burdigala, an der Ausonius lehrte, ausgegangen sei. Die Herleitung des afrz. *enque* von *éncaustum* durch Meyer-Lübke, REW. 2869 ist aufzugeben.

Engrêler „am Rande mit Zieraten schmücken“ erklärt G. mit dem Dict. gén. als Ableitung von *grêle* „Hagelschloße“; der Dict. gén. meint, man habe *engrêlé* „bordé de petites dents que séparent des sillons arrondis“ von *grêle* abgeleitet, les dents étant comparées à des grains de grêle. Man kann sich aber schwer denken, daß das Volk eine Ähnlichkeit der regelmäßigen Zacken am Rande mit Hagelkörnern gefunden habe, und auch Ähnlichkeit mit den Spuren der aufgefallenen Hagelkörner kann man sich nicht recht vorstellen; welchen Eindruck ein von Hagelkörnern getroffener Acker tatsächlich auf das frz. Volk machte, zeigt *grêlé* „pockennarbig“. Nun hat der Dict. gén., der *engrêlé* von *grêle* „Hagel“ abgeleitet hat, selbst unter *grêler* 1 *grêler* „diminuer sur le bord les dents d'un peigne“ als spezielle Anwendung von *grêler* „rendre grêle, amincir“, einer klaren Ableitung von *grêle* „trop mince“ aufgefaßt. Von *grêler* „diminuer sur le bord les dents d'un peigne“ kann aber doch *engrêlé* „bordé de petites dents“ nicht getrennt werden.

Epagneul „spanischer Wachtelhund“ leitet G. von lat. *hispaniolus* „spanisch“ unter einfachem Hinweis auf Meyer-Lübke, REW. 4147 her, der tatsächlich it. *spagnuolo,* afrz. *espagnuel* — wo ist das überliefert? — aprov. *espanhol* „spanisch“ und nfrz. *épagneul* „langhaariger Jagdhund“ auf ein *hispaniolus* nach Cohn, Suffixwandlungen, 250 zurückführt. Aber ein lat. **hispaniolus* ist nicht überliefert und auch morphologisch nicht wahrscheinlich. Wenn man ein Diminutiv von *Hispanus* gebildet hätte, um spöttisch ein „Spanierlein“ zu sagen (vgl. *Graeculus* „Griechlein“), so hätte es **Hispanulus* gelautet; ein **Hispanius,* dessen Diminutiv **Hispaniolus* gewesen wäre, ist auch nicht bezeugt. Nun könnte trotzdem ein auf irgendeine eigenartige

Weise gebildetes **hispaniolus* bestanden haben; es wäre aber nur auf Grund gewisser rom. Formen angenommen. Wie steht es aber mit den rom. Stützen eines **hispaniolus?* Vor allem darf man nicht mit dem Dict. gén. behaupten, daß *épagneul* „représente régulièrement le lat. pop. **hispaniolum*". Nach dem Dict. gén. und God. 9, 536 b sind zunächst aus dem 14. Jahrhunderte nur *un chien espaignol* (1393) und *d'espaignols* (Ménagier de Paris 2, 281) und noch aus dem 15. Jahrhundert aus Lille *espaignoz* überliefert und erst aus dem Jahr 1465 u. zw. aus La Rochelle *un petit espaigneul,* endlich aus dem 16. Jahrhundert *epaigneul.* Da die Hundebezeichnung in der reichen afrz. Literatur des 12. und des 13. Jahrhunderts, in der oft genug von Hunden gesprochen wird, fehlt, so ist es ausgeschlossen, daß **hispaniolum* seit lat. oder doch gallorom. Zeit in Nordfrankreich bestanden und dort regelmäßig *épagneul* ergeben habe. Vielmehr entstand *épagneul* aus älterem *espaignol* durch Umsetzung in den frz. Lautstand an der frz.-prov. Sprachgrenze; dort wußte und weiß man, daß die Franzosen des Nordens *s* vor Konsonant, das die Südfranzosen sprechen, unterdrücken, und daß dem prov. *-ol,* z. B. in *campanhol* „Champignon", frz. *-eul,* so in älterem *champigneul,* entspricht. Es ist vielleicht kein Zufall, daß der älteste Beleg von God. für die Form *espaigneul* aus La Rochelle stammt, das nicht sehr weit vom prov. Sprachgebiete, von der Sprachgrenze liegt. Frz. *espagnol* stammt wegen *-ol* aus dem Prov., span. *español* aus demselben Grunde aus dem Prov. oder Kat. Entstehung aus aspan. *españon* des Poema de Fernan Gonzalez 10 durch Dissimilation (Diez, Gram. 5, 79, Anm. 2; Cornu, GGr. I², 964 und 1011, Anm. 3) ist unwahrscheinlich, weil *cañon, piñon, riñon, sabañon* geblieben sind; vielmehr ging das vereinzelte aspan. *españon* aus *español* durch die Anpassung an *compañon* hervor. So bleiben als Zeugen eines **hispaniolus* aprov. *espanhol* und it. *spagnuolo.* Baist erklärte in der Revue hispanique 11, 136 aprov. *espanhol,* von dem auch er das span. Wort herleitet, als Entlehnung aus it. *spagnuolo* und *spagnuolo* „Bewohner Spaniens" als Bildung zu *Spagna* nach *campagna* „Land" — *campagnuolo* „Landbewohner"; dieses *campagnuolo* geht auf ein lat. Diminutiv des lat. *campaneus* „zum Lande gehörig" zurück. In der ZrP. 30, 469 nahm Baist die Annahme it. Herkunft des prov. *espanhol* zurück, weil afrz. *espaignol* schon in Beatrix et Galien und im Guillaume de Palerne vorkommt und das Prov. selbst Bezeichnungen von Bewohnern eines Landes oder einer Landschaft auf *-ol* bildet. Nun beweist das Vorkommen des afrz. *espaignol* in Texten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts keineswegs die Bodenständigkeit des aprov. *espanhol,* da gerade Bezeichnungen fremder Völker leicht und rasch wandern können. Wie steht es mit den von Baist angeführten, auf *-ol* ausgehenden prov. Bezeichnungen der Bewohner einer Landschaft? *Boussagol*

„Bewohner von *Boussac* (Aveyron)" hält Baist selbst für ein zweifelhaftes Beispiel und Entstehung aus **Boussagot* für möglich. *Brenous* „Bewohner von *La Brenne* im Département Indre" ist erst nach *Champignou*, Fem. *Champignolle* „Bewohner der *Champagne* in demselben Département" gebildet. Dieses *Champignou, Champignolle* dürfte in mundartlicher Form zu *Champagne* scherzhaft nach *champagne* „Feld" — *champigneul* „Feldschwamm" gebildet worden sein; weil der *champigneul* auf der *champagne* wächst, nannten die Bewohner der benachbarten Landschaften den auf der *Champagne* aufwachsenden Menschen einen *Champignou*. Dabei gehören die Bezeichnungen *Brenous* und *Champignou* dem frz. und nicht dem prov. Gebiete an. Es bleibt *Cévenol* „Bewohner der Cévennes" übrig. Ist es aus **cevenon* durch die Dissimilation entstanden, die hier das zweite *n* traf, weil das erste durch das Grundwort geschützt war? Da die Cévennes an der Westgrenze des alten Königreichs Burgund lagen, konnte man nach *Borgonha-Borgonhon* ein **cevenon* bilden. Wie immer *cévenol* entstanden sei, jedenfalls erweist es in seiner Vereinzelung keinen regelmäßigen Gebrauch von *-ol* im Prov. zur Bezeichnung der Bewohner einer Landschaft. Eine Bildung von *espanhol* zu *Espanha* nach *Cévennes-cévenol* ist nicht glaublich. Eher hätte man es nach *Champagne* im Indre-*Champagnou, Champagnolle* bilden können, aber doch nur in jener Gegend, da die Bezeichnung des Bewohners einer so kleinen Landschaft weit weg davon nicht bekannt war. Eine Bildung von *espagnol* im Berry und eine Ausbreitung von dort über das übrige Frankreich ist auch nicht glaublich. Kurz, aprov. *espanhol* hat im Prov. selbst, so viel ich sehe, kein rechtes Vorbild. Die Annahme, daß schon das Gallorom. Südgalliens für „Spanier, spanisch" **hispaniolum* gesagt habe, ist auch deshalb unwahrscheinlich, weil das Gallorom., und zwar das Südgalliens wie das Nordgalliens nachweisbar eine andere Bildung dafür gebrauchte, nämlich **hispaniscus*. Die so alte Verslegende von der heiligen Fides von Agen gebraucht im Vers 15 *espanesc* „spanisch", beziehungsweise *espanesca* im beweisenden Reim. Darnach ist afrz. *espaneis* „spanisch", das schon in Beneeits Trojaroman vorkommt, späteres *espanois* nicht aus lat. *Hispaniensis*, beziehungsweise bezeugtem *Hispanensis* herzuleiten, sondern aus **hispaniscus*. Die Übereinstimmung des sehr frühe überlieferten afrz. *espaneis* mit dem frühe bezeugten aprov. *espanesc* weist auf eine schon gallorom. Bildung. Es ist nun nicht wahrscheinlich, daß das Gallorom. gleich zwei Ausdrücke für „spanisch" gehabt habe, nämlich **hispaniolum* und **hispaniscum*. Es hatte jedenfalls **hispaniscum*. Unter diesen Umständen bleibt nur die von Baist früher gemachte Annahme übrig, daß aprov. *espanhol* von it. *spagnuolo* stamme. Es ist vielleicht kein Zufall, daß *Espanhol* „Spanier" von Raimbaut von

Vaqueiras im Briefe an den Italiener, Bonifaz I., Markgrafen von Montferrat, gebraucht wurde (Appels Chrestomathie 101, 47). Das Ergebnis der Erörterung ist folgendes. Das Volkslatein besaß kein **hispaniolum*. Der jetzt in den rom. Sprachen übliche Ausdruck für „spanisch, Spanier" wurde nicht in Spanien gebildet, wo man den Landsmann nicht als „Spanier", sondern als Kastilier, Aragonesen, Leonesen u. dgl. bezeichnete, aber auch nicht in Frankreich, sondern in Italien, wo man nach *campagna-campagnuolo* zu *Spagna Spagnuolo* bildete. Von Italien kam das Wort nach Südfrankreich und Katalonien, wohl durch den Landverkehr zwischen Italien und Spanien, der über Südfrankreich gehen mußte und sicherer war als der Seeverkehr. Von Südfrankreich gelangte die Bezeichnung nach Nordfrankreich, von Katalonien nach Spanien. Da man für „spanisch" in Nordfrankreich *espagnol* sagte, nannte man eine aus Spanien stammende Hunderasse *un chien espaignol* und kürzer *un espaignol*, erst später mit Französisierung *un épagneul*.

Unter *épanouir* leitet G. afrz. *espanir* aus fränk. **spannjan* „zum Spannen, Ausbreiten bringen", d. i. Ableitung von **spannan* „spannen", her. Diese richtige Erklärung hätte an Überzeugungskraft gewonnen, wenn G. gesagt hätte, daß das niederfränk. *spannjan* nicht etwa bloß von ihm angenommen, sondern durch Formen in den verwandten germ. Sprachen gestützt ist. Mhd. *spennen* „spannen", ein schwaches Verbum, mndd. *spennen* dass., anord. *spenna* „umspannen, umschließen", auch schwache Verba, weisen auf germ. **spannjan* (Falk-Torp, *spaende*).

Unter *éparpiller* stellt G. afrz. *esparpeiller* „zerstreuen, sich zerstreuen" zum Stamme von *papillon*, beziehungsweise franc-comtois *parpaillot* „Schmetterling" und leitet es von einem gallorom. **exparpiliare* „auseinanderflattern" her. Ähnlich setzte der Dict. gén. ein **sparpiliare* an und meinte, es sei vielleicht aus den Stämmen von *spargere* und *papilio* zusammengesetzt. Hier und von G. sind die Formen der anderen rom. Sprachen nicht genügend berücksichtigt. Aprov. *esparpalhar* „disperser", it. *sparpagliare* „zerstreuen, umherstreuen" und das bei Meyer-Lübke, REW. 2675 fehlende span. *desparpajar* „umherstreuen, durcheinanderwerfen" weisen auf einen Stamm **parpaliare* hin. Afrz. *esparpeillier*, nfrz. *éparpiller* kann auch aus gallorom. **esparpaliare* entstanden sein. Meyer-Lübke, Frz. Gram. 1, 108 bespricht die Erhaltung der zwischentonigen Vokale als *e* und dessen Wandel zu *i* vor *l'*, *ń*, *ś*, *ć* und bemerkt dann: in letzterem Falle — d. i. vor *l'*, *ń*, *ś*, *ć* — wird auch das aus *a* entstandene *e* zu *i*: *champignuel*. Als Beispiel dieses Wandels vor *l'* hätte er *échillon* aus **scalionem* anführen können. Da *éparpiller* aus **esparpaliare* entstanden sein kann und die anderen rom. Formen daraus wohl entstanden sein müssen, so ist als Grundform **parpaliare* anzusetzen. Auch dieses könnte nach den

Lauten mit **parpalionem* „Schmetterling" zusammenhängen, das durch franc-comtois *parpaillot,* aprov. *parpalhon,* genues. *parpagiun,* ait. *parpaglione,* kalabr. *parpagghiune* erwiesen wird und wohl aus **papalionem,* das in anderer Bedeutung in aprov. *pabalhon* erhalten ist, über **palpalionem* durch gebrochene Reduplikation (s. Walde, *papilio*) hervorgegangen ist. Aber die Herkunft des Verbums **parpaliare* „zerstreuen" von **parpalionem* „Schmetterling" ist morphologisch und begrifflich unwahrscheinlich. Sie ist es morphologisch, weil **parpaliare* nicht von **parpalionem* abgeleitet werden konnte, sondern nur von einem **parpalius* oder **parpalia.* Nun ist ein aus *papilionem* und **parpalionem* durch Rückbildung entstandenes **papilia* und **parpalia* allerdings für Norditalien durch friaul. *paveye,* venez. *pavegia,* lombard.-emil. *barbeya,* bez. parmig., imol. *parpaya* „Schmetterling" erwiesen, während jetziges *pápecia* in Arezzo nach seiner Betonung erst durch junge Rückbildung aus altaretin. *papecione* hervorging. Soll **parpaliare* von der Emilia ausgegangen sein, in der **parpalia* heute von Parma bis Imola als *parpaya* erhalten ist? Diese Annahme wäre sehr unwahrscheinlich. Hätte man von **parpalionem* ein Verbum abgeleitet, um den Begriff „wie ein Schmetterling tun, flattern" auszudrücken, so hätte es **parpalionare* gelautet. Die Herleitung des Verbums **parpaliare* von **parpalionem* ist aber auch begrifflich schwierig. Keines der rom. Verba bedeutet „auseinanderflattern" und das aprov., it., span. nicht einmal „sich zerstreuen" ohne Reflexivum, sondern nur aktiv „etwas umherstreuen". Kurz, die Verbindung von **parpaliare* „umherstreuen" mit **parpalionem* „Schmetterling" durch G. ist aufzugeben. Eine andere etymologische Erklärung ist zu suchen. Mit den rom. Verben haben Cholodniak, Rheinisches Museum 64, 330; Meyer-Lübke, REW. 2675 und G. **disparpallavit* bei Petronius 46, 2 verbunden. Die Handschrift bietet *dispare pallavit* u. zw. in folgendem Zusammenhange: *inveniemus quod manducemus, pullum, ova. belle erit, etiam si omnia hoc anno tempestas dispare pallavit.* Schon Reiske schlug in der zweiten Ausgabe der Cena Trimalchionis durch Burmann (1743) für *pallavit pullavit* vor, das Perfekt von *pullare* „sprossen", das eben in der Zeit, in der die Cena entstand, von Calpurnius Siculus, Ecloga 5, 20 gebraucht wurde und in ait. *pollare,* neuit. *rampollare* „sprossen" erhalten ist. Reiske nahm eine allerdings weder durch die lat. Überlieferung noch durch das Rom. bezeugte aktive Bedeutung „sprossen machen, wachsen lassen" an. Bücheler und Friedländer billigten die Annahme Reiskes; Bücheler übersetzte: obwohl das Wetter heuer alles zur ungehörigen Zeit hat wachsen lassen, Friedländer: wenn auch in diesem Jahr die Witterung alles hat in verkehrter Ordnung wachsen lassen. Auch mir scheint die Konjektur Reiskes schlagend; nur möchte ich *dispare* nicht mit „zur ungehörigen Zeit" oder „in verkehrter

Ordnung" übersetzen, sondern nach der gewöhnlichen Bedeutung von *dispar* mit „in ungleicher Weise". Vorher 44, 2 hat Ganymedes geklagt: *quomodo siccitas perseverat. iam annum esuritio fuit;* die *tempestas* war also sehr trockenes Wetter. Dieses hat die Pflanzen, die einen trockenen Boden fordern, gut, die Gewächse, die Feuchtigkeit verlangen, schlecht gedeihen lassen. So konnte Echion sagen, daß „das Wetter heuer alles in ungleicher Weise hat wachsen lassen". Da manche Früchte schlecht gediehen und in geringer Menge vorhanden waren, konnte er fürchten, manches zur Bewirtung Agamemnons auf seinem Landgut Nötige nicht vorzufinden; da aber anderes gut gedieh, so wird es doch nett werden *(belle erit* und weiterhin *inveniemus ergo unde saturi fiamus).* Mit Bücheler und Friedländer, den beiden Gelehrten, die sich um die Gestaltung und Erklärung des ursprünglichen Textes der Cena Trimalchionis die größten Verdienste erworben haben, glaube ich, daß Petronius *dispare pullavit* schrieb. Andererseits bleibt die Überlieferung *dispare pallavit* in der einzigen Handschrift bestehen. Der Originaltext hatte *dispare pullavit;* der Abschreiber aber, dem aktives *pullare* nicht mehr bekannt war, dachte an das ihm geläufige *dispare pallare* und schrieb daher *dispare pallavit. Dispare* war Adverb eines **disparus,* das in der Volkssprache für *dispar* eingetreten war, so wie *comparus* (Orelli, Inscriptionum latinarum .. collectio, 4322) nach Büchelers Nachweis für *compar* eintrat. *Pallare* ist nach Bücheler einigemal für *palare* geschrieben, das sonst nur in der Satire der Sulpicia, 43 vorkommt für sonstiges, reichlich bezeugtes *palari* „sich zerstreuen". Die Bildung eines aktiven *palare* „etwas zerstreuen" aus *palari* „sich zerstreuen" in der Volkssprache ist ohne weiteres begreiflich. *Dispare pallare* bedeutete „ungleichmäßig zerstreuen", so wie noch jetzt frz. *éparpiller* „disperser sans ordre" (Dict. gén.) und it. *sparpagliare* „spargere senza ordine" (Rigutini-Fanfani) bedeuten. Allerdings verlangen die rom. Verba eine Grundform **disparpaliare* statt *dispare pallare.* Meyer-Lübke, REW. 2675, stellte es zu *palea,* wobei von dessen alter Bedeutung „Spreu" auszugehen wäre und nicht von der rom., gewiß schon im späteren Volkslatein entwickelten „Stroh". Wegen des lat. *palari* „sich zerstreuen", *palare, pallare* und wegen *dispare pallavit* der Cena Trimalchionis kommt eine ursprüngliche Ableitung von *palea* nicht in Betracht; wohl aber kann *dispare pallare* in volksetymologischer Anlehnung an *palea* „Spreu" zu **disparpaliare* geworden sein. Diese Form kann aber auch auf andere Weise für *dispare pallare* eingetreten sein. Afrz. *esparpal* „éparpillement" im Renaut de Montauban (God. 3, 512 c), aprov. *esparpalh* „dispersion" (Rayn. 3, 166 a) und span. *desparpajo* „Schwatzhaftigkeit", das allerdings nur die sekundäre Bedeutung von *desparpajar* „durcheinanderwerfen, durcheinanderschwatzen" hat, weisen auf ein **disparpalium* oder

**disparpallium* hin, das auch von **disparpalare* oder **disparpallare* abgeleitet sein kann mit dem Suffix *-ium* der von zusammengesetzten Verben abgeleiteten Verbalsubstantiva (Meyer-Lübke, Rom. Gram. 2, 450; Ascoli, Agi 7, 493; Jud, An S. 124, 406). Nach **disparpal(l)ium* kann **disparpal(l)are* zu **disparpal(l)iare* geworden sein. Herkunft der rom. Verba von lat. *dispare pallare* „ungleichmäßig zerstreuen" scheint mir sicher zu sein.

Unter *épart* „Wetterleuchten" führt G. afrz. *espartir* „blitzen" auf ein fränk. **spartjan* „bersten, sprühen" zurück, das zu ahd. *sprazzalôn,* bayr. *spratzeln* „spritzen, sprühen", ostfries. *sparteln,* ndl. *spartelen* „zappeln" gehört habe. Da die angeführten Verba auf westgerm. **sprattalôn* weisen, hätte G., um fränk. **spratjan* wahrscheinlich zu machen, mhd. *spretzen* „spritzen" aus westgerm. **sprattjan* anführen sollen. Dabei wäre die Umstellung von *r* + Vokal zu Vokal + *r*, die J. Franck, Altfränk. Gram., § 125 erwähnt, für das altniederfränk. **spartjan* anzunehmen. Es fragt sich aber, ob man afrz. *espartir* „blitzen" von einem eigenen u. zw. germ. Grundwort herleiten müsse, ob man es nicht aus afrz. *espartir* „partager, séparer", als neutrales Verb „se fendre", das etymologisch klar ist, erklären könne. G. hält die Verbindung für begrifflich bedenklich und meint, daß ein von *espartir* „trennen" abgeleitetes *espart* eher „Sonnenstrahl" als „Blitz" bedeutet hätte. Nun verzeichnet God. 3, 514 b, tatsächlich Dichterstellen, die das Durchdringen der Wolken durch Sonnenstrahlen mit *espartir* bezeichnen; aber dies schließt die Möglichkeit noch nicht aus, daß das Volk den Bäume spaltenden Blitz nach dem Spalten benannt habe. Wallon. *spleti* „blitzen" stammt nach Göhri, Revue de dialectologie rom. 4, 35, von ndl. *splijten* „spalten" und padov. *sciantidzare* „blitzen" ist vom Stamm des it. *schiantare* „spalten, zersplittern, zerschmettern" abgeleitet; Goldschmidt, ZrP. 22, 260 unten, hat zwei hebr. Wörter für „Blitz" angeführt, die eigentlich „das Sichspalten", bzw. „das Durchbohren" bedeuten. G. selbst nimmt als die eigentliche Bedeutung des germ. Verbums „bersten" an; afrz. *espartir* ist in der Bedeutung „se fendre" bezeugt. Das ist doch dasselbe. Kurz, die Herleitung des afrz. *espartir* „blitzen" von einem eigenen germ. Wort ist unnötig; es handelt sich um eine spezielle Anwendung von *espartir* „trennen, spalten". Man beachte noch die von God. 3, 514 b, angeführten Worte des Claude Fauchet, Antiquités gauloises 5, 19: *ils marchoyent avec bruit qu l'on eust jugé le ciel devoir fendre et espartir.*

Epeler „buchstabieren", früher „erklären", bzw. das aus dem 15. Jahrhundert überlieferte *espeler* erklärt G. richtig wie schon Meyer-Lübke, Frz. Gram. 1, 208, und der Dict. gén. aus älterem *espelir,* wozu nur zu bemerken wäre, daß auch das Aprov. *espelar* „signifier" neben *espelir* „dire" kennt, bespricht aber

nicht die Entstehung des afrz., aprov. *espelir* aus dem dem got. *spillon*, ahd. *spellôn* „erzählen“ entsprechenden fränk. **spellôn*; sie bedarf der Erklärung, da die germ. Verba auf *-ôn* sonst rom. auf *-are, -ar, -er* ergaben. Darnach ergab fränk. **spellôn* zunächst urfrz. **espeler*, urprov. **espelar*. Diese wurden zu afrz., aprov. *espelir* „sagen, erklären“ vermutlich nach dem Homonym afrz., aprov. *espelir* „chasser, faire éclore“ aus lat. *expellere* „heraustreiben“. Auch afrz. *espelre, espeudre* „signifier“ mag nach ursprünglichem **espelre* „chasser“ gebildet sein.

Épi „Ähre“ leitet G. aus gallorom. **spīcum*, d. i. von lat. *spīca* „Ähre“, das nach seiner Endung als gallorom. Kollektivbildung aufgefaßt wurde, rückgebildetem Sing.“ her. Da ist zunächst das Sternchen vor *spīcum* zu beseitigen, weil in der lat. Überlieferung mehrfach *spīcum, spīci* und *spīcus, spīci* neben *spīca* vorkommen. Weiters geht frz. *épi* auf ein gallorom. *spīcum* nur insoferne zurück, als jedes frz. Erbwort aus einem lat. nur über das Gallorom. hergekommen sein kann. Gewöhnlich meint man aber, wenn man von einem gallorom. statt von einem lat. Wort spricht, nicht das, sondern ein erst im Gallorom. gebildetes Wort; daran scheint auch G. gedacht zu haben, da er von der Auffassung des lat. *spīca* als gallorom. Kollektivbildung spricht. *Spicum* wurde aber schon im Latein gebildet; das ergibt sich nicht nur aus seinem Vorkommen in der lat. Überlieferung, sondern auch aus seiner Verbreitung über die Romania, über Frankreich, Italien, Rumänien (REW. 8148).

Épinette „kanadische Tanne“ stehe, sagt G., „mit unorganischem Anlaut“ für **pinette* eine Femininform zu mfrz. *pinet* „kleine Fichte“. Statt des über die Entstehung nichts besagenden Ausdrucks „unorganischer Anlaut“ wäre es besser gewesen, zu sagen, daß *épinette* aus *les *pinettes* entstanden sei.

Éponge „Schwamm“ leitet G. von lat. *spongia* her unter einfachem Hinweis auf Meyer-Lübkes REW. 8173, setzt sich aber dadurch in Gegensatz zu Meyer-Lübke, der frz. *éponge*, aprov. *esponga*, venez. *sponga* und lecces. *spunga* aus **sponga* herleitete, nachdem schon Gröber, AlL. 5, 478, it., genauer venez. *sponga* aus einem lat. **sponga* erklärt hatte. It. *spongato* „una specie di ponce dove entra del rhum, e riesce spugnoso“ stammt wohl aus dem Venez.; kat. *esponja* (nicht **esponga*, wie Meyer-Lübke angibt) ist wie span., port. *esponja* aus dem Frz. entlehnt. Frz. *éponge* könnte ja aus einem später in die Volkssprache aufgenommenen *spongia* entstanden sein, so wie *étrange, lange, linge* aus *extraneum, laneum, lineum* hervorgingen; aber aprov. *esponga*, venez. *sponga*, lecces. *spunga* verlangen lat. **sponga*, auf das man dann, besonders wegen des aprov. Wortes, auch frz. *éponge* zurückführen wird. Wie entstand **sponga?* Die Bewahrung einerseits in Venedig, andererseits in Lecce in Apulien spricht dafür, daß es einst über Italien verbreitet war und nur im

größten Teil dieses Landes vom schriftsprachlichen *spongia* verdrängt wurde; dessen Vertreter, nordit. *spondza* hat nach Meyer-Lübke in späterer Zeit lecces. *spondza* (neben *spunga*) und siz. *spondza* ergeben. Die Erhaltung von **sponga* in der Terra d'Otranto begünstigt die Annahme, daß es von griech., speziell dorischem σπόγγος stamme wie lat. *fungus* von attischem σφόγγος. Lat. **spongus* wurde nach *spongia* zu **sponga*. Dieses drang nach Mittel- und Oberitalien vor und von dort nach Frankreich; es wurde im größten Teil Italiens von *spongia* wieder verdrängt, in Frankreich beibehalten. Jedenfalls ist die Beurteilung der Herkunft des frz. *éponge,* das zufällig ziemlich spät in der Überlieferung erscheint, viel komplizierter, als es nach der einen Zeile bei G. scheint.

Unter *époule* „Schiffchen an der Weberspule" erklärt G. das im 13. Jahrhundert bezeugte afrz. *espole* als Rückbildung von afrz. *espolin*. Woher G. ein afrz. *espolin* kennt, weiß ich nicht. God. verzeichnet es weder im Hauptteil noch im Complément und die Verfasser des Dict. gén., die doch die afrz. Überlieferung einigermaßen kennen, geben als ältesten Beleg von *époulin* das 1723 von Savary gebrauchte *espoullin* an. Wenn aber ein afrz. **espolin* nicht bestanden hat, fällt die Erklärung des aus dem 13. Jahrhundert überlieferten *espole* als einer Rückbildung von **espolin* dahin. In demselben Artikel sagt G., meine Herleitung von got. **spôla* erkläre die Erhaltung des *-ou*-Lautes im Nordfrz. nicht und entspreche auch lautlich nicht dem prov. *espol*. Aber ich dachte, als ich in meinem Buche, 30, von einem im Frz. und Prov. vorkommenden got. **spôla* sprach, gar nicht an aprov. *espol,* sondern an das schon von Diez 304, angeführte limousin. *espolo,* das man sehr wohl auf ein aprov., speziell altlimousin. **espola* zurückführen kann, weil sich dessen Fehlen in der aprov. Überlieferung aus deren Charakter erklärt, und an afrz. *espole, espoule*. A. a. O. habe ich alle anderen frz. Wörter, die auf eine got. Form zurückweisen, ausdrücklich als prov. Lehnwörter bezeichnet. Für afrz. *espole* habe ich die prov. Herkunft nicht ausdrücklich hervorgehoben, aber auch nicht abgelehnt, was ich doch hätte tun müssen, wenn ich *espole* im Gegensatz zu den anderen Wörtern, mit denen ich es nannte, für kein prov. Lehnwort gehalten hätte. Daraus ergibt sich, daß ich afrz. *espole* aus aprov. **espola,* der Vorstufe des limousin. *espolo,* herleitete, wodurch auch die Erhaltung des *o, ou* im Frz. erklärt ist. In der nach meinem Buch erschienenen achten Lieferung des REW. 8167 sah Meyer-Lübke gleichfalls afrz. *espole* als prov. Lehnwort an. Mackel, Frz. Stud. 6, 34, hielt afrz. *espole, espoule,* Meyer-Lübke nprov. *espolo* für ein it. Lehnwort; beide Annahmen sind wegen des erstmaligen Vorkommens von *espole* bei dem Engländer Johannes von Garlandia, bez. wegen der Bewahrung von *espolo* im Limousin unwahrscheinlich. Nach ihrer Ablehnung ergibt

sich folgendes. Got. **spôla* ergab, wohl unter dem Einfluß von *polus* „Ende der Erdachse“ mit offenem *o*, lat. **spola* mit offenem *o* und dieses aprov. **espola*, das einerseits afrz. *espole*, andererseits limousin. *espolo* lieferte, friaul. *spuele*, it. *spuola*, *spola*, neap. *spole*, logud. *ispola*. Fränk. **spôlo* ergab afrz. *espeul* „broche de fileur“ (mit dem Diminutiv *espolet* dass.), aprov. *espol* „espolin“; *espeul* ergab rouchi *épeule*, lothring. *ehpieule*. Afrz. *espoule* wurde zu wallon. *spoule*, *sipoule*, von dem nfrz. *sépoule* stammt (Behrens, ZrP. 13, 406 = Beiträge 243), und zu nfrz. *époule*. Nfrz. *espoullin* (1723) stammt aus dem Nprov. und wurde nach *époule* zu *époulin*.

Equignon „eiserner Beschlag einer Holzachse“, 1332 *eskinon*, ist gewiß nicht von *coin* „Keil“ abgeleitet, wie G. meint, sondern von normann.-pikard. *eskine* = frz. *échine*, wie der Dict. gén. sagt; dabei ist von der Bedeutung „Schiene“ auszugehen, die das germ. Wort und im Frz. lothring. *ehin*, wallon. *hen* haben. Nur pikard. *ékignon* „Keil am Pflug“ gehört zu *quignon* „Keil Brotes“ und damit zu *coin*.

Innsbruck. JOSEF BRÜCH.

Und dennoch — „Tempuskontamination".

Unter der fragenden Überschrift „Französische Tempuskontamination?" hat L. Spitzer — nach freundlichen Begrüßungsworten anläßlich meiner Wiederaufnahme produktiver Mitarbeit an der Wissenschaft, für die ich ihm meinen Dank hier aussprechen nicht verfehlen möchte, — Bd. 50 S. 148 ff. *dieser Zeitschr.* Zweifel an der Berechtigung der Bezeichnung „Tempuskontamination" geäußert, die ich gewissen eigentümlichen Arten des Tempusgebrauchs im Deutschen wie im Französischen gegeben hatte. Unter seinen, wie immer, lebendigen und anziehenden Darlegungen finden sich manche, die den mit dem Begriff „Kontamination" wenig vertrauten Lesern erwünschte Belehrung bringen und daher von diesen gewiß mit Dank aufgenommen werden. Leider aber auch verschiedene, die, der großen Ideenfülle und übersprudelnden Phantasie des Verfassers entsprungen, geeignet sind, in den Köpfen von Neulingen Verwirrung zu stiften und ihnen die klare Erfassung des vorliegenden Problems zu erschweren, wenn nicht gar unmöglich zu machen.

Dahin gehören vor allem gewisse willkürliche Konstruktionen, die nicht dem wahren Wesen der Sache entsprechen. „Die Parallelerscheinung, die Kalepky zitiert: (ein Lehrer sagt:) *Wie h i e ß die Stadt, von der ich vorhin sprach?* versteht man aus der momentanen Begrenzung des Horizontes während des Sprechens: für den Lehrer, der im Augenblick des Aussprechens jenes Satzes wohl schon bei einer anderen Stadt hält, ist „die frühere Stadt" (man beachte diesen Ausdruck!) erledigt, abgetan, sie h e i ß t gleichsam wirklich nicht mehr, sie hieß bloß früher — es handelt sich um eine sehr anthropozentrische Ausdrucksweise" — diesen S. 148 (unten) stehenden, hier bis auf das kleinste Zeichen genau wiedergegebenen Satz konnte ich nur mit Verwunderung und Kopfschütteln lesen. Was bedeuten die Anführungszeichen bei „die frühere Stadt" mit dem parenthetischen Zusatz: „man beachte diesen Ausdruck!"? I c h habe ihn in meinen Darlegungen nicht gebraucht, wie der Leser nach solcher Art der Vorführung doch annehmen muß. Ich habe auch nichts davon gesagt, daß der Lehrer, der die Frage mit „Wie h i e ß" beginnt, „im Augenblick des Aussprechens jenes Satzes

wohl (!) schon bei einer anderen Stadt hält, daß für ihn „die frühere Stadt“ — die Anführungszeichen, wie gesagt, sind mir unverständlich — erledigt, abgetan ist, daß sie gleichsam (!) wirklich nicht mehr heißt, bloß früher hieß“. Alle diese Suppositionen kommen für den Fall, den ich im Sinne habe, gar nicht in Betracht. Auch wenn von keiner zweiten Stadt die Rede ist, wenn der Lehrer etwa mitten in der Schilderung von New York unterbrochen, herausgerufen wird oder, wenn er in der ersten Stunde mit seiner Aufgabe nicht fertig wird und sie in der nächsten Stunde fortsetzt, kann er — also auch ohne daß irgend eine andere Stadt ihm oder seinen Schülern in den Sinn gekommen wäre — mit der Frage beginnen: „Wie hieß die Stadt, von der usw.?“ Einfach weil sich im Geiste die Vorstellung „Wie heißt die Stadt?“ mit der anderen mischt, daß die von ihm gemachte Nennung ihres Namens der Vergangenheit angehört. Ein anderes, besonders hübsches Beispiel für solche Präsens-Imperfekt-Kontamination erwähnte neulich ein mir befreundeter Fachgenosse (Herr Dr. G. Becker), indem er die Kellnerfrage zitierte: „Was bekam der Herr doch schon[1])?“ Der Herr hat in Wirklichkeit noch gar nichts bekommen, er hat erst einen Wunsch geäußert. Aber statt „Was sagte der Herr doch schon, daß er bekommt?“ sagt der Kellner: „Was bekam der Herr doch schon?“ Und diese Durcheinandermischung zweier dem Sprechenden vorschwebenden Ideen zu einem einzigen und darum sachlich ungenauen und unzutreffenden, aber — innerhalb der gerade vorliegenden Situation — dem Hörenden doch vollkommen verständlichen Ausdruck ist es, die ich — und ich meine auch die Philologenschaft — Kontamination (von contaminare 1. „mit Fremdem in Berührung bringen“, 2. (speziell, z. B. von Terenz in seinen Prologen gebraucht): aus zwei [griechischen] Originalstücken durch Verschmelzung ein einziges [lateinisches] machen) nenne. Ist Spitzer andrer Meinung, dann bitte ich ihn, seine Definition aufzustellen. Auf andere Weise ist eine Einigung nicht möglich.

[1]) Diejenigen Leser, die sich, wie ich, der Sprachbetrachtung nicht bloß mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen hingeben, werden gewiß ihre stille Freude an dieser wundersamen Blüte des Sprachschaffens haben. „Der Herr hat mir zwar schon gesagt, was er bekommt, aber doch muß ich danach noch einmal fragen“ oder auch: „Ich frage, was der Herr sagte, daß er bekommt und doch hat er seine Wünsche schon geäußert“ — diesen langen Gedankengang drückt die Sprache mit den oben angegebenen sechs Worten aus! Möchte man über solche „Kurzangebundenheit“ nicht, wie Faust über Gretchens, ausrufen: „Das ist nun zum Entzücken gar!“ Wie müssen die Grammatiker Jahrhunderte hindurch gesündigt haben, damit das Studium der Sprache in den so gänzlich unverdienten Ruf der Trockenheit und Ödheit kommen konnte! Freilich: „Der Satz besteht aus Subjekt und Prädikat usw.“, da kann es einem schon grausen.

Benennungsfragen sind in erster Linie Definitionsfragen. In zweiter Linie freilich auch Fragen sachlicher Feststellung. Und fast will es mir scheinen, als ob die hier zur Erörterung stehende Meinungsverschiedenheit mehr aus Unsachlichkeit dieser „Feststellung“ als aus verschiedener Ansicht über den Sinn des Terminus „Kontamination“ entspringt.

Denn wie bei dem zuerst besprochenen Beispiel aus der Schulpraxis, finde ich auch bei einigen anderen eine gewisse Willkür der Deutung oder willkürliche Umdeutung. So sagt Spitzer (S. 149 unten zu dem aus *Aiol* angeführten Satze *Tant m'aront hui gabé et laidengié):* „Das heißt doch offenbar ‚so soll es denn tatsächlich heute dazu gekommen sein, daß ich so verspottet und verhöhnt werde?‘, wörtlich „so werden sie mich heute verspottet... haben [wenn es wirklich dazu kommt, oder: wenn das einmal in der Zukunft betrachtet werden wird, oder, um mit Tobler zu reden: „es wird heute gelten, daß sie...“]“. Darauf ist zu erwidern: „Nein, so heißt das auf keinen Fall, und in keinem der — drei hier als möglich hingestellten — Fälle ist die Deutung genau. Die erste hier gegebene Übersetzung in Form einer Frage ist ganz abwegig. Die zweite, als wörtlich bezeichnete wäre annehmbar ohne die hinzugefügte Einschränkung „wenn es wirklich dazu kommt“, und die dritte, Tobler zugeschriebene, ist insofern unzutreffend, als das „heute“ an falscher Stelle steht. Gemäß Toblers Auffassung wäre der Sinn wiederzugeben durch: „Von mir wird gelten, daß sie mich heute so arg verspottet und verhöhnt haben“. Und wenn die Zukünftigkeit solches Geltens durch eine sie auf das (längst erfolgte) Verspottet- und Verhöhnthaben übertragende Tempusform ausgedrückt wird, dann liegt eben — wenigstens nach der vorhin aufgestellten Definition des Wortes — eine Kontamination vor.

Weiter sagt Spitzer S. 152 (zu der neufranz. Toblerschen Belegstelle: *Adieu, lui dis-je; je vois bien que je vous aurai fait du chagrin sans le vouloir*): „Durch das *je vous aurai fait du chagrin* drückt der Sprechende das Weiterwirken (!) des verursachten Kummers und damit der eigenen Verschuldung aus.“ Ich kann auch in dieser Erläuterung nur eine willkürliche Sinnesdeutung sehen. Von „Weiterwirken (des verursachten Kummers usw.)“ finde ich in dem französischen Satze keine Spur. Er würde genau so lauten, wenn es sich um einen Kummer handelte, den der (oder die) Angeredete — selbst mit Wissen und nach der Überzeugung des Sprechenden — in kurzem überwunden haben würde. Er heißt lediglich: „Von mir wird gelten“ (da Verf. nun einmal diese Toblersche Wendung „besonders glücklich“ findet), „daß ich Ihnen unabsichtlich Kummer bereitet habe“, und enthält nichts von einem Weiterwirken dieses Kummers — oder gar von einer „Ewigkeitsperspektive“, wie Spitzer sie für

das — vorher besprochene — ... *vous la seule à qui je l'aurai dit sans mentir* in kühnem Phantasieschwunge ansetzt [2]).

Und schließlich muß ich es auch als willkürliche Deutung bezeichnen, wenn Spitzer in dem von ihm am Schlusse zitierten Urteil W. Hausensteins: „Das Werk (nämlich Meyer-Gräfes) liegt da: ruhig, fest, gewichtig. In fünfzig Jahren w i r d m a n g e m e r k t h a b e n, was es ist“ — eine der uns beschäftigenden französischen g l e i c h e deutsche Ausdrucksweise sieht („Wir haben im Deutschen dieselbe Ausdrucksweise, wenn W. H... schreibt usw.“). Hier wird ja ausdrücklich gesagt, daß man b i s j e t z t n o c h n i c h t g e m e r k t h a t, was es ist, daß man es erst in der Zukunft allmählich merken, also in fünfzig Jahren g e m e r k t h a b e n w i r d. Diese deutsche Stelle bietet also in der Tempussetzung ebensowenig irgend etwas von dem n o r m a l e n Verfahren Abweichendes, wie die von Spitzer vorher gegebenen Zitate aus Napoleons Proklamation von 1815 an seine alten Soldaten, bei denen ich mich vergebens fragte, warum sie überhaupt herangezogen worden sind, und die zu den — oben erwähnten — Teilen der Darlegungen gehören, die geeignet sind, in den Köpfen von Neulingen Verwirrung zu stiften: Napoleons (s. S. 153 oben) *„Alors vous pourrez vous vanter de ce que vous aurez fait“*, oder (wie es S. 152 unten geschieht) das gleichfalls völlig normale *j'aurai fini dans un moment* auf gleiche Stufe mit einem Satze wie *je vous aurai fait du chagrin* zu stellen, birgt die Gefahr in sich, Leser der gedachten Art gegen den wichtigen Unterschied unempfindlich zu machen, der darin liegt, daß es sich im einen Falle um ein schon eingetretenes Faktum, im anderen um etwas erst für die Zukunft Angekündigtes handelt. Und das so angerichtete Unheil wird auch sicher nicht dadurch wieder gut gemacht, daß Verf. als einzigen Unterschied (S. 153) angibt: „in jenem Falle ist eben eine Verlängerung (!) der Handlung ins Futurische vorgenom-

---

[2]) Die „Ewigkeitsperspektive“ erscheint mir nicht weniger unangebracht bei der Besprechung des Sätzchens: *Avoue que le premier billet que tu m'auras écrit, est un peu sec!* (bei dem in der Toblerschen Vorführung das Ausrufungszeichen nicht steht, das Spitzer ihm, also unberechtigt, zusetzt). Tobler fügt hinzu: „D a s B r i e f c h e n i s t b e r e i t s g e s c h r i e b e n u n d g e l e s e n.“ Spitzer leitet das Zitat ein mit der, wie mir scheint, der Geringfügigkeit des Falles nicht recht entsprechenden Betrachtung: „Die Ewigkeitsperspektive macht einen Schritt oft wichtiger, eindrucksvoller, verantwortungsbeladener (!) (folgt der franz. Satz; dann als Nachwort:) „die Ausdrucksweise lädt gleichsam den Schreiber vor ein zukünftiges Gericht: ‚denk dran, wie dein erster Brief sich ausnehmen wird!‘“ Solche Betrachtungen wären eher berechtigt, wenn der Vorwurf der „Trockenheit“ und nicht die Tatsache der Erstheit des Briefchens futurisch gegeben wäre. So wie der Satz lautet, heißt er doch nur: „Gestehe, daß das Briefchen, welches das erste von Dir an mich geschriebene ist (und auch immer sein wird), ein wenig trocken ist.“

men" (!). In Sätzen wie *Tant m'aront hui gabé et laidengié,* wo der Sprechende ausdrücklich erklärt, daß die Handlung an dem Tage seines Sprechens stattgefunden hat, vollführt worden ist, oder in *le premier billet que tu m'auras écrit,* wo Sprechende(r), wie Angeredete(r) genau wissen, daß es sich um ein schon geschriebenes Briefchen handelt, „eine Verlängerung der Handlung ins Futurische" annehmen zu wollen, ist mir genau so unverständlich, wie von dem oben erwähnten Kellnersatze „Was bekam der Herr doch schon?" etwa zu sagen, daß er „eine Verlängerung der Handlung (des Bekommens) ins Vergangene" bedeute. Sollte Spitzer „Verlängerung" und „Geltung" verwechselt haben?

Was die Frage, wie es wohl zu der uns beschäftigenden, höchst eigentümlichen Futurverwendung gekommen sein mag, betrifft, die Spitzer besonders am Herzen zu liegen scheint (vgl. S. 148: „Aber, so frage ich, warum" — da ist es leider wieder, das „Warum?" der idealistischen Neuphilologie! — „findet eigentlich diese Tempuskontamination statt? Das wird auch bei Kalepky nicht recht klar") — so möchte ich auf altfranz. Ausdrucksweisen wie *La gent diront que je i serai monté,* Tobler, Mitt. 71, 9, oder: *Qui de cest jor eschapper se porra, Bien porra dire que Jesus l'amera* eb. 1332 verweisen. Lassen wir hier den futurischen Ausdruck des Sagens weg, dann erhalten wir (für „ich bin dort hinaufgestiegen") *je i serai monté* und (für „den liebt Jesus") *Jesus l'amera,* beide Male Futur, weil an das gedacht wird, was über den der Gegenwart angehörigen Sachverhalt — sei er schon abgeschlossen oder noch andauernd — in der Zukunft gesagt, geäußert werden wird.

Und wer sich in diese Gedankenmischung oder -kreuzung hineingefunden, wird auch nicht zögern, eine analoge Erklärung für die bekannte und oft erörterte Darstellungsform, die ich vor Jahren (Zeitschr. f. rom. Phil. XXIII, 491 ff.) als V. R. (verschleierte, verkleidete, verkappte usw. Rede) bezeichnet habe, anzusetzen. Z. B. „Er beschloß, nach Hause zu fahren. Er hatte ja kein Geld mehr, es bestand keine Aussicht, das Ziel zu erreichen usw." Was ist das anders als Kontamination von: „Er sagte, (dachte), er habe..., es bestehe...?" Oder, um ein französisches Beispiel zu wählen, etwa das bekannte (von Bally *Germ.-Rom. Monatsschr.* IV, 600 vorgeführte) aus Merimée, *Colomba,* Kap. I: (*En vain il* — d. h. der Vater — *parla de la sauvagerie du pays et de la difficulté pour une femme d'y voyager:*) *elle ne craignait rien; elle aimait par-dessus tout à voyager à cheval; elle se faisait une fête de coucher au bivac*[3]). Hier entstam-

[3]) Daß Merimée das nun folgende, seine eigene Erzählung wieder aufnehmende *elle menaçait d'aller en Asie Mineure* durch die Druck-



men die Imperfekta *craignait* usw. einer Kontamination von *elle disait* und einem sich daran (als Objekt) anschließenden „direkten“ *Je ne crains rien, j'aime par-dessus tout* usw., d. h. für „Sie sagte: Ich fürchte nichts; ich liebe usw.“ tritt „Sie fürchtete nichts, sie liebte usw.“ ein, wie aus dem zwiefachen Gedanken an imperfektisches „Sagen“ und präsentisches (statt futurischen) „Bekommen“ im Munde des Kellners die einfache Frage(misch)form wird: „Was bekam der Herr doch schon?“

Berlin-Schlachtensee. **Theodor Kalepky.**

---

weise auf die gleiche Stufe mit den drei davorstehenden, einen Fall der V.R. bildenden Sätzchen gestellt hat, muß als ein ebensolches Versehen bezeichnet werden wie die Anführungszeichen, die Captain Marryat in *Peter Simple,* 94, bei der V.-R.-Frage *(At last they asked my name, and rank) „Was I noble?“* setzt. Das Wesen der V.R. besteht eben darin, daß der Erzähler Worte bzw. Gedanken seiner Personen in die Form der Tatsachenangabe „verkleidet“. Damit sind also Anführungszeichen ausgeschlossen, doch muß im Druck Abhebung durch Punkt erfolgen, also neuer Satz und mit großem Anfangsbuchstaben: *Elle menaçait* usw.

Referate und Rezensionen.

Ernout, A., *Morphologie Historique du Latin.* N[lle] éd. revue et corrigée. Paris, Klincksieck, 1927, XIV + 404 p. in-8°.

Bien que le latin proprement dit sorte du cadre de notre revue, le manuel de M. E. mérite d'être signalé, au moins en quelques lignes. Quelque domaine roman qu'on étudie, quelque époque de l'histoire des langues romanes qu'on envisage, il n'est pas inutile, il peut être même nécessaire de connaître ce qui s'est passé en latin même, de façon à interpréter exactement la valeur des innovations de toutes sortes que nous offrent les langues romanes. Or l'exposé de M. E. est d'une rare clarté: il n'est pas exagéré de dire que la lecture de ce manuel est un vrai régal. Tout y est mis en place et expliqué simplement, sans vaine subtilité et sans l'apparat d'une inutile érudition. Ce résumé solide de l'histoire de la morphologie latine en fait apparaître mettement les tendances profondes et permet au romaniste de mieux discerner le sens de son évolution, en deçà des mille innovations des parlers romans. M. E. éclaire ses explications, en les appuyant de formes italiques ou romanes dont le choix est toujours instructif; cependant on ne peut pas dire, comme on le relève p. 364, que le supin n'a pas survécu dans les langues romanes, car le roumain l'emploie couramment aujourd'hui encore, cf. *lesne de făcut*, facile à faire. C'est en raison des qualités reconnues de ce manuel qu'il a été traduit en allemand, v. *Historische Formenlehre des Lateinischen,* von A. Ernout, übersetzt von H. Metzner. 2/3 Aufl., Winter, Heidelberg, 1927.

Paris. O. Bloch.

Riemann, O., *Syntaxe Latine.* 7 ed. revue par A. Ernout, Paris, Klincksieck, 1927, XVI + 697 p. in-16 et un erratum.

Juret, A., C., *Système de la Syntaxe Latine.* Paris, Les Belles-Lettres, 1926. 428 p. in-8°.

La connaissance des études de syntaxe latine, sinon de celles de détail, du moins de celles qui présentent un exposé d'ensemble, est indispensable aux romanistes. Comment comprendre les développements des langues romanes, sans en connaître la source? En outre, quand les vues nouvelles qui

se sont fait jour notamment à propos de la syntaxe du français ont leur répercussion ailleurs, comme c'est le cas pour l'ouvrage de M. Juret, il est capital de savoir quelle en est la portée et quel profit la grammaire générale peut en retirer.

La syntaxe de Riemann, dont la première, édition est de 1886, a eu un tel succès en France qu'elle en est aujourd'hui à la septième. La deuxième seule a été revue par Riemann, les quatre suivantes l'ont été par P. Lejay, et la dernière l'a été par M. Ernout. La participation de ces trois savants au même ouvrage permet de faire des observations fort instructives, concernant les conceptions grammaticales de trois générations. Sans doute le plan de l'ouvrage est resté essentiellement le même et l'étude du faits reste fondé sur la forme. Mais non seulement il a été considérablement développé, grâce surtout à la science philologique de P. Lejay, mais la manière d'envisager les faits a profondément changé. Riemann, tout en se proposant d'éntroduire dans l'étude de la syntaxe l'esprit historique, n'a cependant pas écarté complètement des préoccupations didactiques intéressant la traduction et, d'autre part, a limité son observation à une époque restreinte et à quelques auteurs, surtout César et Cicéron, considérés comme les représentants les plus parfaits du „latin classique". P. Lejay a réagi contre cette conception étroite et qui se ressent des préoccupations que nous venons de signaler et, par là même, contribué à une explication plus exacte de la syntaxe, même classique. M. Ernout, qui ne pouvait pas modifier le plan de l'ouvrage, a dû de contenter d'ajouter des notes rectificatrices. Mais celles-ci sont très nombreuses, il y en a à presque toutes les pages, et leur briéveté n'enpêche par de fair bien comprendre la pensée de leur auteur. C'est un linguiste qui voit le développement de la langue depuis son origine jusqu'à son aboutissement dans les langues romanes, et qui remplace les explications souvent trop subtiles et purement logiques de Riemann par des explications tirées de l'histoire de la langue.

L'ouvrage de M. Juret est profondément différent. Parce que la forme est loin de pouvoir exprimer toute la pensée et qu'en conséquence le sens déborde très souvent la forme, M. Juret, à la suite de M. F. Brunot à qui l'ouvrage est dédié, comme à l'auteur de *La Pensée et La Langue,* Paris, Colin, 2e ed. 1927, prend comme point de départ la pensée à exprimer. Comme M. Brunot, il la considère en linguiste et non en psychologue, c'est-à-dire qu'il ne considère pas la pensée pour elle-même, mais en tant qu'elle s'exprime dans une langue donnée, ici donc dans le latin. M. Juret, cela va de soi, a élargi le point de vue de Riemann, et son ouvrage comprend le latin, depuis Plaute jusqu'à Tacite inclus. Par un bouleversement complet du plan, on prétend donner une

vue plus nuancée de la syntaxe. Et il est vrai que l'exposé est très riche de faits et d'idées. Mais a-t-on une vue plus exacte? C'est là une grave question. Celui qui part de la forme ne méconnait pas l'importance de la pensée à exprimer, car il n'ignore pas que la forme ne répond pas à tous les besoins. Mais, du moins, il a un cadre solide. D'autre part, il est incontestable que, pour une grande part, les faits de syntaxe sont régis par la forme. Ainsi, dans un exposé fondé sur la pensée, les traits fondamentaux de la langue n'apparaissent plus au premier plan. On jugera sans doute que les seize traits que le conclusion des pages 393-399 relève comme distinctifs de la syntaxe latine ne sont pas particulièrement typiques. Quoiqu'il un soit, on ne doit pas méconnaître l'effort considérable que représente l'ouvrage de M. Juret, et il n'est pas douteux que, par les matériaux que cet ouvrage réunit et les discussions même qu'il soulévera, il ne rende de grands services et n'aide à résoudre les difficiles problèmes que pose la syntaxe.

Paris. OSCAR BLOCH.

Brunel, Clovis, ***Les plus anciennes chartes en langue provençale.*** **Paris. A. Picard. 1926. LXIII + 497 pages in-8.**

Voici un recueil appelé à rendre de très grands services. Il remplace l'œuvre que P. Meyer avait entreprise sans espoir de l'achever, les *Documents linguistiques du Midi de la France,* dont il n'a paru que le tome I en 1909, et il le remplacera sans doute fort longtemps. Le terme de „langue provençale“ est compris dans son sens le plus large, quand on l'oppose au français et à ses dialectes, en excluant le franco-provençal. Cette exclusion, soit dit en passant, même si elle est due à des raisons pratiques, est regrettable, car l'ouvrage de M. B. vient s'ajouter heureusement à la troisième partie de la *Grammatik des Altfranzösischen* de M. Behrens, qui ne comprend pas non plus le franco-provençal. Souhaitons que M. B. nous donne bientôt un complément indispensable à l'étude de la dialectologie médiévale.

Pour des raisons de commodité, M. B. a arrêté son choix à la fin du XII[e] siècle. Le premier document date de 1034 environ et les derniers de 1200 environ, un certain nombre d'entre eux étant datés par l'écriture. Pour ce laps de temps d'un peu plus d'un siècle et demi, M. B. nous donne 349 textes, dont 92 seulement ont déjà été publiés. Les diverses régions qui constituent le domaine de la langue provençale au sens indiqué plus haut n'ont pas fourni un nombre égal de documents. Certaines sont remarquablement pauvres, notamment la région gasconne, les pays riverains de la Méditerranée et ceux qui sont au Nord du Massif Central. Au contraire, c'est la région située au Nord de Toulouse qui est la plus riche. Comme le fait remarquer M. B.,

c'est probablement un fait qui est dû non au hasard, mais à une pratique différente de la langue vulgaire.

De tels documents, pour être utilisables en toute confiance, doivent être publiés suivant les règles les plus strictes de la philologie; on peut, sur ce point, s'en remettre à la compétence et à la conscience ce l'auteur, qui a vu ou revu tous les originaux, sauf le cas où il disposait d'un bon fac-similé. Les fautes corrigées des pages 496-7, ou indiquées au glossaire, cf. p. ex. *vis*, faute d'interprétation pour *uis*, sont insignifiantes à tous égards.

On sait quels services ces documents strictement datés et localisés rendent au linguiste. C'est grâce à eux qu'on peut essayer de suivre une langue dans son développement chronologique, et de se représenter sa dialectologie ancienne. Pour la région méridionale de la France où il n'y a pas eu de langue centrale et où la langue littéraire est éminemment composite, les données de ces documents sont particulièrement précieuses. M. B. en a montré brièvement l'intérêt par un exposé de la morphologie, mais, de parti-pris, il a laissé de côté la phonétique assurément aussi instructive; en effet, son but essentiel était de nous donner des matériaux, et la tâche était déjà assez rude. A d'autres de les interpréter. Une table des noms de personne et de lieu et un glossaire qui donne l'essentiel complètent l'ouvrage. Quand un glossaire ne prétend pas être complet, le choix est forcément arbitraire et on peut regretter parfois de n'y pas trouver la solution d'une difficulté qui vous a arrêté, d'autant plus que M. B. n'a voulu annoter que le texte lui-même; mais l'ouvrage n'est pas destiné à des débutants, et il vaut mieux laisser quelque besogne au lecteur que de surcharger un beau livre d'explications.

La lecture des documents est assurément monotone; toutes ces chartes qui traitent de donations, d'engagements, etc. ... ont un vocabulaire pauvre, bien que M. B. y ait relevé un certain nombre de mots inconnus, et emploient des formules fixées, comme il est naturel dans des textes juridiques. Mais précisément parce que ces formules sont fixées, les variantes phonétiques, morphologiques ou de tout autre ordre y sont plus remarquables et ont une grande valeur pour le linguiste.

Remercions donc M. B. de nous avoir donné cet excellent recueil, qui répond parfaitement à ce que l'auteur s'est proposé.

Paris. **Oscar Bloch.**

Anglade, J., ***Grammaire de l'ancien Provençal.*** **Paris. Klincksieck. 1921. XXXVII + 448 pages in-12.**

Ce manuel, que nous nous excusons de présenter à nos lecteurs avec un retard sensible, est un ouvrage élémentaire destiné aux étudiants et aux „amateurs" qui s'intéressent à l'ancienne littérature provençale (ils sont nombreux au pays des félibres),

et qui ne savent pas ou pas assez les grandes langues de civilisation, allemand, anglais, italien, pour se servir des ouvrages d'Appel, Bartsch, Schultz-Gora, Grandgent, Crescini, etc.... Mais la précieuse bibliographie des pages XV sq. montrera à ces étudiants et à ces „amateurs" qu'il est bien difficile de s'occuper sérieusement de l'ancien provençal, si l'on n'est pas en état de lire l'allemand, l'anglais et l'italien.

M. A., qui est un excellent provençaliste et qui, en outre, dispose des notes du grand savant qu'était Chabaneau, a composé un ouvrage qui répond à sa destination [1]). On regrette toutefois que M. A. n'ait traité que la phonétique et la morphologie; si insuffisantes que soient les études préparatoires, il eût tout de même été possible de donner l'essentiel de la syntaxe à propos de la morphologie, dont l'exposé purement formel a quelque chose de sec et de peu séduisant pour les débutants.

L'ouvrage est abondant, peut-être le trouvera-t-on même surabondant. Dans un livre destiné à des novices, il faut surtout dégager l'essentiel et donner des principes précis. Les faits de détail sont superflus et peuvent même être gênants; car il faut les expliquer et, comme ces explications sont souvent incertaines, elles peuvent donner à ces novices l'impression que tout s'explique à grand renfort d'imagination. Ainsi, p. 116, on trouve cité *eiresél*, persil, dont la chute du *p* est qualifié de „curieux cas d'aphérèse". En effet; mais cette aphérèse a une cause obscure; peut-être avons-nous affaire à un croisement de mots, mais nous sommes à coup sûr en dehors de la phonétique. La remarque de la page 119 contient une discussion relativement longue sur *cobeitar*, discussion qui aboutit à l'hypothèse que **cupiditare* a pu donner *cobeitar* par *cobezetar* (pourquoi sans astérisque) et *cobeztar*. Mais un *z* se serait-il si anciennement amuï? *Medesme* p. 138 s'expliquerait par *metiximum*. Si M. A. a pensé à une action analogique de *maximus*, il eût fallu le dire; c'est du reste peu vraisemblable. Au contraire, le parfait *scrixi* s'explique aisément par *dixi*, ce qui aurait pu être dit formellement. P. 142, Rem. l'*e* d'*abẹt*, sapin, est dubitativement attribué à une influence d'*ábets* < *apices*, attesté seulement à l'époque moderne, au sens de balles, enveloppes de grains de blé. Mais l'accent n'est pas à la même place, les formes ne sont pas localisées, et leurs rapports finalement non établis. P. 162 Rem. qu'est-ce que ce traitement attribué à la phonétique syntactique qui aurait transformé *cat*, chat, en *gat*. S'applique-t-il aussi

[1]) Typographiquement, il est fort bien présenté; il contient peu de fautes d'impression, en dehors de celles qui sont signalées pp. 441—442. Signalons toutefois p. 224 dans le paradigme, 3° ligne, à partir du bas *li emperáire*, donné comme cas sujet du pluriel, au lieu de *li emperadór*, p. 261, l. 2 *passé défini* au lieu de *passé indéfini*, p. 305 dans le paradigme du parfait de *prendre*, la 3 p. pl. *prérion* au lieu de *préiron*.

à l'italien *gatto,* au catal. *gat,* à l'espagnot et au port. *gato?* P. 170, comment croire que *aqua* est devenu *acqua* en lat. vulgaire? Et où? Du reste, cette explication est en désaccord avec la remarque de la page 171. Toutes ces explications seraient écartées et les formes déclarées obscures que l'exposé n'y perdrait rien.

M. A., cela va de soi, connaît les problèmes, même ceux de détail posés par l'ancien provençal. Dit-il cependant assez clairement, p. 252, ce qu'il y a d'étrange dans *mi dons,* ma dame, *si dons,* que l'on considère comme des nom. voc. masc. employés en fonction de féminin? C'est pour la commodité du classement qu'il est dit p. 324 que *decebre, percebre, recebre,* sont des composés de *caber,* et p. 333 qu'il y a des composés de *faire* qui sont en *fire.* Mais comment le débutant s'y reconnaitra-t-il?

Dans les noms composés, p. 396, on voudrait savoir comment il faut interpréter les deux éléments de *peirafuga,* au sens de silex (et sans doute vaudrait-il mieux l'écarter, car M. Thomas lui-même n'en comprend pas la formation, *Rom.* 34, p. 200); quant à *merdafer,* mâchefer, il est mal classé parmi les noms où „il n'y a pas d'idée de modification de l'un par l'autre", car *fer* est complément de *merda*" [2]).

Dans un manuel élémentaire, la place faite aux noms propres d'origine biblique et aux mots savants paraît souvent bien grande, cf. p. 56, p. 63 Rem., p. 113-114. Ce qui importe, c'est de bien marquer les différences chronologiques des formes, et cela n'apparait pas à propos les formes de *januarium,* p. 112, car si *jenier, janier* représentent une forme du lat. vulg. *janarium, janoier* et *jenovier* ne peuvent pas en même temps représenter une forme du latin vulg. *janoarium,* mais sont vraisemblablement des adaptations postérieures du latin écrit. Parler, p. 114, de la forme pleine (sic) *laborar* à côté de *laurar* ne permettra pas à un débutant de se rendre compte de la réalité des faits, car il aurait fallu dire que *laborar* est une forme empruntée à une date récente. Par contre, dans *oli, ordi* M. A., pages 30 et 132, n'est pas disposé à voir des formes empruntées, parce que ce sont des mots „essentiellement populaires"; ce n'est pas une raison suffisante, car des choses peuvent être essentiellement populaires et les mots qui les désignent ne pas l'être pour des causes à trouver.

Ce qui fait la grande difficulté de l'ancien provençal, c'est que la langue littéraire n'est pas une et que les textes présentent des formes très variées, dont l'origine ne peut être déterminée que grâce à l'étude de documents tels que ceux qui font l'objet de l'ouvrage de M. Brunel. M. A. ne manque pas d'insister

---

[2]) M. A. connait certainement la phonétique, et c'est sans doute un lapsus qui lui fait dire que *r* et *l* sont dites *vibrantes; l* est une latérale, *r* seule est *vibrante.*



sur ces variétés, cf. les formes de *filicariam* page 100, p. 142 Rem., p. 174 et note 2, où M. A. signale qu'on a jusqu'à sept formes de **fulgerem*. Naturellement M. A. ne peut que signaler le fait sans entrer dans le détail des problèmes posés par ces formes. Mais, précisément en raison de ces variations, il est nécessaire de ne pas citer une forme divergente sans avertir le lecteur. P. 47 on lit *Tolsás* < *Tolosanus* et p. 117 *Tolozánus* <*Tolzás*. P. 44 on lit *póllicem, poll'cem* > *polse* et p. 217 *pólzer* (à côté de *poltz,* pouce). Quels sont les rapports de ces formes? P. 119, à propos de la chute d'une voyelle intérieure, *escomenjar* < *excommunicáre* est cité à côté de *autorgar, commergar* < *communicare, *comminicare,* sans que la grosse différence que présente le traitement de *c* devant *a* soit signalée.

M. A. pourra aisément porter remède à ces défectuosités de détail, quand le moment, que nous souhaitons prochain, sera venu de préparer une deuxième édition de son manuel; car c'est un ouvrage d'une rédaction aisée et claire et qui est précieux pour ceux à qui ce il est destiné. M. A. a eu, en outre, la bonne idée de ne pas écarter de parti-pris tout rapprochement avec les parlers modernes, ce qui ajoute quelque prix à son manuel.

Paris. **O. Bloch.**

The Vita Merlini [ed.] by **John Jay Parry** [University of Illinois Studies in Language and Literature, vol. X, No. 3]. Urbana 1925.

Da die letzte Ausgabe dieser in mehrfacher Hinsicht interessanten Dichtung (San Marte) 1853 erschien und jedenfalls vergriffen ist, so wird die neue Ausgabe allgemein willkommen geheißen werden. Diese ist auch die erste, welche einen vollständigen Variantenapparat bringt, der allerdings nicht umfangreich geworden ist. Zugrunde gelegt wurde die einzige vollständige Hs. in einem fast diplomatischen Abdruck (die aufgelösten Abkürzungen sind typographisch kenntlich gemacht). Dem Text ist eine Übersetzung beigegeben.

Eine Einleitung informiert über Autorschaft und Datum, Quellen, Manuskripte und Ausgaben. Bekanntlich schließt die Dichtung mit fünf Versen, in welchen in schwülstiger Weise Galfrid von Monmouth gerühmt wird: *Laurea serta date Gaufrido de Monumeta,* welcher *scripsit libellum Quem nunc Gesta vocant Britonum celebrata per orbem.* Obschon hier nicht ausdrücklich und unzweideutig gesagt wird, daß Galfrid von Monmouth, der Verfasser der *Hist. reg. Brit.* (so lautet der Titel; immerhin nennt VII 2 Galfrid selbst das Werk *Gesta Regum Britannorum*), auch die *Vita Merlini* verfaßt habe, lag es doch wohl nahe, die Verse in diesem Sinne zu interpretieren, und

schon John Leland (ca. 1545) hat daher die *Vita Merlini* zu den Werken Galfrids gerechnet. Die meisten modernen Gelehrten, die das Werk erwähnten, taten desgleichen; aber ich bezweifle sehr, ob die meisten von ihnen dies nach gründlicher Erwägung des Pro und Contra taten; ich möchte auf Grund meiner Erfahrungen eher glauben, daß die meisten es einfach andern nachsprachen. Jedenfalls vermißte ich immer eine Beweisführung. Mit dem bequemen Hinweis auf den *consensus omnium* kann man mich nicht davon überzeugen, daß diese Ansicht die richtige ist. Der neue Herausgeber ist der Beweisführung nicht aus dem Wege gegangen. Er bringt positive Gründe für Galfrids Autorschaft und sucht die von andern und mir (diese Zs. 30, S. 215 ff.) vorgebrachten Contra-argumente zu widerlegen. Ich muß gestehen, daß ich von seiner Argumentation nicht überzeugt worden bin.

Seine positiven Argumente sind, abgesehen von dem Hinweis auf jene fünf Schlußverse, vier an Zahl (p. 13 f.):

1. Der Autor der V. M. muß ein guter und belesener Latinist, mit der Hist. reg. Brit. und der kymrischen Litteratur bekannt und dem „Ton“ der Dichtung nach *connected with the Church* gewesen sein. *There are only a few men of the time who fulfill all of these conditions and Geoffrey was one of them.* — Dieses Argument halte ich für ganz wertlos. Es mag damals Hunderte von Leuten gegeben haben, welche diese Bedingungen erfüllten. Das 12. Jahrhundert brachte vortreffliche Latinisten, Männer von großer Belesenheit, hervor. Aus den Klosterschulen, denen ein Galfrid von Monmouth, ein Wilhelm von Malmesbury, ein Giraldus Cambrensis ihre ausgezeichnete Bildung verdankten, mögen noch sehr viele andere Männer hervorgegangen sein, die mindestens so gut wie Galfrid befähigt waren, eine Vita Merlini zu dichten. Wenn sie Kelten waren — denn das war zweifellos der Verfasser der V. M. —, so mußten sie auch die keltischen Traditionen kennen; denn von je her waren die Kelten ausgeprägte Nationalisten. Daß ein Latinist der Kirche nahe stand, war für das Mittelalter das Gewöhnliche. Die Folgerung aus dem „Ton“ der Dichtung ist recht unsicher. Man könnte daraus auch das Gegenteil folgern.

2. Der Autor der V. M. nennt als Gönner einen Robert, Bischof von Lincoln, und hofft von ihm, daß er ihm mehr Gunst erweise, als es sein (Robert's) Vorgänger im Amt ihm gegenüber getan habe (v. 7-9). Nun sei der Vorgänger des Bischofs von Lincoln, des Robert de Chesney, derselbe Alexander gewesen, welchem Galfrid seine Prophetia Merlini gewidmet habe. Aus gewissen Dokumenten gehe als wahrscheinlich hervor, daß Galfrid auch Robert de Chesney gekannt habe. — Diese Tatsache kann nur beweisen, daß Galfrid, wenn sich sonst nichts gegen ihn einwenden läßt (was aber nicht der Fall ist), den

äußern Verhältnissen nach Verfasser der V. M. sein könnte, aber nicht, daß ein anderer irgendwie ausgeschlossen wäre. Es fehlt ja durchaus der wichtige Nachweis, daß auf Galfrid paßt, was der Verfasser der V. M. sagt: daß er Ursache hatte, mit Alexander nicht zufrieden zu sein. Wenn Alexander, wie Galfrid sagt, ein Mann war, *qui prae ceteris audaci lyra canere*[*t*], *nisi* [*eum*] *culmen honoris ad alia negocia vocaret (Hist.* VII 2), so mochten sich noch andere kymrische Latinisten um seine Gunst beworben haben; denn ein als Maecen bekannter Mann ist ein Kuchen, den viele Wespen aufsuchen. War man aber einmal an einen Bischof von Lincoln gelangt, so lag der Gedanke, daß der Nachfolger es seinem Vorgänger gleichtun möchte, nahe.

3. Die Vita Merlini zeige keine Spur eines Einflusses der französischen Merlinromane. Dies sei natürlich, wenn sie um 1150 verfaßt wurde, nicht, wenn sie erst 1235 verfaßt worden wäre (für Robert Grosseteste, Bischof von Lincoln). — Dieses Argument ist wieder ganz wertlos. Ein kymrischer Autor, welcher nationale Traditionen poetisch bearbeitete, brauchte, auch wenn er im 13. Jh. schrieb, keineswegs sich an französische Romane anzulehnen. Das kymrisch-lateinische Mabinogi „Arthur und Gorlagon", welches wohl auch nicht älter war, zeigt den Einfluß der französischen Romane ebensowenig (vgl. Kittredge's Quellenuntersuchung in *Harvard Studies and Notes* VIII). Übrigens haben die V. M. und der französische Merlinroman bekanntlich gewisse Episoden gemeinsam. Das gegenseitige Verhältnis ist noch nicht untersucht worden, auch von Parry nicht [1]). Endlich ist zu bemerken, daß die V. M. auch als anonymes Werk nicht notwendig dem 13. Jh. zugewiesen werden muß. Ich bin eher für das 12. Jh.

4. *Paulin Paris believes that the style which resembles that of the Historia as much as poetry can resemble prose, and certain mytho-historical allusions almost prove the author to have been Geoffrey.* — Parry sagt nicht einmal, ob er das Argument P. Paris' voll zu dem seinen mache. P. Paris (R. T. R. I 72) stützte seine Behauptung durch keinerlei *evidence*. Ich glaube, daß ein Geschichtswerk (das wollte die *Historia* durchaus sein) und die V. M., die geradezu auf poetische Ausdrucksweise ausging, in bezug auf Stil fast inkommensurable Größen sind. Jedenfalls scheint mir die V. M. stilistisch den zwei von Bruce herausgegebenen lateinischen Arthurromanen (in Prosa) ähnlicher zu sein als der *Historia*, und doch kommt da gemeinsame Autorschaft nicht in Frage.

Ich glaube, daß von diesen Argumenten Parry's nur eines, Nr. 2, überhaupt in Betracht kommen kann, aber auch dieses

[1]) Ich selbst glaube nicht an französischen Einfluß.



als schwach gelten muß, so daß eben tatsächlich die Ansicht, daß Galfrid der Autor der V. M. sei, doch fast nur auf jene fünf *misérables vers*, wie F. Michel in seiner Ausgabe (p. XCVIII) die Schlußverse nennt, sich stützen kann, die nicht notwendig als Autorangabe interpretiert werden müssen.

Ich halte es nicht für richtig, in die Echtheit einer Autorangabe Zweifel zu setzen, wenn letztere in nichts gegen die Wahrscheinlichkeit verstößt, z. B. bloß einer Theorie zu Liebe. Daß aber mittelalterliche Autorennennungen auch falsch sein können, ist Tatsache. Einem Robert de Borron, einem Walter Map z. B. wurden Werke zugeschrieben, die sie sicher nicht verfaßt haben können, diesem Prosa-Lancelot, Queste und Mort Artu, jenem Grand-Saint-Graal und Merlinfortsetzung, oder sogar der ganze Zyklus, und zwar in den betreffenden Texten selbst. Aber es gibt keinen Rauch ohne Feuer. Robert hatte wenigstens jene Romane verfaßt, die den Nucleus des Grand-Saint-Graal und des Merlin bildeten, und mit denen die übrigen Teile des Zyklus als Fortsetzungen verbunden waren; und wir haben Grund, anzunehmen (vgl. diese Zs. 29, S. 89 ff.), daß auch Walter Map der Verfasser eines Lancelotromans war, welcher der Nucleus des Prosa-Lancelot war, als dessen Fortsetzungen Queste und Mort Artu galten. So lag es vielleicht auch ziemlich nahe, ein lateinisches Werk, das von Merlin handelte und wiederholt auf Galfrid's *Historia* Bezug nimmt, Galfrid zuzuschreiben, weil dieser in lateinischer Sprache zuerst ziemlich ausführlich von Merlin berichtete. Was mich veranlaßte, an Galfrids Autorschaft zu zweifeln, ist nicht eine mir teure Theorie, die sonst kompromittiert würde (ich wüßte nicht, welche), sondern einfach die Erkenntnis von der gewaltigen Differenz und den krassen Widersprüchen zwischen der V. M. und Galfrid's *Historia*. Gerade wie es für mich unmöglich wäre, die Galaad-Queste demselben Autor zuzuschreiben wie Prosa-Lancelot und Mort-Artu, also etwa, wie die Texte es tun, dem Walter Map (einzig F. Lot hat es fertig gebracht, die drei Romane als eine Einheit aufzufassen. Aber was bringt er nicht alles fertig!), so kann ich mich nicht dazu entschließen, als Verfasser der V. M. den der Historia anzuerkennen. Gerade so wenig wie die paar Interpolationen, die der Verfasser der Queste in Lancelot und Mort Artu angebracht hat, um eine Einheit vorzutäuschen, mich an meiner Ansicht irre machen können, vermögen es die paar äußerlichen Anpassungen und Bezugnahmen auf die *Historia* in der V. M.

Ich muß mich nur wundern, wie P. Paris (R. T. R. I 75) im vollen Widerspruch zu den Tatsachen sagen konnte: *Tout* [in der V. M.] *marche en parfait accord avec ce que Geoffroy avait mis dans son „histoire*". Das hat Parry doch nicht zu wiederholen gewagt, sondern gibt offen zu, that Merlin *is different in*

the two works (p. 13)[2]). Die Differenz ist so groß, daß bekanntlich schon Giraldus Cambrensis einen *Merlinus Ambrosius* (den Merlin der *Historia*) und einen *Merlinus Silvester* oder *Celidonius* (den Merlin der V. M. oder einer ältern Prosa-*Vita*) als zwei verschiedene Personen unterscheiden zu müssen meinte. Auf dieses mein ziemlich ausführlich entwickeltes Argument (in dieser Zs. 30, S. 210 ff.) hat Parry folgende Antwort (S. 13): *I would suggest that at the time Geoffrey wrote the Historia he knew of Myrddin little more than the name. During the next ten years or so he learned something of the Welsh legends that clustered around him, and he tried to use these in a new work and to convince his readers that this Merlin was the same one he had written about previously.* Daß Galfrid von Myrddin nicht viel mehr als den Namen wußte (dazu wohl noch die prophetische Gabe und wahrscheinlich die königliche Herkunft, welch letztere er aber gefälscht wiedergab), habe ich selbst *l. c.* festgestellt[3]). Da wir wissen, daß Galfrid des Nennius *Historia Britonum* benutzt hat, so können wir ihn *in flagranti* ertappen, wie er seinen Merlinus in die Rolle des Nennius'schen Ambrosius, des *homo sine patre,* eingeführt hat, und seine Fälschung mit den Worten zudeckte: *Merlinus qui et Ambrosius dicebatur.* Ich habe eben gerade betont, daß es Galfrid, dem es weder an der nötigen Gewandtheit noch an der nötigen Frechheit fehlte, sicher gelungen wäre, die Gegensätze zwischen V. M. und *Historia* auszugleichen, während der wirkliche Verfasser der *Vita* viel zu plump und schüchtern vorging, so daß es ihm keineswegs gelang, *to convince his readers that this Merlin was the same one* wie derjenige der *Historia.* Um nur den Anfang zu erwähnen, wo der Titelheld auf folgende Weise dem Leser vorgestellt wird: *Ergo peragratis sub multis regibus* [dies ist Anpassung an die *Historia*) *annis Clarus habebatur Merlinus in orbe Britannus. Rex erat et vates, Demetorumque superbis Iura dabat populis.* Kein Wort wird darüber verloren, wie denn Merlinus, welcher in der *Historia* (VI 17) zwar der Sohn einer *filia regis Demetiae* war, aber als *homo sine patre* als Sohn eines *Incubus* galt, in dem Reiche seines mütterlichen Großvaters König geworden war. Ein Galfrid hätte nach meiner Ansicht einen solchen Abgrund überbrückt; seinem beweglichen Geist wäre es ein Leichtes gewesen, eine Brücke zu finden. Fehlte dem Verfasser der V. M. ganz die Gewandtheit und Frechheit, die es Galfrid ermöglichten, auf raffinierteste Weise Geschichte und Sage zu fälschen, so besaß

[2]) Auch Fletcher (*Arthurian Materials in Chronicles,* p. 92 n. 7) muß *the great difference* zugeben.

[3]) William of Newburgh hat Galfrids *Historia* ganz richtig beurteilt: *Fabulas de Arturo, ex priscis Britonum figmentis sumptas et ex proprio auctas.*

jener dafür jenes seltene poetische Talent, das die Lektüre einzelner seiner Schilderungen zu einem Genuß werden läßt. Nichts zeigt in der *Historia,* daß Galfrid dieses Talent auch hatte; im Gegenteil scheint es allgemein einem berechnenden Fälscher versagt zu sein.

Von den Argumenten, die Wright, Michel, San Marte und Jones gegen Galfrids Autorschaft vorgebracht haben, sind nicht alle derart, daß ich sie ohne weiteres unterschreiben möchte. Aber folgende Argumente wenigstens scheinen mir, besonders in ihrer Gesamtheit, nicht wenig Gewicht zu haben:

1. San Marte sagte mit Recht (S. 270): Die Schlußverse „konnte nur jemand zu einer Zeit schreiben, da wirklich Gottfried's Buch [*Historia*] bereits europäischen Ruf erlangt hatte." Aus dem, was Parry (S. 13) hierauf erwidert, kann ich mit dem besten Willen keinen Sinn herausbringen: *If Geoffrey was the author of the Vita there is nothing improbable in the suggestion that he was well acquainted with the contents of the Historia even before it had time to become widely known.* Die *Historia* wurde frühestens 1136 veröffentlicht (vgl. jetzt über das Datum A. Griscom in *Speculum* I, p. 129 ff.). Die V. M. konnte, wenn sie Galfrid's Werk war, nach Parry (p. 14-15) nicht später als 1151 verfaßt worden sein. Ist es nun möglich — das wollte San Marte jedenfalls sagen — daß nach höchstens 15 Jahren in einer Epoche, in welcher die Bücher abgeschrieben werden mußten, ein so umfangreiches Werk schon solche Verbreitung gefunden hatte, daß dasselbe *celebrata per orbem* genannt werden konnte? Ich halte es kaum für möglich. Eigentlich weltberühmt wurde die *Historia* wohl erst durch die Übersetzungen, deren früheste (um 1145) noch kaum verbreitet sein konnte. Die Schlußverse, die *pro* Galfrid ausgelegt werden, sprechen also eigentlich *contra* Galfrid.

2. Wenn, was für eine spätere Zeit stimmt, Galfrid's *Historia* samt den *Prophetia Merlini,* dem in sie eingebetteten ältern Werk Galfrid's, *celebrata per orbem* wurde, so ist es nicht leicht zu verstehen, daß ein späteres Werk desselben Autors, stofflich mit der *Historia* und den *Prophetia* nahe verwandt, ziemlich unbekannt blieb. Gewöhnlich hilft doch ein berühmtes Werk auch den andern Werken desselben Autors zu einer gewissen Berühmtheit, häufig den frühern, fast immer den spätern. Aber die V. M. wird von Autoren wie William of Newburgh und Giraldus Combrensis, die von Merlin sprechen und deutlich auf die *Historia* und *Prophetia* hinweisen, weder direkt noch indirekt erwähnt. Das Verhältnis der französischen Merlinromane zur V. M. ist noch nicht erforscht worden. Wenn nicht die V. M. (ein Teil derselben) in Higden's *Polychronicon* (ca. 1352) interpoliert worden wäre, so hätte sich von ihr nur eine einzige Hs. (13. Jh.)

erhalten. Parry hat auf dieses Argument nur zu entgegnen, daß er ihm kein größeres Gewicht beilege.

3. Nach v. 7-8 der V. M. scheint man annehmen zu müssen, daß der Verfasser auch schon in seinem frühern (Bischof Alexander gewidmeten) Werk ein *vates*, d. h. offenbar ein Dichter[4]) war, dasselbe also auch eine Dichtung war. Diese Auffassung wird übrigens durch v. 17 bestätigt, wo der Dichter von den *Camene* (= *-ae*) sagt, daß sie *consuetae* waren, *mecum cantare*. Von Galfrid aber ist keine frühere Dichtung, ja überhaupt keine Dichtung bekannt. Schwach ist Parry's Erwiderung: *It is not absolutely impossible* [also doch zugegebenermaßen sehr unwahrscheinlich] *that Geoffrey did write verses that have not come down to us; he did include a few in his Historia, just to show that he could write them* (p. 12). Das brauchte er nicht zu zeigen, wenn er schon eine Dichtung verfaßt hatte, auch deshalb nicht, weil im Mittelalter jeder ein paar Hexameter fabrizieren konnte, der in die Schule gegangen war (wo man es lernte). Diese Verse beweisen nicht, daß er ein *vates* war. Der Verlust einer Dichtung eines Galfrid wäre auch viel schwerer verständlich als der Verlust der Dichtung eines andern, dessen V. M. auch kaum dem Untergang entging. Da die *Prophetia* keine Dichtung sind, durfte Parry nicht annehmen, wie er es doch tut, daß mit dem ältern, Bischof Alexander gewidmeten Werk die *Prophetia* gemeint waren.

Noch aus einem andern Grund bezweifle ich, daß Galfrid nach den *Prophetia* und der *Historia* irgendeine Dichtung über denselben Gegenstand verfaßte, weil er nämlich dadurch seine Autorität als Historiker, an der ihm doch sehr viel gelegen war, sehr gefährdet hätte[5]). Wer später log, mochte auch früher schon gelogen haben.

4. „Arroganz", kontrastierend mit der (vielleicht nur erheuchelten) Bescheidenheit in Galfrids *Historia* und *Prophetia*, finde ich zwar in der Einleitung der V. M. nicht, wohl aber in jenen verdächtigen Schlußversen, wenn sie als Autorangabe aufgefaßt werden[6]). Arrogant in widerlichem Maße und auf-

---

[4]) Was sollte es sonst bedeuten? Ein Seher war doch Galfrid dadurch noch nicht, daß er die Prophezeiungen eines Sehers (Merlins) „herausgab".

[5]) Im Mittelalter galten nämlich die Verseschreiber als *troveor*, d. h. als Erfinder. Wer Geschichte schreiben wollte, die als solche Autorität haben sollte, hütete sich vor dem Versemachen über einen historischen Gegenstand. Vgl. z. B.: *pur ceo que estoire rimee semble mensunge, est ceste mis[e] en prose* oder *Nuz contes rymés nen est vrais* (diese und andere Zeugnisse sind angeführt in dieser Zs. 29, S. 75 f., Bruce, Ausgabe der *Mort Artu* p. XXIX, und Allen in P. M. L. A. A. 32, p. 139).

[6]) San Marte hat, wie Parry zeigt, die Einleitung zum Teil mißverstanden; daher sein Vorwurf der Arroganz. Aber Parry selbst



geblasen wäre Galfrid gewesen, wenn er die Leser aufforderte, ihm einen Lorbeerkranz zu winden. Ich würde es für viel natürlicher halten, daß ein anonymer Autor der V. M. auf diese Weise Galfrid eine Huldigung darbrachte, seinem damals weltberühmten Landsmann, der seiner Nation eine glorreiche Geschichte gegeben hatte, die überall bewundert wurde und der zu Liebe auch der Autor seine Quelle öfters nach Kräften abgeändert hatte, in der Hoffnung, mit jener nicht im Widerspruch zu stehen.

5. Neben dieser Interpretation mag auch noch die Auffassung berechtigt sein, daß die Schlußverse von einem Kopisten hinzugefügt worden sind. Seltsam ist Parrys Erwiderung (p. 12): *Since the concluding lines were in the same hand as the rest of the manuscript, there is no proof that they were added by a scribe, and even if they were they still represent the tradition of the thirteenth century.* Wenn der Kopist jener Hs. oder ein Vorgänger desselben die Schlußverse hinzufügte, so ist es selbstverständlich, daß sie *in the same hand* sind wie das übrige. Wenn sie aber ein Kopistenzusatz sind, so ist ihre Autorität sehr gering, da doch die Tradition des 13. Jahrhunderts [dem die Hs. angehört] mindestens ebenso gut falsch wie richtig sein konnte (wenn das Werk schon vor 1151 entstanden sein soll). Ein Kopist mag die Verse hinzugefügt haben, weil ihm das Vorausgehende kein richtiger Abschluß zu sein scheinen mochte. Die V. M. mag er *bona fide* für ein Werk Galfrids angesehen haben, weil sie sich gewissermaßen als Fortsetzung der Merlin-Partie der *Historia* ausgibt [7]). Was auch noch gegen die Echtheit der Schlußverse spricht, ist die von Herbert (Anmerkung zu dem irischen Nennius, Dublin 1848, mir nicht zugänglich) gemachte Feststellung, daß der Vers *Laurea serta date Gaufrido de Monumeta,* in welchem eine kurze Silbe Hebung ist, *shows them to be the work of a poor Latinist.* Hierauf erwidert Parry (p. 12—13): *The quantity of a single vowel in a single manuscript, which is*

scheint doch auch Arroganz in der Einleitung zuzugeben, indem er sagt (p. 12): *it is possible that it is intended merely for humor — the author refers certainly to his „musam iocosam".* Er hat die ersten Verse *(Fastidici vatis rabiem musamque iocosam Merlini cantare paro)* ebenfalls mißverstanden, wie aus seiner Übersetzung (p. 31) hervorgeht: *I am preparing to sing the madness of the prophetic bard and a h u m o r o u s p o e m o n M e r l i n.* Merlins *musa* war *iocosa* (wenigstens in den *devinailles),* nicht die des Autors! Richtig, wenn auch frei, übersetzte P. Paris (R.T.R. I 73): *Prêt à chanter la folie furieuse et les agréables jeux* (Bezeichnung für *les tours de Merlin, ses prestiges) de Merlin.*

7) Stellen wie z. B. die Worte des Merlinus: *Hec Vortigerno cecini prolixius olim Exponendo duum sibi mistica bella draconum,* etc. (681 ff.) mußten doch jeden Leser auf den Zusammenhang mit der *Historia* hinweisen.

not otherwise free from mistakes, is slender evidence on which to base a theory. Er weiß aber sehr wohl, daß man außer diesem noch andere Verdachtsgründe gegen Galfrids Autorschaft vorgebracht hat. Die Andeutung, daß es sich um einen Schreibfehler handeln könnte, ist nicht berechtigt. Man versuche nur zu emendieren! Man wird gleich sehen, daß dies nicht möglich ist, ohne daß man dem Satz einen ganz andern Wortlaut gibt[8]). Es ist zweifellos, daß der Dichter des Verses selbst für den Fehler verantwortlich gemacht werden muß. Ich habe sämtliche 1529 Verse mit ihren je 6 Hebungen geprüft und konstatieren können, daß, von ein paar Fällen, die wohl nur scheinbar Ausnahmen sind[9]), abgesehen, alle Hebungen lange Silben und alle Senkungen aus einer langen oder zwei kurzen bestehen. Der Autor war also, was auch sein gewählter Stil und seine elegante Sprache ahnen ließ, ein sehr guter Latinist, der speziell auf die metrische Quantitätsvorschrift sehr Acht gab und die Silbenquantität aller Wörter sehr gut kannte. Wenn er die Vorschrift in dem zitierten Vers verletzte, so war dies eine Ausnahme.

Parry sagt, man habe mit Recht *for lack of any conclusive*

---

[8]) ***datis*** würde nicht gut passen und der dadurch geänderte Sinn des Satzes wäre mit Galfrids Autorschaft erst recht nicht vereinbar.

[9]) Die Silben fremder Eigennamen und der Fremdwörter überhaupt maßen schon die besten römischen Dichter mehr oder weniger nach Bedarf. In v. 749 ***(Quarum que media non est habitanda calore)*** ist ganz offenbar nach ***media*** ein ***est*** ausgelassen worden (leicht verständlich in fast unmittelbarer Nähe eines andern ***est***), und zwar im Archetypus der Hss., welcher somit nicht das Original gewesen sein kann. Michel und San Marte haben ***est*** eingeführt, aber nicht bloß ***for the sake of the metre*** (wie Parry in seiner Fußnote meint): ohne diese Emendation ist der Satz sinnlos, da hier ***que*** nicht die enklitische Konjunktion sein kann, sondern für ***quae*** stehen muß (vgl. den analog gebauten Vers 918: ***Quarum que prior est fit doctior arte medendi).*** Verletzt wird die prosodische Regel in V. 783: ***Quin etiam coitu mulieres agrediuntur,*** indem hier das kurze erste ***e*** von ***mulieres*** eine Arsis bildet. Da aber dieselbe Messung auch in V. 898 ***(Gorgades habitant mulieres corporis hirci)*** vorkommt, so haben wir es nicht mit einer Nachlässigkeit zu tun, sondern mit einer bewußten Verletzung der Vorschrift. ***Mulier*** ist nämlich ein Wort, das, abgesehen von dem vor konsonantischem Anlaut stehenden Nom. Sing. (Schema ◡◡—) das Schema ◡◡◡⏓ (im Dat. Abl. Pl. ◡◡◡◡⏓) hat, welches in einem daktylischen Vers überhaupt nicht verwendbar ist. Die römischen Dichter scheinen sich so gut als möglich mit Wörtern wie ***puella, virga, femina*** (von denen das letztere allerdings auch keine lange Endsilbe haben durfte) beholfen zu haben. Poetische Licenzen wurden jedoch in solchen Fällen geduldet, z. B. die Aussprache ***muljeres,*** die aber im daktylischen Versmaß auch nicht brauchbar war. Unser Dichter hielt sich offenbar für berechtigt, in einem solchen Notfall auf eigene Faust vorzugehen, da er auf das Wort ***mulieres,*** in Ermangelung eines gleichwertigen Ausdrucks, nicht verzichten wollte. In V. 1279 ***(Ergo diu vixi; mea me gravitate senectus)*** ist Synizese von ***iu*** anzunehmen, eine bekannte poetische Licenz, wenn sie auch nicht gerade für dieses Wort bezeugt sein dürfte.

evidence to the contrary der Angabe der Schlußverse (die aber, wie wir sahen, keineswegs eindeutig ist!) Glauben geschenkt und daher Galfrid die Dichtung zugesprochen (p. 10); doch er selbst muß anderseits gestehen, daß von den übrigen Argumenten keines *conclusive* sei (p. 13). Mir scheinen sowohl seine positiven Argumente als auch seine Gegengründe gegen die Argumente *contra* Galfrid schwach zu sein. Ich halte daher nach wie vor die V. M. für ein anonymes Werk [10]). Da allermindestens die Autorschaft Galfrids als ganz unsicher gelten muß, so scheint es mir unverantwortlich, daß in Litteraturgeschichten und Abhandlungen, so auch wieder bei Parry, die V. M. einfach als ein Werk Galfrids behandelt wird.

Wenn Galfrids Autorschaft abgelehnt werden muß, so ergibt sich auch eine Frage nach Ort und Zeit des Denkmals. Bei der Annahme, daß Galfrid der Verfasser war, ließe sich die Entstehungszeit durch ziemlich nahe Grenzsteine einengen. Nicht so bei der Voraussetzung der Anonymität. Da ist a priori nicht einmal das Jahrhundert sicher. Ist der angeredete Bischof Robert von Lincoln Robert de Chesney, so käme die Zeit bis zu seinem Tod (1167) in Betracht. 1167 konnte die *Historia* schon *celebrata per orbem* genannt werden (Waces Übersetzung erschien 1155). Es gab dann keinen Bischof von Lincoln Namens Robert mehr bis auf Robert Grosseteste (1235—53). Wenn sich gegen Robert de Chesney einwenden läßt, daß seine Amtsführung nicht derart war, daß er das ihm gespendete Lob verdiente, so paßt anderseits für Robert Grosseteste nicht so gut, daß auch sein *genus* gelobt wird (V. 10). Beide Einwände sind nicht sehr beweiskräftig. Was aus den absichtlich dunkel ausgedrückten Prophezeiungen für die Abfassungszeit zu erschließen ist, darüber ist die Kritik nicht einig. Ich bin mit der einschlägigen Geschichte zu wenig vertraut, um hierüber ein eigenes Urteil abgeben zu können. Die Bestimmung des Entstehungsortes scheint mir von der Quellenfrage abzuhängen. So viel dürfte als ganz gesichert gelten, daß der Verfasser, der mit den keltischen Sagen Großbritanniens so gut vertraut war und durchaus vom keltischen Standpunkt aus schrieb, ein großbritannischer Kelte war (nicht ein „englischer Geistlicher", wie San Marte, S. 271, sagte).

Unter den Quellen haben diejenigen, welche die didaktischen Partien größtenteils erklären, weniger Interesse als diejenigen,

---

[10]) Anonym ist auch eine ähnliche Dichtung, die auf Galfrids *Historia* basierende, von F. Michel herausgegebene Hexameterdichtung *Gesta regum Britanniae,* die sehr poetische Partien enthält und bald nach 1234 entstand (vgl. darüber F. Lot in *Rom.* 28 p. 329 ff. samt der Anmerkung von G. Paris, p. 333). Es ist ganz evident, daß der Mönch *Guilelmus de Redonis,* nicht, wie Lot meint, der Autor, sondern bloß der Kopist war; ein Autor hätte sicher nicht nur *per manum* geschrieben, auch wenn er selbst der Schreiber war. Wäre es nicht gar möglich, daß der Autor dieser *Gesta* auch der Autor der V. M. war?



auf denen die erzählenden Teile der Dichtung beruhen. Parrys Ausführungen über die letzteren sind in der Hauptsache ein Résumé einer kleinen wertvollen Abhandlung, die er kurz vorher in *Philological Quarterly* IV 193—207 veröffentlicht hat. Neben den kymrischen Myrddin-Gedichten und den Lailoken-Fragmenten, die bereits bekannt waren, hat Parry als neue Parallelerzählung die irische Erzählung *Buile Suibhne* (= Wahnsinn des Suibhne) namhaft gemacht und damit das Verständnis der V. M. wesentlich gefördert. Die französischen Parallelen aber zu den *devinailles* der V. M. hat er nicht einmal erwähnt.

Zum Schluß möchte ich nur noch bemerken, daß ein Verzeichnis der ziemlich zahlreichen Eigennamen (in einer fast diplomatischen Ausgabe ohnedies schwer auffindbar) sehr erwünscht gewesen wäre.

Davos. E. Brugger.

Glaser, Kurt, ***Altfranzösisches Lesebuch des späteren Mittelalters.*** **Halle, Niemeyer, 1926. [Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, herausgegeben von Karl Voretzsch, IX.]**

Glaser bietet hier eine Fortsetzung zum „*Altfranzösischen Lesebuch*" von Karl Voretzsch (Halle, 1921). Aber seine Aufgabe war schwieriger als die des Vorläufers. Wenn Voretzsch sein Lesebuch ausdrücklich als „Erläuterung" seiner altfranzösischen L i t e r a t u r geschichte zusammenstellte, so war damit schon der Weg für die Auswahl der Texte gegeben und beide Bücher, Literaturgeschichte und Lesebuch, halten, stützen, ergänzen einander. Anders das Lesebuch Glasers, dem die lang angekündigte Literaturgeschichte von F. H e u c k e n k a m p noch immer nicht zur Seite stand [1]; es muß sich selbst genügen, muß ein sprechendes — nicht bloß „illustrierendes" — Lesebuch des behandelten literarischen Zeitraums sein.

Die technische Einrichtung des Buches ist begrüßenswert: daß in das Wörterverzeichnis nur (lautlich und in der Bedeutung) schwierigere Wörter aufgenommen wurden, billigt man; ebenso die Wiedergabe der Stücke nach den bereits vorhandenen Ausgaben. Freilich ergaben sich durch diese Anlehnung an andere Drucke Diskrepanzen in den Graphien (so, wenn man bald *scai* und bald *sçai* findet, aber auch in zahlreichen andern Fällen); doch ist angesichts der a l l g e m e i n e n Buntheit der Schreibungen im behandelten Zeitraum der Schade nicht groß. Mehr könnte zu den sprachlichen und sachlichen Erklärungen bemerkt werden. Z. B.: S. 6, Zeile 21: *gay contre gay doivent estre en*

---

[1]) Dem Vernehmen nach hat Glaser nun auch die Abfassung der Literaturgeschichte übernommen.



usaige. Die Deutung „ein Schalk sucht den andern zu betrügen" befriedigt nicht. Der Sinn dürfte eher sein: „A trompeur trompeur et demi" (= „il est licite d'opposer à l'artifice un artifice supérieur", Dict. gén.). Ich bezweifle übrigens, ob die Lesung *gay* richtig ist; aber was an ihre Stelle setzen? (*gaz*, Plural von *gab?*) — S. 21, Vers 3 des Gedichtes Karls von Orléans: *Dangier* verlangt eine nähere Deutung (die auch das Wörterverzeichnis nicht gibt); die Bedeutung des *Dangier* als allegorischer Gestalt hat sich seit dem Rosenroman verschoben. Im Texte des (auch sonst noch erklärungsbedürftigen) Gedichtes dürfte ferner *Doulx Regart* (mit Majuskeln) zu schreiben sein, weil, ebenso wie bei *Dangier*, an eine allegorische Gestalt zu denken ist. Eine neue Ausgabe der Gedichte Karls von Orléans, besorgt von P. Champion, ist in der Sammlung der *Classiques français du moyen-âge* im Erscheinen. — S. 26, Zeile 1 des Rondeaus von Blosseville: die Fußnote führt irre. Die Auflösung von *l'M* als *lame* in den Handschriften hat mit dem Worte *âme* nichts zu schaffen. Sie transkribiert vielmehr den Namen des Buchstabens *M* in der damaligen Aussprache (durch den Reim gesichert! vgl. auch Zeile 6 der Ballade auf S. 27 und die Fußnote bei G. Raynaud, Rondeaux et autres poésies du XV[e] siècle, S. 72). Die erste Fußnote auf S. 47 setzt das Mißverständnis (oder wenigstens die Unklarheit) fort; denn die Form *ames* = *aimes* ist nicht weiter auffallend (vgl. Risop, ASSL. 92, S. 452). — Schreibungen wie *nait* (= net), S. 60, Zeile 2, und Ausdrücke wie *nasse*, S. 60, Zeile 10 und öfters, hätte ich gleichwohl ins Wörterverzeichnis aufgenommen. Usf. usf. Denn bekanntlich ist es leicht, Wünsche zu äußern und Abänderungsvorschläge zu machen, schwer aber für den Herausgeber, den richtigen Mittelweg in der Kommentierung seiner Texte zu finden. Sollte Glasers Lesebuch einmal einer Neuauflage entgegensehen, dann wird man dem Herausgeber aus Seminar- und sonstiger Erfahrung noch manche weitere Einzelheit zur Erwägung stellen können.

Bedenken habe ich gegen Abgrenzung, Gliederung und z. T. Auswahl des Stoffes. Glasers Texte reichen vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. (Zeitangaben zu jedem Stück oder zu jedem Autor, ähnlich wie im Lesebuch von Voretzsch, wären zum Nutzen unserer Studenten vielleicht empfohlen gewesen.) Die Stücke umfassen zwar nicht, wie in Klemperers „Einführung in das Mittelfranzösische", noch die Plejade, bringen aber immerhin Clément Marot, Mellin de Saint-Gelays, Calvin, Rabelais, Margareta von Navarra, Pierre Gringore. Was Glaser zu dieser Auffassung vom „späteren Mittelalter" geführt hat, ist nicht ersichtlich. Vielleicht trug auch der Verleger, der „das schwere Opfer (!) der Drucklegung nicht gescheut hat" (S. VIII) Bedenken heutigen-

tags eine Anthologie bloß des 14. und 15. Jahrhunderts herauszubringen. Dem Referenten aber erschiene gerade eine solche Anthologie nützlich und fruchtbringend. Sie müßte freilich von der etwas mechanischen Einteilung Glasers loskommen und eher nach sozialen und stilistischen Gesichtspunkten, die sich übrigens meistens decken, gliedern. Dementsprechend müßte, hauptsächlich fürs 15. Jahrhundert, auch die Auswahl ergänzt werden: der Kreis um Karl von Orléans müßte reicher vertreten sein; René von Anjou und seine Höflinge wenigstens kurz zu Worte kommen; ebenso (doch mit mehr Stücken) Georges Chastellain und einige der älteren Rhétoriqueurs, zumindest Molinet; wo ist Alain Chartiers *Belle dame sans merci?* Wo die Gattung der facetieusen Verserzählung, wo die Totentanzliteratur *(Pierre de Nesson)?* Aber ich breche hier ab. Es scheint, als bereite sich eine Umbewertung des französischen späteren Mittelalters vor. J. Huizingas „Herbst des Mittelalters" (deutsch von T. Jolles Mönckeberg, München 1924) und einzelne Studien von P. Champion oder von E. Droz sind dafür kennzeichnend und könnten auch für die Gestaltung einer spätmittelalterlichen Anthologie manche Anregung bieten. Wir Deutschen zwar sind augenblicklich an der Erforschung jener Epoche wenig beteiligt; vielleicht aber gelingt es gerade dem Lesebuche Glasers, hier Wandel zu schaffen und junge Romanisten für derartige Arbeit zu gewinnen. Das wäre kein geringes Verdienst des hier angezeigten Buches.

Innsbruck. E. Winkler.

Briefwechsel und gegenseitiger Besuch deutscher und französischer Studierender der neueren Sprachen.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen sowohl in Deutschland, wie in Frankreich die akademische Jugend zu kämpfen hat, verbieten den jungen Neuphilologen hüben und drüben in fast allen Fällen von vornherein den doch für ihre Ausbildung so notwendigen Studienaufenthalt im Auslande. Jede Gelegenheit, diesem Übelstande abzuhelfen und den Neusprachlern beider Länder den Weg zu einem Aufenthalt jenseits ihrer Grenzen zu ebnen, dürfte daher willkommen sein.

Ich sehe eine solche Möglichkeit in der Anbahnung eines Briefwechsels zwischen deutschen Romanisten und französischen Germanisten mit dem ausgesprochenen Ziele des späteren gegenseitigen Besuches der Briefschreiber.

Durch den Briefwechsel sollen beide nicht nur ihre Sprachkenntnisse, sondern auch ihre Kenntnisse von Land und Leuten erweitern, bis sie an der Seite ihres Korrespondenten selbst eine Zeitlang am Leben des fremden Volkes teilnehmen.

Erwünscht wäre, daß der gegenseitige Besuch „au pair" erfolgte — einen gleichzeitigen Austausch würde ich nicht für praktisch halten — jedenfalls aber soll dem Fremden der Aufenthalt durch das Zusammensein mit seinem Korrespondenten in jeder Weise erleichtert und fruchtbar gestaltet werden. Unter dem besonders glücklichen Umstande, daß beide Briefschreiber in einer Universitätsstadt wohnten, wäre sogar die Fortsetzung des Fachstudiums im Auslande denkbar. Aber auch wo dies nicht zuträfe, würde den Teilnehmern an dem geplanten Briefwechsel ein Auslandsaufenthalt zu ungleich günstigeren Bedingungen geboten werden können, als wenn sie, ohne vorher persönliche Beziehungen angeknüpft zu haben, in die Fremde gehen würden.

Es soll, wenn irgend möglich, mit Beginn des Winterhalbjahrs 1927/28 der Briefwechsel angebahnt werden. Ich richte daher an die deutschen Studierenden der Romanischen Sprachen die Aufforderung, sich an dem Briefwechsel mit französischen Germanisten zu beteiligen, und bitte insbesondere die Herren Vertreter der Romanistik an den



deutschen Hochschulen, sie möchten ihre Schüler und Schülerinnen auf die geplante Unternehmung aufmerksam machen.

Die Teilnehmer wollen ihre Anmeldung an mich einsenden und gleichzeitig folgendes angeben:

1. Familienname, Vorname.
2. Studien-Anschrift.
3. Heimat-Anschrift.
4. Alter bzw. Semesterzahl.
5. Stand des Vaters.
6. Vorkenntnisse in der franz. Sprache.
7. Besondere Wünsche hinsichtlich des späteren Aufenthaltes in Frankreich.
   a) Ort oder Gegend.
   b) Dauer.
   c) Zeitpunkt.
   d) Sonstiges (z. B. das religiöse oder politische Milieu betr.).
8. Besondere Wünsche hinsichtlich des Briefwechsels.
   a) Häufigkeit.
   b) Gegenstand.
   c) Sonstiges (vgl. 7 d).

Alle Anmeldungen und weiteren Anfragen bitte ich unter Beifügung des Rückportos an mich zu richten; Anschrift: Romanisches Seminar der Universität Leipzig, Universitätsstr. 13 III.

Dr. Heinrich Wengler,
Lektor der franz. Sprache a. d. Universität.

INHALT.

Abhandlungen.

Referate und Rezensionen.

Die Krisis der französischen Verskunst.

Der lefhafte Streit über den Grundrhythmus des französischen Verses ist trotz der riesigen Literatur über die Frage nicht entschieden. Im Gegenteil hat der Streit der Theoretiker die Unbefangenheit der Dichter angetastet und sie oft zu kritischer Stellungnahme gezwungen. Ja, wenn man gewissen Theoretikern glauben sollte, so müßte man sagen, daß sich die französische Verskunst in einer bedeutenden Krisis befände. „Voilà donc deux types de vers qui se présentent: le vers syllabique de Racine, de Hugo, et des fables de La Fontaine, mais fondé sur la langue réellement vivante; et d'autre part le vers rythmé à forme fixe ou surtout à forme libre. On s'arrêtera évidemment à l'une de ces deux manières ou l'on ne fera plus de vers. En dehors de ces deux modes rien de possible en français pour le moment. (M. Grammont, *Le Vers Français,* 3ième éd., 1923.)

Wenngleich die von Grammont aufgestellte Alternative heute klar zugunsten der ersteren Versart gelöst zu sein scheint und wenngleich der *vers rythmé*, von dem er spricht, nie eine wirklich greifbare Gestalt gewonnen hatte, so können wir doch in den letzten 20 Jahren des vorigen Jahrhunderts so etwas wie eine Krisis der traditionellen Verskunst feststellen. Sie zu verfolgen wird unsere Aufgabe sein, und zugleich werden wir die Frage des Rhythmus des französischen Verses erneut nachprüfen, um den Irrtümern entgegenzutreten, die sich in Grammonts Theorien befinden.

Die Arbeit Sarans über den Rhythmus des französischen Verses (Halle 1904) bildet im Verein mit seiner deutschen Verslehre (München 1907) das Wertvollste, das bisher über die rhythmische Gestalt des frz. Verses geschrieben worden ist. Saran weist die Alternation als Grundprinzip des frz. Versrhythmus nach, indem er betont, daß die Silbenzählung als solche noch keinen Rhythmus bedeutet. Zum Beweise zieht er die Musik der Troubadours heran, die bekanntlich noch ohne Taktstriche in Neumen geschrieben ist (auch darf man nicht die späteren Mensurstriche als Taktstriche ansehen). Melodie- und Harmonieführung ergeben aber mit Sicherheit, daß der den alten Liedern erst Leben und Sinn gebende Vers einen vom Reim aus rückwärts zu erschließenden alternierenden Rhythmus hatte. Der Einfluß des französischen Verses in den anderen Sprachen, vor allem in der deutschen, bestätigen die Alternation. (Vgl. dazu auch Riemann, *Musikgeschichte* II, p. 194.)

Das Alternationsprinzip liegt überdies in der Natur der französischen Sprache, so daß man meinen sollte, es könne hier keinen Widerspruch geben. Wir werden sehen, daß es den heute noch gibt, und zwar in reichstem Maße.

Saran ist wohl nicht ganz ohne Angriffspunkte. Zunächst ist es schade, daß er sich auf die weitere rhythmische Gliederung eingelassen hat (Frz. Vl. pp. 341 ff.); denn seine Gliederung scheint mir fast nirgends haltbar, da er einen Fehler macht: er tut der Sprache mit dem ordnenden Rahmen Gewalt an und kommt zu Gliedern und Bünden, die kein Kompromiß mehr sind zwischen dem „orchestischen" Rhythmus und dem französischen höchst beweglichen Sprachakzent, sondern gewaltsame Zerlegungen des Rhythmikers, der vom Deutschen ausgeht. Ein Beispiel: Saran zerlegt

Où sur le / mont / Sina // la loi / nous fut don / née.

Das sind sicher nicht die tatsächlichen Gruppen, sondern Gruppen, die sich aus der Überschätzung des Rahmens ergeben. Saran kommt damit zu dem Schluß, daß der französische Vers, insbesondere der Alexandriner einen vorwiegend absteigenden Charakter habe. Der gleiche Gedankengang muß im Deutschen zu vorwiegend steigendem Charakter kommen lassen — beides im Gegensatz zum Charakter der Sprachen. — Hier stehen wir eben vor einem äußerst schwierigen Problem: der Feststellung der „realen" rhythmischen Gruppen. Es ist eine ganz neue Einstellung nötig. Die dividierende Gliederung steckt uns so in den Knochen, daß wir dem Stoff Gewalt antun und in die Erstarrung zwängen, was nur im Fluß zu begreifen ist. Das kann man besonders deutlich in der Musik beobachten; zwei Beispiele mögen es zeigen. Der letzte Satz des C-dur-Quartetts von Mozart beginnt



Der rhythmische Zergliederer wird das erste der beiden Auftaktachtel für das stärkere halten; tatsächlich ist es das zweite, da der musikalische Gedanke ein crescendo darstellt. Das unvergleichliche Klinglerquartett gibt solche Dinge mit strengster Klarheit wieder. Oder: das Menuett aus dem A-dur-Quartett weist folgende Stelle auf:



Der erste Takt ist musikalisch wiederum als crescendo zu verstehen; das liegt auch in dem Aufbau des ganzen Satzes von den ersten beiden Takten an. Ebenso kann man im Französischen,

das in seiner Satzphonetik etwas durchaus „Musikalisches" hat, nicht die Linie *fut donnée* oder *sur le mont* zerreißen. (Man prüfe in dieser Hinsicht die Saranschen Gliederungen Dt. Vl. pp. 148 ff.)

Anfechtbar scheint mir auch die Erklärung des Versrhythmus überhaupt, wie sie Saran gibt. „Der Rhythmus ist jede als solche wohlgefällige Gliederung sinnlich wahrnehmbarer Vorgänge" sagt Saran in seiner Dt. Vl. p. 153. Drei Bestandteile machen ihn aus: bestimmte Schweregliederung, bestimmte Dauergliederung und einheitliche systematische Zusammenfassung. Den Rhythmus trennt er streng ab vom „Meßgerüst", dem Takt. Das ist richtig; aber man muß sich recht verstehn. Ist es richtig, für den Takt die Konstanz der Taktzeit (Dauer des Taktteils) als allein wesentlich anzugeben? Man kann ja den Takt als rein logische Gliederung auffassen, die also auch der unmusikalischeste Mensch und am besten der Metronom machen kann, bei dem man nichts fühlt. Aber in dem Begriff Takt als Zähl p e r i o d e liegt doch eine Gliederung; und in diesem Sinne gibt es keinen ungegliederten Takt. Wenn nun auch der Einzeltakt, das mit dem Niederschlag anfangende Ordnungsstück, keine wirkliche rhythmische Gruppe ist — das wäre ja eine Contradictio in adjecto — so ist doch taktliche Ordnung in stärkerem Maße die Grundlage des Rhythmus, als Saran zugibt. Das Rezitativ ist rhythmisch, insofern man die Gliederung im Takt fühlt; die Takte sind nicht systematisch geordnet (obwohl auch das vorkommt!), aber alles ist auf einen Taktbau bezogen, der den Tongruppen erst ihren Sinn gibt. Das meint wohl auch Riemann, wenn er sagt „Melodien ohne Rhythmus sind keine Melodien" (*Mus. Gesch.* II, p. 11).

Man kommt in diesen Erörterungen nicht weiter, wenn man nicht die ganze Frage des Rhythmus von Grund auf nachprüft. Der Rhythmus hängt nicht — wie Saran sagt — nur an sinnlich wahrnehmbaren Vorgängen. Da er rein geistiger Natur ist — auch dieser Ausdruck ist schon gefährlich, da der Rhythmus jener Geistigkeit zugehört, die wir Gefühl nennen; der Rhythmus wird erst im Gefühl wirklich! — kann er sich auch auf gedankliche Gebilde beziehen. Die Führung eines Beweises, die Zuordnung der Epitheta, u. a. m. kann einen unsinnlichen Rhythmus tragen, den wir deshalb nicht weniger stark und angenehm empfinden. Die Architektur und die bildenden Künste kennen einen Rhythmus, der auch ohne reale oder illusionistische Vorgänge aufzuweisen ist. Rhythmus ist also zunächst nur als wohlgefällige Gliederung festzuhalten; sofort aber stellt sich uns die Frage: welches ist denn das Mittel zur Gliederung? Nun, wir können jedenfalls nur nach Ordnungen gliedern, die in uns klar sind und die für andere verständlich und bindend sind. Ohne meßbare, zahlenmäßig oder in klaren Verhältnisausdrücken fest-

zulegende Beziehungen ist also keine Gliederung und auch kein Rhythmus möglich — von den Schwafeleien vom Rhythmus des Kosmos usw. sehen wir ab — oder besser: wir können dann nicht davon reden; denn die Messung macht ebenso wenig das Wesen des Rhythmus aus, wie der Metronom das Taktgefühl.

Will man demgemäß verschiedene Stufen des Rhythmus feststellen, so kommt man etwa zu folgenden (wobei ich bemerke, daß ich hier die Frage nur streife, soweit es nötig ist, und nicht etwa diese Teilung als endgültig verstanden wissen möchte):

1. Rhythmus ohne systematische Gliederung oder „rhythmisierende" Ordnung.
2. Rhythmus mit durchlaufender Beziehung auf ein Gliederungssystem oder „freirhythmisch".
3. Rhythmus mit durchgehender systematischer Gliederung oder „versrhythmisch".
4. Rhythmus mit durchgehender systematischer Gliederung höherer Ordnung oder „strophenrhythmisch".

Die hochpoetische Prosa gehört zur ersten Gruppe; sie greift immer wieder zum Rhythmus hinüber durch eine Gliederung, die stückweise zu fassen ist als akustische oder geistige Ordnung oder als beides zugleich. Doch bildet sich kein durchgehendes zwingendes Gliederungsgesetz .... wobei ich aber dahingestellt sein lasse, ob nicht dieses Rhythmisieren erst seinen eigentlichen Sinn erhält im durchgehenden Stil eines Werkes. Gerade diese Stufe des Rhythmus ist höchst interessant im Französischen, wo wir in der rhythmischen Prosa Baudelaires, Rimbauds, Forts und des herrlichen Colas Breugnon von Rolland (man kann auch Stellen von *Paques Fleuries* hinzunehmen) eine reiche Literatur vor sich hat. — Die Architektur dürfte für diese Stufe reiches Material liefern.

Zur zweiten Gruppe rechne ich z. B. das Rezitativ. Hier ist alles auf die Gliederung im Takt bezogen, ohne daß die Takte fortlaufend und untereinander geordnet empfunden werden. Viele Rezitative — man vergleiche z. B. die Bachschen — zeigen auch diese weitere Ordnung; aber das ist nichts Wesentliches. Der *vers libre* kann hierher gehören, kann aber auch zur nächsten Gruppe tendieren.

Mit der dritten Gruppe sind wir ganz in den „orchestischen" Rhythmen Sarans. Die strenge Ordnung herrscht vollständig und bildet die Verse.

Die vierte Gruppe baut sich über der dritten auf und findet in Formen wie der Sonettform ihre Vollendung.

Saran hat festgestellt, daß der Versrhythmus, das Metrum, stets Resultat eines Kampfes ist zwischen dem sprachlichen Ak-

zent und einem von außen hinzutretenden strengen Gliederungsgesetz. Dieses leitet er aus der Orchestik her. Meiner Meinung nach ist das keine Erklärung (ebenso wenig wie die Arbeitstheorie Büchners), sondern nur eine Verschiebung des Problems. Der Tanz ist keineswegs an sich rhythmisch, vielmehr müssen wir den Rhythmus in die Körperbewegungen ebenso erst hineinlegen, wie an anderer Stelle in die Sprache und die Musik. Wer „keinen Rhythmus im Leibe hat", der tanzt unrhythmisch, auch wenn er die vorgeschriebenen Bewegungen gut beherrscht. Wir geben dem Tanz erst die Formen, auf denen er „schwebt"; wir schaffen in uns den Rhythmus, in den wir die Tanzfiguren einschmiegen. Wir müssen also nach einem anderen Ursprung suchen.

Welches ist der psychologische Vorgang bei der Bildung jenes zwingenden, Tanz, Sprache, Musik usw. bezwingenden Rhythmus? Betrachten wir vier Arbeiter, die Pflastersteine feststampfen: warum stampfen sie im Takt? .... Denn das tun sie! Es ist durchaus irrig, etwa anzunehmen, daß sie nur gleichmäßige Schwere der Schläge anstreben; nein, der Mann pocht in seiner Reihe, er pocht in dem rhythmisch festgelegten Augenblick. Er mag sich zeitweilig auch einen anderen Platz im Turnus zuweisen, sich bald als eins, bald als zwei, drei oder vier fühlen: jedenfalls legt er sich rhythmisch fest, und damit nimmt er offenbar eine gewollte Ordnung vor, er schaltet den jedesmal frei wählenden Willen aus und ordnet die Glieder gefühlsmäßig möglichst unmittelbar unter eine von außen waltende Regel. — Und noch eine Beobachtung: wir hören auf eine Uhr, die ganz gleichmäßig tickt. Unwillkürlich differenzieren und rhythmisieren wir die Schläge; eins — zwei, eins — zwei. Da das Geräusch eintönig ist, wechseln wir nach einer Weile und nehmen den anderen Schlag als schweren Taktteil. Die Neigung oder gar der Zwang zu rhythmisieren liegt also in uns; wir schalten damit unser Gefühl ein und beruhigen und erfreuen uns. Durch Ordnung retten wir uns aus dem Chaos. Und wir tun das überall, und die Sprache gab ebenso gute oder noch reichere Gelegenheit dazu, wie die Bewegungen des Körpers, wie das Material (im geistigen Sinne) der Architektur, wie die bildenden Künste. Es ist leicht nachzufühlen, wie unsere nichtschreibenden Vorfahren zunächst Gleichlaute (Stabreim) als Ordnungspole benutzen; wie sich dann ein feineres Gliederungsgefühl einstellt und immer kunstvollere Rhythmen schafft — nun sicher oft in Zusammenarbeit (bewußt oder unbewußt!) mit Tanz und Musik. Alle Rhythmen aber ruhen auf dem primitiven Taktgefühl: zweiteilig oder dreiteilig; darin liegt der zwingende Schwung. Und wenn man Rhythmen verstehen will, dann muß man nicht stumpfsinnig Schemen aufmalen, wie wir es für die Horazischen Oden tun, sondern man muß versuchen, sich jenes Fühlen wieder

zu beleben, das den Römern die Oden als angenehm klingend erscheinen ließ.

Gerade die tiefe Verwurzelung des Rhythmus im menschlichen Gefühl bewirkt nun, daß er jedes Material durchdringt, sobald wir den gefühlsmäßigen Ordnungstrieb frei laufen lassen und nicht ihn dem freischaltenden Willen und der kalten Überlegung unterordnen. (Es ist also keineswegs erstaunlich, daß die Prosa eine reife Form der Dichtung ist!) Die Grenze zu den Saranschen „orchestischen" Rhythmen ist also gegeben, wenn wir den inneren „Metronom" laufen lassen; mit ihm werden dann die Kompromisse gemacht, von denen Saran sehr richtig spricht. Läuft er nicht, dann können wir eben nur bedingt noch von Rhythmus reden; ich sagte also bei der ersten Stufe (hochpoetische Prosa) „rhythmisierend". (Man vergleiche hierzu die schwach fundierte Theorie von Paul Fort.

Aber diese Einwände können den hohen, grundlegenden Wert der Saranschen Arbeiten auch für den Romanisten nicht erschüttern. Man sollte meinen, daß seine Darlegungen über die Alternation alle überzeugt hatte; doch dem ist nicht so: Das schon oben zitierte Buch Grammonts über den *Vers Français; ses moyens d'expression, son harmonie* stellt Theorien auf, die sich eng anlehnen an den von Saran ad absurdum geführten Becq de Fouquières. Man könnte meinen, daß er die Saranschen Untersuchungen gar nicht kennt; jedenfalls durfte er nicht ohne Auseinandersetzung mit ihm den Kern, den Ausgangspunkt seiner Arbeit so ignorieren, wie er es p. 473 tut: *Dire qu'un vers est syllabique c'est faire entendre qu'il a un nombre de syllabes fixe, avec au besoin un point de repère quelque part (la césure de l'hémistiche) et rien de plus.* (Vgl. dazu Saran, *frz. Vers*, p. 19!!) Die rhythmische Gliederung des silbischen Verses verkennt er also und stellt fest, daß die Klassik, nachdem vorher le remplissage *beau jeu* gehabt habe, f ü r j e d e n H a l b v e r s n o c h e i n e c o u p e a l s b i n d e n d e i n g e f ü h r t h a b e, die zusammen mit der Zäsur den Alexandriner in vier mesures teilten, so daß der „alexandrin devint un vers à rythme fixe. Ce rythme est constitué par s e s q u a t r e a c c e n t s t o n i q u e s, dont le deuxième occupe une place immuable sur la sixième syllabe, tandis que le premier et le troisième tombent sur l'une quelconque des cinq premières syllabes de chaque hémistiche (Gr. p. 10). Der Begriff coupe entspricht etwa der Fuge bzw. dem Gelenk, mesure dem Bund bzw. Glied (cf. Gr. p. 11 und Saran, frz. Vers, p. 330).

Nach Grammont „la division de l'alexandrin en quatre mesures est le point capital de l'étape classique"; und „Becq de Fouquières a exposé cet état des choses supérieurement!" Während Zäsur und Versende festliegen (Tonsilbengesetz), ist der Platz der *coupe* veränderlich. Zeitlich teilt sie den Halbvers in zwei

neue Hälften, die *rigoureusement égales* sind, wenn die Silben 3 + 3 geteilt sind, die aber in der Idee auch gleich bleiben, wenn die Teilung 2 + 4 oder 1 + 5 ist. In diesen Fällen ist es „évident que le débit devra varier avec le nombre des syllabes.“ Und hierin ersieht Grammont das rhythmische Stilmittel par excellence.

Wenig Richtiges und sehr viel Falsches! Richtig ist, daß der klassische Alexandriner einen großen Fortschritt bedeutet gegen die mittelalterliche *remplissage.* Das hat aber nicht das Geringste zu tun mit dem System der *coupes,* sondern es ist ein ganz natürlicher Vorgang: der primitive Dichter steht noch unter der Herrschaft des Formgerippes, sucht ihr zu genügen tant bien que mal; der Meister spricht seine volle klassische Sprache und schmiegt sie mit Überlegenheit in den Rahmen ein, den er bis zum Überquellen füllt. Richtig ist auch, daß der Alexandriner nicht als Doppeldreier aufgefaßt wird; hier ist Saran im Irrtum, der behauptet, daß in der Klassik die Annäherung des Schemas

– ´– – ´– – ⏓ (–) / – ´– – ´– – ⏓ (–)

an die Reihe zum klaren Doppeldreier geführt habe. Wir werden sehen, daß die Frage Doppeldreier oder Doppelvierer (dieser entspricht vielleicht rhythmisch, allerdings ganz entfernt, dem Grammontschen Gebilde) überhaupt keine historische ist, sondern eine stilistische: beide Formen werden wir nebeneinander finden. — Wäre aber die Gliederung Grammonts richtig, so müßte man den Alexandriner als einen Ausbund von Häßlichkeit ansehen. Seine Teilungen sind zwar, wenn man sie etwa als Sprechtakte auffaßt, meist richtig; worin aber das Besondere und der Reiz der V e r s dichtung beruht, das wird gar nicht erkannt. Kein Wunder, daß ihm die belle régularité 3 + 3 + 3 + 3 als monotonie erscheint, da er den feinen Reiz nicht empfindet, der sich aus dem Nichtzusammenfall des Sprechakzents mit dem alternierenden Versrhythmus ergibt. Die Ästhetik der rapidité und lenteur ist ganz abwegig.

Beispiel für r é g u l a r i t é :

Un destin plus heureux vous conduit en Epire.

Alle musikalische Wirkung in seinen Beispielen zur *lenteur* beruhen auf der „schwebenden“ Betonung; Beispiele:

p. 16. *Et le char de l'automne, au penchant de l'année,*
r o u l e , déjà poussé par la main des hivers.
p. 20. *J'e n t r e : le peuple fuit, le sacrifice cesse.*
p. 17. *Et l'empereur au fond p a s s e par intervalles.*

Die Beispiele ohne schwebende Betonung gegen die Alternation entbehren der Wirkung; Beispiel:

p. 17. *Il voit; sur les Hébreux é t e n d sa grande main.*



Und das gleiche gilt für die **r a p i d i t é**. Der Vers verläuft glatt, ist rapide, wenn die Sprachakzente mit den schweren Taktteilen der Alternation zusammenfallen; der Gegensatz hebt heraus, und ohne ihn bleibt nur noch die Dynamik zur Betonung übrig. Dafür erlauben die beiden folgenden Verse einen lehrreichen Vergleich.

p. 26. *I c i l'on te retient, l à - b a s on te désire.*
S o r s avec une larme! e n t r e avec un sourire!

Im ersten Vers nur dynamische Möglichkeiten, im zweiten prächtige Wirkung durch die Verskunst! Grammont liefert uns — dank seinem glänzenden Gefühl für die tatsächliche Wirkung — die besten Beispiele für die Wirksamkeit der Alternation.

Die Arbeit von Heiss über „*Die Entstehung des romantischen Trimeters*" steht leider auf dem Boden Becqs, dessen gröbste Irrtümer sie teilt. „Denn im französischen Vers ist bekanntlich (trotz Saran und Rochette) die Lage der rhythmischen Gipfel durch die Lage der Wort- und Satzakzente, durch die Sinnesgipfel und Sinnespausen vorgezeichnet" — nein, das ist die Negierung des Versrhythmus!! Sie bedeutet also für die rhythmische Gestalt des frz. Verses nichts. Gewiß ist Hugo der erste bewußte Künstler des Trimeters; aber die weitschweifige Begründung durch seine Vorliebe zur Dreiteiligkeit im allgemeinen (neben der anerkannten Bevorzugung der Antithese!!) ist doch recht gewagt; und der Satz „jeder Alexandriner, der nicht streng nach klassischer Vorschrift gebaut ist, wird unstabil und tendiert zum Trimeter" läßt die musikalische Durchdringung der Frage ganz vermissen.

Ein Wort zu Grammonts Behandlung des romantischen Alexandriners. Er nimmt die Ansicht Becq de Fouquières auf: Ayant d'une part le même nombre de syllabes que le tétramètre et d'autre part une mesure de moins, il est plus rapide approximativement d'un quart que le vers classique et sa durée totale est moindre approximativement d'un quart (p. 60). Es gibt kaum etwas Widersinnigeres als diese Behauptung, die die ganze großartige Wirkung des romantischen Alexandriners umwirft. Empfindet Grammont nicht die stockenden Schläge der drei Kurzstücke, die bei V. Hugo gigantische Bilder vor unserem Auge festhalten? Ich gebe nur ein paar Beispiele aus *Expiation;* sie werden genügen!

La plaine où frissonnaient nos drapeaux déchirés
Ne fut plus, dans les cris des mourants qu'on égorge,
Qu'un gouffre flamboyant, rouge comme une forge;
Où l'on entrevoyait des blessures difformes!
Carnage affreux! / moment fatal! / L'homme inquiet
Sentit ...

Leur bouche, d'un seul cri, dit: vive l'empereur!
Puis à pas lents, musique en tête, sans fureur,
Tranquille, souriant à la mitraille anglaise,
La garde impériale entra dans la fournaise.
Et, se tordant les bras, cria: Sauve qui peut!
Sauve qui peut! / affront! horreur! / toutes les bouches
Criaient; ...

Und alle Beispiele, die Grammont anführt, sind glänzende Belege in unserem Sinne; ich greife nur noch dieses heraus:

p. 63. *Et quel plaisir de voir sans masque ni lisières,*
A travers le chaos de nos folles misères,
Courir en souriant tes beaux vers ingénus,
Tantôt légers, / tantôt boiteux, / toujours pieds nus!
Musset, *Sur la paresse.*

Arvède Barine mag diesen letzten Vers als *délicieux de légèreté et de vivacité* bezeichnen, er ist sicher ein Halt! Das liegt doch schon in der Natur der dreifachen kokettierenden Gegenüberstellung.

Saran erklärt den romantischen Alexandriner mit der Brechung (p. 440). Das ist richtig; aber welches ist denn die Wirkung der neuen Teilung? Um sie zu verstehen, müssen wir die Gestalt des Alexandriners noch einmal nachprüfen. Saran wollte den Doppeldreier in der Klassik mit dem Schwächerwerden der Zäsur begründen; das ist aber kein Grund, da zwei Dreier unter Umständen stärker voneinander getrennt sind, als die durch Dehnung vierhebig gemachten Halbverse, bei denen die gedehnte Silbe die steigende, die Halbverse paarende Kraft entfaltet. Entscheidend ist die Struktur der Halbverse. Die Dreier müssen notwendig den Rhythmus des Dreivierteltaktes tragen, also so

◡ ◡́ ◡ – ◡ ◡̀ (◡)

betont werden. Tatsächlich finden wir diesen Rhythmus bei Racine vorwiegend, wenngleich nicht ausschließlich. Demgegenüber ist der Doppelvierer (der das Schwergewicht auf der sechsten und zwölften Silbe trägt; vergleiche das Hervortreten des dritten und siebenten Taktes in der achttaktigen Periode,

oder: *Wir singen und sagen vom Grafen so gern,*
Der hier in dem Schlosse gehauset, —)

unverkennbar bei Corneille, Molière und Lafontaine. Auch Victor Hugo zeigt in ausgesprochener Weise den Doppelvierer; demgegenüber empfinde ich den romantischen Alexandriner als rhythmische Dreier. Also folgendes Schema

– ◡́ – ◡́ – ◡̋ (–) / – ◡́ – ◡́ – ◡̋ (–)
– ◡́ – ◡̋ / – ◡́ – ◡̋ / – ◡́ – ◡̋

Nach Doppeldreiern kann der romantische Alexandriner die gleiche Wirkung haben; er erscheint dann mehr als 2 + 2 + 2, wobei von den beiden Niederschlägen der zweite als der stärkere empfunden wird.

Grammont ermißt die Tragweite der Neuerung nicht im entferntesten (cf. p. 474); Hugo konnte ganz mit Recht sagen: *j'ai disloqué ce grand niais d'alexandrin.* Wir werden auf diese Frage noch zurückkommen, wenn wir von den Mitteln reden, durch die diese Rhythmen gestützt werden.

Das ganze Verhängnis der Grammontschen Irrtümer tritt aber bei seiner Behandlung des *vers libre* zutage. Ich sehe davon ab, daß er den riesigen Fehler macht, den *vers libre* des Lafontaine mit denselben Augen anzusehen, wie den der Symbolisten. Wenn er sich mit den deutschen Verslehrern mehr beschäftigt hätte, würde er die verschiedene Sprechart in Rechnung gezogen haben. Bei aller Bewunderung für Lafontaine darf man sich nicht darüber täuschen, daß sein geistvoller Vers keineswegs immer musikalisch schön ist, liegt auch gar nicht in seiner Absicht. Man kann sehr wohl die Abneigung Lamartines gegen diese Verse verstehen, und es ist gänzlich verfehlt, La Fontaine gegen Henri de Régnier auszuspielen. Was aber Grammont über die Wirkung des *vers libre* sagt (pp. 104-107), das ist unbegreiflich, und danach nimmt einen die verhängnisvolle Konklusion nicht mehr wunder, zu der er auf Seite 480 kommt: Der Reim ist **das** Versmittel des *vers libre*; ohne ihn „la pensée n'ayant plus d'ailes pour voler, marche prosaïquement". Gewiß ist der Reim für freie Verse besonders wichtig, zumal im Französischen mit seiner Ausgeglichenheit der Silbenschwere. Aber wenn er ihn als einziges Unterscheidungsmittel zwischen Prosa und freiem Vers hinstellt, dann zeigt er nur, daß ihm der Unterschied nicht recht klar ist. Das bestätigt er in den dem obigen Zitat vorhergehenden Seiten, wo er Stücke Flaubertscher Prosa rhythmisch zergliedert. Vergleichen wir einmal „*Le Porcher*" und diese Prosa! Gewiß strebt Flaubert in seiner Sprache schöne Gliederung an, soweit dies möglich ist neben dem Hauptprinzip, nämlich der gedanklichen Gemessenheit. Den großen Prosaiker zeichnet vor allem das Feingefühl für die gedankliche Schwere der Wörter aus, der der Klangwert untergeordnet ist. Wenn man also diese Prosa als „rhythmisierend" ansprechen kann, so ist sie doch weit davon entfernt, sich einem festen Rhythmus selbst unserer zweiten Stufe einzuordnen! Im Gegenteil wird ein geschmackvoller Leser selbst da dem Alexandrinerrhythmus ausweichen, wo er möglich wäre, da sonst nur die Schönheit des Werkes litte, da eine Gefühlseinstellung versucht würde, die dem Geist der Flaubertschen Prosa besonders kraß zuwiderliefe. Wer sich dieses „Querstandes" einmal recht deutlich bewußt werden will, der lese eine halbe Stunde

deutsche Hexameter und gehe dann an eine schöne Prosa: er wird Qualen empfinden!! — Bei Viellé-Griffin dagegen fühlen wir sofort den „orchestischen" Rhythmus durch. Der Reim ist so lose gehandhabt, daß wir ihn zwar durchfühlen, daß er aber als formbildende Kraft nicht in Frage kommt. Die *ailes* (die eben der Prosa fehlen!!), das sind die durchgehenden Schläge der Alternation; die Verse mögen so verschieden sein, wie sie wollen, durch die Alternation sind sie in eine feste rhythmische Form gehoben; der innere Metronom läuft durch all die verschiedenen Verslängen hindurch!

Die Alternation wird uns erlauben, den besonderen Charakter der verschiedenen Verse deutlich zu machen und zu erklären.

Dem Alexandriner ist nach Grammont ruhige Breite eigen, weshalb er wohl geeignet ist „*à l'expression d'une idée grave, noble ou grandiose*". Ja, warum denn aber? Einmal lädt die Zweiteiligkeit zu breitangelegter Rede ein, wie sie in den Antithesen bei Corneille und Hugo ihre höchsten Triumphe feiert. Dann aber erfährt die Alternation durch die größeren Einschnitte, besonders wenn diese zugleich Pause bedeuten, eine fühlbare Ruhe; eine höhere Gliederung macht sich fühlbar. Beispiele:

Aime, aime cette mort qui fait notre bonheur! (Horace.)
Un soldat rouge au seuil, la mer à l'horizon. (Expiation.)

Demgegenüber ist der Achtsilbner gedrängter; der gleichmäßige Wechsel hebt die einzelnen Silben mehr hervor, gibt etwas Staccatoartiges; dieses kann spitzig, frech sein, oder aber es kann unerbittlichen Nachdruck geben. Grammonts Argumente *rapidité* und *lenteur* scheinen mir dagegen recht oberflächlich. Zwei Beispiele mögen die beiden Wirkungen belegen:

Penses-tu, lui dit-il, que ton titre de roi
Me fasse peur ni me soucie? (Lafontaine.)

Vous armez contre Troie une puissance vaine,
Si dans un sacrifice auguste et solennel
Une fille du sang d'Hélène
De Diane en ces lieux n'ensanglante l'autel.
Pour obtenir les vents que le ciel vous dénie,
Sacrifiez Iphigénie! (Racine.)

Daß der Zehnsilbner seine Gliederung nur durch die Alternation bekommt, dürfte wohl auch Grammont nicht bezweifeln; die internationale Verwandtschaft belegt es zu deutlich. Aber die Wirkung der Alternation wird noch viel deutlicher bei den ungeraden Versen. Beim Siebensilbner stellt Grammont einen tänzelnden Rhythmus fest; liegt das an den sieben Silben? Sicher nicht; vielmehr daran, daß der Vers mit einer schweren Silbe anfängt und die rhythmisch stärkste Silbe — hier die fünfte —

vor der Reimsilbe liegt. Man vergleiche den Polkarhythmus! Beispiele findet man nach Belieben; ich zitiere nur ein Stück aus La Tête et la Queue du Serpent von Lafontaine:

> *Lé serpént a deúx partíes*
> *Aú genre húmain énnemíes,*
> *Tête et queue; et toutes deux*
> *Ont acquis un nom fameux*
> *Auprès des Parques cruelles.*
> . . . .

Wenn Verlaine sagt:

> *De la musique avant toute chose,*
> *Et pour cela préfère l'impair,*

dann frage ich Grammont, worin denn das Besondere des *impair* liegt? Für die Teilung in *coupes* könnte es auf eine Silbe gar nicht ankommen; aber Silbenzahl und Alternation bedingen sich! Den etwas posenhaften, aufdringlichen Rhythmus der geraden Verse, das rien qui pèse ou qui pose will Verlaine vermeiden, um die chanson grise zu schaffen. Der Neunsilbner ist tatsächlich der ungegliedertste Vers des Französischen, oder besser der am losesten gegliederte; er entzieht sich sogar vielleicht der durchgehenden Alternation, wie wir sehen werden.

Ich fasse kurz zusammen. Das Alternationsprinzip scheint mir für das Französische außer Zweifel zu stehen[1]). — Die Grammontsche *coupe*-Teilung dagegen zeugt von Verkennung der versrhythmischen Grundgesetze; zu welchen Irrtümern sie führt, das sieht man p. 475: dans un poème rythmé à forme fixe et dont chaque vers contient quatre mesures un vers peut être constitué par quatre monosyllabes ou au contraire par quatre mesures ayant chacune de une à six ou même sept syllabes. Les deux vers suivants mettent en contact les deux extrêmes:

> *Science, art, vie, mort,*
> *Si l'on vous osait dire que vous ignorez tout et que vous n'en savez rien et que l'on vous adore.*

Ce n'est pas là autre chose que des schémas, mais ils font nettement ressortir le principe: ces deux vers sont égaux entre eux. — Der circulus viciosus ist geschlossen! Dies Schema beweist nur — was wir alle wissen —, daß eine ganze Note gleich acht Achteln ist; damit ist aber noch keine Gliederung gegeben; und diese Gliederung ist es eben, um die es sich dreht.

Das Alternationsprinzip ist aber nicht etwa nur eine Erklärung, sondern es ist die Grundlage für bewußte ästhetische Wirkungen. Mit diesen wollen wir uns jetzt befassen.

---

[1]) Ich weise in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die Lage im Spanischen hierin durchaus verschieden ist. Der spanische Sprachakzent ist alles andere als alternierend (z. B. *tengo que presentarme en Málaga!*),

Wenn, wie Saran richtig feststellt, das einzelne Dichterwerk das Ergebnis eines Kampfes zwischen der Sprache und der unelastischen Form ist, die er als „orchestischen" Rhythmus bezeichnete, wie geht dann dieser Kampf in der französischen Dichtung vor sich? Zunächst wird die Sprache sich in die feste Form einzufügen bemühen; ihr Bestreben wird dann sein, sich selbst möglichst wenig Gewalt anzutun. Sie wird bald bemerken, daß die feste Form geeignet ist, ihre eigene Ausdruckskraft erheblich zu steigern, und sie wird demgemäß lernen, sich auf den Flügeln des Gleichtaktes zu wiegen. Aus der Füllung des Rahmens ergibt sich eine reizvolle Spannung und ein feines Kraftverteilen; führende Phrasen erhalten ihr besonderes Relief und strahlen ihren zwingenden Rhythmus auf das ganze Gedicht aus. Die guten Taktteile geben die Möglichkeit zu stärkster Betonung.

Ist der Rhythmus des Verses aber einmal fest in unserem Gefühl verankert, dann ergeben sich die schönsten Wirkungen aus dem Gegensatz von Sprachakzent und Versmaß. Die hervorragendste Eigenschaft der Alternation ist die feine melodische Linie, die sich aus der Wertung jeder Silbe und der Verstärkungsmöglichkeit akzentuell schwacher Silben ergibt. Reichste Ausbeute gewährt die „schwebende Betonung" zur Heraushebung, ebenso die Brechung, die *rejet* und *enjambement* erzeugt. Das Metrum vermag sprachliche Härten abzutönen, die aus der Wiederholung gleicher Laute und Lautgruppen entstehen würden. Hier werden wir besonders die wunderbare Beschwingung durch den Versrhythmus feststellen können.

Untersuchen wir das im einzelnen!

1. Die Sprache wird mit einiger Gewalt in den Rahmen gespannt.

Charles d'Orleans, *La Bonne et la Belle:*

Dieu! qu'íl fait bón la régardér
La grácieúse, bónne et bélle!
Pour lés grans biéns qui sónt en élle,
Chascún est fórt de lá louér.

Qui se pourrait d'elle lasser?
Toujours sa beauté renouvelle.
Dieu! qu'il la fait bon regarder,
La gracieuse, bonne et belle!

Par décà né delá la mér
Ne scáy damé ne dámoisélle
Qui soit en tous biens parfois[1]*) telle.*

---

die Disposition der Satzbetonung ganz anders als im Französischen. Wenn das Spanische also auch fünf Jahrhunderte die Silbenzählung benutzte, so bedarf die rhythmische Struktur doch einer völlig neuen Untersuchung.



C'est ung songe que d'y penser.
Dieu! qu'il la fait bon regarder!

2. Die Kunst Villons bringt einen fühlbaren Fortschritt. Ich zitiere die erste Strophe seines *Epitaphs*:

Frèrés humáíns, qui áprès noús vivéz,
N'ayéz les cueúrs contré nous éndurcís,
Car, se pitié de nous povres avez,
Dieu en aura plus tost de vous merciz.
Vous nous voyez cy attachez cinq, six.
Quant de la chair, que trop avons nourrie,
Elle est piеca dévorée et pourrie,
Et nous, les os, devenons cendre et pouldre.
De notre mal personne ne s'en rie,
Mais priez Dieu que tous vous veuille absouldre.

3. Die Weiterentwicklung steht unter dem Gesichtspunkt der Ausschaltung zu leichter Silben, vor allem natürlich derjenigen, die in der Sprache verstummt sind. Ferner sucht man die Sprache mehr und mehr in Einklang zu bringen mit dem alternierenden Rhythmus, um unberechtigte Tonstellen zu vermeiden. D'Aubigné erreicht eine Stufe, die der Klassik schon recht nahe ist. Ich zitiere den Anfang aus *Les Tragiques*:

O Fránce désolée! / ô térre sánguináire!
Non pas terre, mais cendre; / ô mère! si c'est mère
Que trahir ses enfants aux douceurs de son sein,
Et, quand on les meurtrit, les serrer de sa main.
Tu leur donnes la vie, et dessous ta mamelle
S'esmeut des obstinez la sanglante querelle;
Sur ton pis blanchissant ta race se débat,
Et le fruit de ton flanc fait le champ du combat.

4. Die klassische Dichtung zeigt den Höhepunkt des Gleichmaßes bei größter Spannung zwischen Sprache und Versrhythmus. Die Sprache gibt die besten Möglichkeiten für die Modulation des Versrhythmus; wirklich tragfähige Silben für die Stellen, auf denen der Ton im Rahmen des ganzen Verses (a) liegt; wo dem Dichter diese nicht hinreichend erscheinen, verstärkt er durch schwebende Betonung (b). Auch die Auswahl der Konsonanten wird dem Rhythmus dienstbar gemacht (Stabreim!) (c).

Ich zitiere zunächst ein Stück aus Corneille; man beachte, wie die Antithesen durch den Rhythmus des Doppelvierers herausgehoben werden.

Le Cid, II, 8.

Chiméne:
Siré, de tróp d'honneúr / ma misère ést suivíe. a
Je vous l'ai déjà dit, je l'ai trouvé sans vie; a

Son flanc était ou v e rt, et, pour mieux m'émou v o ir, a+c
Son sang sur la poussière écrivait mon devoir, a+c
Ou plutôt sa valeur, en cet état réduite, a
Me parlait par sa plaie, et hâtait ma poursuite, a+c
Et pour se faire entendre au plus juste des rois, a+c
Par cette triste bouche elle empruntait ma voix. a+c
Sire, ne souffrez pas que sous votre puissance a+c
Règne devant vos yeux une telle licence; a+b+c
etc.

Und nun ein Stück Racine (*Phédre*, V, 6), bei dem man sehen wird, daß der Dreierrhythmus starker Stützung bedarf, wenn er nicht sehr häßlich wirken soll.

A peíne noús sortións des pórtes dé Trézéne, c
Il était sur son char; ses gardes affligés b
Imitaient son silence / autour de lui rangés; b+c: Do.-V.
Ils suivaient tout pensifs le chemin de Mycènes; b
Sa main sur les chevaux laissait flotter les rênes; c
Ses superbes coursiers qu'on voyait autrefois b+c
pleins d'une ardeur si noble obéir à sa voix, b+c
L'oeil morne maintenant et la tête baissée, b+c
Semblaient se conformer à sa triste pensée. b+c

Der dritte Vers erscheint als Doppelvierer; andere könnten als solche aufzufassen sein. Wir werden die Doppeldreier in viel klarerer Gestalt finden bei Heredia.

5. Auf der Höhe der Vollendung gliedert das Metrum den Gedanken durch feines Kraftverteilen; es bindet und steigert nebengeordnete Glieder (a), es spannt die Erwartung (b), es gibt durch Wiederholung von Wörtern in der gleichen rhythmischen Struktur unwiderstehlichen Nachdruck und zwar im Sinne der Unerbittlichkeit wie im humoristischen Sinn (c & d).

a) *Ils luttent maintenant sourds, effarés, béants,* (Hugo.)
. . . .
L'homme, sans voir le scheik, frottant, brossant, lavant, (Hugo.)
. . . .

b) *Elle disait souvent: „Je n'ose",*
Et ne disait jamais: „Je veux." (Hugo.)

Hierher gehören die Antithesen bei Corneille und Hugo:

Souffrez-moi généreux sans me rendre parjure! (Cid.)
Je t'ai donné la vie et tu me rends ma gloire. (ib.)

c) *Descends, Charles! Descends, Frédéric! Descends, Pierre!*
Deviens de plomb, deviens d'acier, deviens de pierre. (Hugo.)

(nb. das letzte *descends* ist in anderer Tonstelle und hat daher etwas zu Weiches an dieser Stelle! Man vergleiche es mit

C'est moi, Prince, c'est moi dont l'utile secours
Vous eût du labyrinthe enseigné les détours. (Racine.)

d) *Messire loup vous servira,*
S'il vous plaît, de robe de chambre.
Le roi goûte cet avis-là.
On écorche, on taille, on démembre
Messire loup. Le monarque en soupa.
(Lafontaine, liv. 8, 3.)

Die eindringliche Wirkung des romantischen Alexandriners beruht ebenfalls auf der gleichrhythmischen Wiederholung, die geradezu musikalisch hart wird, wenn die Worte die gleichen sind.

Dans les palais, dans les châteaux, dans les chaumières.
(Hugo.)

Il fut héros, il fut géant, il fut génie. (Hugo.)

6. Bei vielen Gedichten hat man das Gefühl, daß der Rhythmus einer hervorragenden Phrase den Grundstock des gesamten rhythmischen Aufbaus gebildet hat. Die dadurch eingeleitete Alternationsreihe bestimmt sehr oft, ob gerader oder ungerader Vers verwandt wird. Beispiele (die Leitphrase ist unterstrichen!):

Lá tombé dit á la róse:
„Des pleurs dont l'aube t'arrose
Qué fais-tú, fleur dés amoúrs?"
etc. (Hugo.)

Hónte à toí qui lá premiére
M'as appris la trahison,
Et d'horreur et de colère
M'as fait perdre la raison!
Honte à toi, femme à l'oeil sombre
etc. (Musset.)

Kahn bestätigt diese Beobachtung durch die folgende Stelle in der Préface zu seinen *Palais Nomades*: Cet accent d'impulsion (es handelt sich tatsächlich um nichts anderes als den hervorstechenden Satzakzent) dirige l'harmonie du vers principal de la strophe, ou d'un vers initial qui donne le mouvement... (p. 30). Ebenso Retté, *Le Symbolisme*, p. 256 [2]).

Eine noch eindringlichere Sprache reden die Fälle, wo der Gegensatz verskünstlerisch ausgewertet ist. Die französischen

[2]) Un rythme se dessine, t'obsède. auquel, sans t'en apercevoir, tu conformes ton pas.

Dichter haben hier die Alternation vor allem in dem Sinn ausgewertet, den Saran in Rhythmus des frz. Verses p. 333 ausdrückt: Die Häufung von begrifflicher und rhythmischer Trennung (Wort- und Takttrennung) an derselben Stelle des Satzes prägt die Trennungseinschnitte zu scharf aus...

1. Die melodische Linie wird gewahrt durch Stärkung zu schwacher Silben (cf. den accent d'insistance!).

Se dérident soudain à voir l'enfant paraître,
Innocent et joyeux. (Hugo.)
Se serait avec vous retrouvée ou perdue. (Racine.)

Die konservative Kraft des Verses liegt hier klar zutage besonders in Hinsicht auf die *e*-Endungen. Wir werden darauf noch zurückkommen.

2. Über die schwebende Betonung haben wir oben schon kurz gesprochen. Alle Beispiele, die Grammont pp. 16-23 anführt, um seine *mesure* = Theorie zu stützen, gehören hierher, soweit sie überhaupt verskünstlerisch bedeutsam sind. Ob rapidité oder lenteur erzeugt wird, das hängt von der Stelle ab und ist sehr subjektiv.

Rayonne un diamant gros comme le soleil. (Hugo.)
Il a tué les lois et le gouvernement,
La justice, l'honneur, tout, jusqu'à l'espérance. (Hugo.)

In diesem Beispiel haben wir zuerst den Nachdruck auf *justice*; dann wird das *tout* auf der Senkung mit folgender Pause zu breiter Zusammenfassung.

Je jure de garder ce souvenir, et d'être
doux au faible, loyal au bon, terrible au traître. (Hugo.)

Wie herrlich schwebt das *doux au faible!*

Laisse dormir mon coeur, laisse mourir mon coeur.
(Moréas.)

Der Vers bekommt sein wunderbares Gleichmaß durch die rhythmische Verstärkung des *-se*.

Hierher gehört auch die Erscheinung des *rejet*, die sogar besonders interessant ist, weil sich in dem entscheidenden Stück oft ein Ausgleich zwischen dem vom Vorhergehenden bestimmten und dem für das Folgende gegebenen Rhythmus vollzieht.

Comme ils parlaient, la nue éclatante et profonde
S'entr'ouvrit, et l'on vit se dresser sur le monde.
(Hugo.)

Nach dem Vorhergehenden wäre zu lesen ´— — ´—; in Wirklichkeit ist aber der Takt — ´— —!

Die Wiederholung gleicher Lautgruppen oder gleicher Redestücke würde oft aufdringlich oder prosaisch wirken, wenn der Versrhythmus sie nicht musikalisch differenzierte.

Diese Beobachtung hängt zwar eng mit denen unter 2 zusammen, sie scheint mir aber so wichtig, daß ich sie eingehender behandle und mit vielen Beispielen belege. Sie wäre tatsächlich allein fähig, die Alternation als das ästhetische Prinzip des frz. Verses zu erweisen und die Theorien Grammonts ad absurdum zu führen:

Descéndez, déscendéz, lamentables victimes,
Descéndez le chemin de l'enfer éternel. (Baudelaire.)

Man vergleiche diese Stelle mit der oben unter 5 c gegebenen, und man wird die feine Unterscheidung durch die Alternation merken:

Ces tronçons déchirés, épars, près d'épuiser
Leurs forces languissantes,
Se chérchaient, sé cherchaíent, comme pour un baiser !
Deux bouches frémissantes. (Hugo.)

Diese feine Melodieführung merkt Grammont überhaupt nicht; im Gegenteil erblickt er hier nur das moyen le plus simple pour marquer l'insistance (p. 215)!!!

L'ondé qui fuít par l'ónde incessamment suivie. (Hugo.)
Muletiers qui poussez de vállée én vallée. (Hugo.)
Dislóqué, dé cailloúx en caílloux cáhoté. (Hugo.)
Tu vois qu'aux bords du Tibre, et du Nil et du Gange. (Lamartine.)
Livre où l'une apprenait à lire,
Où l'autre apprenait à penser! (Hugo.)

Auch ungleiche Wörter, die im Sinn parallel stehen, werden so gegeneinander abgetönt.

Soufflant dans les clairons et frappant des tambours. (Hugo.)
Le guérrier sans courage et le perfide amánt. (Corneille.)
Entassent les joyaux les doublons et les piastres. (Moréas.)
Il frappait du ciseau, du pilon, du maillet. (Hugo.)

„Le procédé est le même; les mêmes répétitions de mots peindront l'accumulation d'une suite d'événements" sagt Grammont!!

Grammonts Buch hatte es nötig gemacht, daß wir zunächst einmal die Ästhetik des traditionellen Verses klarlegten. Nun bleibt uns übrig, zu untersuchen, ob in der Zeit der großen lyrischen Bewegung von den Symbolisten bis zu uns sich eine entscheidende Wendung zeigt bezüglich des alternierenden Prinzips. Wir werden uns zunächst bei Verlaine aufhalten, dann die Gruppe um Kahn prüfen, um endlich einen Blick auf die zeitgenössische Dichtung zu werfen.

Kahn sagt in der Vorrede zu den *Palais Nomades*: Verlaine et Rimbaud s'étaient avisés de briser le vers, de le disloquer, de donner droit de cité aux rythmes impairs... Les vers de Rimbaud, affranchis de bien des entraves, n'étaient point le vers libre, non plus que ceux de Verlaine. De très habiles dissonances sur la métrique ancienne donnaient l'apparence qu'un instrument nouveau chantait, mais, apparence illusoire; c'était, avec bien du charme et de la ductilité en plus, avec un sens très critique l'ancienne rythmique... Leur vers est le vers „délicieusement faux exprès". Das ist durchaus richtig, wenn man an das Grundprinzip der Alternation denkt, das Verlaine nicht angreift. Und doch ist die Änderung, sagen wir getrost: der Fortschritt der Verskunst bei Verlaine viel bedeutender, als Kahn ahnt.

Der Alexandriner Hugos ist der klassische in der ausgesprochenen Form 4 + 4 mit Pausen auf den letzten Schlägen. Wir haben schon betont, daß sich das ergibt aus der drückenden Überlegenheit der Tonsilben (dritter und siebenter Takt der achttaktigen Periode!). Die rhythmischen Erweiterungen der romantischen Musik machen sich auch in der Verskunst fühlbar. Man kann den Alexandriner als ungegliedertes Ganzes erfassen, man findet auch die Gliederung 3 + 3. Die entscheidende Wendung sehe ich bei Hérédia. Um 3 + 3 zu ergeben, muß der Hauptton wieder auf die ersten Silben wandern, die dritten erhalten einen Nebenton; zwei wird am schwächsten. Besonders das zweite Hemistisch muß von der Änderung betroffen werden, da die Reimsilbe geschwächt wird zugunsten der ersten Tonstelle; für diese werden bewußt neue Stärkungsmittel angewendet.

Nun, das alles ist bei Heredia mit großer Deutlichkeit festzustellen. Der Reim — vielleicht hilft die kompliziertere Form des Sonetts dazu! — ist ohne jede Aufdringlichkeit; das Schwergewicht geht auf den Halbversanfang über, und zwar vor allem auf den zweiten, der durch eine fast überreich angewandte Alliterationstechnik (Stabreim!) großartig herausgehoben wird, so daß er tatsächlich den Höhepunkt der Verse bildet. Ich gebe nur eines der Sonette aus *Les Trophées* als Beispiel. Die Stabreime sind unterstrichen. Man beachte, wie deutlich sich der Doppelvierer (mit + gekennzeichnet!) abhebt!

Fleurs de Feu.

Bien des siècles, depuis les siècles du Chaos,
La flamme par torrents jaillit de ce cratère,
Et le panache igné du volcan solitaire
Flambe plus haut encor que les Chimborazos.
Nul bruit n'éveille plus la cime sans échos.
Où la cendre pleuvait, l'oiseau se désaltère;
Le sol est immobile, et le sang de la Terre,
La lave, en se figeant, lui laissa le repos!

Pourtant, suprême effort de l'antique incendie,
A l'orbe de la gueule à jamais refroidie,
Eclatant à travers les rocs pulvérisés,
Comme un coup de tonnerre au milieu du silence,
Dans le poudroiement d'or du pollen qu'elle lance,
S'épanouit la fleur // des cactus embrasés. +

Hérédia hat verstechnisch die fruchtbarste Vorarbeit geleistet für Verlaine. Die *forme retentissante* des Hugo'schen Verses ist einem ausgeglichenen, unrhetorischen, weichgleitenden Verse gewichen, den Verlaine in der vielgestaltigsten Weise brechen kann und dem er jenen reinen musikalischen Fluß geben kann, den kein französischer Dichter je übertroffen hat.

Sagesse, II, 2.

Je ne veux plus aimer que ma mère Marie. a
Tous les autres amours sont de commandement. a
Nécessaires qu'ils sont, ma mère seulement b
Pourra les allumer aux coeurs qui l'ont chérie. b

C'est pour Elle qu'il faut chérir mes ennemis, c (b)
C'est par Elle que j'ai voué ce sacrifice, c (b)
Et la douceur du coeur et le zèle au service, a
Comme je la priais, Elle les a permis. a

Et comme j'étais faible et bien méchant encore, b
Aux mains lâches, les yeux éblouis des chemins, b (d)
Elle baissa mes yeux et me joignit les mains, a
Elle m'enseigna les mots par lesquels on adore. b
(Druckfehler? Et...)

C'est par Elle que j'ai voulu de ces chagrins, c
C'est pour Elle que j'ai mon coeur dans les Cinq Plaies, c
Et tous ces bons efforts vers les croix et les claies, a
Comme je l'invoquais, Elle en ceignit mes reins. a

Je ne veux plus penser qu'à ma mère Marie, a
Siège de la sagesse et source des pardons, b
Mère de France aussi, de qui nous attendons b
Inébranlablement l'honneur de la patrie. b

Marie Immaculée, amour essentiel, b
Logique de la foi cordiale et vivace, d (b)
En vous aimant qu'est-il de bon que je ne fasse, c
En vous aimant du seul amour, Porte du Ciel? c

Meinem Gefühl nach sind die mit a bezeichneten Verse Doppelvierer, die mit b bezeichneten Doppeldreier, die mit c bezeichneten romantische Alexandriner, die mit d bezeichneten glatte Reihen. Und dazu noch einige Verse vom Typ d aus anderen Gedichten:

D'oublier ton pauvre amour-propre et ton essence
Des choses de la politique, et du délire
De cette Sci-ence entruse dans la maison.

Den freiesten Gebrauch des Alexandriners findet man in einem Gedicht wie „*A Fernand Langlois*", woraus ich eine Strophe zitiere:

Que soient suivis des pas d'un but à la dérive
Hi-er encor, vos pas eux-mêmes tristes, ô
Si tristes, mais que si bien tristes! et que vive
Encore, alors! mais par vous pour Dieu, ce roseau.

Bei aller Freiheit der Brechung wird niemand den wunderbaren Versrhythmus verkennen, den die Alternation aufrecht erhält. Diese gewinnt gerade deshalb, weil der gewichtige, posierende Rhythmus einer gleichmäßigen Versgestalt aufgegeben ist, erhöhte Bedeutung, da sie die Beschwingtheit gibt, ohne die der Vers kein Vers wäre. Mit höchster Meisterschaft handhabt Verlaine natürlich die oben unter schwebender Betonung und Abtönung der Wiederholung zusammengefaßten Kunstmittel. Einige Beispiele:

1. *Le vent profond*
Pleure, on veut croire.

2. .... *vous un instant pressées,*
Belles petites mains qui fermerez nos yeux!

3. *M'a fait trouver belles les femmes:*
Elles ne m'ont pas trouvé beau.

1. *Dans ce coeur qui s'écoeure.*
2. *Loin de la foire et loin de madame.*
3. *Suis-je né trop tôt ou trop tard?*
4. *Au creux d'un caveau:*
Silence, silence!
5. *N'importe quand, n'importe quel et n'importe où.*

Besondere Beachtung verdienen die ungeraden Verse, die Verlaine ja als musikalisch par excellence empfindet. Siehe die *Art poétique*! Ich gebe zunächst einige Beispiele:

5-Silbner. *Le château, tout blanc*
Avec, à son flanc,
Le soleil couché.
Les champs alentour ...
Oh! que notre amour
N'est-il là niché!

Jede Aufdringlichkeit ist vermieden, die etwa an Au clair de la lune erinnern könnte; trotzdem ist die alternierende Rhythmisierung nicht zu verkennen. Die beiden letzten Verse wirken etwas wie Leitverse!

7-Silbner. *O le frêle et doux murmure!*
Cela gazouille et susurre,
Cela ressemble au cri doux
Que l'herbe agitée expire ...
Tu dirais, sous l'eau qui vire,
Le roulis sourd des cailloux.

Die Verse mit natürlicher Betonung lassen die Verse 2 und 3 mit der schwebenden Betonung besonders musikalisch wirken.

9-Silbner. *Je devine, à travers un murmure,*
Le contour subtil des voix anciennes.
. . . .
O mourir de cette mort seulette
Que s'en vont, cher amour qui t'épeures,
Balancant jeunes et vieilles heures!
O mourir de cette escarpolette!

Während hier über den alternierenden Rhythmus kein Zweifel bestehen kann (man beachte die Leitverse der letzten Strophe!), macht das ebenfalls neunsilbige „Chevaux de Bois" gewisse Schwierigkeiten.

Tournez, tournez, bons chevaux de bois,
Tournez cent tours, tournez mille tours,
Tournez souvent et tournez toujours,
Tournez, tournez au son des hautbois.

Le gros soldat, la plus grosse bonne
Sont sur vos dos comme dans leur chambre,
Car, en ce jour, au bois de la Cambre,
Les maîtres sont tous deux en personne.
. . . .
Et dépêchez, chevaux de leur âme,
Déjà, voici que la nuit qui tombe
Va réunir pigeon et colombe,
Loin de la foire et loin de madame.

Schon hier stößt die alternierende Lesung auf einen gewissen Widerstand, d. h. sie ist noch möglich, aber eine tatsächliche Lesung nach dem Versrhythmus ist so künstlich, daß man zweifelt, ob der Dichter das Schema noch hörte — und darauf kommt es nämlich an; denn wir wollen ja keine m ö g l i c h e n Grundrhythmen herauskonstruieren, sondern die tatsächliche innere Form erkennen. Halten wir also an dem d u r c h g e h e n d e n alternierenden Schema fest, dann muß uns die Stelle erneut dartun, wie lose sich Sprache und Versschema aneinanderfügen im Französischen. Es ist aber etwas anderes auffallend: in dem ganzen Gedicht bilden die ersten vier Silben eine von dem Rest getrennte Einheit, die streng alterniert — ⏑́ — ⏑́; der Rest wiederum ist ein klarer Fünfsilbner. So erhält man einen rhyth-

mischen Kern, der sehr faßlich ist und der die Alternation als Grundprinzip nicht erschüttert, sondern neu bestätigt.

Sehen wir weiter! Wie steht es mit der berühmten Art Poétique? Dasselbe Bild! Durchgehende Alternation bleibt möglich, da Silbengleichheit in den Versen gewahrt ist; wahrscheinlich ist aber, daß die „Zäsur" nach der vierten Silbe mit der stummen Senkung danach im Gefühl des Dichters irgendwie Wurzel gefaßt hat. Zu betonen wäre nur noch einmal, daß die zweite Hälfte ein streng alternierter Fünfsilbner ist und nicht etwa mit einer rhythmisch „escamotierten" Silbe gedeutet werden kann; also – –́ – –́ / –́ – –́ – –́ (–) und nicht etwa – –́ – –́ – –́ – – –́ (–). Das wäre barbarisch.

Ähnlich liegen die Dinge beim Elfsilbner, wie z. B. im Gedicht Dans un palais, soie et or, dans Ecbatane... Meist ist die Alternation in voller Stärke durchgehend zu empfinden; wo nicht, tritt eine Teilung im angegebenen Sinne ein.

Dans un palais, soie et or, dans Ecbatane,
De beaux démons, des satans adolescents,
Au son d'une musique mahométane
Font litière aux Sept Péchés de leur cinq sens.

C'est la fête aux Sept Péchés: oh! qu'elle est belle!
Tous les désirs rayonnaient en feux brutaux;
Les Appétits, pages prompts que l'on harcèle,
Promenaient des vins roses dans des plateaux;

Des danses, sur des rythmes d'épithalames,
Bien doucement se pâmaient en longs sanglots,
Et de beaux choeurs de voix d'hommes et de femmes
Se déroulaient, palpitaient comme des flots.

Und endlich ein dreizehnsilbiges Gedicht. Die Alternation geht durch; aber es ist bezeichnend, daß Verlaine ein Zwölfsilbner unterlaufen ist: hinter dem emphatischen hurlerait hat er wohl eine Pause empfunden und dann die nächste Hebung auf pargefühlt.

Un Conte.

Simplement, comme on verse un parfum sur une flamme
Et comme un soldat répand son sang pour la patrie,
Je voudrais pouvoir mettre mon coeur avec mon âme
Dans un beau cantique à la sainte vierge Marie.

Mais je suis, hélas! un pauvre pêcheur trop indigne,
Ma voix h u r l e r a i t p a r m i l e choeur des voix justes:
Ivre encore du vin amer de la terrestre vigne,
Elle pourrait offenser des oreilles augustes.

Fassen wir zusammen! Verlaine rhythmisiert seine volle (alle -*e* sind gezählt; die Reime *Nivelle*: *Michel; guet*: *égai; obscure*

:*mur* etc., die das humoristische Gedicht „*C'est le chien de Jean de Nivelle*“ durchgehend aufweist, sind nur eine Bestätigung; sie sind als scherzhafte Verquickung von Reim und Assonanz anzusehen! Es kommen sogar falsche Diphthonge vor, wie *Science*) Sprache nach dem Prinzip der Alternation, ohne vielleicht immer den Einzelvers in eine fortlaufende Alternation zu zwingen. Seine Dichtung bildet einen künstlerischen Höhepunkt in musikalischem Sinne, und nur Verständnislosigkeit konnte Grammont zu dem abfälligen Urteil bringen, das er auf P. 460 ausspricht, indem er d'Eichtal zitiert: Les symbolistes avaient hérité du goût des romantiques pour le macabre et le nébuleux. Ils pataugeaient dans une incohérence barbare qui voulait être du rêve... Daß Verlaine selbst sich seiner strengen Rhythmik bewußt war, geht aus den bei Huret, *Enquête sur l'évolution littéraire*, zitierten Worten hervor: *Pour qu'il y ait vers, il faut qu'il y ait rythme. A présent* (gegen die Verslibristen!!) *on fait des vers à mille pattes. Ça n'est plus des vers, c'est de la prose, quelquefois même ce n'est que du charabia!*

Wir kommen zum vers libre. Gustave Kahn gibt uns in der Préface zu den *Palais Nomades* einen Abriß seiner Verskunst; aber die verstechnischen Erörterungen der Dichter sind mit Vorsicht aufzunehmen, und wenn man den Unsinn sieht, den er über den klassischen Vers schreibt (vor allem p. 26!), dann wird man ja genug gewarnt. Er definiert nämlich die „*Unité du vers*“ als *un fragment le plus court possible figurant un arrêt de voix et un arrêt de sens*. Da ihm aber selbst klar wird, daß diese Einheiten gar keinen Zusammenhang haben, so sucht er nach einem neuen Kitt. Den findet er in den allitérations, soit union de consonnes parentes ou assonances par des voyelles similaires. On obtient par assonances et allitérations des vers comme celui-ci:

Des mirages / de leur visage / garde / le lac / de mes yeux.

Tandis que le vers classique ou romantique n'existe qu'à la condition d'être suivi d'un second vers, ou d'y correspondre à brève distance, ce vers pris comme exemple possède son existence propre et intérieuere. Comment l'apparenter à d'autres vers? par la construction logique de la strophe se constituant d'après les mesures intérieures du vers qui dans cette strophe contient la pensée principale ou le point essentiel de la pensée.

Welche Verwirrung! Zunächst ist der einzelne Vers überhaupt kein Vers; denn erst die Gleichheit mehrerer Verse oder ihre Bezogenheit macht den Vers aus. Den vorliegenden könnte man allenfalls als ein kümmerliches Strophenstück bezeichnen; dagegen erfaßt Kahn nicht die wundervolle Struktur des klassischen Verses und denkt dabei nur an den Reim.

Unverständlich bleibt, was er über die Strophe sagt, und es

nimmt mich nicht wunder, daß heute nach 40 Jahren seine Prophezeiung nicht erfüllt ist, daß nämlich quelqu'un trouvera l'argument victorieux à l'objection — soit un livre.

Untersuchen wir noch Kahns Ansicht über den Sprachrhythmus! (p. 29 ff.). Sein *accent d'impulsion* scheint mir einfach der Satzakzent zu sein (über führende Verse siehe oben!), und durch die Benennung *accent oratoire* bei Mockel wird der Irrtum nur zu klar: Sinnakzent und Versrhythmus sind verwechselt. — Die *-e* will er alle gewahrt wissen, außer natürlich in der Elision; aber es können nicht nur die Verse eine weibliche Endung haben, sondern alle éléments assonancés ou allitérés qui constituent le vers, wodurch sich diese von den Grammontschen *coupes* unterscheiden.

Aus alledem geht hervor, daß sich Kahn von der Silbenzählung trennt; er löst die Verse — d. h. einen Teil davon; die meisten sind noch durchaus traditionell! — in Bruchstücke des Sinnes auf und verbindet sie durch Binnenreime und -assonanzen. Ist damit die Alternation überwunden? Keineswegs! Da Kahn nicht daran denkt, ein neues Versgerippe akzentuierender Natur einzusetzen — da Kahn in Metz geboren ist, hätte er in der deutschen Metrik ein Vorbild leicht haben können! —, so erhalten seine Verse ihre Bewegung, ihr rhythmisches Leben durch die Alternation. Übrigens sind seine traditionellen Verse viel einfacher gebaut, als die Verlaine's, der eben über das viel reichere musikalische Können verfügt.

Sehen wir uns nun einige Dichtungen von Kahn an. Zunächst das bekannte „Lied" *File à ton rouet*:

Fíle à tón rouét, / fíle à tón rouét, / fíle et pleúre
Oú dors aú moutiér de tés indífféránces
Ou márche sómnambúle aux nuíts des récurrénces
Seúle à tón rouét, / seúle / fíle et pleúre.

Súr la roúte, / les cávaliérs fringánts
Poússent lés chevaúx / envólés dáns le vént,
Souríants ét chanteúrs / s'en vónt vers lés levánts
Súr la roúte ensóleillée / les cávaliérs fringánts.

File à ton rouet, / seule à ton rouet, / file, et pleure.
Seule à ton rouet, / fíle, craíns, pleúre.

Ét celuí dont lá tendrésse épánouíe
Soúffre aux nérfs, aux soúcis, á l'ouíe,
Célui-lá / s'én irá / pour cónsolér ses doútes
Aux réfugés semés le lóng des âpres roútes;
Súspends aúx greniérs / lés chanvrés rouís.

etc.

Die Lockerung der Alternation tritt noch stärker hervor in der achten *chanson d'amant*:

Ta beauté, ta beauté, ma soeur, qu'en as-tu fait?
Elle á glissé / dáns l'advérsité
Mon frère, / mon frère, / mon âme, qu'en as-tu fait?
J'aí cherché le púr miroír / oú refléter tá beauté,
Ma soeur, ma soeur, ton âme, / qu'en as-tu fait?
etc.

Und endlich ein Stück einer rhythmischen Laisse.

Tés bras sónt l'asýle
Et tes lévres lé parvís
Où s'éventérent lés parfúms / et lés couleúrs / des fleúrs / ét [des fruíts.
Ét ta voíx la sýnagógue
D'immúablés análogíes
Ét ton frónt la mórt où vógue
L'étérnellé pâleúr
Et lés vaisseáux / aúx pilótes mórts / des témps défúnts.
Tés ridés légéres / le síllagé gracíle
Dés âgés aux récifs dífficíles
Où le choeur / dés douleúrs vers tés prunélles á bruí [3])
Ses mónocórdes líturgíes.

Wir sind hier an einem Grade der rhythmischen Auflösung angekommen, der uns unmittelbar an die Grenzen zwischen Dichtung und Prosa stellt. Wir haben festzustellen, daß Binnenreime und andere *accords* — vom Endreim und der Endassonanz natürlich abgesehen — nur sehr schwache Versmittel sind, wenn sie nicht, wie z. B. bei Hérédia, als sekundäre Wirkungserzeuger verwandt werden. Nach der Auflösung des schwebenden Ganges der fortlaufenden Alternation wirken sie hart, prosaisch. Die Regersche Musik bietet durch ihre kurzen Gedankenstücke, den überraschen Wechsel des Ausdrucks in seinen späten Sonaten und Kammermusikwerken eine Parallele; aber die Musik hat viel größere Ausdruckskraft durch das Tonmaterial an sich, das keine Grenze zur „Prosa" kennt, solange die Instrumente noch Töne erzeugen und nicht, wie heute teilweise, Geräusche. — Eines aber ist sicher: was die Kahn'schen Dichtungen noch an wirklich versmäßigem Schwung haben, das beruht auf der Alternation, die sich erneut als d a s Versprinzip des Französischen erweist. Man lese die zitierten Gedichte in der bezeichneten Weise — und dann einmal ohne die alternierende Betonung (besonders beim Versanfang ist das entscheidend): man wird sehen, daß dann keine Versdichtung mehr zu erkennen ist. Die tonlichen Wirkungen der Modernen sind sicher ein großer Fortschritt

[3]) Wenn man brui einsildig faßt, ist der Halbvers als 7-Silber zu lesen.



gegen die klassische Dichtung — etwa wie die Wirkungen des modernen Orchesters gegenüber einem alten Kammerorchester —, aber das sprachliche Dichtungswerk braucht den Rhythmus. Sonst zerfließt es — wie übrigens auch die meisten „rein tonlichen" Musikwerke.

Die Untersuchung der Kahnschen Lyrik enthebt uns der Betrachtung der anderen Dichter des *vers libre,* der sog. Décadents. Wir werden nur bei denen Halt machen, die in verstechnischer Hinsicht uns wichtig sind.

Wir stellen uns hier die Vorfrage: hat die Sprache in ihrer fortschreitenden Entwicklung Änderungen aufzuweisen, die eine Abkehr vom alternierenden Rhythmus andeuteten oder bedingten? Wir beziehen uns auf Grammont: hier, als Phonetiker, ist er Autorität. *e muet, diérèse* und *h aspiré* stehen in Frage (cf. Grammont p. 462 ff.). Wir brauchen uns nicht aufzuhalten bei den bereits früher verstummten *-e* nach Vokal, wie *soient, jetée* etc.; dagegen sind die Fälle bedeutsam, wo *-es* vor Vokal treten. Früher schon hatte man sich gelegentlich geholfen durch Weglassung des *s*: *tu l'emporte*(*s*) usw. Kahn ist hier, wie wir gesehen haben, jeder Unterdrückung des *-e* abgeneigt. Nach Grammont wäre Moréas der entschiedenste Neuerer in diesem Sinne; das ist mir gar nicht bewußt: Moréas ist ja sehr rasch in rein klassizistisches Fahrwasser gekommen, und auch in der Zeit der *école romane* sind die Beispiele für unterdrücktes *-es* nicht eindeutig. Dagegen scheint mir Régnier die Freiheit bewußt anzuwenden. — Aber das für uns allein Wichtige ist, daß diese und andere Kürzungstendenzen (Zusammenziehung von *suicide, fouet* etc. durch *diérèse*) die Alternation nur erneut bekräftigen: wir sahen schon früher, daß es nur in ihrem Sinne liegt, wenn zu schwache Silben aus dem Versgerippe ausgeschieden werden.

Nun zu den Dichtern! Der Rettung der Symbolisten vor Grammonts ungerechtem Urteil fügen wir hier die der *décadents* an. Man betrachte nur mit verständigem Blick die von Grammont zerpflückten Stücke (pp. 164, 474, 476), und man wird feststellen, daß das trotz der losen Reimung Dichtungen sind, und zwar recht gute. Besonders in der „Analyse" von Régniers „*Corbeille des Heures*" dokumentiert Grammont sein Unverständnis. Alle seine rationalistischen Argumente werden nicht übersehen lassen, daß Régnier den Verlaineschen Grundsatz *De la musique avant toute chose!* recht glücklich befolgt. Wir geben die Analyse folgendermaßen:

Lés Heurés d'Amoúr sont jeúnes et bélles.
Les voíci toútes,
Regárde-lés!
Que leúr impórte l'ómbre et lés cieux étoilés,

Le doúx soleíl au fleúve et l'áverse á la roúte,
Les róses d'aútrefoís, les épinés d'alórs,
Et lés robés de poúrpre et lés courónnes d'ór?
Que leúr impórte
Le míroir, lá corbeílle et lá clef ét la pórte?
Regárde-lés.
Ellés sont toútes lá, couchées,
Chacúne seúle en sá pensée,
Aveúgles, ímmobíles et bélles;
Mais l'Amour ést au mílieu d'élles,
Deboút
Et místérieux, toút á coúp,
Dans l'énvergúre dé ses aíles;
Il chánte nú au mílieu d'élles,
Et toujoúrs
Chacúne en sá pensée enténd chantér l'Amoúr.

Zu beachten sind die *-es*-Endungen mit ihrer verschiedenen Zählung, die doch keine reine Willkür ist. Nach *n* und *l* ist die Nichtzählung vor *et* durchaus gehört und nicht nur gemacht. — Recht interessant ist mir die Kritik Grammonts an den ersten Versen: Le morceau débute par un vers de 10 coupé au milieu, puis deux vers de quatre. On peut justifier le changement de mètre en disant que ces deux petits vers contiennent l'annonce du sujet. Mais il y a ici une cassure dans le rythme: le mouvement a été donné par deux mesures impaires à cinq syllabes non accompagnées dans le même vers de mesures paires, et nous passons à deux mesures paires, ce qui est absolument choquant. Sehr bedauerlich, daß Grammont das *choquant* nicht begründet!! Ich wüßte nicht, weshalb im Rahmen seiner Versästhetik nicht gerade mit ungeraden Versen abwechseln sollten! Am Schluß (drittletzter Vers mit 8, vorletzter mit 3, letzter mit 12 Silben!) fällt es ihm auch gar nicht auf. Vielleicht ist aber das Gefühl für die Alternation stärker bei ihm eingewurzelt als seine Theorie; und daher stört ihn der Wechsel im Ton der Anfangssilbe! — Sein Mißfallen an den Achtsilbnern ist wieder recht „theoretisch"! Comment ce mètre vif et rapide peut-il convenir à la description de personnes couchées, immobiles et absorbées dans leurs réflexions? Mir scheint der weiche staccato-Rhythmus des Achtsilbners höchst geeignet für die versonnene Beschreibung.

Auch seine Grundsucherei bezüglich des Gebrauches der *accords* im Innern des Verses ist verfehlt. Die Musik wirkt auf das Gefühl, nicht auf die Logik. Und Moréas sagt ausdrücklich: Le caractère essentiel de l'art symbolique consiste à ne jamais aller jusqu'à la conception de l'idée en soi. Sondern? „De la musique avant toute chose!"

Bemerken wir nebenbei, daß Régnier's Alexandriner wieder breiter wird, wieder klarer Doppelvierer wird. Diesen Rhythmus prägen am klarsten aus die *Ballades Françaises* von Paul Fort, die wegen der Behandlung der Elision heftige Kontroversen hervorgerufen haben. Fort selbst spricht von *prose rythmée*: J'ai cherché un style pouvant passer, au gré de l'émotion, de la prose au vers et du vers à la prose: la prose rythmée fournit la transition. Le vers suit les élisions naturelles du langage. Il se présente comme prose, toute gêne d'élision disparaissant sous cette forme. La prose, la prose rythmée, le vers, ne sont plus qu'un seul instrument, gradué. — Auch Pierre Louys betont, daß es sich in den *Ballades* um Prosa handle; tatsächlich sind sie reine Versdichtung, und es zeigt sich hier, wie fest die Franzosen in klassischer Tradition verwurzelt sind. Wenn auch die *-es*-Endungen gelegentlich einen Teil der Spannungspause vor der Zäsur ausfüllen, wenn sie auch gelegentlich vor Vokal als elidiert angesehen werden, wenn auch sogar einige *-e* in Anlehnung an die Umgangssprache nicht als Silbe gezählt werden und endlich die Reime mit Assonanzen wechseln oder einmal ganz aussetzen, so macht doch der streng gewahrte Versrhythmus, daß die Ballades auf den Flügeln der Alternation sicher dahinschweben und uns als klingende Lyrik erscheinen.

Anders steht es natürlich mit seinem *Louis* 11. Hier haben wir es mit Prosa zu tun, so wie wir sie in dem unvergleichlich schönen *Colas Breugnon* wiederfinden. Niemand wird Colas in Versen lesen wollen; es ist Prosa, aber die Versrhythmen und Reime geben ihm die gewollte kecke, witzige Färbung, die mit einem Lächeln über den bittersten Ernst des Lebens hinwegtäuscht, die keine Aussage als neugemacht geben will, sondern stets den Anschein des Zitats volkstümlicher Weisheit gibt. Man beachte auch die beiden Werken gemeinsame antikisierende Sprechweise! Wieder steht scharf der Unterschied zwischen Prosa und Vers vor uns: dort ist der Sinn der Rede der, der das Tongewicht verteilt; hier schmiegen sich die Worte in den festen Rahmen des alternierenden Rhythmus.

Auch hier einige Beispiele!

Du cóteau qu'íllumíne l'or trémblant dés genéts,
j'ai vú jusqu'aú lointaín le bércemént du mónde,
j'ai vu ce peu de terre infiniment rythmé
me donner le vertige des distances profondes.

L'azur moulait les monts. Leurs pentes alanguies
s'animaient sous le vent du lent frisson des mers.
J'ai vu, mêlant leurs lignes, les vallons rebondis
trembler jusqu'au lointain de la fièvre de l'air.

etc.

Et ce vint alors le tour du tournoi. Charles en noire armure damasquinée d'or, dit, levant sa lance: „Messires, pour le roi!" Et, sur son coursier, se précipita vers Jean des Moulins, droit sur son coursier, et ce fut un long et doux choc sonore. Hélas! maître Jean, hélas, il tomba! Et l'on vit alors, sur tous les gradins, s'agiter très dolemment les hennins, et l'on entendit, comme dans un rêve, courir en fredon, de lèvres en lèvres, un murmure flatteur sur tous les gradins. (Louis 11.)

Je trouve assez plaisante la hauteur familière et cérémonieuse que tous ces beaux messieurs, ces riches, croient devoir prendre avec ceux qui n'ont rien et sont gueux! Il semble que toujours ils leur fassent la leçon. Un pauvre est un enfant, il n'a pas sa raison... Et puis (on ne le dit pas, mais on le pense), c'est sa faute: Dieu l'a puni, c'est bien; le bon Dieu soit béni!
(Rolland, Colas Breugnon.)

Die Krisis hat ihren Höhepunkt überschritten. Wie die einzelnen Dichter sich fast ausnahmslos zur traditionellen Verskunst zurückentwickeln, so geht es auch mit der Gesamtentwicklung. Der *vers libre* geht zurück. Wohl pflegen die vielen jüngeren Anhänger des Symbolismus ihn weiter (schöne Proben sind z. B. Mercereau's „*On a crucifié*" und Duhamel's *Annonciation*) [4]), sie bringen aber nichts entscheidend Neues; daß einige die Grenzen des Verses nicht erkennen und Prosa geben trotz der kurzzeiligen Schreibweise (z. B. Guillaume Apollinaire, „*La Maison des Morts*" [5]) besagt nichts. Im Alexandriner beobachten wir weiter die Formen des Doppeldreiers und des Doppelvierers nebeneinander; jenem hangen u. a. Deubel und Varlet an, diesem Royère und Romains.

Der feste Bestand der traditionellen, „silbenzählenden" Dichtkunst kommt auch in der Veröffentlichung zweier namhafter Dichter zum Ausdruck, mit deren Betrachtung wir diese Arbeit abschließen werden: Jules Romains und G. Chennevière haben 1924 einen *Petit Traité de Versification* verfaßt.

Wir beginnen mit der schroffen Absage an die Phonetiker, deren Einfluß Romains die *façon grossièrement empirique de traiter le problème de la mesure du vers* zuschreibt, d. h. die unvernünftige Kürzung der Sprache. „Un des principaux offices du langage poétique est de conserver leur valeur à tous les éléments non caducs de la parole, et de s'opposer à une dégradation trop rapide de la langue. La beaute de la langue la plus mélodieuse ne saurait résister à l'abus des contractions, des amuissements et des apocopes. Le français, en particulier, ne garde sa

---

[4]) Siehe die kleine Sammlung mod. Lyr. vom Verf., Verlag Renger (Velh. & Klas.).

[5]) Siehe Anthologie des po. nouv., éd. Athéna, Paris.

beauté sensible et sa valeur artistique qu'au prix d'une prononciation respectueuse de la matière des mots." Und er führt die escamotage des syllabes muettes ad absurdum mit dem Vers:

Comme noús trempións nos doígts dans lá source riánte et bélle.

Im Kapitel „*Césure*" kommt er zum rhythmischen Problem. Er erkennt, daß *coupe* und *césure* wohl auseinandergehalten werden müssen: pour qu'une coupe prenne le nom de césure, il faut qu'elle soit soumise à une règle et qu'elle devienne une articulation métrique du vers. Leider klärt er aber die Frage nicht völlig, er erkennt nur die Irrtümer und tritt ihnen entgegen: Un certain nombre de poètes et de prosodistes contemporains ont voulu donner une importance spéciale à ce qu'ils appellent „les accents du vers". Ils entendent, en somme, par accents du vers, le relief dont bénéficie naturellement dans la diction toute syllabe suivie d'une coupe (coupe ordinaire ou césure). La réalité de cette accentuation spontanée n'est pas contestable; on l'observe d'ailleurs aussi bien dans le débit de la prose ... Il serait donc tout à fait abusif de voir là quelque chose d'analogue à ce qu'est la quantité propre d'une syllabe latine, ou même au rôle qu'assume, en allemand, par exemple, la syllabe qui porte l'accent tonique. On ne saurait par suite fonder une loi métrique quelconque sur un fait aussi peu constant ... Man kann kaum eine deutlichere Absage an die Grammontschen Auseinandersetzungen geben.

Der *Traité* interessiert uns endlich noch wegen seiner Angaben über die accords. Um einen Begriff davon zu geben, zitiere ich die Ode 14 des dritten Buches von Romains.

Le boulevard se démenait
Comme un chien de garde enchaîné.
Après qui donc en avait-il,
Du ciel, de lui-même, ou de moi?

Son aboiement volumineux
S'étranglait entre les maisons;
Et le plus proche carrefour
Crevait d'aise, sans rien entendre.

Je marchais d'un pas incertain
Entre ces deux maîtres du monde.
Mon coeur se resserrait un peu
Tourmenté par leur désaccord.

Et, m'arrêtant au garde-fou,
J'écoutai de toutes mes forces
Pour que ce cri où j'ai passé
Ne fut pas pleinement perdu.

Alles Gesperrte sind *accords* im Sinne Romains, — und die bezeichneten *accords* sind längst nicht alle! — Gehören diese Dinge aber wirklich in eine *Versification?* Ich glaube nicht. Es sind Stilangelegenheiten, denen keine Notwendigkeit, ja nicht einmal die rechte Überzeugungskraft innewohnt. Wertvoll sind die *accords* nur, wenn sie als Stützen der durch das Versgerippe geschaffenen Stärkeverhältnisse dienen, wie sie Heredia so meisterhaft anwendet. Einen Rhythmus an sich geben sie nicht. Und so stellen wir fest, daß auch die schönen Verse Romains — und es handelt sich um reimlose!! — ihren Halt, ihren Verscharakter durchaus aus der Alternation beziehen, die sich wieder als das Grundprinzip der französischen Versdichtung bestätigt.

Jul. Schmidt.

Über das Farolied.

Anläßlich meiner Studien über die Ursprungsfragen der aprov. Lyrik berührte ich auch das Farolied und kam bei dieser erneuten Betrachtung des Stoffes zu den Resultaten, die ich hier mitteile. Die richtige Beurteilung des Faroliedes ist ja auch für die Trobadorfrage nicht ohne Bedeutung. Solange man an dessen Echtheit glaubt, hat man ein angebliches Argument für die Zusammenhänge zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung, zumal da die lateinische Form dieses „Liedes“ mit ihren Assonanzen von den Forschern auf das Volkslied zurückgeführt wird. De la Ravalière hat ihm in der europäischen Volksdichtung einen Platz angewiesen (*Les poésies du roi de Navarre* I, 93 [1742]). Noch früher bemerkt Du Plessis: *une ancienne chanson qui courroit encore parmi le peuple au IX s.* (*Hist. de l'église de Meaux,* 1731, 632). Forkel wiederholt „einige Strophen“ dieses Liedes (*Allg. Gesch. der Mus.* II, 222), und auch Coussemaker, *Hist. de l'harmonie* S. 76, vergißt es nicht. Ich will hier nicht in den Streit eingreifen, der sich aus Anlaß dieses Liedes über die Entstehung des altfranzösischen Epos entsponnen hat (eine Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten gibt Bédier, *Légendes* IV, 289ff.), aber ich möchte über die Zuverlässigkeit dieses Denkmals mittellateinischer Literatur einige Bemerkungen machen. Wenn wir Hildegars *vita Faronis* mit den Quellen vergleichen, die er meist selbst anführt, gewinnen wir vom Charakter seines Machwerks eine ziemlich klare Vorstellung. Vor allem sehen wir, daß fast alles, was er zitiert, sich auf Angelsachsen und Iren bezieht, auf Columbanus, Eustasius und Kilianus, weiter auf Fefrus und endlich auf Beda. Das ist kein Zufall, denn zu Hildegars Zeit stand Gallien unter irischem Einfluß. Die Einwanderung irischer Mönche dauert vom 6. bis zum 7. Jahrhundert, und Columbanus war einer der ersten. Dann folgt eine lange Reihe hervorragender irischer Namen, deren Träger in Frankreich lebten. An Karls Hofe treffen wir meist Iren: Clemens, Dicuil, Sedulius Scottus, einige Männer mit Namen Dungal wirken auf dem Festlande usw. Die Iren sind die Träger der Kenntnis der griechischen Sprache, sie beschäftigen sich mit allen Zweigen der damaligen Wissenschaft, sie sind Lehrer, Schreiber, Dichter, Gelehrte, Missionare. Traube (*O Roma nobilis* in den *Abh. der Bayr. Akad.* 1891, S. 346) sagt von ihnen: „Die Bedeutung der Iren für die Karolinger beruht in dem breiten Nährboden, den sie alle einer für das Festland neuen geistigen Kultur darbieten.“

Die Zeitgenossen waren sich ihrer Bedeutung für die Kultur bewußt, und sie schätzten sie hoch. (H. Zimmer, *Über die Bedeutung des irischen Elements* in den *Preuß. Jahrbüchern* 1877, 46 ff.; W. Schultze, *Iro-Schottische Mönche* im *Zentralblatt für Bibliothekswesen,* VI, 233 ff.; M. Roger, *De l'enseignement des lettres classiques,* 1905, 403 f.; Günter, *Legendenstudien* (39 und 219.)

Der Verfasser der *vita Faronis* war über die Bedeutung der irischen Mönche im kirchlichen Leben seiner Heimat offenbar gut unterrichtet. Die Kenntnis konnte er sich leicht verschaffen, da es in der Gegend von Meaux Klöster gab, die auf die Zeit des Columbanus zurückgingen und in denen seine Regel galt, so das Kloster zu Rebais, gegründet „ex beati regula Columbani" durch den heiligen Dado, den in seiner Jugend Columbanus gesegnet hatte, oder das Kloster zu Jouarre, gegründet um 630 vom hl. Adon, dem Bruder des eben genannten Heiligen, oder endlich das Kloster von Ivry oder Faremoutier, dessen erste Äbtissin die heilige Fara war, die auch in ihrer Jugend von Columbanus gesegnet worden war. Wir verstehen es daher, warum Hildegar Faro mit der irischen Überlieferung in Verbindung bringen wollte: er will ihn im fremden Lichte leuchten lassen und fremden Ruhm ihm zuwenden. Wenn wir seine vita Faronis mit den Quellen vergleichen, können wir leicht erkennen, daß er beweisen will, daß Faro nicht nur mit den irischen Heiligen zusammenhing, sondern auch der Erbe von Columbans Überlieferungen und der Mittelpunkt und die lebenspendende Quelle war, um die das Klosterleben der irischen Heiligen in Frankreich erblühte. Hildegar will um Faro alles gruppieren und von ihm alles abhängen lassen, was in bezug auf Kirchen und Klöster seines Bezirkes von Wichtigkeit war. Dies Streben wurde zum Anlasse und zur treibenden Ursache aller seiner Fälschungen, zu denen er greifen mußte, da er keinerlei dokumentarische Quellen hatte, aus denen er über Faros Leben zuverlässige Kunde hätte gewinnen können. Seine Methode ist dabei sehr einfach. Er nimmt die Lebensbeschreibungen einiger Iren und Heiligen, die mit dem kirchlichen Leben von Meaux in Verbindung stehen, schreibt ihren Inhalt mehr oder weniger genau ab und setzt überall den Namen Faro ein, obgleich dieser in keiner seiner Quellen erwähnt wird. Er nimmt fremden Stoff, fremde Taten und schreibt sie einfach seinem Helden zu. Eine solche Dreistigkeit im Fälschen ist mir sonst aus der ganzen Literaturgeschichte nicht bekannt, aber sie ist nun einmal Tatsache.

Die noch lebendige Überlieferung über Columban brachte Hildegar auf den Gedanken, dessen von Jona verfaßte Lebensbeschreibung zu benutzen. Zu ihrer Ergänzung beschreibt er darauf das Leben des Eustasius. In derselben Reihenfolge ahmt er dann erst das Leben des Columban und darauf das des

Eustasius nach. Nachdem dieses ausgeschöpft ist, fühlt Hildegar keinen Boden mehr unter den Füßen, da er keine weitere Quelle hat, die er ausschreiben könnte. Da kommt ihm die *vita Chileni* in die Hände. In ihr steht freilich nichts von Faro, nichts von Meaux, aber in der Not frißt der Teufel Fliegen und — Hildegar richtet sich aus der vita einige Gedanken für seine Zwecke zurecht usw. Aber vergleichen wir die *vita Faronis* etwas eingehender mit den Quellen. Nach einigen allgemeinen Redensarten beginnt Hildegar „ab origine prima", d. h. mit der Erklärung des Namens des Heiligen. Er leitet ihn vom Namen des Stammes der Burgunder ab und erklärt, wer die Burgunder waren. Dabei wiederholt er fast wörtlich Isidorus *Etymologiae* IX, c. 99:

Hildegar cap. VIII.

Olim a romanis devicta est Germania quae post Scythiam inferiorem a Danubio inter Rhenum fluvium oceanumque conclusa cingitur: in qua fuit constitutum quiddam genus per limites castrorum a Tiberio Caesare pro officio militari. Ubicumque enim castra romanorum custodiam militarem exspectabant, hoc genus circa se per limites ordinabant ... Et ex locis nomen sumpsit, quia pro limitibus crebra habitacula constituta Burgos vulgo vocant. Unde sunt Burgundiones vulgo dicti, facto nomine a nomine Burgi. Hi praeterea rebelli romanis effecti plusquam octoginta milia armatorum ripae Rheni fluminis insederunt et nomen gentis obtinuerunt.

Isidorus.

Burgundiones, quondam a romanis subjecta interiore Germania, per castrorum limites positi a Tiberio Caesare in magnam coagulerunt gentem atque ita nomen ex locis sumpserunt: quia crebra per limites habitacula constituta Burgos vulgo vocant. Hi postea rebelles romanis effecti plusquam octoginta millia armatorum ripae Rheni fluminis insederunt et nomen gentis obtinuerunt.

(Isidors Angaben werden zum Teil wiederholt bei Fredegar und in der *Passio Sigismundi* S. R. M. 68 und 333.)

Weiter gibt Hildegar c. IX, wo er Galliens Grenzen umschreibt, zum Teil Isidor XIV, c. 4, 25 wieder:

Hildegar.

Ab oriente Alpium jugis tuetur, ab occasu sinu oceani clauditur, a Meridie praerupta Pyrenei obstant, a septentrione Rheni fluentis atque Germania obcluditur. Weiter wird Gallia Belgica und Aquitanica provincia erwähnt.

Isidor.

Hanc ab oriente Alpium juga tuentur ab occasu oceanus includit a meridie praerupta Pyrenaei, a septentrione Rheni fluenta atque Germania cuius initium Belgica finis Aquitania est.

Nachdem Hildegar dann seine Stadt Meaux gepriesen hat, geht er zum Thema über und fängt an, die *vita Columbani* c. 24 f. abzuschreiben:

Vita Columbani c. 24.

Columbanus ... ad Chlotarium qui Neustrasis Francis regnabat extrema Gallia ad oceanum positis pergit.

Hildegar.

Cap. XII. *Audierat autem Chlotarium vir dei regem qui Neustrasis Francis regnabat ... Ab extrema Gallia eo veniente sancto viro ad oceanum posita.*

Cap. 26. *Vir nobilis Chagnericus Theodeberti conviva vir sapiens et consiliis regiis gratus et nobilitatis sapientia vallatus.*	*Agnericus consiliis regalibus gratus ac nobilitate sapientiae vallatus.*
Chagnericus virum Dei miro gaudio recepit.	*Agnericus ... velut celeste munus hospitio recepit.*
Cap. 25. *Ut sibi solamen largiretur utque per Theodeberti regnum, si valeret ad Italiam, Alpium iuga transcendens perveniret. Datis ergo comitibus qui eum usque ad Theodebertum producerent itinere arrepto, ad Parisum urbem pervenit.*	*Ut solamen largiretur quo per Theodeberti regnum si valeret ad Italiam Alpium juga transcendens perveniret. Datis ergo comitibus qui eius tramitem usque ad Theodebertum regem procurarent feliciter itinere arrepto ad urbem Parisii viam pro hospicio advertit.*
Cap. 26. *Chagnericus ... seque habere curam spondit qualiter ad Theodeberti accederet aulam.*	*Agnericus curam optimi viri in omnibus habere se spopondit qualiterque ad Theodeberti aulam accederet.*
	(Dies alles steht bei Hildegar im Cap. XII.)

Hildegar schreibt also die *vita Columbani* gewissenhaft aus, indem er nur bisweilen Worte ändert oder umstellt. Dies Ausschreiben geht bis c. 35, und dann kommt die *vita Eustasii* an die Reihe. Ich gebe hier einige sich entsprechende Stellen an, ohne den Text zu bringen.

Vita Columbani.	Vita Faronis.
Cap. 26. Columban segnet Burgundofara.	Ebenso Cap. 13.
Cap. 26. Columban geht nach Vilciacum, besucht Antharius und seine Gattin Aiga; er segnet ihre Kinder Ado und Dado. Letzterer gründet das Kloster zu Rebais nach der Regel des Columban.	Ebenso mit wörtlicher Wiederholung der Phrasen in den Cap. 14, 15, 16 und 17. Cap. 18. Redensarten.
Cap. 28. *De bello regum et revelatione viri Dei.*	Cap. 20. Verkürzte Wiedergabe der Erzählung in der vita Columbani. Über Columbans Prophezeiung zu Gunsten Chlotars cf. Cap. 24.

Wenn ich gesagt habe, daß Hildegar die *vita Columbani* ausschreibt und paraphrasiert, so ist das nicht ganz genau. Einiges fügt er nämlich auch selbst hinzu, und zwar setzt er zu einer in der *vita Columbani* erzählten Handlung ruhig Faros Namen hinzu, von dem Jona überhaupt nicht spricht. Cap. XX z. B. fügt er zu dem, was wir aus der *vita Columbani* erfahren, von sich aus hinzu, Chagnericus sei Faros Vater und Fara seine Schwester gewesen. Dies ist seine erste Fälschung. Um sie zu verbergen und den Verdacht eines skeptischen Lesers abzulenken, bemerkt er cap. 17: „*haec ideo ista inserendo prominus ostendere nitentes ex quam magna progenie egregius descendit Faro.*" Das Fehlen von Quellen ersetzt er durch dreiste Aufrichtigkeit eines Fälschers. Wir wollen uns die Wendung merken, denn Hildegar wiederholt sie noch mehrmals, und zwar immer an den Stellen, wo die Fälschung unzweifelhaft ist. — Cap. 18 beim Lobpreise Faras fügt er hinzu: „*laudes quippe sororis sociae sunt fratris.*" Bei der Erzählung vom Kriege zwischen Theoderich und Theode-

bert und von Columbans Prophezeiung begeht er die zweite Fälschung, indem er hinzufügt, Faro sei Chlotars Taufpate gewesen. Dies war erstens nicht der Fall und zweitens unmöglich, da Faro noch im Jahre 668 Bischof war, während Chlotar im Jahre 584 geboren wurde. Sinn und Zweck der Fälschung erklärt Hildegar wieder selbst: *Qui Chlotarius nomine postmodum Monarchiae trium regnorum primus obtentor ex origine Francorum esse meruit* (dies aus der vita Columbani!). *Unde manifeste datur intelligi meritis viri Dei hanc dignitatem emeruisse, a quo accidit spiritualiter regeneratum esse.* Also, da ihm wirkliches Material nicht zur Verfügung steht, verherrlicht er seinen Faro mit den Taten des Chagnericus, Burgundsfara und Chlotar selbst, mit denen er ihn ganz willkürlich zusammenbringt.

Aber gehen wir weiter in der *vita Faronis*. Cap. 25 und 26 sind nach Bédier (*Légendes,* IV, 308) aus dem *liber historiae* genommen. Dies ist möglich, denn Hildegars kurze Mitteilungen über Chlotars Vorfahren sind durch den *liber historiae* gedeckt, und Hildegar zitiert das Buch selbst. — In cap. 27 und 28 wird cap. XXX der *vita Columbani* paraphrasiert, cap. XXIX-XXXII entsprechen cap. XXIX der *vita Columbani,* cap. XXXIII und XXXIV gehen wieder auf deren cap. XXX zurück. In cap. 35 bis 38 geht Hildegar zur anderen Quelle über und schreibt den Anfang der vita des Eustasius aus. Cap. 36 kehrt er wieder zur *vita Columbani* zurück und erzählt die Geschichte mit dem Bären, die in ihr cap. 27 steht. Cap. 39—59 sind dann eine Paraphrase der vita des Eustasius ganz wie oben. Cap. 60—64 ist von Waldebertus und Chanovaldus die Rede, über die aus den Viten des Columbanus und Eustasius einiges zu entnehmen war. Hildegar macht beide zu Faros Brüdern und leistet sich dabei eine neue Fälschung, indem er Waldebert Faros Vorgänger auf dem Bischofssitze von Meaux sein läßt. In der Quelle, die er zu zitieren nicht unterläßt, steht freilich etwas anderes, aber er braucht eine ganz besondere Verbindung von Tatsachen, um sagen zu können: *Faro eius lege consanguinitatis quasi iure hereditatis fraternam successionem pontificatus hac in urbe mereretur*" (Cap. 102). Cap. 65 enthält eine Lobpreisung Burgundofaras, und Hildegar bemerkt dazu: *ceterum namque praeclarissima gesta virginis Farae praesulisque Faronis sunt inserta inter annales fastos* usw. Der Sinn ist klar: die *gesta Farae* sind offenbar die in den S.R.M., S. 130 ff. abgedruckten Erzählungen. Die *gesta Faronis* stehen bei Hildegar an zweiter Stelle, da er nur die gesta Farae vor sich hatte und die *gesta Faronis* selbst hinzu erfand. Daß solche ihm nicht vorlagen, ergibt sich mit völliger Sicherheit aus dem Umstande, daß alles, was er erzählt, aus den genannten beiden vitae genommen ist und er sich niemals auf diese angeblichen gesta beruft, während er doch so gerne seine Quellen nennt! Ich gebe ein Beispiel, das uns zugleich eine weitere Fälschung

bringt. Cap. 65 nennt er Beda. Bei diesem lesen wir *Hist. eccl.* III, 8 folgendes: „Die Königstochter Earcongota lebte *in monasterio quod in regione Francorum constructum est ab abbatissa nobilissima vocabulo Fara in loco qui dicitur in Brige. Nam eo tempore necdum multis in regione Anglorum monasteriis constructis multi de Brittania monachicae conversationis gratia Francorum vel Galliarum monasteria adire solebant; sed et filias suas eisdem erudiendas ac sponso caelesti copulandas mittebant; maxime in Brige et in Cale et in Audilegum monasterio.* Die letzten Worte paraphrasiert Hildegar in cap. 96, und der Leser kann sich denken, in welcher Weise er es tut. Daß Mädchen aus England französische Klöster besuchten, rechnet er Faro als Verdienst an: *Unde gens Anglorum in eius conjunctione amantissimae venerationis inretita suas nobiles quasque virgines illustresque feminas monasteriis scilicet Farae* (Faras Kloster war in Brige) *atque Calae Deo militandum per eum mancipabat.* Das ist natürlich Unsinn, da Faro mit Nonnenklöstern nichts zu tun hatte. Aber das gefälschte Zitat aus Beda wird uns verständlich, wenn wir daran denken, daß Hildegar durchaus beweisen wollte, daß der Zug der Iren auf das Festland durch Faros Ruhm veranlaßt war.

Nachdem die *vita Eustasii* ausgeschöpft ist, nimmt Hildegar die *vita Chileni* vor. Dieser Heilige gehörte nicht zum Bezirke von Meaux, sondern wurde in Artois verehrt. Man konnte daher aus seinem Leben bedeutend weniger Dinge schöpfen, die für einen Einwohner von Meaux von Interesse waren. Hildegar benutzt die vita auch weniger und geht mit dem Stoffe viel freier um. Der Leser wird jetzt nicht mehr erstaunt sein, wenn er erfährt, daß auch in der *vita Chileni* Faro mit keinem Worte erwähnt wird. In Faros Leben sind wir bis zur Erzählung von den sächsischen Gesandten gelangt. Da dies aber der Hauptpunkt meiner Ausführungen ist, lasse ich ihn zunächst beiseite und beginne die Betrachtung der Entlehnungen aus der *vita Chileni* vom anderen Ende. Cap. 99 sagt Hildegar: *Faro virum gratia plenum nomine Chilenum ex genere Scottorum ortum sanctis exhortationibus ad provinciam Atrabatensem misit, quam doctrina sane Christo acquisivit.* In der *Vita Chileni* lesen wir demgegenüber folgendes: *Sanctus Chillianus illis diebus audiens praecipuam religionem Sancti Vedasti florere et omnium decore virtutum adornatum optime pastoralem curam Atrabato gerere, accepit baculum manu sua ac properavit illum videre* (*Analecta Bollandiana,* XX, 443).

Daraus folgt erstens, daß Chillianus nicht von Faro nach Atrebatum geschickt wurde, und zweitens, daß Faro dies auch gar nicht tun konnte, da Chillianus, ein Zeitgenosse Vedasts, der unter Chlodwig lebte, unmöglich Faros Zeitgenosse sein konnte. Hildegar hat wieder Faros Namen in die Geschichte hinein-

verwickelt, weil er zeigen wollte, daß Heilige schottischer Abkunft im Frankenreiche nach Faros Anweisung tätig waren. Cap. 101 berichtet Hildegar von einem Wunder Chillians, der eine zerschlagene Trinkschale wieder heil machte. Das Wunder geschah natürlich, wie zu erwarten ist, in Faros Gegenwart: *Cum quadam die secundum debitum corporis Chillenus sanctus cum antistite Farone convivaretur, pincerna ... calicem ... fregit* (*An. Bol.* XX, 440). Hildegar will damit unter anderem beweisen, daß Chilenus Faros Gast war. In der *vita Chileni* wird die Sache etwas anders erzählt. Chilenus war bei einem comes Eulfus zu Gaste. Pincerna nahm ein *holovitreum vas* — bei Hildegar: *qui vitreali elemento compositus erat* — und wollte es waschen, aber das Gefäß *lapsum est* (Hildegar: *casu excessionis fregit*). Chilenus befahl dem Diener, die Scherben zu bringen: *Vade et collige cuncta ipsius vasis fragmina et veniens affer mihi* (Hild.: *particulas calicis sibi tribui latenter poscit*). Darauf betete er zu Gott: *et oravit deum* (Hild.: *super quas oratione composita*), und die Scherben schlossen sich wieder zusammen: *sic illud prius confractum in antiquam redintegratum est formam* (Hild.: *invisibiliter redintegrata est calicis fabrica*). Wir haben hier natürlich dieselbe Erzählung vor uns, und der Unterschied besteht nur darin, daß in der ursprünglichen Fassung Faro fehlte. Diese Lücke füllte Hildegar in gewohnter Weise aus. Er benutzt aber die Erzählung von Chillians Wunder mit solchem Erfolge, daß bei ihm daraus zwei Episoden werden, die natürlich beide mit Faro in Verbindung gebracht worden sind. In der *vita Chil.* heißt es, daß der Diener, der das Gefäß zerschlagen hatte, sehr erschrak, da ihm wegen dessen Kostbarkeit die Todesstrafe drohte. Er geht zum Heiligen *deprecans eum quatinus furorem senioris sui mitigaret atque reatum ingentis culpae sibi donaret.* Dies gibt Hildegar den Gedanken ein, für seinen Faro noch eine neue Tat — die Fürsprache für den Diener zu erfinden. Cap. 79 erzählt er: *est et aliud non silentio de eo tegendum ut in vita beati Chilleni iamdicti invenimus.* Und weiter: *interfuit quidam quem vis legis ad emendationem intantum obligaverit ut etiam omnis facultas illius rerum ad satisfactionem non sufficeret. Ob hoc quippe eius praedia cunctaque stips supellectilis ei abstrahitur, regisque potestati subjicitur.* (Wir merken uns, daß Hildegar überhaupt nicht andeutet, worin das Vergehen des Schuldigen bestand.) *Super quo ... electissimus Dei Faro innocens quasi nocens in debito reddendo apparere voluit pro eo. Accessit quasi reus pro reo et debitor proximus pro extraneo.* Das ist das ganze Wunder! Kein Wort darüber, womit die Untersuchung endete! Wir erfahren es aus der *vita Chilliani.* Dort nimmt der Heilige die Schuld auf sich, geht zu Eulfus und sagt: *dona mihi, ero, culpam unius servi tui.* Der comes geht darauf ein, ja er tut noch mehr und sagt: *Cunctam*

mei supellectilem dabo tibi. Alles löst sich in Wohlgefallen auf, zumal da das Gefäß wieder heil und Chillians Fürsprache mehr ein Scherz war. Hildegar schreibt die Sache Faro zu, macht daraus eine neue, von der Wiederherstellung der zerbrochenen Schale unabhängige Tat Faros und besitzt die Harmlosigkeit, sich dabei auf die *vita Chilleni* zu berufen!

Die vita hat ihn aber noch zu zwei Themen begeistert. Cap. 80 erzählt er, wie Chlotar trotz Faros Ermahnungen gegen eine arme alte Frau, die ihn um eine Gnade bat, unbarmherzig war, wie er dafür gestraft wurde, indem er bei der Jagd vom Pferde stürzte, und wie er dann seine Hartherzigkeit bereute. Das ist freie Ausschmückung einer Erzählung in der vita, wonach Chillian um einen Trunk Wassers bittet und die Gattin des comes Eulfus ihm die Bitte abschlägt. Der Graf ist auf der Jagd und wird dadurch gestraft, daß er plötzlich von brennendem Durste geplagt wird und alle Wasser auf das Geheiß des Heiligen versiegen (a. a. O., 138). In beiden Erzählungen heißt das Pferd „sonipes". Hildegar schließt seine Erzählung mit den Worten: *Ex hoc manifeste datur intellegi quod dei spiritu verba beati Faronis prolata sint in regem.* Die Formel kennen wir schon: nach einer allzu offenkundigen Fälschung beeilt sich Hildegar, sie durch einen weisen Spruch über die Bedeutung der von ihm erzählten angeblichen Tatsachen etwas zu verhüllen.

In der vita wird ferner berichtet, daß Chillian den heiligen Fiacrius sich im Frankenreiche niederlassen ließ. Das bedeutete, daß Fiacrius kein Zeitgenosse Faros sein konnte. Aber die Erwähnung seines Namens in der vita und die Tatsache, daß seine irdische Hülle bei Meaux beigesetzt war, brachten Hildegar auf den Gedanken, sich eine neue Fälschung zu gestatten: er läßt den schottischen Heiligen den Grund und Boden für sein Kloster *ab antistite Christi Farone* (cap. 99) bekommen. Denn es ist für ihn wichtig, zu beweisen, daß *ex gente scottorum quamplurimi amore illius (Faronis) ad hanc regionem accelerabant.*

Ich habe in der *vita Faronis* die Hauptsache noch nicht berührt, um derentwillen ich diesen ganzen Exkurs hier eingeschoben habe. Für uns ist wichtig, festzustellen, ob das „Lied" de Chlotario die Bedeutung einer echten Volksüberlieferung hat oder nicht. Bisher habe ich Hildegars Arbeitsweise zu beleuchten gesucht und habe gezeigt, daß er eigentlich nichts selbst frei erfindet — sogar Faros Wunder nimmt er größten Teils aus den *vitae Columbani* und *Eustasii;* vgl. auch die Befreiung der Gefangenen aus dem Gefängnisse, die Heilung des Blinden, die Vermehrung der Ernte usw. —, sondern daß er alles aus seinen Quellen schöpft, indem er sie bisweilen wörtlich ausschreibt, bisweilen paraphrasiert, bisweilen wieder je nach seiner Stimmung verkürzt oder erweitert bzw. umformt. Von sich aus setzt er nur überall Faros Namen

ein. Wir können dabei mit voller Gewißheit behaupten, daß nicht nur in seinen Quellen von Faro nicht die Rede war, sondern daß ihm überhaupt kein Material vorlag, das sich unmittelbar auf das Leben dieses Heiligen bezogen hätte. Denn alles Tatsächliche, was uns Hildegar erzählt, was er mit dem Namen Faros in Verbindung setzt, findet sich in den vitae der anderen Heiligen, die er nur ausgebeutet hat. Die einzige Einzelheit, die er ihnen nicht verdankt, ist die Mitteilung, daß Faro verheiratet und in der Kirche zum Heiligen Kreuze in Meaux begraben war. Das ist auch alles, was Hildegar von ihm weiß, und das konnte er auf dem Grabsteine lesen. Aus dem Vorhergesagten wird es auch klar, daß, wenn Hildegar im Kapitel über die Sachsen die *vita Chilleni* zitiert, dies keinerlei Beweiskraft hat, denn wir wissen zur Genüge, was seine Zitate bedeuten, und in Chillians vita, die uns vorliegt, steht von Faro nicht ein Wort, ebensowenig von den Sachsen, mit denen Chillian in gar keiner Beziehung stand und stehen konnte. Am Ende der Erzählung über sie fügt Hildegar die Worte hinzu: *hoc enim rustico carmine placuit ostendere* usw. Wir haben gesehen, wie oft er eine eben verübte Fälschung mit einer derartigen Sentenz schließt. Das Material für die Erzählung über die Sachsen ist zum größten Teile ganz deutlich zu erkennen.

Die herausfordernde Rede der Gesandten hat in der Tat etwas Episches. Eine Parallele dazu haben wir unter anderem im russischen Volksepos vom Gesandten des Zaren Kalin an den Fürsten Wladimir, aber wir müssen zugeben, daß die dreiste Rede der Sachsen bei Hildegar durch Bertoalds Dreistigkeiten im *liber historiae* cap. 41 angeregt sein konnte. Daß die Gesandten ins Gefängnis geworfen werden, bedarf keiner besonderen Erklärung, denn in der Geschichte und Legende kommt das oft genug vor. Wir lesen z. B. bei Saxo Grammaticus (übers. von Hermann, S. 238), daß Fridlew Gesandte zur Freiwerbe ausschickt. Dem Vater der Braut mißfällt das, und er läßt die Gesandten töten. In der Geschichte Spaniens haben Gesandte wiederholt für die ausgerichtete Botschaft mit dem Kopfe gebüßt. Der König Alfons VI. von Leon schickt einen Gesandten nach Sevilla, um den Tribut in Empfang zu nehmen: der Gesandte wird hingerichtet. Dasselbe geschah auch in früheren Jahrhunderten (vgl. Codera *Estudios* II, 207). In einer russischen, allerdings späten, Chronik haben wir eine Erzählung, die sich mit Hildegars Erzählung vergleichen läßt: Zacharij ist mit Geschenken zu Mamai, dem Chan der goldnen Horde geschickt. Dieser stieß dabei Drohungen gegen den Großfürsten aus und sagte, er werde ihm sein Land wegnehmen und ihn selbst dazu anstellen, Büffel zu weiden. Der Gesandte antwortet: „Das kann wohl Gott tun, wenn er will, aber nicht du.“ Die Anwesenden wollen ihn dafür töten, aber Mamai läßt es nicht zu, redet mit

ihm freundlich und verspricht ihm, ihn zum Herren von Rußland zu machen. Der Gesandte willigt ein, nach Erfüllung seines Auftrages in die Dienste des Chans zu treten, wird entlassen, kehrt aber nicht wieder. (Dmitrij Rostovskij *Werke* IV und Chronik S. 816. Einen ebensolchen Fall von Versuchung, einen anderen Glauben anzunehmen, haben wir R. h. oc. 3.51 (P. Tudebodus): Die Türken haben Rainaldus Porchetus gefangen genommen und reden ihm zu: *abnega deum tuum et crede Malphumet, quod si feceris dabimus tibi omnia quae petieris*... Er lehnt es ab und wird hingerichtet.

Ich will damit sagen, daß wir weder eine besonders starke Einbildungskraft brauchen, noch ein besonderes episches Gedicht nötig haben, um die Erzählung von dem ins Gefängnis geworfenen Gesandten zusammenzuklittern. Hildegar brauchte sie für seine Zwecke. Denn in den Lebensbeschreibungen der Heiligen ist immer wieder davon die Rede, wie sie Gefangene befreien: dies war ihr Vorrecht. Indem sie die Gefangenen befreiten, lenkten sie sie aber auch auf den Weg der Wahrheit und wirkten auf ihre Seelen, und wenn es Heiden waren, bekehrten sie sie zum Christentume. Faro durfte hinter anderen Heiligen nicht zurückstehen. Außerdem standen die irischen und schottischen Mönche in besonders hohen Ehren, weil sie daran arbeiteten, ganze Völker zum Christentum zu bekehren. Auch in dieser Hinsicht muß natürlich Faro an der Spitze stehen. Wenn Hildegar ihm indessen den Vorrang oder Vortritt bei der Bekehrung der Sachsen zuschrieb, so hieß das nicht nur, daß er ihn vor oder doch wenigstens neben die irischen Heiligen stellte. Für Hildegar hatte die Sache ihren besonderen Sinn. Denn die Bekehrung der Sachsen hatte eben erst stattgefunden und wurde als ein wichtigstes Ereignis jüngster Vergangenheit empfunden. Hildegar muß noch Zeitgenossen von Karls Feldzügen gegen die Sachsen gekannt haben, da diese ja erst im Jahre 804 aufhörten. Karls Vorgehen gegen die Sachsen ist bekannt. Im Jahre 785 erließ er unter Androhung der Todesstrafe für die Widerstrebenden die Verfügung, daß sich jeder Sachse taufen lassen solle. Vielleicht führt Hildegar gerade diesen Standpunkt durch, wenn er Faro die Vollmacht gibt, die dreisten feindlichen Gesandten nur deswegen freizulassen, weil sie das Christentum annahmen. Denkt nicht vielleicht Hildegar an Ereignisse aus der Zeit Karls des Großen, wenn er in die Bekehrung der sächsischen Gesandten durch Faro einen politischen Sinn hineinlegt? Faro zum Vorläufer Karls des Großen zu machen, den Ruhmesglanz des großen Kaisers auch auf ihn fallen zu lassen, das war offenbar Hildegars nicht ausgesprochene Absicht. Was nun sein „Lied" betrifft, so müssen wir in ihm alles, was sich auf Faro bezieht, des Dichters eigener Phantasie zuschreiben und aus der Tendenz erklären, die ihn nun einmal beseelte. Aber viel Ori-

ginalität werden wir ihm nicht zuschreiben. Für seine Fälschung hatte er sicherlich einen bestimmten Ausgangspunkt. Welches Lied — natürlich ein Lied, in dem von Faro nicht die Rede war — mochte er vor sich gehabt haben? Man meint, es sei das Chlotarilied gewesen, doch ist das nicht recht glaublich. Chlotar II. hat mit den Sachsen überhaupt nicht Krieg geführt, Chlotar I. hat es getan und den Sachsen einen jährlichen Tribut von 500 Kühen auferlegt, aber der Krieg hatte gar keine weiteren Folgen. Anzunehmen, daß ein so nebensächliches Unternehmen epische Volkslieder hervorgerufen hätte, die noch nach Jahrhunderten lebendig waren, ist ganz unwahrscheinlich, zumal da das nachher entstandene französische Epos von Chlotars Taten gegen die Sachsen nichts weiß. Aber wir wollen etwas anderes nicht vergessen. Zwischen dem 7. Jahrhundert und der Zeit Hildegars haben tatsächlich manche Kriege mit den Sachsen stattgefunden, Kriege, die die Phantasie des Volkes anregten, die im Epos ihren Niederschlag fanden, und wenn auch nicht auf den Märkten, so doch in den Schlössern vor der vornehmen Gesellschaft (vgl. P. L. I, 380: *de conversione Saxonum carmen;* ib. S. 182; vgl. auch Saxo, *de gestis* usw.), zuerst in lateinischer und nachher ohne Zweifel auch in französischer Sprache besungen wurden. Ich frage daher, ob nicht Hildegar hier eine zweite Fälschung verübt und Chlotars Namen nur deswegen eingesetzt hat, weil er Faros Zeitgnosse war; mit anderen Worten, ob er nicht bei der Abfassung seines Gedichtes an ein anderes Thema gedacht hat, an das Thema z. B.: *De Carlomanno est canere rege francorum qui ivit pugnare in gentem saxonum.* In jedem Falle erlaubt sich Hildegar eine Anspielung auf darauffolgende geschichtliche Ereignisse, wenn er sagt: *hanc quippe novellam plantationem egregius Christi Faro primus paene de gente saxonum semine verbi excoluit portendens iam officium futuri pastoris.* Unter dem *officium futuri pastoris* kann man nur die missionarische Tätigkeit der Bischöfe aus der Zeit Karls unter den Sachsen verstehen. Bei den Worten *carmen rusticum, per ora canentium, celeberrimus habebatur, de Chlotario est canere* ist mir ihre Ähnlichkeit mit Saxos Verben *vulgaria carmina magnis laudibus eius avos et proavos celebrant ... Chlotariosque canunt* (P. L. I, 374) sehr verdächtig. Faro rettet die Sachsen durch die Taufe vor einem doppelten Tode: *suadens fonte christianitatis sibi ipsis subveniri et a duplici morte praesenti videlicet et eterna sese servare ...* Diesen Gedanken hat Hildegar offenbar Beda entlehnt. Denn IV, 13 bei der Erzählung von der Taufe der Saxones australes sagt er: *evangelizans autem genti episcopus Vilfrid non solum eam ab erumna perpetuae domnationis verum et a clade infanda temporalis interitus eripuit.* Denselben Gedanken spricht er auch IV, 4 aus, wo Wilfried Unfreie tauft und ihnen zugleich die Freiheit schenkt. Alcuin

wiederholt die Stelle aus Beda in folgender Fassung (P. L. I. 182): *Non solum populos animae de morte maligna illos antistes doctrinis eruit sed nece de praesenti simul salvavit eodem*.

Ich stelle mir also die Sache auf folgende Weise vor: der *liber historiae* brachte Hildegar auf den Gedanken, Faro mit den Kriegen gegen die Sachsen in Verbindung zu bringen, um ihn an dem Ruhme der folgenden Jahrhunderte teilnehmen zu lassen. Lieder zum Preise Karls des Großen — vielleicht echte epische Volkslieder, vielleicht lateinische Enkomien, die alle gesungen wurden — regten den Gedanken an, in die vita eine Erzählung darüber einzuflicken, wie Faro auch im Liede verherrlicht worden sei. In jedem Falle ist das, was wir von Hildegar haben, kein Volkslied und kann es nicht sein, sondern es ist die Frucht des Schöpfergeistes eines dreisten Fälschers. Also müssen das Farolied und das Chlotarilied für immer aus der Geschichte der Volkslieder gestrichen werden.

Ich führe noch einige Stellen an, aus denen deutlich hervorgeht, daß Hildegars Erzählung von der Rettung der Sachsen vor dem Zorne des Herrschers, von ihrer Befreiung aus der Haft und ihrer Bekehrung vollständig auf der Literatur der Heiligenviten aufgebaut ist. Das Eintreten für Gefangene war ja, wie ich sagte, immer ein Vorrecht der Heiligen. (Ingram, *Hist. of sclavery*, 278; Janoski, *De l'abolition de l'esclavage*, 40 f., 108, 116, 145 f.). Gregor der Große kaufte angelsächsische Sklaven los, taufte sie und schickte sie nach England, um dort das Evangelium zu predigen. (*Ethelwerdi Chron.* II, c. 1.) Man vergleiche damit folgende Erzählung: die Schwester des bulgarischen Zaren Boris war in griechische Gefangenschaft geraten. Sie ließ sich in Griechenland taufen und kehrte darauf in ihre Heimat zurück, um ihrem Volk den Christenglauben zu verkünden (A. A. SS. II. 563). Die Heiligen aus dem Frankenreiche zur Zeit der Merowinger stehen natürlich hinter den anderen nicht zurück (H. Günter, *Legendenstudien*, 160; Bernoully, *Die Heiligen der Merovinger*, 125 f., 255 f.). Sie flehen bisweilen herzbewegend die Gebieter an, die Gefangenen doch freizulassen, und sind dabei genötigt, sich sogar an die göttliche Hilfe zu wenden (vgl. S. R. M. III, 654 f.: der heilige Gaugeric hat bei Landeric, Chlotars Majordomus, die Befreiung von zwei zum Tode verurteilten Gefangenen nicht erreichen können; er betet darauf die ganze Nacht, und am nächsten Morgen sind die Jünglinge frei). Solche Fälle von Fürsprache sind übrigens nicht nur Legende. Alcuin (Migne, 100) schreibt im Jahre 796 dem Könige über die Gefangenen *in bello Hunnico: Domine mi, memor sit pietas vestra captivorum... ut clementissima illius potentia omnes adversarios sui sancti nominis vestris velociter subjiciat pedibus.* In Hildegars Legende haben wir demnach den Nachklang einer politischen Denkweise der Zeit Karls des Großen. Sehr

häufig sind derartige Erzählungen in den Lebensbeschreibungen der schottischen und irischen Heiligen, die Hildegar so hoch schätzte. Für zum Tode verurteilte Gefangene treten ein und erreichen ihre Befreiung gegen den Willen der Machthaber auch die heilige Brigida (*Acta Sanct. Hibern.* 46 f.), der heilige Fintan (ibid. 299 f.), der heilige Fursaeus (85) usw. Vgl. dazu auch die Bekehrung und Befreiung von Gefangenen durch den heiligen Clemens (*Acta S. S.*, Januar, III, S. 78; andere Befreiungen daselbst S. 381 f. und S. 807). Gefangene befreite auch der heilige Columba (Montalambert, *Die Mönche*, 1866, III, 187). Von ihm erzählt man, daß er den Stand der Barden verteidigte. Einer von ihnen verfaßte darauf ein Loblied auf ihn, das in seiner Gegenwart gesungen wurde (ibid. I, 208). Wie Faro tritt auch der heilige Nicolaus für Verurteilte ein, erreicht die Aufhebung des Todesurteils und die Befreiung der Gefangenen. So geht es ohne Ende weiter. Alle diese Stellen lassen Körtings (*Zts. f. f. S. L.* Bd. 16, 235 f.) Vermutung überflüssig erscheinen, daß sich Hildegars Erzählung auf ein wirkliches Geschehnis aus Faros Leben gründe. Wir haben vielmehr eine Kombination hagiographisch-legendärer Motive. Dies ist eine Tatsache, und man soll sie nicht verdunkeln, indem man neue Legenden erfindet.

Zum *liber historiae* bemerke ich noch, daß das Schwert als Maß wohl ein märchenhafter Zug ist. Vgl. ähnliches bei Saxo Grammaticus (nach der Übersetzung von Hermann S. 252): gegen die Sachsen aber wurde nach der Niederlage des Hama die Herrschaft der Dänen so streng, daß sie für jedes eine Elle langes Glied ein Stück Geld zahlen mußten. Ich weiß nicht, auf welche Weise das Schwert als Maß in ein polnisches Märchen aus dem Räuberbräutigam-Zyklus gedrungen ist. Den entsprechenden bibliographischen Nachweis habe ich leider verloren.

Über das Motiv vom Feinde der auf die Kunde, der Führer seiner Gegner sei gestorben, kühn und mutig wird (*lib. hist.* cap. 41) ist zu sagen, daß Saxo Grammaticus (übers. von Hermann, S. 67 u. sonst) es mehrfach wiederholt. Es handelt sich offenbar um ein verbreitetes Volksmärchenmotiv (vgl. Achiqarmärchen).

Noch einige Worte über die Form des „Faroliedes". Die Romanisten haben ihrer Zeit gemeint, daß sich in Hildegars Texte die Form des Volksliedes zeige, und haben in den Reimen einen Nachklang der Reime des Volksepos sehen wollen. Letzteres ist ein offenbarer Irrtum, schon deswegen, weil alle Reime Hildegars Genitivendungen der Mehrzahl sind, also Endungen, die der französischen Sprache nicht eigen sind und daher im Volksliede nicht vorkommen konnten. Von 7 gereimten Zeilen endigen 3 auf Francorum, 2 auf Saxonum, eine auf Burgundionum, eine auf Meldorum. Wir sehen, daß Hildegar im Finden von Reimen nicht gerade schöpferisch war! Verbindungen wie *rex francorum*,

gens saxonum, gens Burgundionum, urbs Meldorum vertragen sich ausgezeichnet mit den Regeln der lateinischen Grammatik, aber sind der Volkssprache fremd. Der Ausdruck *urbs Meldorum* ist sogar besonders gelehrt, da der Mann, der ihn angewandt hat, sogar über die Herkunft des Namens Meaux Bescheid wußte. Das Volkslied gibt sich mit solcher Gelehrsamkeit nicht ab. Schließlich konnte sich das zweimal vorkommende „Saxonum" in der Volkssprache nicht mit „Francōrum" reimen, da in ihr das unbetonte o ausfiel. Der Mann, der beide Worte sich aufeinander reimen ließ, hatte also die lateinische Form, nicht die der Volkssprache im Auge. Hildegars Reime sind ganz und gar lateinische Reime: nur ein Mann, der gewöhnt war lateinisch zu schreiben, konnte sie anwenden, und es ist unmöglich, sie aus dem Französischen zu erklären. Traube hielt unsere Stelle für gereimte Prosa (*Zts. f. d. A., Anzeiger,* 18, S. 210), und nach dem oben Ausgeführten bleibt uns nichts anderes übrig, als uns seiner Ansicht anzuschließen. Wir können das mit umso ruhigerem Gewissen tun, als in der Geschichte des Reimes auch Hildegars Versuche ihren bestimmten Platz haben. Im 9. Jahrhundert gab es noch kein festes System beim Gebrauche des Reimes. Der Zusammenklang von Saxonum und Francōrum genügt noch den Ansprüchen, die man zu stellen pflegte, da man äußersten Falls sogar mit dem Gleichklange unbetonter Endsilben zufrieden war. Reime wechselten beständig mit Assonanzen ab oder eben mit gleichklingenden unbetonten Endsilben. Auch fehlten noch Regeln für den Wechsel der Reime in der Strophe, sondern die „Dichter" verwandten einen bestimmten Reim so lange, wie sie zu ihm passende Worte vorrätig hatten, und gingen dann zu einem anderen Reime über. So können wir im 8., 9. und 10. Jahrhundert in der Reimbildung die Erscheinung beobachten, die später in den chansons de geste in ein festes System gebracht wurde: die Tiradenreime und Tiradenassonanzen. Eine Probe davon gibt uns Hildegar. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß die noch unerfahrenen Verseschmiede jener Zeit auf der Jagd nach Reimen am häufigsten grammatische Reime verwandten, da diese am leichtesten zu finden waren. Einige Beispiele möchte ich dennoch anführen. — Bekanntlich trug die Verwendung des Reimes, die sich langsam im Laufe der Jahrhunderte durchsetzte, zuerst besonders bemerkenswerte Früchte in der irischen Dichtung. Hier haben wir im 7. Jahrhundert die Reime: *altissime, lumine, nomine, domine;* oder: *angelorum, elementorum, sanctorum, tuorum, caelorum, sanctorum, universorum, nostrorum;* oder: *laudamus, speramus, cantamus* (*Anal. Hymn.* 50, 289 f.); oder: *penetraverunt, transierunt, dixerunt* (ib. 292) usw.

Nach diesen Beispielen kann der Leser leicht darüber urteilen, wohin Hildegars Reim „Francórum — Sáxonum" gehört. Auf

dem Festlande war das Streben nach dem Reime nicht so stark wie bei den Bewohnern der grünen Insel, aber auch dort sind seit dem 8. Jahrhundert die Tiradenreime eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Vgl. einen Hymnus aus dem 8. bis 9. Jahrhundert (R. d. l. r. 1875, S. 10) mit den Reimen: *cardines, alacriter, sacratissime, sanguine, principes,* oder: *requirere, redimere, abjecit me, virgine, colligere, coeperunt me* (ib. S. 7). Für die gereimte Prosa des 7. Jahrhunderts hat Boucherie Beispiele gesammelt (*Cinq. formules*). Da treffen wir Tiraden mit folgenden Reimen: *falsatore, sermone, robore, suo ore, susurrone, mucrone,* usw. In einem Stücke aus dem 8. bis 9. Jahrhundert (*Zts. f. d. A.* 23, S. 264 f.) haben wir eine Tirade von 15 Versen mit durchgeführter Assonanz. Ein anderes Stück aus karolingischer Zeit (*Zts. f. d. A.* 24, S. 153) bietet nacheinander die Reime: *propicius, confidentibus, gentibus, impius, discipulos, filius* usw. Ich will das Material hier nicht erschöpfen (über die gereimte Prosa vgl. Norden, *Die Antike Kunstprosa,* Ibof, 866 f.; Polheim, *Drei Untersuchungen,* 1912. Polheims ganze, im Jahre 1925 erschienene Arbeit ist mir nicht zugänglich gewesen), sondern schließe damit. Hildegars lateinische Reime gehören in die Geschichte der lateinischen Reimprosa, dagegen kommt er für die Geschichte des Volksliedes überhaupt nicht in Frage.

D. Scheludko.

Zum Text der „Heiligen Fides“ ed. Hoepffner-Alfaric.[1]

In die Ausgabe des Liedes von der heiligen Fides haben sich der Philologe und der Theologe geteilt. Jeder liefert außer der umfangreichen Einleitung einen Text, Hoepffner den provenzalischen, Alfaric die Übersetzung. Text und Übersetzung sind mit außerordentlicher Sorgfalt und Gründlichkeit aufgestellt worden, lassen aber natürlicherweise noch manchem Zweifel und Bedenken Raum. Einige Stellen des Textes und ihre Interpretation sollen hier einer kritischen Betrachtung unterzogen werden.

v. 7. Es scheint mir kein hinreichender Grund vorhanden, hier und an anderen Stellen des Gedichts *saintz* mit „Christen“ wiederzugeben, eine Bedeutung übrigens, die das Glossar gar nicht anführt.

v. 20. Die Bemerkungen, die Alfaric II, 84 zur *lei francesca* macht, ignorieren merkwürdigerweise völlig die an diesen Ausdruck geknüpfte Hypothese Hoepffners über das Bestehen einer älteren Schicht französischer Epik in der Form der „Heiligen Fides“ (S. 226-30).

v. 22. *q'* ist Konjunktion, nicht Relativpronomen, wie die Übersetzung es auffaßt.

v. 26. Da Hoepffner S. 61 von der Aphärese anlautenden, unbetonten Vokals nach vorhergehendem Vokal spricht, so hätte er wohl eher *vera 'sta razons* (mit Apostroph) in den Text setzen sollen. Das gleiche gilt von v. 157: *e 'sta* (statt *sta*) *ciutad*. Dagegen findet sich v. 261 *prenda 'st vostre nuiriment* und ähnlich *profeira 'ncens* (210), *bella 'n tresca* (14), *levan la 'n pes* (385), *filla 'n tration* (564), stets auch *'s = es* „ist“ (109, 128, 277, 537). Etymologisch anders geartet sind die S. 61 mit diesen Wörtern zusammengestellten Fälle, wo im Lateinischen kein anlautender Vokal, sondern *s* + Konsonant vorliegt. Hier könnte man — nach Brüch, *Zschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 49, 164 müßte man sogar — den Apostroph weglassen, wie es Hoepffner auch durchweg tut: *la spina* (56), *lur umbra streins* (62), *en la rocha sta* (354), *la spada* (387), *la scrim'* (553); doch lassen m. E. Fälle wie *l'estaz* (nicht *lo staz*) 76, *l'estrucis* (nicht *lo strucis*) 407, *l'esclaus* (nicht *lo sclaus*) 463 auch hier den Apostroph gerechtfertigt erscheinen.

[1]) 2 Bände, Paris 1926.



v. 41. Zu dem wiederholt erörterten *plus* darf ich jetzt auf das Appel gewidmete Heft der *Zs. f. rom. Phil.* verweisen.

v. 47. *Guerpiron Deu, corron al fan.* Letzteres Wort, das Hoepffner mit „Tempel“ wiedergibt, ein Sinn, der ihm gewiß auch zukommt (s. v. 143, 209), steht hier im Gegensatz zu *Deu.* Schon hieraus sollte man eher schließen, es handele sich um die Bedeutung „Götzenbild“. Auch die beiden Stellen aus der gereimten lateinischen Passion, aus denen der Dichter nach Hoepffner möglicherweise das Wort übernommen hat: 176 *cole Christum, despice fana* (wiederum der Gegensatz „Christus — Heidengott“!) und 248 *Sed pravam gentem timuerunt fana colentem* (*colere* = „verehren, anbeten“; man betet doch keine Tempel an!) legen die Annahme der Bedeutung „Götter-, Götzenbild“ nahe. Nur so ist auch das *·l* (= *li*) in v. 49 einwandfrei zu erklären: *Proferg l'unsquegs l'anel del man.* Wäre *fan* „Tempel“, so hätte der Dichter gesagt, jeder bringe diesem „Tempel“ seinen Ring dar, eine kaum mögliche Vorstellung. Hoepffner hilft sich, indem er sagt: *L'image du dieu s'est substituée dans la pensée du poète à celle du temple.*

v. 53. Vielleicht ist *E* hier besser als klagende Interjektion zu fassen (Übersetzung II, 84 wirklich: *Ah!*, Thomas[2]): *Eh!*), wie Hoepffner dies für 344, gewiß mit Recht, selbst tut.

v. 54. Die durch den Reim gesicherte Nominativform *Salamon,* der sich die im Versinnern (529) vorkommende *Samson* anschließt, hätte wohl eine Erwähnung verdient, da beide Eigennamen, wenigstens zur Trobadorzeit durchaus die Nominativendung *-o(n)s* aufweisen. Dagegen steht v. 23 ganz regelmäßig *Aragons.*

v. 59. Warum soll *de sazon* durchaus *agréable, bien fait* bedeuten? Die beigebrachten Beispiele sind keineswegs beweisend. Bei Daude de Pradas ist *de sazo* „zu geeigneter Zeit“ (Levy, *S. W. B.* VII, 495 Nr. 11 „passend, geeignet“), bei Bausan „(zu einander) passend“[3]); die Stelle aus R. de Castelnou ist ungenau zitiert und unklar, da Appel *ades sazo* im Text hat. Dagegen weist wohl Alfaric mit Recht auf Psalm I, 3 als die mutmaßliche Quelle des Ausdrucks hin: *quod fructum suum dabit in tempore suo.* Ich übersetze also *de sazon* mit „zur geeigneten, richtigen Zeit“ (vgl. auch Levy, *S. W. B.* VII, 495 Nr. 10 „zur richtigen Zeit“).

v. 72. Hoepffner faßt nach der Anmerkung *mandad* als Substantiv, und die Übersetzung (II, 92) folgt ihm darin. Im

---

[2]) So wird im Folgenden die Ausgabe der „Heiligen Fides“ bezeichnet, die Thomas für die *Classiques français du moyen âge* (Nr. 45) besorgt hat.

[3]) Kolsen, *Trobadorgedichte* S. 9 glossiert „reif, entwickelt“; das paßt aber nur schlecht zu *tozet* und *tozeta,* von deren Körper *de sazo* gesagt wird (Levy, *S. W. B.* VII, 495 Nr. 11 „passend, geeignet“ mit Fragezeichen).

Glossar ist das Wort aber als Part. perf. von *mandar* verzeichnet, und das Substantiv *mandad* fehlt.

v. 91. *Czo·ss mes diables en esmag.* Thomas versucht, diese schwierige Stelle durch einen operativen Eingriff zu heilen, und liest: *Czo mes Diable en esmag.* Demgegenüber bleibt Hoepffner bei der handschriftlichen Überlieferung, gibt ihr aber eine Deutung, die doch Bedenken erregen muß. Er faßt *czo* (S. 167) als einen „absoluten Akkusativ", der etwa mit „darüber, darin" wiederzugeben sei, und so übersetzt Alfaric denn auch (II, 96): *De ceci, le Diable se mit en émoi.* Verschiedenes führt Hoepffner zur Stütze seiner Auffassung an: 1. Die Parallele des Relativums *que* (S. 167 Anm. 4). Aber hier handelt es sich nicht um einen Akkusativ, sondern um das relative Adverb, das verwendet wird, wenn der Sprechende die bestehende Beziehung syntaktisch nicht genau zum Ausdruck bringt. Diese Verwendung, die sich aus der mannigfachen Natur des lat. *quo* als Instrumental-, Modal- und Lokalbestimmung erklärt, ist gemeinromanisch, infolgedessen für das Provenzalische nichts Besonderes und kaum geeignet, ein *czo* in dem von Hoepffner gewünschten Sinn zu erklären. 2. Die Verwendung von *ren, nien* oder *nula re* = „in nichts". Aber diese Ausdrücke sind Akkusative des Maßes und sind nicht anders zu bewerten als die sogenannten Füllwörter der Verneinung (*pas, point, mie* usw.), nur daß bei ihnen die erstarrte Bedeutung nicht durchgedrungen ist. 3. Ähnliche Verwendung von prov. *o*. Die Beispiele, die Hoepffner beibringt, sind nicht beweisend. Das erste Beispiel aus Raimon Jordan [4]) lautet vollständig: *E s'eu per so volh far razonamen A las domnas, no m'o reptes* (= *reptetz*, bei Hoepffner zu *repres* verdruckt und nicht, wie er S. 167, Anm. 2 annimmt, 2. pers. sing.) *nien.* Das *o* ist gewiß nicht Nominativ (so Kjellmann in seiner Ausgabe S. 117); aber es scheint mir, wenn auch die übliche Konstruktion des Verbs *reptar alcun d'alcuna re* ist, unbedenklich, das *o* als Akkusativ aufzufassen, der den voraufgehenden Kondizionalsatz vertritt: ihr sollt es (= mein Eintreten für die Damen) nicht tadeln. Das *m'* wäre etwa „mir gegenüber", also der im Prov. so beliebte ethische Dativ. Im zweiten Beispiel *m'o a convengut* (Bertran de Born) ist *convenir* „versprechen" und die Konstruktion durchaus eindeutig: *m'* ist Dativ, *o* Akkusativ. Mit dem dritten Beispiel endlich aus Uc de San Circ: *m'o acort e mon cor Com ieu la prec* verhält es sich wirklich so, wie Jeanroy es auffaßt: *mihi hoc adcordo,* und *e mon cor* ist nicht, wie Hoepffner es will, Akkusativobjekt (*je m'accorde, moi et mon cœur, à cela*), sondern *e* ist *en* „in": der Liebende legt es sich in seinem Herzen zurecht, wie er zur Dame sprechen

---

[4]) In Wirklichkeit von einer unbekannten Dame; s. Appel, *Zschr. f. rom. Phil.* 43, 419 und Jeanroy, *Rom.* 50, 118 ff.

soll, aber, so fährt er fort, wenn er vor ihr steht, versagt ihm die Zunge. 4. Die beiden afrz., nach Bédier aus *Guillaume de Dole* 3326 (nicht 5630, wie Hoepffner mit Bédier schreibt) und dem *Lai de l'Ombre* 497 (nicht 496) zitierten Beispiele: *ce doit il estre liez* und *ce sui je mout dolente* sind allerdings auffällig. Wenn es vielleicht auch ohne Bedeutung sein mag, daß das *ce* hier beide Male bei *estre* + Adjektiv steht, so hat es doch mit diesen Beispielen eine besondere Bewandtnis. Zunächst scheint es selbst im Altfranzösischen keine weiteren Fälle dieser Art zu geben. So erklärt denn auch Tobler (*Arch.* 85, 354) diese Ausdrucksweise für unfranzösisch und bessert die Stelle des *Lai de l'ombre* in *s'en doit il estre,* und der Herausgeber des *Guillaume de Dole,* Servois, verfährt ähnlich. Gerade die Einzigartigkeit der beiden Beispiele aber benutzt Bédier, um durch sie und einige andere, gleich seltsame Ausdrucksweisen darzutun, daß der Verfasser des *Guillaume de Dole* mit dem des *Lai de l'ombre* identisch ist. Darf man demnach aus diesen beiden völlig isolierten, offenbar nur einem und demselben nordfranzösischen Schriftsteller des 13. Jh. eigenen Beispielen die provenzalische Stelle des 11. Jh. erklären? 5. Die beiden Parallelstellen aus der „Fides" selbst: *czo m' adag* (89) und *czo · s vana* (282). Das *adag* ist weder nach Bedeutung noch Herkunft befriedigend erklärt. Kommt es aber wirklich, wie Hoepffner S. 268 sich bemüht nachzuweisen, von *adaequare* und ist es wirklich = *aestimari,* wie er annimmt, so hat Thomas recht, es *cuidar* gleichzusetzen und *czo m'adag* mit *czo · m cuid* syntaktisch auf eine Stufe zu stellen. Von *czo* in erweitertem Sinn kann demnach keine Rede sein. Für die zweite Stelle *czo · s vana* bringt Thomas einen weiteren Beleg aus Guillem IX bei (*so · m va*), indem er es wiederum in Parallele stellt mit *czo · m cuid.* In der Tat wird man sagen können, daß *czo* Akkusativ und *· s* Dativ ist: Das rühmt er (an) sich (vgl. *je lui vois des pleurs*). Jedenfalls kann diese noch reichlich dunkle Stelle der „Fides" (vgl. Hoepffner selbst in der Anm. S. 298), für die weiter unten eine andere Deutung versucht wird, nicht als Zeuge für die von Hoepffner behauptete, so seltsame Verwendung des *czo* dienen. Wir sind infolgedessen für den Vers 91, von dem wir ausgingen, auf eine andere Erklärung angewiesen. Da das Verbum *metre* auch sonst für das im allgemeinen üblichere *tener* oder *se tener* „schätzen, anrechnen" gebraucht wird (s. Levy, *S. W. B.* V, 269), so darf man ihm m. E. auch hier diesen Sinn beilegen. Nun wird Fides 376 *tener* in der gleichen Bedeutung mit der Präposition *en* gebraucht. Was dort *tener* recht ist, muß hier dem gleichwertigen (*se*)*metre* billig sein, so daß *se metre en* = (*se*) *tener en* „einschätzen, anrechnen als" bedeutet. Heißt es v. 376: *Quar le (= ella) o ten en tal deport* „Fides schätzt es (das Verbrennen) als ein solches Vergnügen ein", d. h. sie ist so vergnügt darüber,

so in v. 91: ***Czo·ss mes diables en esmag*** „das (Fides' Märtyrertod) schätzt der Teufel (für) sich als Bestürzung ein", d. h. er ist bestürzt darüber.

v. 146. Zu der Herleitung von *bazan* aus *vesanus*, die Hoepffner von Leite de Vasconcellos übernimmt, an deren Richtigkeit aber Thomas zweifelt, vergleiche man Gamillscheg, *Zschr. f. rom. Phil.* 40, 132, der nprov. *bajan* mit *baganau* und dieses wieder mit einem galloromanischen Substantiv **bakanu* „Dummkopf" in Verbindung bringt, während *R. E. W.* Nr. 885 prov. *bayan* etc. mit it. *baggiano* „Dummkopf" als Ableitung von *bajana* „Art Bohne" zusammengestellt ist. Jedenfalls zeigen alle diese Wörter ein *b* im Anlaut. Daß *bazan* in den prov. Wörterbüchern fehlt (Anm. S. 227), trifft nicht zu, da Levy im *S. W. B.* I, 130 unter dem Stichwort „*basan* oder *bazan*" das Beispiel aus Marcabrun XIX, 72, allerdings ohne Übersetzung verzeichnet. Auch daß *bazan* nur in der Gegend der Pyrenäen vorkommt, eine Feststellung, die Hoepffner wohl macht, um das anlautende $b < v$ zu erklären, bedarf der Berichtigung. Es findet sich auch in der Tenzone zwischen Albertet und Gaudi, die jetzt als erstes Stück in Kolsens *Trobadorgedichten* (Halle 1925) zu lesen ist. Zwar ist es gerade Gaudi, der das Wort gebraucht (IV, 5), und über seine Herkunft wissen wir nichts. Sein Partner aber stammt vom anderen Ende des südfranzösischen Sprachgebiets, aus den Alpen, und wir dürfen aus seiner Verwendung hier schließen, daß es gemeinprovenzalisch war[5]).

v. 153. *Q'uns Deus es bons en trinidad.* Ich würde ein Komma hinter *es* setzen, dem hier der Sinn „existiert" zukommt; dabei ist dann *bons en trinidad* eine Art Apposition (vgl. die Übersetzung Thomas': *qu'il existe un Dieu bon en trinité*). Vielleicht ist sogar auch noch *bons* von *en trinidad* durch ein Komma zu trennen, was nicht nur sinnentsprechend, sondern auch dem Zäsurgesetz gemäßer wäre.

v. 162. *Qe·nz fa estar de lei marriz.* Mir scheinen weder Hoepffners Übersetzung (*qui nous fait être affligés à son sujet*) noch Thomas' Deutung (*en nous détournant de la loi*) befriedigend. Denn — gegen Hoepffner — die Bewohner sind nicht „betrübt", sondern wütend über Fides, und — gegen Thomas — es ist doch unverständlich, warum die Bewohner sich darüber beklagen sollten, daß Fides sie dem Glauben abtrünnig macht; denn gerade daß sie mit Entrüstung von Fides' Christentum sprechen (v. 152 ff.) und Datians Rache fordern, zeigt doch, daß sie Heiden geblieben sind. Darin aber hat Thomas m. E. recht,

---

[5]) Kolsen deutet zwar in der Tenzone *bazan(a)* als „niedrig geboren", beweist diesen Sinn aber durch nichts. Man wird auch hier „töricht" übersetzen können, da die Jungfrau so genannt wird, die sich dem Manne hingibt. Doch ist Sicheres darüber schwer zu sagen, da der Anfang des Streitgedichts und damit die Fragestellung fehlt (vgl. Schultz-Gora, *Arch.* 150, 305).

daß er in *lei* das Substantiv „Glauben" sieht. Hoepffners Bedenken dagegen (Nachtrag S. 372) sind nicht stichhaltig. Wenn er bei *lei* den bestimmten Artikel vermißt, so sei auf Schultz-Gora, *Prov. El.-Buch*[4] § 165 („Abstrakte Substantiva entbehren des Artikels") und etwa Fides 85: *Honor qe d'aqest segle ag Atretant non prezed detz brac* oder Appel, *Chr.* 105, 30 (Boethius): *De sapiencia no fo trop nualhos* verwiesen. Das zweite Bedenken Hoepffners, ob *lei* ohne weiteres im Sinne von „Heidenglaube" verwendet werden konnte, geht von nicht ganz richtiger Voraussetzung aus; denn *de lei* heißt hier nur allgemein „in Bezug auf Religion" ohne Hinblick auf Christliches oder Heidnisches. Im übrigen sagt auch der heilige Honorat von sich: *Et ay layssat per Dieu la lej de mon liynaiz* (Appel, *Chr.* 8, 26). Nicht in *lei,* sondern in *fa* scheint mir der Schlüssel zum Verständnis des Verses zu liegen. Ich möchte es mit „darstellen, hinstellen als" übersetzen (vgl. auch Levy, *S. W. B.* III, 382 Nr. 10 und III, 386 Nr. 27 *se faire* „sich hinstellen als, sich ausgeben für"): „denn sie stellt uns als verirrt bezüglich des Glaubens hin." Damit würde nicht nur v. 154-5: *Qi preg' aqestz* (sc. *deus*) *d'est vizinad, Apella·l* (sc. *Fides*) *foll e dessenad* übereinstimmen, sondern auch das *vilziz* „geschmäht", das doch irgendein Sagen voraussetzt, von v. 161: *Aqist donzella·nz a vilziz* findet m. E. nur so seine Erklärung: „Dieses Mädchen hat uns geschmäht; denn sie stellt uns als irrgläubig hin."

v. 164. *E·lle per mal a·nz relinqiiz.* Das *le* ist ohne Zweifel das weibliche Personalpronomen der 3. Pers. Sg. (sonst *ella, ilh*). Während Thomas die Herkunft dieses *le* für unbekannt erklärt (S. 56), nimmt Hoepffner (S. 111) Enklise von *ella* an, wobei das *e* — gerade der betonte (!) Vokal — geschwunden sei und *a* sich zu *e* abgeschwächt habe. In v. 164 *(e lle)* und v. 339 *(czo lle)* zeigt die Verdoppelung des *l* gewiß eine lautliche Beeinflussung des Pronomens durch das vorhergehende Wort. Diese Beeinflussung ist aber nicht anders zu werten als etwa die bei *llui* in *si llui* (234) oder *a llui* (348). Eine Enklisis ist dies nicht, da deren Wesen doch darin besteht, daß der n a c h dem Konsonanten stehende Vokal des angelehnten Wortes verschwindet. Besteht hier aber immerhin noch ein satzphonetischer Zusammenhang zwischen *le* und dem vorhergehenden Wort, so tritt *le* in v. 376: *quar·le o ten* ganz selbständig auf. Zwar ist Anlehnung an konsonantischen Auslaut durchaus möglich und in der „Fides" nicht selten; aber es handelt sich dann um Wörter, deren Endkonsonant nur schwach gesprochen wurde, wie z. B. *per, non,* Endung *-an* usw. So findet man denn in späterer Zeit statt *per lo* nicht mehr *per·l* wie in der „Fides" (etwa 174), sondern *pe·l,* statt *non se* nicht mehr *non·s* (40), sondern *no·s* usw. Die Möglichkeit eines **quar·l* aus *quar lo,* also eines späteren **qua·l* scheint mir aber nicht gegeben. Das *le* in *Quar·le*

steht also m. E. in keinem engeren Zusammenhang mit dem *Quar*, und der Punkt zwischen beiden ist zu tilgen. Muß nach dem Gesagten aber eine Verkürzung des *le* aus *ella* durch Enklise als ausgeschlossen gelten, so gleichfalls — und hier hat m. E. Hoepffner gegen Crescini recht — die aus *lei* durch Abfall des *i*. Diese Verkürzung des Wortes *le* aus irgendeiner Form des Grundwortes *ille* kann m. E. nur durch die Verschiebung des lateinischen Akzents erfolgt sein, genau wie bei *lei* < **illaéi*. Dieses **illaei* ist nach *illui* und dieses wieder nach *cui* geformt. Dem Frage- bzw. Relativpronomen ist also bei der Bildung der Demonstrativa ein leicht begreiflicher, starker Anteil zugekommen, so daß es mir nicht zu verwegen erscheint, auf ein fragendes *quae* ein demonstratives **illaé* antworten zu lassen. Nicht Reduktion aus *lei* liegt hier vor, sondern ein selbständig entstandenes *le*, das dann den später allgemein üblich werdenden Formen (*ella, ilh, ella*) das Feld räumen mußte. Daß diesem *le* ein nicht belegtes vglt. Wort zugrunde gelegt worden ist, kann bei einem Pronomen nur wenig überraschen, da die Sprachforschung gerade bei dieser Wortklasse zum großen Teil auf erschlossene Formen angewiesen ist.

v. 166. *si·l deu cui cred laid non desdiz.* Das *laid* würde eher zu *cred* passen als zu *desdiz*, zu dem es Hoepffner und Thomas stellen. Der Verse, die nicht die Zäsur nach der 4. Silbe haben, wären dann 82 statt 81 (s. Hoepffner I, 217).

v. 168. Die Form *estrit* (Reim *estritz*: *falhitz*) hat Kolsen 1921 auch an einem Beispiel aus Raimon d'Aurenca erwiesen (*Arch.* 141, 144).

v. 189. *E comanded se sancta Crotz.* Darf man, wenn auch *e* = *en* in der „Fides" nur bei Anlehnung des Artikels vorzukommen scheint, *comanded s' e* (= *en*) *sancta Crotz* lesen (vgl. *Et en la croz los ag salvaz* 43)? Jedenfalls hätte Hoepffner bei seiner Auffassung es deutlicher machen sollen (S. 155), daß es sich bei *sancta Crotz* um eine Art Eigennamen handelt, bei dem der Obliquus für *a* + Subst. steht, und S. 157 vermißt man den Ausdruck unter denen, die ohne Artikel gebraucht sind.

v. 215. Die Anmerkung verweist für *tener sobeiran* auf v. 116, wo es ebenfalls im Sinne von *placer au-dessus de tout* gebraucht sei. Das ist ein Irrtum. In v. 116 steht *fo* (bei Hoepffner Druckfehler: *to*) *sos filz sobeirans*, und das Wort bedeutet hier vermutlich „ältester".

v. 217. *Co·ll dias pres ad asserir* soll zeigen, daß der Nom. Sg. in der Fides *dias* lautet. Daß der Nominativ in dieser Form vorkommt, geht aus Levy, *S. W. B.* II, 230 hervor; hier steht aber nur e i n beweisendes Beispiel, und zwar aus dem *Breviari d'amors*, also aus verhältnismäßig später Zeit, und Levy betont ausdrücklich, daß die übliche Form *dia* ist. Nun kann man aber auch an unserer Stelle *dia·s pres* lesen. Dann wäre *prenre* im

Sinne von „anfangen" — das Verb scheint in der „Fides" in dieser Bedeutung allerdings sonst nur intransitiv zu sein — reflexiv gebraucht (Levy, *S. W. B.* VI, 515), oder es wäre ein Reflexivpronomen, wie oft im Prov., zum intransitiven Verbum *asserir* hinzugefügt — Beispiele aus der „Fides" bringt Hoepffner I, 163 — und dieses Pronomen dann, da das Verb im Infinitiv steht, zum regierenden Verb getreten (vgl. auch Hoepffners Anm. zu v. 226). Jedenfalls ist diese Stelle für den Nom. Sg. *dias* nicht unbedingt beweisend, wie es denn auch überraschen würde, in unserem alten, die Kasusflexion so sorglich beachtenden Denkmal diese späte Analogieform zu finden.

v. 226. *Pres s'al matin del plaj guarnir.* Levy, *S. W. B.* VI, 514 unter Nr. 20 bringt ein Beispiel für *prendre* + reinen Infinitiv in der Bedeutung „beginnen", zweifelt aber selbst an der Richtigkeit dieser Konstruktion. Wäre sie möglich, so ergäbe sich auch für unseren Vers die einfachste Lösung: *Al matin se pres guarnir del plaj.* Da aber, wie an allen anderen Stellen der „Fides", auch hier ein *prendre a* vorliegen wird, so bietet der Vers einen etwas undurchsichtigen Satzbau. Um ihn zu klären, nimmt Hoepffner doppelte Funktion des *a* an, konstruiert also *Pres s'a guarnir del plaj al matin.* Daß die „Fides" von dieser Doppelfunktion der Präposition sonst kein Beispiel bietet, spräche nicht unbedingt gegen diese Deutung. Die Fälle aber, die an der von Hoepffner zitierten Stelle der *V. B.* Toblers (I [2], 218 ff.) stehen, sind alle derart, daß die zweite Präposition von dem im Infinitiv stehenden Verbum abhängt, mit ihm also eng verbunden ist, nicht aber, wie hier, eine Zeitbestimmung einleitet. Vielleicht ist es deshalb angebrachter, nicht *al matin*, sondern *lo matin* als diese Zeitbestimmung anzusetzen und zu konstruieren: *Lo matin pres s'a guarnir del plaj,* wobei das *lo* der hinter *a* gestellten Temporalbestimmung mit der Präposition zu *al* verschmilzt. Es wäre endlich auch denkbar, wie in v. 8 nur ein *matin* anzusetzen und in *lo* den Artikel des substantivierten Infinitivs zu sehen. Ein solcher findet sich auch im letzten Vers der „Fides": *Del lor cantar ja·m pren nualla,* und die Trennung des Artikels vom Infinitiv (*al matin ... guarnir*) wäre etwa gleichzustellen, wenn auch etwas weitergehend, dem *au vrai dire* (= *au dire vrai*), von dem Tobler, *Gött. Gel. Anz.* 1875 Stück 34 (jetzt *V. B.* V, 408-9) spricht.

v. 225. *Grand ainsa mog qi·l fez nuirir.* Der Vers wird m. E. in der Anmerkung nicht ganz richtig gedeutet. Ich glaube weder, daß der Dichter bei denen, die den Datian aufzogen, gerade an dessen Eltern, noch daß er bei der Angst gerade an die Angst gedacht hat, die Gott ihm jetzt einflößen könnte, sondern meine, daß der Vers viel allgemeiner aufzufassen ist, etwa in der Weise, wie sonst wohl ein durch *mala* eingeleiteter Satz gebraucht wird: zu großer Pein ist Datian aufgewachsen.

Dieser Deutung steht auch Alfaric (Anm. II, 115) nahe; dagegen wird man ihm darin kaum folgen dürfen, daß mit dem *qi·l fez nuirir* der Teufel gemeint sei.

v. 229. *De qual paradge vols servir.* Die Schwierigkeiten dieses Verses, dessen ungefährer Sinn sofort begreiflich ist, sieht Hoepffner in *paradge* und *servir.* In der Anmerkung betont er, daß der Dichter mit *paradge* offenbar das Wort *cultus* der lateinischen Vorlage habe wiedergeben wollen, entscheidet sich aber dann merkwürdigerweise für den Sinn „Adel" (Übersetzung II, 116: *Quelle noblesse tu veux servir*). Thomas glossiert *compagnie* und trifft m. E. damit das Richtige, wenn auch das Wort von den Wörterbüchern in diesem Sinne nicht geführt wird. Aber in den folgenden Beispielen kommt das Wort, glaube ich, dieser Bedeutung ziemlich nahe. Wenn P. Vidal Gr. 364, 8 (Anglade XLII), VII sagt: *Domnas velhas non am eu ges, Quan vivon descauzidamen Contr'Amor et contra joven; Quar fin paratg' an si mal mes ...*, so paßt hier keine der in den Wörterbüchern für *paratge* verzeichneten Bedeutungen, und es wird „Gemeinschaft" zu übersetzen sein [6]), um so mehr als der Dichter dann wiederholt: *Quar fin domnei an aissi trag Qu'entre lor non trobon* (lies *no·n trob'om?*) *escag*, so daß also *paratge* und *domnei* ungefähr gleichgestellt sind. Auch wenn Bern. v. Ventadorn (Appel 42, 18) von der gleichmachenden Kraft der Liebe spricht: *Paubres e rics fai amdos d'un paratge*, so möchte ich nicht mit Appel über die Bedeutung „Herkunft, Geschlecht" zu der Bedeutung „Art" (sonst nirgends belegt) fortschreiten, sondern von dem Worte *par* ausgehen, das ja im Prov. mit dem Sinne „Gleichstehender" (schon im „Boethius"; vgl. Levy, *S. W. B.* VI, 561 Nr. 8) gang und gäbe ist, und auch hier „Gemeinschaft Gleichstehender" ansetzen: die Liebe läßt die Armen und die Reichen zu einer und derselben Gemeinschaft gehören, in der sie beide gleich sind. — Was nun den Sinn des Verbums *servir* betrifft, so liegt es nahe, die ähnlich diesem Vers gebaute Antwort der Fides: *De nostre don me voil aizir* (v. 231) heranzuziehen, um so eher, als auch *se aizir de* „sich bedienen" bedeuten kann. Das Fehlen eines Reflexivpronomens bei *servir* könnte man damit begründen, daß ein solches beim Infinitiv oft nicht zum Ausdruck kommt. Aber mit der Übersetzung „sich bedienen" für *se aizir* ist in v. 231 nicht viel anzufangen. Vielmehr dürfte hier eher an den örtlichen Sinn, von dem nach Thomas, *Rom.* 21, 524-5 das Verbum ausgegangen ist, zu denken und etwa „sich nahe an jem., sich zu jem. halten" zu deuten sein (vgl. *Tenrei m' ab Deu* 264, ferner v. 100 und v. 372). Denn eine räumliche Auffassung scheint mir auch v. 229 zu-

[6]) Anglade übersetzt wenig sinnvoll und mit einem mir nicht trobadormäßig scheinenden Bilde: *la vraie noblesse* [*des sentiments*].

grunde zu liegen, und ich sehe dessen zweite Schwierigkeit nicht so sehr in *servir,* das wohl objektlos („dienen" fast im religiösen Sinne) gebraucht ist, als vielmehr in dem einleitenden *de.* Auch dieses möchte ich örtlich auffassen, und zwar in dem Sinne, in dem es schon in alten Denkmälern erscheint: nicht den Ort bezeichnend, von dem etwas ausgeht, sondern den, an dem etwas sich befindet oder vor sich geht (s. Appel, *Chr.* Glossar). So ist denn m. E. v. 229 zu übersetzen: „Auf Seiten welcher (religiösen) Gemeinschaft willst du dienen?" Die Antwort (v. 231) lautet: „Zu unserem Herrn will ich mich halten."

v. 240. *Aqell'* (sc. *honor*) *aurez, e pois major.* Der Verweis auf v. 82: *Martiri pres, e fort assaz* besteht nicht zu Recht, da *e* in v. 82 wirklich erläuternd „und zwar", in v. 240 aber hinzufügend „und außerdem noch" ist.

v. 244. *Au vos ischern e deshonor.* Thomas verwirft die Form *au* als 1. Pers. Präs. von *audir,* während Hoepffner sie für angängig hält und aus **audo* für *audio* erklärt. Vielleicht läßt sich eine andere Lösung finden, indem man ohne Änderung des handschriftlich Überlieferten liest *A vvos ischern e deshonor!* „Schande und Unehre über euch!" Die Verdoppelung anlautender Konsonanz ist in der „Fides" überaus häufig, und Doppel-*v* ist im Grunde nicht überraschender als Doppel-*l* (*a llui* 348, *si llui* 234) oder Doppel-*r* (*de rre*), wie es Kjellman, *Le troubadour Raimon-Jordan,* Uppsala-Paris 1922, S. 49 neben anderen Verdoppelungen (*a ffar, e ffora, e ssa, e ssei effant*) aus den Urkunden des Aveyrontals nachweist (vgl. auch it. *avvenire, avviare* usw.).

v. 262. *Deu a perdud qi czo consent.* Die Wendung *perdre Deu* scheint hier — nicht jedoch v. 247 — schon auf dem Wege zu der Bedeutung „die ewige Seligkeit verlieren" (Levy, *S.W.B.* II, 188) zu sein.

v. 279. *Diables manbes la·us apana.* Die Erklärung des *la = lai* „dadurch", die Hoepffner in der Anmerkung bietet, ist wenig plausibel, da dieser Gebrauch von *lai* sonst wohl kaum nachzuweisen sein dürfte und eher ein *en* zu erwarten wäre (vgl. etwa: *Czo vostre cabs n'er totz sanglentz* 288). So ist denn doch wohl *la = Diana* (so auch Thomas), die damit die ganze Strophe beherrscht.

v. 282. *Mostrar vos a enfern; czo·s vana.* Über das *czo·s vana* ist schon oben zu v. 91 gesprochen worden. Als Subjekt zu *vana* kann nach dem, was soeben über v. 279 gesagt worden ist, nur Diana in Betracht kommen. Wird sie sich aber „rühmen", daß sie ihre Anbeter in die Hölle bringt? Mir scheint, das Verbum *vanar* hat hier überhaupt keinen Sinn, und ich möchte infolgedessen vorschlagen, *czo's vana* zu lesen und mit „es ist eine Eitle, eine Betrügerische" zu übersetzen (Levy, *S.W.B.* VIII, 581: „unzuverlässig"). Die Laisse zeigt also, wie die vom

Teufel genährte Gestalt der Diana als Dank für die ihr dargebrachten Opfer die Opfernden zur Hölle weist.

v. 291. *Ella non·n pres nulz espaventz.* Hier soll *Ella* Akkusativ und *nulz espaventz* Nominativ sein. Nichts aber hindert, in *Ella* das Subjekt und in *nulz espaventz* einen Akk. Pl. zu sehen, zumal für eine so starke Betonung des „sie" kein ausreichender Grund vorhanden ist. Der Plural bei Abstrakten ist ja in der alten Sprache nichts Seltenes.

v. 304. *E fez* (sc. Gott) *de·ss homen molt ginnos.* Hoepffner (S. 219 und Anm. zu dem Vers S. 301) sieht nach Leites de Vasconcellos Vorbild in dem *dess* der Handschrift *de* + *sse* (so auch Thomas), nur daß er nicht, wie jener, Ausstoßung des *e* vor folgendem Vokal, sondern Enklisis des Pronomens an das voraufgehende *de* annimmt [7]). Er stützt seine Erklärung auf den seltsamen Nom. Sg. *(l)le,* den er sich aus *ella* durch Enklisis entstanden denkt. Diese Herleitung ist aber schon oben (zu v. 164) abgelehnt worden, und auch in *dess* dürfte eine Enklise nicht vorliegen. In *de se* muß *se* betont sein, und ein betontes Wort kann nicht enklitisch werden, da dies ja die Einbeziehung unter den Ton des voraufgehenden Wortes, also gerade die eigene Unbetontheit voraussetzt. Ebenso wenig scheint es mir denkbar, daß das *e* des betonten *se* vor dem folgenden *homen* elidiert worden sei. Wenn man nicht eine falsche Überlieferung des Verses annehmen will, eine Meinung, zu der einen auch die Zäsurverhältnisse bringen könnten, so ist ein Ausweg schwer. Darf man in *dess* ein *d'ess* = *d'eis(s)* sehen und deuten „aus (sich) selbst"? Die Verwendung des *eis* ohne ein *se* wäre zwar ungewöhnlich, vielleicht aber nicht ganz undenkbar in einer Gegend, die dem Worte auch sonst eine vom übrigen prov. Sprachgebrauch abweichende Verwendung [8]) gibt (vgl. Hoepffner, Anm. zu v. 1: *sotz eis un pin* und die dort zitierten Bemerkungen Kjellmans in seiner Ausgabe des Raimon-Jordan S. 54 bis 55).

v. 378. *mija del cab non port.* Während die Übersetzung (II, 137) *elle n'emporte* lautet, also ein *no* + *en* voraussetzt, sträubt sich Hoepffner, von dem *non* ein *en* (= *no·n*) abzuspalten, da das ms. sonst *nonn* aufweisen würde. Nun scheint mir dies kein stichhaltiger Grund. Denn wenn man in der „Fides" neben *non·l* (181, 183) auch *no·ll* (170, 173, 559), ferner *no·m* bzw. *nu·m* (265, 294, 363), aber keinmal **non·m* findet, soll man dann *no·n* für unmöglich halten, nur weil der Schreiber

---

7) Ein scheinbar gleicher Fall, Flam. 4009: ***que dem farai,*** **kann anders gedeutet werden; vgl.** ***Zschr. f. rom. Phil.*** **45, 601 f.**

8) Ähnliches ja auch im Lateinischen, wozu man etwa das Beispiel vergleichen mag, das Alfaric II, 89 zu v. 53 bietet: ***Certe si in fide Christi et Christianitate sancta semper firmi fuissent, ... ipsis potentiores ... nullus invenire potuisset.*** **Hier ersetzt** ***ipsis*** **das Personalpronomen.**

— vielleicht zufällig — dreimal *nonn* geschrieben hat? Zudem findet sich Hoepffner in v. 590 vor derselben Schwierigkeit, bei *non veidrez neiss la curalla* ein *en* vermissen zu müssen [9]). Auch hier wäre es das Natürlichste, *no·n* zu lesen, so daß sich also die Zahl der *no·n* und die der *non·n* in der „Fides“ wie 2:3 verhalten würden (s. o. *no·ll* und *non·l*). Nun ist aber vielleicht ein *en* in *non port* wirklich entbehrlich. Denn im Jaufre 4694 steht ebenfalls: *Per Dieu, no portaretz la vida.* Allerdings steht in ms. *A* ein *non*, das natürlich ebenso *no·n* sein kann wie 4319: *Non podetz la vida portar,* wo beide Handschriften *Non* zu haben scheinen und Breuer *No·n* in den Text setzt. Im ersten Jaufrebeispiel (4694) kann freilich das *n* bzw. der Strich — wie übrigens in der „Fides“ auch — vom Schreiber vergessen worden sein.

v. 381. Hoepffner hat gewiß recht, wenn er *sens engan* dem *sens tot forsfait* (v. 345) gleichstellt, da die Bedeutung „*tromperie, fraude*“ — so glossiert Thomas — keinen Sinn gibt. Vielleicht darf ich den Dichter dieses Mal gegen seinen Interpreten in Schutz nehmen, der ihm vorwirft, er habe das Wort aus Reimnot in diesem sonst nicht üblichen Sinne verwendet. Denn Lanfranc Cigala Gr. 282, 17; I, 8 (Bertoni, *Trovatori d'Italia* 331) sagt: *Oi, maire, fillia de Dieu, ... Gardatz mi l'arm' e·l cors mieu, ... Deu preian Que no segon mon e n i a n M'an iutgan Mas segon sa merce gran.* Bertoni übersetzt „*errori*“; man kann aber getrost „Sünde“ ansetzen, da Lanfranc in der nächsten Strophe wiederholt: *Qu'ieu ai fag dels pecchatz tanz.*

v. 444. Die Anmerkung behauptet, der Sinn „Augenlicht, Sehkraft“ für *lutz* sei bisher nicht nachgewiesen worden. Man vergleiche aber die Tenzone Guigo-Jori Gr. 196,2 v. 51: *La lutz me desfassa Dieus, s'ieu lai vau vencutz,* wo Schultz-Gora (*Prov. Studien* S. 101) gewiß mit Recht dieselbe Bedeutung annimmt.

v. 449. *pos denant ella·n er tenduz.* Die Übersetzung Thomas' (S. 47): *denant elle il sera prosterné* scheint mir dem Wortlaut eher zu entsprechen als *il sera tourné „vers“ elle.* Hoepffners Bedenken, ein Gefangener (v. 447) könne nicht zur Heiligen kommen, kann hier nicht gelten. Denn das *prosterner devant elle* kann doch an jeglichem Ort geschehen, ohne daß der Betende sich gerade in Conques vor den Reliquien der Heiligen befindet.

v. 459. *Pejor forun q'aici non aus.* Hoepffners Deutung „als du hier hörst“ für *q'aici non aus,* wobei *aus* Anrede an „die“ Zuhörer sein soll, zu denen der Dichter der „Fides“ sich sonst,

---

[9]) **Einen Strich, wie Hoepffner in der Anm. zu 590 meint, hat der Schreiber keineswegs vergessen; vgl. die photographische Wiedergabe und das im Text kursiv gedruckte Schluß-*n* von *non*.**

wie auch natürlich, stets im Plural wendet, kann nicht befriedigen. Da ein Eigenname in dem *aici non aus* kaum versteckt sein dürfte[10]), wie Thomas meint, so wird man, solange sich keine andere Lösung findet, mit Levy „*oser dire*" deuten und in *aus* die 1. Pers. Präs. von *ausar* sehen müssen. Levy versieht seine Glossierung, die sich nur im *Pet. Dict.* findet, mit Fragezeichen; offenbar hat ihm, wohl als einzige, unsere Stelle vorgelegen.

v. 463. *E per terr' en*[11]) *fo lur l'esclaus.* Weder Hoepffners Anmerkung noch der *Commentaire historique,* auf den er verweist (II, 151), lassen klar erkennen, was nun eigentlich mit *esclaus* gemeint ist. Die Übersetzung *Et sur terre fut à eux la renommée* bietet gerade das, was Hoepffner verwirft, und steht auch mit dem, was die historischen Erläuterungen bringen, nicht recht im Einklang. Mir scheint nun, daß im Prov. das Wort *esclau,* ausgehend von der Bedeutung „Schritt", wohl über „männlicher, kraftvoller Schritt" fast den Sinn von „Kraft, Macht" angenommen hat, dem es m. E. auch hier nahekommt. Man vergleiche: *E si·n trob un enoios lausengier, Sa moillers sai que se vistra de nier, Per que l'es ops qe·is gart de mon esclau* Sordel Gr. 437, 28; II, 6 (De Lollis S. 156). Dazu stellt De Lollis (Anm. S. 264): *E non ai enemic tant sobrancier Que tost no·m lais las vias e·l sentier, Tan me dopton can senton mon esclau* Peire Vidal Gr. 364, 18 (Anglade XIV) II, 6[12]). Das Seltsame der Stelle scheint mir im übrigen weniger in dem Worte *esclau* als in dem bestimmten Artikel zu liegen. „Auf der Erde war ihrer 'der' machtvolle Tritt" scheint mir wirklich nicht sehr sinnvoll. Eher befriedigt: „Auf der Erde war (herrschte, erdröhnte) ihr machtvoller Tritt" als Gegensatz und Ergänzung zu der im vorhergehenden Verse betonten Herrschaft über das Meer. Angesichts dieser Tatsache wäre die Möglichkeit zu erwägen, ob nicht das *l* vor *esclaus* zu streichen ist. Es läge dann ein Fehler des Schreibers vor, der durch das *l* von *lur* verleitet worden sein mag, auch vor *esclaus* ein solches zu setzen.

v. 476. *Si·ll poder non dess als pejors, Dels saintz non fora tals lauzors* deutet Alfaric (II, 153), als wenn hier der Lobgesang der Heiligen im Paradiese zu Ehren Gottes zu verstehen sei. Aber nicht von der Größe Gottes, sondern von der der

---

10) s. a. Hilka, *Zschr. f. rom. Phil.* 46, 491.

11) Wie verträgt sich mit *terr'en* die von Hoepffner immer wieder (z. B. S. 116, 219) aufgestellte Behauptung, daß der Enklise vor der Aphärese der Vorrang zukäme? Dann hätte der Dichter *terran = terra·n* sagen und Hoepffner selbst z. B. v. 89 *czo'm adag* statt *czo m'adag* oder v. 327 *del averser* statt *de l'averser* in den Text setzen müssen.

12) Die beiden anderen Beispiele, die De Lollis noch beibringt (Izarn d. h. *Novas del heretie* und Sordel, *Ensenhamen*) gehören nicht hierher, da das Wort in ihnen eher die Bedeutung „Spur, Nachfolge" hat.

Heiligen ist die Rede, und ich deute deshalb die Stelle lieber so, daß, wenn Gott den bösen Machthabern nicht den Befehl erteilt hätte, die Guten zu töten, der Ruhm der Heiligen nicht so groß wäre (vgl. Thomas' Übersetzung: *les saints n'eussent pas eu un tel mérite*).

v. 484. Wenn es von Maximian und Diokletian heißt: *Pejor foron q'altre Judeu,* so ist aus dem Wortlaut nicht zu schließen, wie Alfaric (II, 154) es tut, daß der Verfasser die beiden Römer nun wirklich auch als Juden betrachtet hätte. Denn der Gebrauch von *altre* in der alten Sprache, für den Thomas S. 62 mit Recht auf Tobler, *V. B.* III, 72-73 verweist, läßt auch die Auffassung zu: „Schlimmer waren sie als Juden" [13]). Hat aber *altre* hier wirklich seinen eigentlichen Sinn, so wäre eher anzunehmen, daß *Judeu* als ein Appellativum, eine Art Schimpfwort zur Bezeichnung eines schlechten Menschen überhaupt [14]) verwendet ist. Diese Annahme scheint mir, wenn man dem Dichter nicht noch ärgere Unkenntnis geschichtlichen Geschehens vorwerfen will, als er so schon zeigt, für v. 525 *Traciun·n fez lo fell Judeus* (d. i. Maximian) kaum zu umgehen, da hier kein *altre,* wie v. 484, eine andere Deutung nahelegt.

v. 508. *Guarni·ss la gentz d'aqell afar* ist doch am natürlichsten so zu verstehen, wie Thomas es tut: *Les gens s'équipèrent pour cette expédition.* Hoepffner dagegen deutet „die Leute folgender Art". Aber warum soll man nicht auch hier die übliche Konstruktion des Verbums *se guarnir de* annehmen und dem Worte *afar* durchaus die verblaßte Bedeutung „Art" beilegen, wo der vollere Sinn „Angelegenheit" besser paßt? Zudem dürfte *aquel* auf folgendes weisend kaum zu belegen sein, insbesondere in der „Fides" nicht. Denn hier bezeichnet dieses Pronomen mit Ausnahme der wenigen Fälle, wo es determinierend gebraucht ist (etwa v. 330, 437, 518), stets etwas, von dem schon vorher die Rede war, hat also zurückweisenden Sinn. Hoepffners Hauptbedenken, das er im Nachtrag S. 374 gegen Thomas anführt, daß nämlich die Regel der paarweis gebundenen Verse diese Zeile an die folgenden knüpfe und infolgedessen ein *aqell* = „folgend" voraussetze, ist gegenstandslos. Denn auch bei der von Thomas und mir vertretenen Auffassung bleibt eine Inbeziehungsetzung des Verses zur folgenden Aufzählung der aufgebotenen wilden Völkerschaften, wenngleich diese Beziehung syntaktisch nicht zum Ausdruck kommt, durchaus möglich, so

---

13) Auch in v. 245: *Non queir cambjar altre sennor* liegt ja etwas Ähnliches vor. Die Übersetzung (II, 118): *Je ne veux pas changer pour autre seigneur* läßt das zwar nicht erkennen; aber Hoepffners Anmerkung mit ihrem Hinweis auf Schultz-Gora, *Prov. El-Buch* § 182 zeigt deutlich diese Auffassung.

14) Vgl. dazu die Ausführungen Alfarics (II, 154-5), welche eine solche Annahme als durchaus berechtigt erscheinen lassen.

daß auch der Doppelpunkt am Ende der Zeile ruhig seinen Platz behalten kann.

v. 542. *E mesc li d'atretal piment.* Mit dem gleichen übertragenen Sinn („jemand mit gleicher Münze heimzahlen") wird *meisser* gebraucht in der Tenzone Ric. de Tarascon-Cabrit Gr. 422, 1; I, 10 (Kolsen, *Dichtungen der Trobadors* S. 209): *Et er greu, s'ieu piegz no·us adesc Que vos mi e d'aital no·us mesc*, eine Stelle, die vom Herausgeber mißverstanden worden ist (s. *Litbl.* 41, 333). Vgl. auch Levy, *S. W. B.* V, 164.

Berlin. KURT LEWENT.

Textkritisches zum Chevalier au barisel.

Erneute Beschäftigung im akademischen Unterricht mit der nach Form und Inhalt gleich interessanten Erzählung vom Ritter mit dem Fäßchen (herausgegeben von Schultz-Gora in seinen „Zwei altfranzösischen Dichtungen", 4. Aufl., Halle 1919) gibt mir Anlaß zu folgenden Bemerkungen im Anschluß an die von mir bereits im 39. und 45. Bande dieser Zeitschrift veröffentlichten.

V. 143. Von dem Ritter, der mit seinen Leuten zum Eremiten geht, heißt es: *Cil en qui est li anemis Va derriere eus trestout chantant Et cil vont devant lui plorant.* Die Anmerkung faßt *va chantant* als Umschreibung von *chanter* durch *aler* mit dem Gerundium auf, während *va* — und im nächsten Verse *vont* — offenbar das Gehen zum Ausdruck bringen sollen. Das ist nach dem Zusammenhang so klar, daß auch die Nichtkongruenz von *trestout* und *chantant* mit *cil* nichts dagegen beweisen kann, zumal Verstöße gegen die Flexion auch sonst vorkommen.

V. 155. Der Ritter wird gemahnt zu beichten und zu diesem Zweck zu dem im Walde wohnenden Einsiedler zu gehen. Er weigert sich: *Confesser? fait il, cent diable! ... Honiz soit qui por ce ira Ne qui les piez i portera.* So gut wie bei *portera* ist auch bei *ira* ein *i* erforderlich, ja wenn *i* nur einmal ausgesprochen werden sollte, würde man es nach dem für die tonlosen Personalpronomina, die gleichmäßig als Objekt zu zwei koordinierten Verben gehören, geltenden Verfahren nur bei *ira* erwarten (Tobler, Verm. Beitr. I², 111). Ich fasse deshalb *ira* mit ἀπὸ κοινοῦ der ersten Silbe als *i ira* auf und halte für möglich — wenngleich nicht unbedingt erforderlich —, daß der nämliche Sachverhalt V. 382 vorliegt: der Eremit macht dem Ritter verschiedene Bußvorschläge, unter diesen: *Alez a Romme ou a saint Jame. — Je n'irai point, fet il, par m'ame.* Auch hier mag *irai* als *i irai* aufzufassen sein.

V. 205/6. Auf die Vorhaltung des Eremiten, man müsse heute (am Karfreitag) beichten und demütig an Gott denken, erwidert der Ritter: *S'i penssez bien! Qui vous desfant? Que je n'i pensserai neant.* Der Hrsg. sieht in der Anm. in *que* die kausale Konjunktion „denn" und erklärt ihre Anwendung aus einem unausgesprochenen Zwischensatz: „Mich aber laßt in Ruhe!" Ich glaube, man kann auch ohne die doch nicht unbedenkliche Annahme eines nicht ausgesprochenen und gleichwohl begründeten Zwischensatzes auskommen, wenn man

das Fragezeichen statt hinter *desfant* hinter *neant* setzt und *que* als relatives Adverbium ansieht, also versteht: „Wer hindert Euch (an Gott zu denken), wo ich nicht an ihn denken werde?" D. h. mein Nichtdenken an Gott ist Eurem Denken an ihn nicht im Wege.

V. 268. *Pres va que je ne vous oci.* Die Anm. übersetzt: „Nahe geht es, daß ich Euch nicht töte." Zur Erklärung ist auf Tobler V. B. I², 59 zu verweisen, desgleichen für V. 535.

V. 339. *Or m'en puis je viaus bien aler* würde ich lieber als Frage auffassen. Auch V. 332 *estes vous ore bien refais?* begegnen die Fragepartikeln *ore* und *bien* nebeneinander, die der Frage den Stempel des Ironisch-Höflichen aufdrücken. Vgl. meinen Fragesatz S. 81 u. 90.

V. 393/4 bieten m. E. alle Handschriften — es ist nicht die einzige Stelle — Falsches. Der Ritter ist verstockt und lehnt alle Bußvorschläge des Eremiten mit den Worten *quar certes je n'en ferai rien* endgültig ab. Darauf der Eremit: *Comment? Si ne ferez nul bien? Si ferez, se Dieu plest et vous, Ainçois que vous partez de nous.* Es scheint mir undenkbar, daß der Eremit zum Ritter sage: „Ihr werdet es doch tun, wenn es Gott und Euch gefällt", nachdem der Ritter ihm soeben erklärt hat, daß er keine Buße tun werde, mit anderen Worten, daß der Eremit das Bußetun von einer nicht vorhandenen Bedingung abhängig macht. Und ebenso ist, was auf *et vous* reimt, durch den Zusammenhang ausgeschlossen: „bevor Ihr von uns scheidet"; da ja der Eremit ganz allein lebt, so müßte er statt *de nous* sagen: *de moi.* Der Schluß des Verspaares war vermutlich in allen erhaltenen Handschriften nicht mehr dem Original entsprechend, das etwa gelautet haben mag: *Si ferez, se Dieu plest le* (oder *no*) *roi, Ainçois que vous partez de moi.*

V. 466 hatte ich (diese Zeitschr. 39, 178) an *s'erent mi covent atendu* deshalb Anstoß genommen, weil nur von einem Gelübde, dem das Fäßchen zu füllen, die Rede sein könne und deshalb der Lesart von BCD (*s'arai cest couvent atendu*) den Vorzug gegeben. Der Herausgeber bleibt bei dem in A überlieferten Plural, da noch zu untersuchen sei, ob nicht *covent* auch dann in Plural gebraucht werde, wenn es sich nur um ein Gelöbnis handle. Wenn er hierfür auf Erec 6276 verweist, so ist diese Stelle deswegen nicht beweisend, weil es sich dort um zwei Personen, also auch mehrere Gelübde, handelt: *La fëimes noz covenanz Antre nos deus teus con nos sist.*

V. 503. *maus feus* ist „Höllenfeuer", *male flambe* „Höllenflamme". Übrigens ist *maus feus et male flamme arde* stehende Wendung. S. Ebeling zu Auberee 518.

V. 509. *Ainz cercherai a la roonde Trestoutes les eves du monde Que tout plain ne l'i raport.* Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein, *li* mit Ebeling und Stimming, denen der Hrsg. sich an-

schließt, als *l'i* zu interpretieren. Es kann doch keinerlei Zweifel darüber bestehen, wem der Ritter das Fäßchen gefüllt zurückbringen will, auch wenn der Einsiedler seit einer Reihe von Versen nicht erwähnt ist (Ebeling). Jedenfalls waren, wenn der Dichter wirklich *li* als *l'i* verstanden wissen wollte, die alten Franzosen, die der hübschen Erzählung lauschten, in derselben Gefahr ihn mißzuverstehen wie der moderne Textkritiker. Das darf uns trösten.

V. 577. Der Ritter ist durch die langen fruchtlosen Wanderungen völlig heruntergekommen. Er sieht verhungert und zerlumpt aus *Si que chascuns, n'est mie doute, A herbregier mout le redoute, Si que sovent gisoit aus chans.* BCD vermeiden die sehr störende Wiederholung von *si que* und lesen zweifellos 577 besser *que chascuns, ce n'est mie doute.*

V. 617. *entre la mer ça d'Engleterre ... jusqu'a Barlet* übersetzt der Hrsg. „zwischen der englischen See hier" und sieht in der Trennung des Genitivs *d'Engleterre* von *mer* durch *ça* ein Hyperbaton, während Tobler im Wörterbuch unsere Stelle wohl zutreffend als — freilich einzigen — Beleg für *ça de* „herwärts von" anführt. Der geographischen Angabe *entre la mer d'Engleterre* ein *ça* hinzuzufügen lag doch wohl kaum Veranlassung vor.

V. 620 *jusqu'a Barlet qui siet sor mer Ne savroie terre trover* sind BCD mit *nommer* statt *trover* bei der ausgesprochenen Vorliebe des Dichters für reiche Reime gewiß gegen A im Rechte.

V. 634 Anm. Über die Verwendung von *car* für *que* handelt Jeanjaquet, Recherches sur l'origine de la conjonction que (1894) S. 83-85 und neuerdings Lerch, Histor. franz. Syntax I, 144.

V. 762. *Or voi je bien que Diex te het, ta penitance nient ne set* versteht der Hrsg.: „er (d. h. Gott) findet an deiner Buße keinen Geschmack." Daß *savoir a. r.* bedeuten konnte „Geschmack an etwas finden", scheint mir zweifelhaft. Ich fasse *ta penitance* als Subjekt zu *set* auf: „Deine Buße schmeckt nach nichts." Vgl. Ernst Weber: Über den Gebrauch von *devoir, laissier, pooir, savoir, soloir, voloir* (Berlin 1879) S. 24 und Tobler, Literaturblatt 1892, Sp. 90.

V. 780. *Dont vous pri je orendroit ci Que vous fetes cestui merci.* Die Handschriften BCD haben für *fetes* — *faciez,* und daß der Konjunktiv nach *prier* stehen muß, unterliegt keinem Zweifel. Aber freilich ist keine Textänderung nötig, da, wie Tobler V. B. I², 29 gezeigt hat, *fetes* auch als Konjunktiv fungierte. Im Glossar aber wird es auch an dieser Stelle lediglich als Indikativ verzeichnet.

V. 789. Der Eremit bittet Gott: *Diex, se tu prens l'un de nous deus, Lesse moi coi en aventure Et si pren ceste creature* (sc. den Ritter). *En aventure* erklärt der Hrsg. gewiß zutreffend mit „im Ungewissen des Lebens"; *coi* komme in diesem Zusammenhange dem Sinn von „ohne Umstände, nur" recht nahe.

Demgemäß müßte *coi* sich auf Gott beziehen, den der Einsiedler gewissermaßen zur Unbesorgtheit, zum Ruhigsein aufforderte. Abgesehen davon, daß das im Munde eines so frommen Mannes sich recht seltsam ausnähme, müßte man nicht *coiz* erwarten? Andrerseits geht es ebenso wenig an, *coi* als zu *moi* gehörig aufzufassen, da es ja in seiner Bedeutung zu *en aventure* im Gegensatz steht. M. E. liegt mangelhafte Überlieferung aller Handschriften vor, die durch eine ganz geringe Änderung richtig zu stellen ist: statt *coi* ist *ci* (hier auf Erden) zu lesen.

V. 803. *Or sui je certes toz li pire Qui soit et li plus viex pechiere* sagt der Ritter, in welchem die Reue aufkeimt. Der Hrsg. folgt hier BCD, die aber — nach Méon — nicht *li plus viex p.*, sondern *li plus* g r a n z *pechiere* aufweisen, während *viex* in der unbrauchbaren Lesart von A steht.

V. 832 ff. Die Rührung überkommt den seine Sünden bereuenden Ritter: *Lors geta puer trestout le mont Et lermes rampent contrement De son cuer, qui onques n'estanche, Toutes ardanz en repentance, Et getoit uns si granz souspirs Que...* Der Relativsatz *Qui onques n'estanche* kann sich scheinbar nur auf *cuer* beziehen. *Estanchier* bedeutet entweder 1. transitiv: „zum Stehen bringen, anhalten" oder 2. intransitiv: „stehen bleiben". Im ersteren Falle vermißt man das Objekt „die Tränen", würde also *n e s estanche* erwarten; im Falle intransitiven Gebrauches wird nicht ersichtlich, was der Dichter hat sagen wollen: es ist ja doch die Eigenheit des Herzens, daß es — solange das Leben währt — nicht stehen bleibt, und ich sehe nicht, wie des Herausgebers (der intransitiven Gebrauch an unserer Stelle annimmt) Übersetzung „anhalten, sich erschöpfen" diesen Zusatz zu *cuer* verständlicher machen kann. Viel näher scheint zu liegen, *estanchier* mit *lermes* in Verbindung zu bringen; vom „Versiegen" der Tränen wird es z. B. auch Chlyon 1466 gebraucht: *N'onques ne pueent estanchier Les lermes qui des iauz li chieent.* Und noch neufranz. ist es (als Transitivum) in *étancher les larmes* üblich. Nun kann allerdings der Singular *n'estanche* mit dem Plural *lermes* nicht in Verbindung gebracht werden, so trefflich klar auch der Sinn unsrer Stelle wäre, wenn statt *n'estanche* — *n'estanchent* überliefert wäre, und man fragt sich, ob nicht umgekehrt, da der Reim die Änderung von *estanche* in *estanchent* nicht erlaubt, *lermes rampent* in *lerme rampe* zu ändern wäre, wogegen indessen *toutes ardanz* spricht, das des Metrums wegen nicht in *toute ardanz* geändert werden kann. So bleibt die Stelle dunkel. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß *lermes* (V. 832) gewissermaßen eine Mittelstufe zwischen Singular und Plural darstellt, wenn es, mit dem Plural des unbestimmten Artikels verbunden, „Tränenstrom" bedeutet: in dem soeben von Karl Christ in der Festschrift für Degering aus einer Handschrift der Berliner Staatsbibliothek heraus-

gegebenen Livre du paumier 85 gibt *unes lermes* das lateinische *fons lacrimarum* wieder. Der Plural von *un* wird ja auch sonst in Verbindung mit Substantiven da gebraucht, wo eine unbestimmte Mehrheit gelegentlich als ein einheitliches Ganze aufgefaßt wird: *unes roches* eine Felsengruppe, *uns pomiers* u. a. (S. Meyer-Lübke, Rom. Gramm. III, 63). Hierher gehört auch *uns si granz souspirs* (V. 835), das m. E. nicht, wie die Anmerkung lehrt, durch „e i n i g e so große Seufzer", sondern durch „ein so großes Geseufze" wiederzugeben ist. Aber freilich, V. 832 steht *lermes* ohne *unes*, und so wäre der Singular *estanche* nur unter der Voraussetzung begreiflich, daß dem Dichter gleichwohl *lermes* als Einheit, d. h. als Tränenstrom, vorschwebte. Ich übersehe nicht, daß der Plural *rampent* dagegen spricht. Aber wäre nicht gerade in unserem Falle ein Schwanken in der Kongruenz möglich? Zumal doch in der alten Sprache die Nichtkongruenz des Verbs auch im Falle des Vorangehens eines pluralischen Subjekts nicht unerhört ist? Vgl. Tobler, Verm. Beitr. I², S. 235.

V. 855. Gott erkennt, daß der Ritter echte Reue empfindet: *Et Diex, qui vit son desirrier Qu'il se voloit a droit aidier Qu'il n'i avoit point de faintise, Lors fist Diex une grant franchise.* Ich kann der Anm. nicht zustimmen, die „infolge lockerer Fügung zu *vit* ein doppeltes Objekt, nämlich *son desirrier* und den folgenden Objektssatz erkennt, und nach *faintise* ein leichtes Anakoluth annimmt, indem der ganze Satz noch einmal mit *lors fist Diex* beginne. Vielmehr liegt in *Et Diex qui vit son desirrier* ein Beispiel für die von Tobler im Kap. 36 der ersten Reihe der V.B. („Aussage bestehend aus Nomen und Relativsatz") behandelte und reichlich belegte Erscheinung vor und der Satz schließt mit *faintise*. Der Annahme eines Anakoluths bedarf es nicht.

Marburg (Hessen). ALFRED SCHULZE.

Die Modi des französischen Verbs.

Die Bd. XLIX S. 494 ff. dieser Zeitschrift veröffentlichte Besprechung der Arbeit von Regula „Über die modale und psychodynamische Bedeutung der französischen Modi im Nebensatze" schloß mit der Feststellung, daß es dem Verfasser nicht gelungen ist, zu einer voll befriedigenden — also vor allem einheitlichen — Auffassung und Formulierung des Wesens der beiden von ihm eingehend erörterten Modi, des Indikativs und des Konjunktivs zu gelangen. Der schon in der Überschrift zutage tretende Dualismus findet in der das Fazit der ganzen Arbeit ziehenden Schlußbetrachtung eine nochmalige Bestätigung und Bekräftigung: der Konjunktiv ist dem Verfasser erstens der Modus des „thematischen Objektivs der Beurteilung", zweitens der der „Annahme", wozu auch das „Begehren" gerechnet wird. So anregend seine Studie ist, als abschließend kann sie nicht gelten.

Nun fehlt es zwar nicht an Versuchen, die Bedeutung des Indikativs und des Konjunktivs einheitlich zu formulieren — es sei z. B. an Ricken (Bd. XXII S. 273 ff. dieser Zeitschr.) erinnert, der das Wesen des Konjunktivs (er zieht „Subjunktiv", Modus des „Daruntergebundenen" vor) in der Unselbständigkeit, Abhängigkeit des Gesagten sieht (vgl. dazu auch XXXV, 2 S. 90 ff.); oder an Gröber, der den Indikativ als Modus der „Perzeption", den Konjunktiv als den der „Projektion auf die Wirklichkeit" definiert und damit haarscharf an dem wahren Unterschiede vorüberstreicht; oder an Mätzner, dem die „Reflexion" das für den Konjunktiv Charakteristische zu sein scheint, oder an Lerch, der — wenigstens an einer Stelle (Neuere Sprachen XXVII S. 343) — „sämtliche Gebrauchsarten des Konjunktivs aus dem Konjunktiv des Begehrens ableiten zu können" glaubt — aber für jede der hier angezogenen Begriffsformulierungen kommt der Punkt, wo sie versagt. Da der Raum in der eingangs erwähnten Besprechung der Arbeit Regulas für eine Lösung des Problems nicht mehr ausreichte, so soll dieselbe — dem dort gegebenen Versprechen gemäß — nunmehr hier in einer besonderen Abhandlung unternommen werden.

Zum Gelingen ist zweierlei erforderlich — und daß sie es daran haben fehlen lassen, ist den früheren Versuchen verhängnisvoll geworden: Erstens eine auf das Wesen der Sache begrün-

dete Abgrenzung des Problems und zweitens eine sorgfältige Prüfung der beim Sprechen stattfindenden seelisch-geistigen Vorgänge. Da der „Neuaufbau der Grammatik", der all diese Fragen eingehend erörtert, zwar gedruckt, aber noch nicht erschienen ist, so ist es nötig, der Behandlung des Modusproblems selbst eine kurze

I. Vorerläuterung

vorausgehen zu lassen.

a) Umgrenzung des Themas.

Da die Sprache ein lebender Organismus ist, dessen Teile zueinander in Wechselwirkung stehen und sich gegenseitig ergänzen, so ist es ein aussichtsloses Unternehmen, die Untersuchung, wie es die bisherigen Arbeiten getan haben, lediglich auf Indikativ und Konjunktiv zu beschränken. Eine derartig eingeengte Behandlung des Modusproblems kann ebenso wenig zu wissenschaftlich wertvollen Ergebnissen führen, wie die bisher übliche grammatische Behandlung der Sprache unter Beschränkung auf eine „Wortsprache", d. h. auf eine lediglich mit dem Mittel der Worte operierende Sprache. Eine solche gibt es nicht, hat es nie gegeben und wird es nie geben; denn Gesten, Mienen, Gebärden, Stimmodulation, d. h. Veränderung des Sprechtones nach Druck und Höhe, und last not least — weitgehendste Berücksichtigung der Situation, d. h. des durch sie dem Hörer Gegebenen, bilden und haben jederzeit integrierende Bestandteile der Sprache gebildet. Eine Grammatik, die diese wichtige Tatsache übersieht, kann ebenso wenig eine Wissenschaft werden, wie eine Theologie, die etwa nur die Bibel als Quelle und Gegenstand der Untersuchung anerkennen oder eine Erdkunde, die nur mit Flüssen, Gebirgen, Ländern und Städten operieren wollte, und was dergleichen mehr.

Eine wissenschaftliche Moduslehre hat sämtliche Verbformen auf ihren modalen Charakter hin zu prüfen und ihr modales Verhältnis zueinander festzustellen. Dabei wird sie aber auch nicht übersehen dürfen, daß der bisher vorzugsweise als Modus neben Indikativ und Konjunktiv bezeichnete Imperativ diesen Namen nicht verdient, überhaupt nicht auf gleiche Linie mit den anderen Verbformen gestellt werden kann, da er eine sprachliche Kontraktion oder Kompression zweier Elemente darstellt, nämlich einmal eines — durch Tonklang (zusammen mit der ganzen Situation) ausgedrückten Aussageelements (= „ich befehle") und zweitens eines den Inhalt, Gegenstand dieses Befehls, den ihn begleitenden Gedanken ausdrückenden [1]). Der

[1]) Die Sache weist eine gewisse Analogie mit den Zahlen auf. Sind elf, zwölf usw. Einer oder Zehner? Sie sind keins von beiden, sondern Zusammensetzungen beider. Genau so ist auch der Imperativ die Zusammensetzung eines indikativischen und eines konjunktivischen Ele-



Imperativ scheidet also aus der vergleichenden Betrachtung der Modi (d. h. der reinen Modi) des Verbs als ein „Modusgemisch" aus [2]). Wohl aber hat die französische Moduslehre auch die verbale *ant*-Form (ich habe dafür den Ausdruck „Gerundial" vorgeschlagen) und den Infinitiv zu berücksichtigen, die beide keine „Modalgemische" sind. Denn das ist ja das Eigentümliche des Sprachverfahrens, daß, während die Benennungen von Seienden und von Verhältnissen lediglich die begriffliche Seite betreffen, die Frage der temporalen und modalen Geltung sich an Bezeichnungen der „Verläufe" (= Zustände und Vorgänge) knüpft. Bei jeder „normalen" Verbform — also Imperativ und Frageform ausgeschlossen! — erhebt sich daher die Frage, ob sie etwas und, bejahenden Falles, was sie hinsichtlich der Realitätsfrage aussagt. Und dabei werden wir dann für das Französische die überraschende Feststellung machen, daß sich nicht Indikativ und Konjunktiv als koordinierte (irgendwie konträre) Modi gegenüberstehen, sondern daß auf der einen Seite, als einziger positiver Modus, der Indikativ steht, auf der anderen aber — als unter sich modal gleichwertige, nämlich negative (d. h.

---

ments. „Komm" ist gleich: „Ich befehle, daß du kommst." Einen anderen Mißbrauch des Terminus „Modus" stellt seine Anwendung auf das (indikativische) „Futurum Präteriti" dar, das fast überall — aber ganz ungerechtfertigt — als „Kondizional", d. h. „Modus kondizionalis" bezeichnet wird. Das Wort „Modus" in der Lehre vom Verb bedeutet schon seit alter Zeit nicht mehr „Art und Weise der Rede" schlechthin, sondern ganz speziell: die Art und Weise, wie eine Verbform den ausgedrückten Zustand bzw. Vorgang nach der Seite der Realität hin charakterisiert. In jenen anderen Fällen müßte man von „Schattierung" oder „Submodus" sprechen.

[2]) Genau so liegt die Sache bei der Frageform, die Soltmann (Synt. d. Modi im mod. Franz.) ganz irrtümlich als Ausdruck der „Unsicherheit" auffaßt und in seine Moduslehre einbezieht. Schon die indikativische Form der Frage hätte ihn vor diesem Irrtum bewahren sollen. Sie ist ebenfalls Kontraktion zweier Elemente, eines Verlangens nach Auskunft und einer Angabe des Gegenstandes, über den die Auskunft gewünscht wird. „Kommt er?" ist gleich: „Ich möchte wissen, ob er kommt" (d. h. „ob er tatsächlich kommt", daher die indikativische Verbform). — Soltmanns Irrtum ist um so befremdlicher, als er — aber leider nur bei anderen Gelegenheiten — den Ausdruck „Trick der Sprache" braucht. Nun: Imperativ und Frageform sind solche „Tricks" und zwar die praktischsten, die man sich nur denken kann; aber mit der Lehre von den Modi haben sie nichts zu tun. Soltmann hat den Begriff der Modalität leider in viel zu weitem Sinne gefaßt, in einem Sinne, der an Kants gleichnamige Kategorie erinnert, die dieser in „Wirklichkeit, Möglichkeit und Notwendigkeit" teilt. Wollte Soltmann die französischen Ausdrucksmittel für „Sicherheit" und „Unsicherheit" der Aussage zusammenstellen, dann hätte er auch die Wörter sûrement, probablement, peut-être usw. berücksichtigen müssen, die mit der eigentlichen Moduslehre nichts mehr zu tun haben. So gilt für seine sehr fleißige Arbeit leider der Satz: „Qui trop embrasse, mal étreint."

über Realität oder Nichtrealität absolut nichts aussagende —) die drei: Konjunktiv, Gerundial und Infinitiv. Natürlich hat jede dieser drei modal gleichartigen Verbformkategorien — abgesehen von der Modalität — ihre besondere, von der der anderen beiden verschiedene Bedeutung; welche dies ist, werden wir im Laufe der weiteren Betrachtung sehen.

b) Für die Moduslehre wichtige Sprechtatsachen.

Hier ist in erster Linie darauf hinzuweisen, daß — gemäß dem unter a) über die Ausdrucksmittel der Sprache Gesagten — ein Sprechen in vollen abgerundeten, alle Vorstellungselemente (auch die schon bekannten oder durch die Situation gegebenen) in Worten ausdrückenden „Sätzen", dem ureigensten Wesen der Sprache völlig fremd, ja sogar zuwider ist, daß ein solches Sprechen vielmehr ein in der Schule und in gebildeter Gesellschaft gepflegtes, für gemessene Unterhaltung oder feierliche Rede bestimmtes Kunstprodukt, also vom Standpunkte der natürlichen Sprachbildung und -entwicklung aus eine „Verbildung" darstellt. Kurze Ausdrücke und Wendungen wie „Guten Tag!", „Glückliche Reise!" sind daher nicht als „elliptisch" (= mangelhaft, fehlerhaft), sondern als normal zu bezeichnen — „elliptisch" ist immer nur eine plötzlich abgebrochene Rede — und die abgerundeten, ausführlichen Sätze wie „Ich wünsche Ihnen einen guten Tag" usw., müssen, gemessen an dem wahren Geist der Sprache (die in Worten nur das ausdrückt, was durch die Situation nicht gegeben ist), als „Pleonasmen", zum mindesten als Fälle „reichlicher" Ausdrucksweise gelten [3]). Wenden wir auf diese den Terminus „Sätze" an, so können wir sagen, daß die ungekünstelte Sprache sich überall, wo es angeht (d. h. wo es für das Verständnis ausreicht) mit der Äußerung von Satzteilen begnügt, zu denen auch die (ganz unzutreffend als Nebensätze" bezeichneten) „aufgelösten Satzteile", d. h. Verbindungen mit finiten Verbformen, gehören [4]).

---

[3]) Daraus folgt zugleich, daß gegen Vervollständigungen solcher „Knappsätze" nichts einzuwenden ist. Nur darf man nicht sagen: „Sie sind elliptisch und müssen erst vervollständigt werden", sondern: „In reichlicher Rede würde man noch das und das hinzusetzen." A. Toblers (zu weit gehender) Einspruch gegen solche „Ergänzungsversuche" wird nur durch seinen Unwillen über den Mißbrauch des Wortes Ellipse verständlich (vgl. z. B. Verm. Beitr. III[2], S. 150).

[4]) Schon bei früherer Gelegenheit (Bd. XLVIII, S. 466 d. Zeitschr.) ist auf das Unsachliche der Termini „Haupt-" und „Nebensatz" hingewiesen worden, die denn Meyer-Lübke in seiner Rom. Synt. auch schon längst durch „Voll-" und „Teilsätze" ersetzt hat. Daß die letzteren Bezeichnungen mir nicht genügen, liegt daran, daß ich, wie im Neuaufbau ausführlich dargelegt, den Ausdruck „Satz" auf ein „(klein-

II. Wesen und Gebrauchsweise der „Modi“ im Französischen.

Nachdem in Ia der uns hier beschäftigende Gegenstand dahin umgrenzt worden ist, daß das Wort Modalität dabei nicht im Kantischen Sinne (als die drei Kategorien der Wirklichkeit, Notwendigkeit und Möglichkeit umfassend), auch nicht in dem von Soltmann, der nach den Mitteln der französischen Sprache fragt, in der Rede Sicherheit, Unsicherheit und Willensreflexe auszudrücken, sondern lediglich als Inbegriff der Bedeutungselemente französischer Verbformen — aber nur reiner, also unter Ausschluß des ein Gemisch zweier Äußerungen darstellenden Imperativs — gebraucht ist, die sich auf die Frage der Realität des durch sie ausgedrückten Verlaufs (d. h. Zustands bzw. Vorgangs) beziehen; nachdem ferner in Ib über die völlig unsachlichen und irreführenden Termini „Hauptsatz“ und „Nebensatz“, sowie über die damit eng zusammenhängende Frage nach dem Wesen des Satzes und seiner Teile (welch letztere niemals als „Sätze“, auch nicht als „Nebensätze“ bezeichnet zu werden verdienen) Klarheit geschaffen worden, kann der Boden nunmehr als für eine zusammenhängende Betrachtung der französischen Modi hinreichend geebnet angesehen werden.

Es sei angeknüpft an die in Teil Ia gemachte Feststellung, daß zwischen Konjunktiv und Indikativ kein Koordinationsverhältnis besteht, daß vielmehr der zuletztgenannte Modus ganz anderen Wesens ist als der erstgenannte und daß dieser, der Konjunktiv, als Modus mit Gerundial und Infinitiv auf gleicher Stufe steht. Es wurde dabei auch kurz angedeutet, daß eigentlich nur der Indikativ den Namen eines „Modus“ verdient, nur er ein „positiver“ Modus ist; daß die drei anderen dagegen in modaler Hinsicht völlig „negativ“ oder „indifferent“ oder „neutral“ sind, d. h. nicht das Mindeste in Betreff der Frage der Realität bzw. Irrealität des Verlaufs aussagen oder auch nur andeuten. Mit anderen Worten: Eine indikativische Verbform stellt den von ihr bezeichneten Verlauf ausdrücklich als einen realen [5]) hin; eine konjunktivische, gerundiale

stes) Mitteilungsganzes“ beschränke und ihn für Teile eines solchen nicht zulasse. „Sauve qui peut“ ist also, genau betrachtet, weder ein „Hauptsatz“ noch ein „Nebensatz“ noch überhaupt ein „Satz“ sondern lediglich ein (aufgelöster) Satzteil, wie denn auch die Aufforderung „Allgemeine Flucht!“ nur ein Satzteil (nämlich Objekt zu dem nicht in Worten, sondern nur durch Stimmklang — zusammen mit Situation — ausgedrückten „Ich rate dringend“ oder Ähnl.) wäre, aber gegebenenfalls, d. h. innerhalb einer bestimmten Situation, den ganzen Gedanken des Sprechenden zum Ausdruck bringen, also vollkommen den ganzen Satz darstellen würde.

[5]) „real“ natürlich nur im subjektiven, nicht im objektiven Sinne, d. h. so, daß nur die Überzeugung des Sprechenden oder, wenn von einem berichtet wird („indirekte Rede“), die Überzeugung des-

oder infinitivische dagegen charakterisiert ihn überhaupt nicht nach der Seite der Realität, alle drei können daher gleich gut von realen wie irrealen Verläufen gebraucht werden. Natürlich sind sie darum noch nicht völlig gleichbedeutend oder als sprachliche Ausdrucksmittel gleichwertig. Auf einen solchen Gedanken wird ja niemand kommen, der einigermaßen mit dem auf äußerste Ökonomie bedachten Geiste der Sprache vertraut ist. Sie stellen hinsichtlich ihrer Ausdrucksfähigkeit drei verschiedene Stufen dar. Auf der niedrigsten steht — als der an Bedeutungselementen ärmste und daher für die Verwendung bequemste — der Infinitiv, der nichts weiter als den Begriff ausdrückt, unter den ein Verlauf nach Art und Wesen fällt. So bezeichnet z. B. „écrire" lediglich die zu einem Aufzeichnungs- oder Mitteilungszwecke gemachten Hin- und Herbewegungen des Schreibstifts auf dem Papier oder irgend einem anderen dazu geeigneten Material. Der Gerundial verbindet mit der Infinitivbedeutung diejenige eines „konkreten" Aktes. Er ist daher fähig, die „Präposition" *en* vor sich zu nehmen, die eine, wenn auch nur vage, Raumvorstellung — Raum ohne jede Begrenzung, welche letztere bekanntlich *dans* verlangt — voraussetzend, dem völlig „abstrakten" Infinitiv (der auf die Frage „wo?" und „wohin?" nur *à* kennt) versagt ist. Die Überlegenheit des — modal gleich indifferenten — Konjunktivs über Infinitiv und Gerundial liegt nun darin, daß er „finite" Verbformen aufweist, d. h. Formen, die außer dem (materiellen) Verbalbegriff (vgl. Infinitiv) und dem der Konkretheit (vgl. Gerundial) auch temporale (wenngleich beschränkter als der Indikativ) und — vor allem — personale Bestimmtheit (d. h. Andeutung bezüglich des Trägers nach Zahl und Verhältnis zum Redeakt) enthalten. Den Wert dieser Determinationsfähigkeit des Konjunktivs gegenüber seinen beiden Modalkameraden hat die Sprache im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr schätzen und nützen gelernt. Wer in A. Toblers Verm. Beitr. blättert, findet altfranzös. Beispiele des Infinitivgebrauchs (z. B. *Grant paour a d'ocire son destrier* I^2 S. 91 = „daß man ihm sein Roß töte" oder *Li chevaliers qui est ochis Vient a vos por vengier sa mort* ebd. S. 92 = „damit Ihr seinen Tod rächet"), in denen die heutige Sprache unbedingt eine deutlichere Kennzeichnung des Trägers mittels des Konjunktivs verlangen würde: *Il a grand'peur qu'on (ne) lui tue son cheval* oder *Le che-*

jenigen, dessen Äußerung oder Meinung angeführt wird, maßgebend ist. In letzterer Hinsicht hat sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine Sprachwandlung insofern vollzogen, als bis dahin dem Berichterstatter der Konjunktiv zur Verfügung stand, um die berichtete Äußerung oder Meinung als (objektiv) unwahr zu bezeichnen. Es war also damals noch möglich, zu sagen: On croyait que je fusse mort. (Vgl. Bd. XLVIII, S. 305 ff. und 466 ff.)

valier tué vient vous trouver pour que vous vengiez sa mort; und daß sie sogar innerhalb des Neufranzösischen ihre Ansprüche in Bezug auf Exaktheit und Klarheit des Ausdrucks, soweit es sich um Verwendung von Infinitiv und Gerundial bzw. ihren Ersatz durch den Konjunktiv handelt, gesteigert hat, zeigt sofort eine flüchtige Vergleichung der heute obligatorischen Ausdrucksweise mit der Sprache Molières und anderer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts.

Was im Vorstehenden veranschaulicht werden sollte, war dieses, daß der Konjunktiv an seinem Werte als Ausdrucksmittel der Sprache nichts verliert, wenn man ihn der ihm so hartnäckig zugeschriebenen modalen Funktionen, wie z. B. derjenigen, ein „Begehren", „Wollen" oder „eine Unwirklichkeit, Unsicherheit" oder eine „Annahme", ein „Zugeständnis" oder den Charakter eines „psychologischen Subjekts" oder eines „thematischen Objektivs der Beurteilung" usw. auszudrücken, entkleidet und ihm nur noch diejenige läßt, in allen Fällen, wo es sich für den Sprechenden um (subjektiv) Irreales oder um ein solches (subjektiv) Reales, dessen Realität besonders auszudrücken er keine Lust verspürt, keinen Anlaß sieht, handelt, wo aber die beiden „infiniten" Verbformen Unklarheiten bezüglich des Trägers aufkommen lassen würden, mit seiner personalen (und temporalen) Bestimmtheit für diese beiden einzuspringen[6]). Die Bequemlichkeit, die jene beiden durch die Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit der bei ihnen stattfindenden Subsumption, bieten — die so verlockend ist, daß z. B. der Jahrhunderte lang dem Französischen abhanden gekommene „historische Infinitiv" für besonders lebhafte, also rasche Darstellung wieder von ihm aufgenommen worden ist, daß man also für Cäsars *milites trepidare* wieder französisch sagen kann: *Et les soldats de courir d'un côté et d'autre* — findet ihre Grenze an dem in seinen Ansprüchen immer strenger werdenden Bedürfnis der Sprache nach Präzision und Klarheit des Ausdrucks und macht den Konjunktiv zu einem unentbehrlichen Gefährten und Ersatzmann von Infinitiv und Gerundial.

„Doch wie?" höre ich den Leser fragen, „die Modalität des Konjunktivs soll — wie die des Infinitivs und Gerundials — rein negativer Natur sein, soll jeglichen positiven Elements entbehren? (*Je veux*) *qu'il vienne* soll nicht mehr als Konjunktiv

[6]) Daß sich auch der Indikativ gelegentlich in „Konkurrenz" mit den infiniten Verbformen findet, daß man also z. T. für *Je le vois courir* (oder *courant*) auch sagen kann: *Je le vois qui court* oder *Je vois qu'il court,* steht damit nicht in Widerspruch. Die beiden indikativischen Formen enthalten eben mehr als die mit Infin. und Gerund., nämlich den klaren Ausdruck der Tatsächlichkeit. Hingegen wäre ein *coure* in *je prie qu'il coure* modal genau gleichwertig, bzw. gleich unwertig mit *courir* in *Je vous prie de courir.*



des Wollens oder Begehrens, (*supposons*) *qu'il ait raison* nicht mehr als ein solcher der Annahme oder des Zugeständnisses gelten können usw. usw.? Das ist doch die denkbar willkürlichste Behandlungs- und Betrachtungsweise, welche Dinge einfach in Abrede stellt, die geradezu mit Händen zu greifen sind!" — Nun, vielleicht ist die Meinungsverschiedenheit nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheinen kann. Vielleicht stammt sie — und der ihr entspringende energische Widerspruch — wie so oft, nur von Ungenauigkeit der Ausdrucksweise her. Ich habe nie in Abrede gestellt, daß in den genannten Sätzen „Ausdrücke" des Wollens, der Annahme usw. vorlägen, sondern nur, daß die Konjunktivform des Verbs das Wollen, die Annahme usw. ausdrücke. Machen wir uns die Sache an einem Falle klar, wo kein aufgelöster, sondern ein einfacher Satzteil vorliegt. Ist in Richards III. Ausruf (in der Schlacht bei Bosworth) „Ein Pferd! Ein Pferd" usw. dieses doppelt gesetzte Substantiv ein „Ausdruck des Begehrens"? — Ich behaupte: „Ein Pferd!" bezeichnet immer nur ein Tier und nie etwas anderes. Dieses Tier ist zwar in unserem Fall der Gegenstand eines Begehrens, aber nie und nimmer wird oder kann dies Begehren durch das Wort „Pferd" ausgedrückt werden, sondern nur durch: „Ich will, verlange", oder (nach der unter Ia als der Sprache im Blute liegend bezeichneten Neigung zur Knapprede) durch Geste, Gebärde, Stimmklang im Zusammenwirken mit der jedesmal vorliegenden Situation. Und eben dieses Moment ist auch für die richtige Beurteilung der vorhin angeführten Beispielsätze entscheidend. „*Qu'il vienne!*" ob mit oder ohne *je veux*, bezeichnet lediglich den Gegenstand des Begehrens — „*Qu'il ait raison*", ob mit oder ohne *supposons*, lediglich den Gegenstand der Annahme, Einräumung usw. —, aber nie das Begehren oder die Annahme, Einräumung usw. selbst. Diese werden stets entweder (explizite) durch besondere Worte oder (implizite) durch die vorhin genannten (integrierende Bestandteile der Sprache bildenden) Ersatzmittel ausgedrückt. Der Konjunktiv ist demnach stets absolut gleicher Art, gleicher Natur, gleichen Wesens, ein *qu'il vienne* hat stets genau die gleiche Bedeutung, ob es sich in (*je veux*) *qu'il vienne*, oder in (*je suppose*) *qu'il vienne*, oder in (*je doute*) *qu'il vienne*, oder in (*je suis content*) *qu'il vienne*, oder in: *qu'il vienne, je* (*ne*) *le crois* (*pas*) usw. findet. Wie es nur einen Indikativ gibt, als (positiven) Modus der ausdrücklichen Realitätsbezeichnung — Realität immer subjektiv gemeint! — so gibt es auch nur einen Konjunktiv, als den (negativen, aber finiten) Modus der Ignorierung, Nichtberücksichtigung, der Außerachtlassung der Realitätsfrage, während Gerundial und Infinitiv in genau derselben Weise negativ modal, zugleich infinit, d. h. personell und temporell indeterminiert sind.

Damit ist die Lehre von den (echten oder reinen — vgl. Imperativ!) Modi des französischen Verbs strenggenommen erledigt. Doch ist es dem Leser oder wenigstens manchem der Leser vielleicht nicht unwillkommen, wenn hier noch eine rasche kritische Durchsicht der üblichen grammatischen Gruppierungen der Modusfälle unter Verwendung des neugewonnenen Maßstabes vorgenommen wird. Der durch die vorangeschickten Darlegungen schon voll befriedigte — oder gänzlich unbefriedigte — kann diese kritische Vorführung ohne Bedenken überschlagen.

Nach dem oben gewonnenen Prinzip ist die Anwendung des Indikativs in solchen *que*-Satzteilen von vornherein völlig ausgeschlossen, die einen Gegenstand des Heischens (Wollens, Wünschens, Begehrens, [Er]forderns usw.) ausdrücken, ganz gleich, ob das Verb des Heischens einen persönlichen oder sächlichen, einen wirklich bekannten oder nur fingiert bekannten (*il* = „es") Träger hat [7]. In gleicher Weise ist der Indikativ seiner Natur nach von vornherein ausgeschlossen in solchen aufgelösten Satzteilen, die nicht einen erheischten Sachverhalt (Zustand oder Vorgang — *que*-Satzteile!) selbst ausdrücken, sondern ein Seiendes als bei einem solchen beteiligt kennzeichnen (sog. „Relativsätze") [8].

Der Indikativ ist ferner seiner Natur nach von vornherein ausgeschlossen in allen *que*-Satzteilen (bzw. Relativsätzen), die einen Sachverhalt (bzw. ein Seiendes als an einem solchen beteiligt) ausdrücken, der weder nach der Meinung des Sprechenden noch nach derjenigen der Person(en), deren Ansicht(en) oder Äußerung(en) er berichtet, Realität besitzt.

In allen bis jetzt genannten Fällen kann — da es einen Modus der Irrealität oder Unsicherheit usw. im Französischen nicht gibt — überhaupt nur die Darstellungsweise in Betracht kommen, die von der Realitätsfrage völlig absieht, d. h. eine der drei Verbformengruppen: Konjunktiv, Gerundial und Infinitiv.

Wohl aber beginnt der Konkurrenzkampf der „Modi", sobald es sich um — subjektiv, d. h. nach der Meinung des Sprechenden — reale Sachverhalte handelt. Denn der Indikativ ist nicht — wie manchmal unvorsichtigerweise gesagt

---

[7]) Daß es im letztgenannten Falle (z. B. *il faut*) ungerechtfertigt ist, von „un-" oder „einpersönlichen" usw. Verben zu sprechen oder in der Grammatik eine besondere Kategorie der „Impersonalia" anzusetzen, wird im Neuaufbau ausführlich dargelegt. Vgl. auch Neuere Sprachen. Bd. XXXV, S. 161 ff.

[8]) Wohl aber kommt — in beiden Fällen — futurischer Indikativ (Futurum Präsentis, wie Fut. Präteriti) dann in Betracht, wenn sich mit dem Heischen (es handelt sich dabei hauptsächlich um Befehlen, Bestimmen, Beschließen u. Ähnl.) die Überzeugung verbindet, daß der geheischte Sachverhalt (bzw. die geheischte Beteiligung eines Seienden daran) in der Folgezeit unbedingt zur Wirklichkeit werden wird. (Vgl. die Konkurrenz des Futurums mit dem Imperativ.)



wird — der „Modus der Realität“, sondern der Modus der ausdrücklichen Kennzeichnung, Angabe, Bekundung der Realität. Wo diese Bekundung dem Sprechenden als überflüssig oder der ihm gewünschten Wirkung — sei diese eine Belehrungs- oder Gefühlswirkung — geradezu abträglich erscheint, gibt die Sprache ihm das Recht, auf sie zu verzichten und die einzelnen Glieder des auszudrückenden Sachverhalts rein begrifflich subsumierend anzugeben („aufzuzählen“), ohne von dem ihm zur Kennzeichnung des Verlaufs als eines realen zur Verfügung stehenden Mittel (der Indikativform) Gebrauch zu machen. Es fällt ein solches Verfahren („Knappverfahren“) ebenso unter den Gesichtspunkt der „Sprachökonomie“ wie der oben I, 2 erwähnte umfangreiche Gebrauch der „Knappsätze“ (vielfach unzutreffend als elliptische bezeichnet). Wie hier die lebende und besonders die lebendige Sprache ganze, ihr selbstverständlich erscheinende Teile des Satzes unterdrückt, unausgesprochen läßt, so unterdrückt sie dort gewisse formale Elemente des Verlaufswortes (Verbums), deren Berücksichtigung von einer ganz genauen und jedes Moment des mitzuteilenden Bewußtseinsinhalts registrierenden, inventarisierenden Darstellungsweise erfordert werden würde. Daß beide Arten des sprachlichen Knappverfahrens aus einer ursprünglich unwillkürlichen, als Reflexwirkung tatsächlicher Seelenerregung des Sprechenden auftretenden Ausdrucksweise allmählich zu einem auch ohne solche, bewußt und absichtsvoll behufs Erzielung bestimmter Wirkungen auf den Hörer angewandten Kunstmittel geworden sind, ist zu bekannt, als daß es darüber hier eines Wortes bedürfte.

Für den Gegenstand, der uns beschäftigt, hat die eben erwähnte Auswirkung sprachökonomischer Faktoren die Bedeutung, daß dank ihrer, für eine große Anzahl von Fällen, die der Natur der Sache nach ebensowohl den Indikativ, den „positiven“ Modus, wie einen der drei „negativen“ oder „indifferenten“ Modi zulassen würde, dem Sprechenden in der Wahl völlig freie Hand gelassen ist. Dies sind die Fälle, für die Regulas Aufstellungen hinsichtlich der „psychodynamischen Faktoren“ in Betracht kommen und — abgesehen von einzelnen Überspannungen des Prinzips (vgl. das von ihm über das „thematische Objektiv der Beurteilung“ oder das von ihm im Anschluß an Lerch über das „psychologische Subjekt“ Gesagte und dazu die Besprechung Bd. XLIX S. 498 ff. dieser Zeitschr.) — manchem gute Dienste leisten können. Ich gestehe, daß ich mit dem Prinzip der „Abwägung“, „Wertung“ der Mitteilungselemente jederzeit gut ausgekommen bin (vgl. Bd. XXXV, Heft 2, S. 95, und Bd. XLVIII, S. 467 dieser Zeitschrift). Es läßt sich bildlich so veranschaulichen, daß man sagt: denkt man sich den von dem *que*-Satzteil wiederzugebenden realen Sachverhalt auf die eine,

den durch den anderen Teil des Satzes, besonders durch das Satzverb [9]) ausgedrückten auf die andere Wagschale gelegt, so wird, wenn der Gewichtsunterschied so groß ist, daß der erstere gewissermaßen emporschnellt, für ihn (trotz Realität!) negativmodale, also — falls nicht infinitivische oder gerundiale möglich ist — konjunktivische Ausdrucksweise gewählt; wenn jedoch kein oder nur ein geringer Gewichtsunterschied sich bemerkbar macht, indikativische. Als Ursache des „Emporschnellens" soll dabei ein gewisser Grad von Selbstverständlichkeit, Belanglosigkeit, Bekanntheit (die hierfür zu unverdienter Beliebtheit gelangte Bezeichnung „psychologisches Subjekt" ist völlig entbehrlich) des Inhalts des *que*-Satzteils gegenüber einem (durch das zentrale, das „Satzverb" ausgedrückten) Wichtigen, Bedeutsamen, Neuen (oder „Kernpunkt der Mitteilung") gelten. (Beispiele dazu s. in der mehrfach erwähnten Besprechung von Regulas Studie, Bd. XLIX, S. 469 ff. dieser Zeitschr.) Natürlich bieten sich auch noch andere Bilder zur Veranschaulichung dar. Z. B. dieses: Realitäten, die man fest ins Auge faßt, werden auch in Satzteilen indikativisch ausgedrückt, solche, über die der Blick nur flüchtig konstatierend schweift, konjunktivisch. Mit diesem Bilde ist vielleicht den Anhängern der Lehre vom Konjunktiv des „psychologischen Subjekts" gedient, die sich darüber wundern, daß nach den Verben der Wahrnehmung sowie nach *savoir, croire, avouer* usw. selbst völlig bekannte, oder den Sinnen schon gegenwärtige Sachverhalte indikativisch ausgedrückt werden [10]). Regula gebraucht (in seiner Schlußbetrachtung) das Bild von der Kraft; sagt dabei aber nicht (wie man erwarten sollte), die Anwendung des Indikativ bekunde größere geistige Kraftaufwendung als die des Konjunktiv, sondern nennt etwas verschwommen Indikativ und Konjunktiv selbst „eine Kraft", von der er sagt, daß sie „nur in ihrer Potenzialität meßbar" sei und daß „die Formel für die Potenzialität der Modi nur auf primärem Wege gefunden werden kann"(!).

Unter den zahlreichen Fällen, in denen die Sprache die Wahl des Modus nach dem vorhin erläuterten Wertungs- oder Ab-

---

[9]) Um einen terminologischen Ersatz für die durch Beseitigung der Ausdrücke „Haupt-" und „Nebensatz" in Wegfall gekommene Unterscheidung" von „Verb des Hauptsatzes" bzw. „regierendem Verb" und „Verb des Nebensatzes" bzw. „abhängigem Verb" zu schaffen, kann man entweder — wie es hier geschehen — von „Satzverb" und „Satzteil-Verb" sprechen oder auch die etwas fremdartigeren Charakterisierungen „zentral" und „peripherisch" anwenden.

[10]) Daß nach *le fait que* und *il arrive que* der Satzteil, obgleich dem Sinne nach wichtig, im Konjunktiv steht, hat seinen Grund darin, daß die Realität schon in *le fait* und *il arrive* ihren energischen Ausdruck gefunden hat, ein nochmaliger Indikativ also als Pleonasmus empfunden werden würde.

wägungsprinzip freigegeben hat, scheint nach den bisherigen Erfahrungen der eines „sich an einen Superlativ anschließenden Relativsatzes" (wie gewöhnlich irrig gesagt wird — es bedarf gar keines Superlativs, ein Adjektiv im Positiv tut es ebensogut —) die weitaus größten Verständnisschwierigkeiten zu bereiten. (Vgl. A. Tobler, Verm. Beitr. II, 2, der „numerische Unbestimmtheit" — ob viel oder wenig — als Ursache des Konjunktivs (?) ansieht.) Und doch ist die Modussetzung hier vollkommen normal. Sage ich: *Voilà le bon* (oder *meilleur) livre que j'aie lu*, so drücke ich mit *livre que j'aie lu* den „Oberbegriff" zu *le bon* (*meilleur*) aus, d. h. ich charakterisiere rein begrifflich (!) — denn konkret müßte ich sagen: ***des livres*** (*que j'ai lus*) — die Büchergattung, aus der „das gute (beste)" als ausgewählt zu denken ist: Die Wagschale des relativischen Satzteils schnellt gegenüber der, auf der „*le bon* (*meilleur*)" ruht, in die Höhe. Sage ich hingegen: *Voilà le bon* (*meilleur*) *livre que j'ai lu cette année-ci*, so ist das Gewichtsverhältnis insofern verschoben, als die Schale des Relativsatzteils derjenigen mit *le bon* (*meilleur*) *livre* vollkommen die Wage hält, da die relativische Bestimmung nicht mehr den „Oberbegriff", aus dem die Auswahl getroffen wird, bilden hilft, sondern eine durch (betonteres) *le* herausgehobene determinierende Charakterisierung des *bon* (*meilleur*) *livre* ist, also deutsch etwa: das gute (beste) Buch, das ich in diesem Jahre gelesen habe, mit dem Begleitgedanken: Bei meiner vorjährigen Lektüre war ein anderes das „gute (beste) Buch".

Bei der bisherigen Übersicht ist der Indikativ insofern noch nicht ganz zu seinem Rechte gekommen, als nur von den Fällen gesprochen worden ist, in denen für ihn entweder keine Verwendungsmöglichkeit oder nur eine solche in Konkurrenz mit den anderen „Modi" gegeben war. Es ist zwar in der Generaldefinition gesagt worden, sein Platz sei überall da, wo der Sprechende Wert darauf lege, die (tatsächliche oder wenigstens seiner oder eines anderen Meinung nach tatsächliche) Realität ausdrücklich zu markieren. Aber auch damit ist seine Bedeutung und Geltung noch nicht erschöpft. Vielmehr ist ihm ein gewissermaßen allumfassendes, wenn auch z. T. unsichtbares Walten eigen, so daß man sich versucht fühlen könnte, von ihm das Bild der Genesis zu gebrauchen, er schwebe wie ein Herrschergeist über den Wassern der Sprache. Kein „Vollsatz" (d. h. kein in reichlicher, abgerundeter Form dargebotener Satz), in dem er nicht vorkäme, nicht seine sichtbare Stelle hätte, und kein (verbloser) „Knappsatz", zu dem nicht jederzeit ein Indikativ ergänzt werden könnte, — beim Imperativsatz steckt er, wie oben gezeigt, zusammen mit einem konjunktivischen Begriff in der Verbform —, ja keine sprachliche Äußerung ohne wenigstens einen impliziten Indikativ.

Und fragt man, woher ihm diese alles überragende Bedeutung kommt, so lautet die Antwort: Sie entspringt unmittelbar aus dem Wesen, dem Zweck der Aufgabe der Sprache, die sich in das eine Wort „Mitteilung" fassen läßt, wie wir denn ja oben sagten: „Satz ist kleinstes Mitteilungsganzes." Mitteilung aber gibt es nur von Tatsachen. Befehls-, Wunsch-, Fragesätze u. dgl. bilden nur scheinbare Ausnahmen, weichen nur in ihrer äußeren Form, nicht in der Sache, von den anderen ab. Geht man ihnen auf den Grund, eruiert man ihre volle Bedeutung, so erkennt man sofort den indikativschen Mitteilungscharakter. „Komm!" heißt: ich will, ich befehle, daß du kommst; „er komme" heißt: ich wünsche, daß er komme; und „kommt er?" ist genau gleich: ich wünsche Auskunft darüber, ob er kommt (d. h. wirklich kommt, weshalb eben indikativische Verbform für die Frage gewählt wird). Also in allen drei Fällen: Mitteilung des Vorliegens, der Tatsache eines Befehls bzw. eines Wunsches, sei es in bezug auf ein Tun oder in bezug auf eine Auskunft.

Aus dieser Feststellung ergibt sich für den Konjunktiv — ebenso für den Gerundial und den Infinitiv — daß sie alle drei nur in Satzteilen vorkommen können, daß ein alleiniges Auftreten derselben immer das Kennzeichen eines (nur aus einem Satzteil bestehenden) „Knappsatzes" ist, der sich ohne weiteres zu einem Vollsatze „reichlicher Rede" ergänzen lassen muß. Es sind also nicht bloß Konjunktivwendungen mit *que* (z. B. *Que Dieu vous bénisse*) solche — (in ihrer äußeren Form) bloße Satzteile darstellende — Knappsätze, sondern auch die zahlreichen, meist aus altfranzösischer Zeit stammenden Formeln ohne *que*, wie *Dieu fasse, veuille* ..., *Je meure si* ..., *Soit! Vive le roi! Sauve qui peut! Coûte que coûte!* — und, last not least, auch *Je ne sache pas* (bzw. *guère, rien, personne* usw.). Gewiß liegt hier ein Ausdruck der Bescheidenheit vor, aber wieder steckt die „Bescheidenheit" nicht (als gewissermaßen verkappte Unsicherheit) „im" Konjunktiv *sache*, sondern sie liegt in einem das (nur einen Satzteil bildende) *je sache* zum Gegenstande habenden *j'admets, je conviens, je veux bien*, das man sich ursprünglich als Ausdruck einer gewissen Beklemmung oder Verlegenheit denken muß[11]). Und nicht anders findet der (heute schon veraltete) Doppelkonjunktiv in irrealen Kondizionalsatz-

[11]) Daß sich daraus ein ironischer Ausdruck — nicht „Drohung", wie Soltmann S. 25 angesichts solcher Beispiele wie *Je ne sache pas que personne ait le droit de m'empîcher de faire d'un objet à moi l'usage qui me convient* meint — entwickelt hat, entspricht durchaus dem üblichen Sprachverfahren (vgl. deutsch: „Da dürftest du doch in einem großen Irrtum sein"). — Da das — andersartige — *que je sache* dieselbe ironische Färbung aufweist, wird man ihm auf die Erhaltung des — in seiner Art einzigen — *je ne sache pas* einigen Einfluß zuschreiben dürfen.



teilen der Vergangenheit (z. B. *Si tu m'eusses écrit, je t'eusse attendu à la gare*) seine Rechtfertigung, nämlich lediglich in der aus ihnen sich für die damalige reale Lage ergebenden Beleuchtung [12]). Diese wird als eine solche charakterisiert, daß sich aus der und der (imaginären) Bedingung die und die (imaginäre) Folge ergeben hätte. So werden ja Zusammenstellungen wie *Point d'argent, point de Suisse; Voyage de maître, noce de valet* u. ä. trotz ihres offensichtlich hypothetischen Charakters durch die Korresponsionsstellung zu Realaussagen: „Die Sache liegt so, daß sich immer entsprechen ..., daß, wenn das eine eintritt (ist, oder nicht ist), auch das andere eintritt (ist, oder nicht ist)", was noch deutlicher bei den nicht-hypothetischen Satzteilverbindungen wie Tel maître, tel valet oder den „Satzlegierungen" (oder „Zwillingssätzen", wie ich sie im Neuaufbau genannt habe, da es sich um eine Koppelung zweier wirklicher Sätze handelt, bei der sich eine Modifikation des reinen Additionssinnes zeigt), wie *Plus il a, plus il veut; L'homme propose, Dieu dispose* u. ä., zutage tritt [13]). Überall hier macht „der über den Wassern der Sprache schwebende Geist" seine Rechte geltend: Ob hypothetisch oder nicht-hypothetisch, ob Satzteile oder „Zwillingssätze" („Satzlegierungen"), nur mit Hilfe des „Geistes" läßt sich aus ihnen ein oder besser: der richtige — Sinn gewinnen, nämlich der einer auf Wirkliches, auf Reales bezüglichen Aussage, d. h. einer „Mitteilung".

Berlin-Schlachtensee. THEODOR KALEPKY.

---

[12]) Die Erklärung des Indikativs in Kondizionalsätzen (z. B. *si tu m'écrivais, je te répondrais*), s. B. XLIX, S. 340 f. dieser Zeitschrift.

[13]) An diesen „Zwillingssätzen" scheitert Brandensteins Versuch (vgl. Indog. Forsch. XLIV, 117 ff.), die „Nebensätze" dadurch zu retten, daß er sie als „synsemantische Sätze" definiert. Sowohl hier, wie in seinem Beispiel „Kaum sah ich mich im ebnen Plan, Flugs schlugen meine Doggen an" liegen zweifellos „synsemantische Sätze vor, und doch sind es keine „Nebensätze".

Attributives Gerundium im Portugiesischen, Spanischen, Rumänischen und Französischen?

Kalepky führt *Ztschr. f. rom. Phil.* 46, 630 f. portg. Beispiele eines angeblich attributiv-determinativ gebrauchten Gerundiums im Ptg. an, die dazu dienen sollen, die Erklärung des frz. *une femme aimant la vertu* aus einem Gerundium (a m a n d o) zu stützen. Die Beispiele Kalepkys sind

1. fast alle der Möglichkeit prädikativischer Deutung ausgesetzt, trotzdem Kalepky das abstreitet: *a claridade da mesa alegrava, com a sua toalha muito branca, a louça, o s c o p o s r e l u z i n d o á luz forte d'um candieiro* — man muß *os copos* nicht zu *com* beziehen, daher auch nicht ‚mit ... den ... glänzenden Gläsern' übersetzen, sondern: ‚die Gläser ... glänzend' = ‚wobei die Gläser glänzten'. Und selbst wenn *os copos* ... zu *com* zu beziehen wäre, bliebe noch immer prädikative Beziehungsmöglichkeit, so auch in *com a imaginação trabalhando viva.* In den anderen Fällen ist ein ‚er sah, hörte' vorhanden: *olhava ... os parceiros carambolando.*

2. In *sentia no quarto d'Amelia um ruido confuso e surdo de pés movendo-se vivamente no soalho* liegt allein ein wirklich analoger Fall zu frz. *une femme aimant la vertu* vor. Aber hier gilt es, daran zu erinnern, daß solche Beispiele von den ptg. Grammatikern samt und sonders als landfremde G a l l i z i s m e n bezeichnet werden: Vgl. z. B. Epiphanio Da Silva Dias, Syntaxe Historica Portuguesa (1918) S. 249 oder ausführlicher Mario Barreto, *Novos estudios da lingua portuguesa* (1911) S. 344: „O emprêgo do gerúndio (particípio em ndo) para traduzir o particípio do presente francês: livro *contendo* três capítulos, espírito *propendendo* á impiedade, em vez de se usar uma simples oração relativa: livro *que contém três capítulos,* espírito *que propende á impiedade.* O francês é que emprega o particípio do presente para abreviar a proposição adjectiva, e diz: Livre *contenant* trois chapitres, esprit *tendant* à l'impiété. // São notóriamente incorrectas e teem sabor de afrancesadas as construções em que o gerúndio se adere a um substantivo a modo de adjectivo qualificativo, e substitui uma oração adjectiva determinante. O gerúndio em tais casos constitui um galicismo, que deve corrijir-se, ou empregando uma oração de relativo ..., ou, se tiverem cabida, os adjectivos quali-

ficativos ..., ou ainda determinações precedidas de preposição ... Muito mais simples e breve é nestes casos de uso afrancesado do gerúndio substituir as orações adjectivas por meio de preposições. C. Castelo Branco escreveu muito bem (*As virtudes antigas*, p. 15): „A prioresa das dominicas era uma bonita mulher *com* trinta e sete anos de idade“. Seria incorrecta a frase, se o escritor empregasse o gerúndio com referéncia ao *predicado:* ... era uma bonita mulher *tendo* trinta e sete anos. Pode também dizer-se: ... era uma bonita mulher *que* tinha ou *que contava* trinta e sete anos.“ Ähnlich äußert sich schon J. Moreira, *Estudos da lingua port.* I (1907) S. 95, der schlechte Zeitungsartikel und schlechte Übersetzungen französischer Originale für diese Konstruktion verantwortlich macht dafür, daß „modernamente se manifesta grande tendencia para largo emprego abusivo das fórmas do gerundio“ und auch gerade Beispiele aus Eça de Queiroz (andere als Kalepky, darunter eines aus La Bruyère übersetzt, eines aus „Echos de Pariz“ entnommen) zitiert: man wird sich nach der Studie von G. Lozinski (*Neuph. Mitt.* 1923 S. 89 ff.: „‚Madame Bovary‘ et ‚O Primo Basilio‘ de Eça de Queiroz“) nicht wundern, daß ein Schriftsteller, der von sich gesagt hat: „Je cherche à marcher sur les traces de ces deux grands artistes: Balzac et Flaubert“, auch Ausdrucksformen der Sprache dieser Meister nachgeahmt hat: die textlichen Übereinstimmungen, die Lozinski zwischen Flaubert und Eça aufzeigt, sprechen eine deutliche Sprache: „De l'étude approfondie de ‚Madame Bovary‘ Eça avait gardé certaines réminiscences stylistiques et le plan de l'ouvrage“, sagt Lozinski (vgl. etwa die erlebte Rede in „*Se ela pudesse tambem fazer as suas malas, partir,* Lozinski S. 95; die Stelle *e amara Ervandalo, Morton e Ivanhoe, ternos e graves, t e n d o sobre o gorro a pena d'aguia,* die textlich aus Flaubert entlehnt ist, enhält ein *tendo,* das dem bekannten *ayant,* das Thibaudet in seinem *Flaubert* S. 290 so ausführlich belegt, nachgebildet wurde).

Fürs Spanische braucht bloß auf Cuervo, *Apuntaciones críticas sobre el lenguaje bogotano* § 322-326 verwiesen werden, der von diesem Gebrauch als „galicado e insoportable“ spricht: Cuervo verurteilt u. a. die Typen *la ley concediendo pensiones; necesito un hombre, honrado, sabiendo manejar un almacén; tengo noticias de libros explicando esto* usw. Hierzu vgl. noch das Kapitel „El galicismo de construcción“ bei M. de Toro y Gisbert, „Los nuevos derroteros del idioma“ (1918), besonders S. 200 ff. Ähnliche Verurteilungen des sp.-ptg.-Brauches erwähnt schon Lerch *Rom. Forsch.* 33, 427.

Fürs Rumänische geht ja aus der von Kalepky zitierten Stelle aus Tiktins Gram. rom. hervor, daß *lebăda murindă,* der sterbende Schwan‘ ein (s t i l i s t i s c h e s) Wagnis n e u e r e r Schriftsteller darstellt, die das Fehlen eines Partizips ausgleichen

wollen; nicht eine autochthone Entwicklung des „ohne latinisierende Hemmung oder Störung entwickelten Rumänischen"! Es handelt sich vielleicht um einen Gallizismus, indem man aus frz. *le cygne mourant* einerseits, dem rum. Gerundium *murind* anderseits[1]) statt *lebăda care moare* ein *lebăda murindă* mit movierter Form konstruierte[2]) — es kann keine Rede davon sein, daß eine Zwischenstufe **lebăda murind* vorangegangen wäre, da diese ja gerade eine Flexionslosigkeit gezeigt hätte, die es von vornherein zu vermeiden galt. Das Rumänische, das das *-ant*-Partizip gar nicht hatte, konnte ja nichts anderes tun, als aus seinem Gerundium eine movierte Form zu gewinnen. Übrigens weisen die volkstümlichen Fälle *plăpînd* ,zart, empfindlich', *flămînd* ,hungrig', die ich mit Tiktin nicht auf *-bundus* zurückführen möchte (vgl. *căscăund*), eher auf das adjektivische Gerundium *-andus,* gleichsam ,regsam', ,brennsam' (vgl. die Erhaltung des Gerundiums in frz. *-ande, Ztschr. f. rom. Phil.* 43, 411 ff.); fürs Rumänische bietet das veraltete *în curîndă vreme* ,in kurzer Zeit' (neben *curînd* ,schnell' Adverb = *currendo*) wohl ein altes Beispiel eines erhaltenen Gerundiums.

Es kann also unter keinen Umständen von einer gemeinsamen Parole der romanischen Sprachen: „Krieg dem Partizipium Präsentis, Sieg dem Gerundium" die Rede sein (höchstens dem ersten Teil dieser ,Parole' ist zuzustimmen)[3]). Vielmehr kann man wie bei Zedlitz sagen: „Frankreich ist die Parole." Rumänisch,

[1]) Eine etwas andersartige Umbildung des Gerundiums in eine flektierte Form liegt vor in den sp. Bildungen *a sabiendas, volandillas, callandicas* (nach dem Typus *a oscuras, escondidillas* umgebogen).

[2]) Dies mein Empfinden wird mir von J. Jordan bestätigt, der mir (Brief vom 10. X. 1927) die Konstruktion *lebăda murinda* als „gegen den Sprachgeist des Rumänischen" verstoßend bezeichnet, daher in der Volkssprache oder in volkstümlichen Texten derlei zu finden unmöglich sei. Die Konstruktion findet sich zur Zeit als die rumänischen Dichter (wie Eliade-Radulescu, Bolintineanu, Alecsandri) eine nationale Dichtersprache sich tastend und natürlich französischen Einflüssen nachgebend erarbeiteten — ein Eminescu kennt ein *lebăda murindă* in einem Jugendgedicht („Epigonii"), nach der Berührung mit der Volksdichtung und dem Bewußtwerden seiner dichterischen Mission wohl kaum mehr. Tiktin meint in seiner 1893 geschriebenen Grammatik mit den „scriitori noi" auch sicher nur Schriftsteller der ersten drei Viertel des 19. Jhs. Einige urspr. technische Ausdrücke sind in der Umgangssprache allerdings gebräuchlich geworden, so *o femeie suferindă,* auch *suferinda* ,die Patientin' (Umsetzung von frz. *souffrante* in dem vom Frz. naturgemäß stark beeinflußten Ärztejargon, der eine indifferentere Bezeichnung neben *bolnav* ,krank' brauchte), *primejdie mereu crescîndă* (*descrescîndă, nascîndă*) in der Sprache der Zeitungen, die ja Ausdrücke für Werden (neben *crescîndă* bietet sich echt rumänisch auch *în crestere*) täglich brauchen und aus Frankreich beziehen.

[3]) Und zwar ist zu erwähnen, daß das Partizip im Frz. dem Relativsatz weicht, sofern eine Tätigkeit einem Substantiv als Eigenschaft zugeschrieben werden soll, daher *l'homme qui rit* bei V. Hugo (nicht *l'homme riant*). Hiezu vgl. meine *Aufsätze* S. 306.

Spanisch, Portugiesisch, Französisch sind keine ‚Getreuen‘ des Gerundiums, sondern Rumänisch, Spanisch, Portugiesisch Getreue des Französischen, dessen Typus *la femme aimant la vertu* nachgeahmt wird, wie so viele Gallizismen auch in syntaktischer Beziehung besonders von spanischen und portugiesischen Grammatikern immer wieder moniert werden müssen. Es handelt sich um keine „alterbliche Gerundialdynastie“ in allen romanischen Sprachen, die „durch Landfremde vom Sprachthron gestoßen wäre“, sondern im Gegenteil um in Spanien, Portugal, Rumänien landfremde französische Sekundogenituren, die mit der Zeit, durch das Erstarken des nationalen Sprachgefühls, wieder beseitigt werden können. Kalepky erwähnt zwar den Tadel der Grammatiker, meint aber, gerade dieser Tadel bezeuge die „Spontaneität der *ndo*-Formen“. Wir dürfen hier das Verhältnis etwa der lateinischen Grammatiker zum Vulgärlateinischen nicht mit dem der sp.-portg. Grammatiker zu diesen Literatursprachen verwechseln: Diese Grammatiker sagen ausdrücklich, daß es sich um einen Gallizismus handelt, was Kalepky verschweigt. Es ist also ein ähnlicher Irrtum bei Kalepky im Spiel wie wenn etwa die Formen asp. *feraute*, it. *farabutto* auf eine Stufe mit frz. *héraut* ‚Herold‘ gestellt würden.

Kalepky, dem ich diese Bedenken mitteilte, antwortet mir nun (Brief vom 7. 6. 1927): „Er [der Tadel der einheimischen Grammatiker] wäre nur dann von entscheidender Bedeutung, wenn die Beeinflußbarkeit der Sprachen durcheinander unbegrenzt wäre. Warum hat Eça de Queiroz aus dem Französ. nicht die Veränderlichkeit des Part. passé bei *avoir* und vorangehendem Objektskasus übernommen, oder warum sagt er: *sou eu que me esqueço* und nicht **o é eu...* (entsprechend frz. *c'est moi qui oublie*)? Eine Konstruktionsübernahme aus einer anderen Sprache ist immer nur möglich, wo schon eine Disposition dafür vorhanden ist.“ Ich unterschreibe diese letzteren Worte[4]), nur finde ich die ‚Disposition‘ für die Einführung der frz. Konstruktions z. B. ins Ptg. (abgesehen von dem Mangel eines Partizips!) dadurch gegeben, daß es in dieser Sprache schon prädikative Konstruktionen gab wie *entreviam-se vestidos claros de senhoras passeando,* und daß die ptg. Kultur frz. Einflüssen zugänglich ist. Und darum konnte sich *um ruido... de piés movendo-se...* nach frz. Muster einfinden, während die Fälle *sou eu que me esqueço* usw. eben die allein möglichen sind: Erweiterung eines bestehenden Gebrauchs ist etwas anderes als wirklich regelwidriger Gebrauch. Da wir im Ptg. die Ausbreitung der Konstruktion verfolgen können (und auch fürs Span. weist das von Kalepky S. 630 zitierte Calderon-Beispiel auf einen urspr. prädikativen Gebrauch), so läge es nahe, auch fürs Frz. wenigstens

[4]) Vgl. meine gleichartige Äußerung Arch. rom. 8, 377 f.

von *je vis une femme aimant la vertu* > *une femme aimant la vertu* auszugehen. Dagegen scheint mir die asyndetische Anreihung: ,eine Frau: Lieben — die — Tugend', wie sie Kalepky annimmt, gleich Lerch wirklich etwas gewaltsam.

Den Fall *une veste* (*couleur*) *bleu clair* (oder *un petit garçon, dix ans, rire bon enfant*) kann man hier nicht als Parallele anführen: sein stilistisches Heimatmilieu habe ich *Lbl* 1918 Sp. 375 ff. aufgezeigt: es handelt sich im wesentlichen um eine ganz junge (19. Jh.) gesprochene Schreibe (Ausdrucksweise der Formulare)[5]). Die Zusammenstellung der beiden Fälle nach grammatischem Gesichtspunkt: „asyndetische Anreihung von Adverbialbestimmung und Substantiv" verdeckt die psychologische Radix der Wendung *une veste bleu clair:* die Kürze der Geschäfts- und Reportersprache — von einer solchen ist aber offenbar bei *une femme aimant la vertu* keine Rede. Kalepky sucht uns zwar zu erklären, warum es nicht heißt **une gouvernante à parlant le français* (wie *en parlant*) ,eine Fr. sprechende G.', aber ich frage, warum heißt es bei Kalepkys Deutung nicht (entsprechend *un petit garçon ... rire bon enfant*) **une femme aimer la vertu,* wenn urspr. ,eine Frau : Lieben die Tugend' gesagt werden sollte? Außerdem beachte man: es heißt zwar *un petit garçon, dix ans, rire bon enfant,* aber keineswegs **un petit garçon rire bon enfant,* d. h. meist nur, wenn es klargestellt ist, daß es sich um A u f z ä h l u n g von Details eines Signalements handelt, kann man auch einen Infinitiv einfließen lassen: dagegen ist bei *une femme aimant la vertu* keine solche Beschränkung auf meist mehrgliedrige Ausdrucksweise wahrzunehmen. Kalepky hat sehr gut gesehen, daß bei *des gants paille* dem Hörer etwas zu d e u t e n überlassen bleibt (,Handschuhe [Farbe:] Handschuhe'), die Ausdrucksweise ist impressionistisch und ruckweise — ganz anders *une femme aimant la vertu,* man sieht nicht den Grund für so abrupte Ausdrucksweise in diesem letzteren Fall. Es wird durch die Zusammenstellung solcher Fälle derselbe Fehler begangen wie etwa wenn Tobler *avec sur la tête un chapeau* mit dem stilistisch ganz anders gearteten *ayant sur la tête un chapeau* zusammenbrachte (vgl. Thurneysen-Festschrift, Idg. Forsch. 1927). Übrigens ist der Typus *une veste* (*couleur*) *bleu clair* durch die realistisch-naturalistische Romanliteratur Frankreichs im 19. Jh. in die anderen romanischen Literaturen eingedrungen und bietet also ein Analogon zur Ausstrahlung des Typus *une femme aimant la vertu* in die übrigen romanischen Sprachen (oder besser Literaturen).

---

[5]) Vielleicht auch um anpreisende appositionelle Ausrufe, vgl. etwa bei Balzac, La peau de chagrin I: quelques *ébènes sculptés, v r a i e r e n a i s s a n c e, récemment arrivés* — man hört den Geschäftsmann sprechen: *quelques ébènes sculptés — vraie renaissance! — récemment arrivés.*



Wieder anders steht es mit *un monsieur bien* : aus *ce monsieur est bien* kann natürlich *un monsieur bien* (ebenso *ce monsieu est debout — un monsieur debout*) werden wie aus *cet homme est bête* ein *un homme bête*, aus *die Türe ist zu — die zue Türe*. Von einem *au temps jadis* ,in einer Zeit, einstmals' kann man wieder *le temps jadis* bilden. Hier sehen wir also die Vorbereitungen, die Anknüpfungspunkte: aber ein ,eine Frau : Lieben — die — Tugend' ist wirklich in der Sprache ganz unvorbereitet (höchstens von *je vis* ... aus, wie oben angedeutet).

Zu sagen, daß alle diese Wendungen durch ihr Dasein beweisen, daß das Franz. eine gewisse „Anlage zu solcher Ausdrucksweise hat" (Kalepky, brieflich), scheint mir das zu Erklärende in eine mystische Kraft zurückzuverlegen, die selbst ungeklärt bleibt: eine Art Abkömmling jener virtus dormitiva, von der die einschläfernde Wirkung des Mohnes gekommen sein soll.

Über Lerchs Theorie will ich mich nicht aussprechen, da ich nichts Neues zur Debatte beitragen kann. Mir lag nur daran zu betonen, daß ähnliche Wendungen in verschiedenen Sprachen und ähnliche Erscheinungen in derselben Sprache **nicht ohne Prüfung der stilistischen Wertigkeiten** zusammengestellt werden dürfen.

Marburg. LEO SPITZER.

Bohème, Bohémien und Gesellschaft.

I.

„La Bohème n'est point une race née d'aujourd'hui", stellt Murger in den allgemeinen Betrachtungen, die er seinen „*Scènes*" vorausschickt, fest und nimmt als ältesten *Bohémien* den Sänger des griechischen Altertums in Anspruch, der die Liebesabenteuer der Helena und Trojas Fall verkündet [1]). Lägen die Anfänge der *Bohème* sonach weit zurück, so ist im Gegensatz dazu ihr Name eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Daß er nicht vom Dichter der „*Scènes*" geprägt ist, geht aus der Zusammenstellung hervor, die E. Kredel von seinem Auftreten gibt [2]). Im 18. Jahrhundert dient der Ausdruck *Bohème* noch, um allgemein etwas Ungeordnetes und Ungeregeltes auszudrücken. 1830 finden wir ihn zum erstenmal auf das Künstlerleben angewendet in Balzacs „*Traité de la Vie élégante*" [3]). Es wird anzunehmen sein, daß *Bohème* als Schlagwort — wie so viele Schlagworte der französischen Romantik — durch Victor Hugo in die Literatur eingebracht worden ist. Diese Vermutung taucht auf, wenn man in Betracht zieht, daß das sechste Kapitel des zweiten Buches von „*Notre Dame*" (1831) erzählt, wie der Dichter Pierre Gringoire in den Kreis der Zigeuner aufgenommen werden soll, wie er verspricht, „*truand dans l'âme*" zu sein [4]). Und wenn man gleichzeitig daran denkt, daß der erste bei Murger namentlich aufgeführte Bohémien Pierre Gringoire, „*l'ami des truands*", ist [5]). Die Verbindung zwischen Hugo und Murger dürfte an dieser Stelle nicht abzuleugnen sein.

Führt man Murgers Prägung auf Hugo zurück, so kommt man für die *Bohème* in einen literarischen Stammbaum, der sich noch weiter verfolgen läßt: Vorlage für die Zigeunererzählung in „*Notre Dame*" ist unzweifelhaft Cervantes' „*La Jitanilla*" aus den „*Novelas Ejemplares*" [6]), gleichgültig, ob man annehmen will, daß sie Hugo direkt oder indirekt übernommen hat. Dadurch, daß man versucht, den Weg von Cervantes zu Hugo in

[1]) Murger, *Scènes de la vie de la Bohème.* Paris. p. I.

[2]) E. Kredel, *100 französische Schlagworte und Modewörter.* Gießen 1926.

[3]) Balzac, *Œuvres complètes.* Paris. vol. XX, 478.

[4]) Hugo, *Notre Dame de Paris.* Paris 1880. I, 135.

[5]) Scènes. p. II.

[6]) *Biblioteca de Autores Españoles.* Madrid 1848. I, 97 ss.

allen Einzelheiten festzulegen, wie es z. B. Le Gentil tut[7]), kommt man zu vielen, sehr vielen Abweichungen zwischen beiden. Demgegenüber scheint es nicht ganz unwesentlich, nachdrücklich zu betonen, daß es sich bei den Divergenzen immer nur um Einzelheiten handelt; daß die Übereinstimmung im wesentlichen zwischen beiden Dichtern viel größer ist, als man nach der Lektüre des Le Gentil'schen Aufsatzes zum Beispiel anzunehmen geneigt ist. Und uns kommt es ja eben auf die nahe Verwandtschaft beider an.

Hugo nennt seine Zigeunerin Esmeralda und bringt diesen Namen in etymologische Beziehung zu *émeraude.* Cervantes Zigeunerin hieß Preciosa. Beide sind in den Ereignissen der Erzählungen fünfzehn Jahre alt: „No tengo ya quince años" [8]). „La pauvre petite qui est sous terre depuis quinze ans" [9]). Beide sind ausgezeichnete Tänzerinnen und Sängerinnen: Salió la tal Preciosa la mas única bailadora que se hallaba en todo el jitanismo. — Salió Preciosa rica de vilancicos, de coplas, seguidillas y zarabandas y de otros versos, especialmente de romances, que los cantaba con especial donaire [10]). Il en était de sa voix comme de sa dance...... c'était indéfinissable et charmant [11]). Beide Mädchen sind wegen ihrer Schönheit in Gefahr: La jitana vieja vivia en continuo temor no le salteasén á su Preciosa [12]). La Bohémienne se débattant dans les bras de deux hommes [13]). Beide sind keusch und sittsam und wahren ihre Unschuld: „Una sola joya tengo, que la estimo en mas que á la vida, que es la de mi entereza y virginidad" [14]). „Une amulette qui perdrait sa vertu, si la jeune fille perdait la sienne. Il suit de là que nous demeurons tous deux très vertueux" [15]). Beide sind in Wirklichkeit gar keine Zigeunerinnen. Sie sind als Kinder geraubt und werden von ihren Müttern wiedererkannt. Wiedererkannt einmal durch Dinge, die dem Kinde gehörten, und eine von seiten einer Zigeunerin dazugefügten Schrift; zum anderen durch ein körperliches Mal: „...... y en abriéndole vió aquellos dijes pueriles... Así es la verdad, dijo la jitana, y de qué criatura sean lo dice ese escrito que está en ese papel doblado" [16]). L'égyptienne venait de tirer du sachet un petit soulier absolument pareil à l'autre. A ce

---

[7]) Le Gentil, *Victor Hugo et la littérature espagnole.* (Revue des Lettres Françaises et Etrangères. 1899; I, 208 ss.)

[8]) La Jitanilla. p. 101.

[9]) Notre Dame. I, 346.

[10]) La Jitanilla. p. 99.

[11]) Notre Dame. I, 101.

[12]) La Jitanilla. p. 103.

[13]) Notre Dame. I, 112.

[14]) La Jitanilla. p. 103.

[15]) Notre Dame. II, 32.

[16]) La Jitanilla. p. 113.

petit soulier était attaché un parchemin sur lequel ce carme était écrit...... [17]). „Ton petit signe au cou, l'as-tu toujours? Voyons. Elle l'a toujours" [18]). Ganze Situationen stimmen bei Hugo und Cervantes überein. Ein Mann gibt sein bisheriges Leben in der Gesellschaft auf und wird Zigeuner: „Pero pues es tu gusto, que el mio al tuyo se ajuste y acomode, cuéntame por jitano desde luego" [19]). „Tu te reconnais membre de la franche bourgeoisie? Truand? Dans l'âme?" [20]) Er tritt damit in einen Kreis, der mit der bürgerlichen Welt nichts gemein hat: „Los jitanos no nos casamos sino con jitanas" [21]). „...... messieurs les honnêtes bourgeois! Comme vous traitez les nôtres chez vous, nous traitons les vôtres chez nous" [22]).

Beide Männer erhalten bei ihrem Eintritt in die Bohème angebliche Zigeunerinnen zur Frau, die sich weigern, eine Ehe mit ihnen zu führen; nur Freunde, Geschwister wollen sie sein: „Pero hasta entonces tengo de ser vuestra hermana en el trato" [23]). „Pour votre ami?" — „Peut-être." — „Savez-vous que c'est l'amitié?" — „Oui, c'est être frère et sœur" [24]). In beiden Fällen ist die Ehe nichts Unlösliches: „El que quisiere puede dejar la mujer vieja como él sea mozo, y escoger otra que corresponda al gusto de sus años" [25]). „Frère, elle est ta femme; sœur, il est ton mari. Pour quatre ans" [26]). Weiterhin werden die Zigeunerinnen von einem Balkon herab in das Gemach gerufen, in dem sich unter anderen auch der Geliebte befindet. Eine Schrift, die zufällig in die Hände der Anwesenden kommt, erzeugt so starken Liebeskummer, daß die betroffene Person einen Schwächeanfall erleidet. „Qué tienes don Juan, que parece que te vas á desmayar, segun se te ha mudado el color?" [27]) Elle tomba évanouie [28]). Schließlich findet sich bei Hugo ebenso wie bei Cervantes das Motiv der verschmähten Liebe, die sich in Haß verwandelt und den Gegenstand, den sie nicht erlangen kann, durch falsche Anschuldigung dem Henker überliefert: La Carducha ordenó de hacer quedar á Andres por fuerza, ya que de grado no podia [29]). „Il faut mourir, la belle, ou être à moi! ...... la tombe ou mon lit!" [30])

---

[17]) Notre Dame. II, 381.
[18]) Notre Dame. II, 383.
[19]) La Jitanilla. p. 103 s.
[20]) Notre Dame. I, 135.
[21]) La Jitanilla. p. 112.
[22]) Notre Dame. I, 132.
[23]) La Jitanilla. p. 103.
[24]) Notre Dame. I, 152.
[25]) La Jitanilla. p. 107.
[26]) Notre Dame. I, 145.
[27]) La Jitanilla. p. 106.
[28]) Notre Dame. II, 24.
[29]) La Jitanilla. p. 112.
[30]) Notre Dame. II, 375 s.

II.

Die Eigenschaften, die für Murger die charakteristischen des *Bohémiens* sind, ergeben sich aus dem historischen Abriß, in dem er die Vorfahren der *Bohèmes* in allen möglichen Epochen zeigt. Der griechische Sänger „vivant au hasard du jour le jour...... mangeant le pain d'aumône...... s'arrêtait la soir au foyer de l'hospitalité [31]). Die Minstrels erscheinen als „*Vagabonds mélodieux*", als „*Muses errantes*" [32]). François Villon ist „*poète et vagabond par exellence*" [33]). Von Marot heißt es: „*Du boudoir de Diane de Poitier la Muse infidèle du poète passe dans celui de Marguerite de Valois, faveur dangereuse que Marot paya par la prison.*" Neben ihm steht Tasso, „*qui payait de sa raison et de la perte de son génie l'audace de son amour pour une fille de la maison d'Este*" [34]).

Diese Beispiele lassen für den *Bohémien* dreierlei erkennen: Er ist heimatlos und unstet; er ist besitzlos; und seine Liebe ist wandelbar oder erstreckt sich auf Frauen, die ihm unerreichbar sind, weil sie ihre soziale Stellung weit von ihm entfernt.

Mit diesen Eigenschaften trennt sich der *Bohémien* aber von der Gesellschaft. Denn sie gründet sich auf der Seßhaftigkeit ihrer Glieder, auf deren gesichertem Erwerbe und auf dem festen Gefüge der Familie.

Der *Bohémien* vollzieht diese Trennung bewußt und betont sie auch äußerlich. Am Tage der „*bataille d'Hernani*" erscheint im Theater „Théophile Gautier, superbe, truculent, chevelu, arborant le légendaire pourpoint rouge pour la terreur des bourgeois; la représentation houleuse, terminée en triomphe de V. Hugo et déroute des perruques" [35]). In dieser äußeren Erscheinungsform kommt die Kampfansage einer Gruppe von Menschen an die Gesellschaft deutlich zum Ausdruck. Ganz Entsprechendes finden wir, als die jungen Russen des Moskauer Kreises im Armjäk auftraten. Sie wählten die Volkstracht, um sich offiziell von der Gesellschaft zu scheiden, der sie bis dahin angehört hatten. Sie traten damit aber keineswegs in den Kreis der Muschiks ein. Sie suchten keine Annäherung an diese und ließen zum Beispiel ihre besondere Tracht sich nach wie vor bei dem vornehmsten Schneider aus den kostbarsten Stoffen fertigen [36]). Sie bildeten eine Gemeinschaft, die sich außerhalb jeder Gesellschaft stellte.

Der *Bohémien* scheidet sich von der Gemeinschaft der Gesellschaft. Gleichzeitig schließt er sich an eine andere an, die als *Bohème* die Zusammenfassung der *Bohémiens* ist. Auch *Bohème*

---

[31]) Scènes. p. I.
[32]) — p. II.
[33]) — p. II.
[34]) — p. IV.
[35]) cf. Lanson, *Histoire de la littérature française.* Paris 1909. p. 976.
[36]) Leixner, *Unser Jahrhundert.* Stuttgart 1883. II, 233.

ist Gemeinschaft. Wie in einem „*état social*" kann Murger in ihr „*des nuances différentes, des genres divers, qui se subdivisent eux-mêmes*" feststellen [37]). Er kann die *Bohème* mit einer Armee vergleichen, die auch durch strengste Organisation den Begriff „Gemeinschaft" verkörpert [38]). Die *Bohème* ist eine durchaus in sich geschlossene Gemeinschaft, die nach außenhin keinerlei Verbindungsmöglichkeiten gibt. Sie hat sogar ihre Sondersprache, „un langage particulier emprunté aux causeries de l'atelier, au jargon des coulisses et aux discussions des bureaux de rédaction ...... Ce vocabulaire est l'enfer de la rhétorique et le paradis du néologisme [39])."

Das Wesen der *Bohème* ist aber nicht nur, nach außen, d. h. nach der Gesellschaft hin, abgeschlossen zu sein. Die *Bohème* steht vielmehr — wie wir schon sahen — im Gegensatz zur Gesellschaft. „Si vous leur faites observer que la pièce de cent sous est l'impératrice de l'humanité, ils vous tournent le dos et vous appellent bourgeois" [40]). *Bourgeois* — *Bohémien.* Zwischen beiden kann keine Gemeinschaft bestehen, kein Kompromiß geschlossen werden. Diejenigen, die innerhalb der Gesellschaft eine feste Stellung haben, müssen sie aufgeben, wenn sie der *Bohème* angehören wollen. „Ils tournent brusquement le dos à un avenir honorable pour aller courir les aventures de l'existence de hasard ...... Nous avons connu un de ces Bohèmes amateurs, qui, après avoir resté trois ans dans la Bohème et s'être brouillé avec sa famille, est mort un beau matin, et a été conduit à la fosse commune dans le corbillard des pauvres: Il avait dix mille francs de rente [41])."

Bohème als Zigeunertum und *Bohème* als künstlerische Erscheinungsform zeigen die gleichen Eigenschaften. Unstet ziehen die Zigeuner bei Cervantes von Ort zu Ort. Sie leben ohne Besitz. „Somos gente que vivimos por nuestra industria y pico, y sin entremeternos con el antiguo refran: iglesia, ó mar, ó casa real [42])." Sie leben nach Gesetzen der Liebe und der Ehe, die unabhängig von denen der Gesellschaft oder der Religion sind [43]). Nur ein bewußter Schritt führt von der Gesellschaft in die Bohème herüber. Er wird auch äußerlich angedeutet. „Pero pues es tu gusto, que el mio el tuyo se ajuste y acomode, cuéntame por jitano deste luego ...... Mira cuando quieres que mude el traje, que yo queria que fuese luego [44])." Gesellschaft und

---

[37]) Scènes. p. VI.
[38]) — p. VIII.
[39]) — p. XIII.
[40]) — p. VII.
[41]) — p. XI.
[42]) La Jitanilla. p. 107.
[43]) s. S. 472.
[44]) La Jitanilla. p. 103 s.

Zigeunertum stehen in unüberbrückbarem Gegensatze zueinander. „Que así tuviera yo atraillados cuantos jitanos hay in España para acabar con ellos en un dia, como Neron quisiera en otro con Roma, sin dar mas de un golpe [45])!“

Die Geschichte des *Bohème*-Begriffes ist unschwer zu erkennen: Hugo findet die literarische Darstellung des Zigeunertums, wie sie Cervantes gab. Gleichzeitig erkennt er, daß dieses Zigeunertum dieselben Merkmale zeigt wie eine bestimmte künstlerische Erscheinungsform seiner Zeit, und setzt beide in Beziehung zueinander. „Je ne vois pas pourquoi les poètes ne sont pas rangés parmi les truands. Vagabond, Aesopus le fut; mendiant, Homerus le fut; voleur, Mercurius l'était ......“, sagt sein Gringoire in „Notre Dame [46]).“ Murger schließlich scheidet das wirkliche Zigeunertum völlig aus und verwendet die „*Bohème*“ nur noch in übertragener Bedeutung.

III.

Nun ist die Frage: Wie stehen in dieser *Bohème* die Begriffe *Bohémien* und Künstler zueinander?

„La plupart des contemporains qui étalent les plus beaux blasons de l'art ont été des Bohémiens [47]).“ Sind *Bohémiens* gewesen. Der Künstler tritt demnach aus der Gemeinschaft *Bohème* wieder einmal heraus. Sie ist für ihn kein Ziel, sondern ein Weg. „Tout homme qui entre dans les arts, sans autre existence que l'art lui-même, est forcé de passer par les sentiers de la Bohème [48]).“ Und dieser Weg führt letzten Endes den Künstler in die Gesellschaft zurück. „La Bohème c'est le stage de la vie artistique, c'est la préface de l'Académie, de l'Hôtel-Dieu ou de la Morgue“ [49]). Das heißt mit anderen Worten: Die *Bohème* ist die Gemeinschaft, die das Kunstwerk potentialiter enthält. Ihre Glieder sind von der Gesellschaft getrennt und werden durch die Aktualisierung des Kunstwerks und nur durch sie wieder zu ihr zurückgebracht. Das realisierte Kunstwerk ist die Marke, unter der der Künstler der Gesellschaftsordnung eingefügt werden kann. Das potentia vorhandene Kunstwerk ist nicht ersichtlich und gestattet infolgedessen die Einordnung des *Bohémiens* in die Gesellschaftsordnung nicht. Gesellschaft ist Ordnung. Le plus grand défaut du Bohème est le désordre [50]).

Die Erscheinung, daß die von der Gesellschaft abgetrennten Träger künstlerischer Energien nicht in der Vereinzelung bleiben, sondern in einer Gemeinschaft aufgehen, muß einen Sinn

[45]) La Jitanilla p. 114.
[46]) Notre Dame. I, 133.
[47]) Scènes. p. VI.
[48]) — p. VI.
[49]) — p. VI.
[50]) — p. 31.

haben, und dieser ist der Sinn der Gemeinschaft *Bohème*. Ihr Glieder „sont les appelés de l'art et ont chance d'être aussi ses élus [51])." „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Was heißt das hier anderes, als daß die Kräfte der Gemeinschaft in einem Individuum — eben dem Künstler — potenziert werden? Daß er, während die Mehrzahl in der Gemeinschaft untergeht (préface de l'Hôtel-Dieu ou de la Morgue), aus der Gemeinschaft emporgehoben wird (préface de l'Académie)? „Die Menschen leben um des Tüchtigsten willen [52])." Die *Bohéme*-Gemeinschaft ist eine Sinnerfüllung des Gorkijschen Satzes.

Ist diese Deutung richtig, so würde die Folgerung zu ziehen sein, daß ein Individuum, das eine zur Aktualisierung des Kunstwerks genügend hohe künstlerische Potenz besitzt, die Bohème als Mittel zur Aktualisierung nicht braucht. Tatsächlich gibt die Bohème diese Möglichkeit zu. „La plupart des contemporains qui étalent les plus beaux blasons de l'art ont été des Bohémiens." Die m e i s t e n, aber nicht alle. Unter diesem Gesichtspunkte scheidet die Bohème das Genie vom Talent. „La génie, c'est le soleil: tout le monde le voit. Le talent, c'est le diamant qui peut rester longtemps perdu dans l'hombre, mais qui toujours est aperçu par quelqu'un [53])."

IV.

„La Bohème n'existe et n'est possible qu'à Paris [54])." Damit ist gemeint: *Bohème* ist nur im Zentrum möglich. Es ist ja ganz zweifellos, daß in unserem Begriff viel mehr zu sehen ist, als nur eine Pariser Erscheinung um 1851. Er bedeutet für uns — in welcher Weise wurde soeben gezeigt — eine bestimmte Anschauung vom künstlerischen Schaffensprozeß. Und in diesem Sinne finden wir ihn seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts über ganz Europa verbreitet: In Anlehnung an Gautiers „*Les Jeunes-Frances*" — jener anderen Darstellung des Pariser *Bohème*-Lebens — schreibt Laube seinen großen Roman zunächst unter dem Titel „*Les Jeunes-Allemands*". Als er ihn veröffentlicht, nennt er ihn aber „Das junge Europa" [55]).

Das erste Buch dieses Romans und das Poet-Kapitel aus Carlyles „*Heroes and Heroworship*" [56]) können uns noch einige Zeugnisse für die *Bohème* als eine Art und Weise der Kunstanschauung geben.

Was uns Carlyle über den Dichter der „*Divina Comedia*" zu sagen hat, knüpft an sein dem Giotto zugeschriebenes Bild an.

[51]) Scènes. p. XI.
[52]) Gorky, *Nachtasyl* IV.
[53]) Scènes. p. X.
[54]) — p. VI.
[55]) Laube, *Werke* ed. Houben, (Leipzig 1908). Bd. I.
[56]) Carlyle, *On Heroes, Heroworship and the Heroic in History*. (London 1841).

„The face of one wholly in protest and life-long unsurrendering battle against the world [57]).“ Und es endet mit seiner Grabschrift: „Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris [58]).“ Nur in der Loslösung von der Florentiner Gesellschaft konnte Dante sein Werk schaffen. „We will not complain of Dantes miseries: had all gone right with him as he wished it, he might have been Prior, Podestà or whatsoever they call it, of Florence, well accepted among neighbours, — and the world had wanted one of the most notable words ever spoken or sung [59]).“ Nur in der Loslösung von jeder Gesellschaft überhaupt: Auch am Hofe della Scalas stand Dante vereinsamt als Ungleicher unter Gleichen. In der „Kanonisation“ schließlich kommt zum Ausdruck, wie die Gesellschaft von sich aus die Beziehung zum Dichter wieder herstellt. Loslösung von der Gesellschaft — künstlerische Potenzierung im Individuum — Aktualisierung des Kunstwerks und damit Rückkehr des Künstlers in die Gesellschaft: Wir sehen, wie Carlyle den künstlerischen Vorgang Dante völlig vom Bohème-Vorgang her deutet. Daß in Wirklichkeit gerade bei Dante etwas ganz anderes vorliegt, hat uns Seiferths Dante-Arbeit gezeigt [59a]).

Erscheint der *Bohème*-Begriff in literarischer Gestaltung, so zeigen sich in der Darstellung wohl Einwirkungen der literarischen Form, ohne daß diese jedoch den Begriff im Grunde irgendwie ändern. „Das junge Europa“ ist ein Roman [60]). Dem Wesen der Paar-Erzählung entsprechend ist von den drei *Bohème*-Charakteristika Unstetheit, Besitzlosigkeit und unglückliche oder wandelbare Liebe das erotische bei weitem am schärfsten herausgearbeitet. Immer wieder bringt der erste Teil des Romans („Die Poeten“) Liebe und Liebelei im Bohème-Sinne. „Der Junge lauft im Lande umher, schöne Mädchen zu suchen [61]).“ „Die alte Pflegemutter hatte zu Ammen und Basen geschwatzt, ich wolle Rosa heiraten ...... Das ist mir sehr fatal und verleitet mir die Sache. Das ganze wird dadurch so platt bürgerlich [62]).“ „Eben erhalte ich zwei Briefe von zwei früheren Geliebten, die in dem goldenen Wahne sind, ich hätte seit der Zeit meiner Abreise von ihnen nichts zu lieben gehabt als sie ...

---

[57]) Carlyle, S. 140.

[58]) — S. 146.

[59]) — S. 141 f.

[59a]) W. Seiferth, Zur Kunstlehre Dantes. (Archiv f. Kulturgeschichte, Bd. XVIII; S. 194 ff. 1926.)

[60]) Daß an Stelle des literargeschichtlich zweifellos wesentlicheren „*Ardinghello*“ von Heinse Laubes Roman zur Betrachtung gezogen ist, hat seinen Grund darin, daß dieser der ausgesprochene Bohème-Roman ist, während sich in jenem z. T. noch Genie-Tendenzen geltend machen.

[61]) Laube; I, 4.

[62]) — I, 13.

Ich werde zwei Briefe an Alberten schreiben und sie den beiden Kindern schicken, ich hoffe, sie werden zufrieden sein [63])." „Ich aber war liebeslustig und verachtete alle Rücksichten; in den hohen Affekten kennt man keine bürgerlichen Formen [64])." „Ich bin der Liebe treu, aber nicht der Geliebten [65])." „Die Poeten" sind eine unendliche Reihe von Variationen über das Thema *Bohème*-Liebe. Unstetheit bzw. Heimatlosigkeit und Besitzlosigkeit klingen hier und da mit an, werden aber nie bedeutend.

Die Scheidung, die die jungen Poeten zwischen sich und der Gesellschaft machen, tritt klar zutage. „Die Sehnsucht, wieder einmal mit Menschen umzugehen, läßt mich schreiben — mit Menschen, denn hier gibt es nur Oberpräsidenten, Unteroffiziere, Leutnants, Regierungsräte usw. [66])." „Ich fürchte, er wird nächstens einmal der Polizei in die Hände fallen und uns Schande machen, was man so Schande nennt [67])." „Hyppolyt kennt nur Verpflichtungen gegen sich, darum ist er eigentlich für keinen zivilisierten Staat zu gebrauchen [68])." „Man aß früher an langer Tafel, und in dem Sitzen herrschte eine gewisse Rangordnung. Wir stellten dem Grafen vor, daß alles Schöne und Große rund sei . . . . . . den Tag darauf speisten wir an einem runden Tische und setzten uns, wie's eben kommt [69])." Und wie sich die Poeten von der Gesellschaft scheiden, so scheidet sich diese von ihnen: „Du weißt selbst, daß sie (die Poesie) zwar schöne Stunden schafft, weißt aber auch, daß Poeten nach wiederholten Bescheiden des Kammergerichts immer noch mit Seiltänzern, liederlichen Dirnen und sonstigem Gesindel von der „feinen Welt" auf eine Stufe gestellt werden [70])."

Houben nennt den Roman ein konservatives Buch insofern, als sein Ende zum Ausdruck bringt, daß nicht Widerstand gegen das Bestehende, sondern Unterwerfung Pflicht ist [71]). Und trotzdem verbot der preußische Zensor 1837 alle drei Bände des Buches, weil sie geeignet seien, „in jugendlichen Gemütern eine düstere Stimmung zu erregen und die ohnedem allgemein verbreitete Ansicht zu nähren, daß die sozialen Verhältnisse, so wie sie dermalen sind, mit allen höheren Geistesrichtungen in Widerspruch stehen. [71])"

Der Zensor hat von seinem Standpunkte aus recht: „Das junge Europa" ist kein konservatives Buch. Es zeigt die Unterwerfung der jungen Poeten nicht als Folge der Erkenntnis, daß

---

63) Laube; I, 25.
64) — I, 31.
65) — I, 38.
66) — I, 1.
67) — I, 4.
68) — I, 105.
69) — I, 107.
70) — I, 40 f.
71) — I, VI.

das, was wir *Bohème* nennen, etwas prinzipiell Falsches ist. sondern als Folge der Erkenntnis, daß lediglich in ihnen das Kunstwerk sich nicht aktualisieren konnte.

Wie wir vom *Bohème*-Begriffe als künstlerischen Erscheinungsprozesse aus literaturgeschichtlich manches deuten können, soll nur ein Beispiel zeigen. Lanson schreibt einmal: „L'importance de Gautier est grande dans notre littérature: d'une part, par sa haine de bourgeois, il a dégagé le romantisme excentrique, malsain, nauséabond, qui pose la férocité et l'immoralité; il a engendré Baudelaire. D'autre part, son exactitude de peintre ou de graveur l'a fait sortir du romantisme: il a renoncé au lyrime subjectiv pour s'asservir à l'objet, au modèle. C'est le commencement de la littérature impersonelle [72])." Ist Gautier nun Romantiker, oder ist er es nicht? Ziehen wir sein „*Les Jeunes-France*" zu Rate, so sehen wir, daß das, was Lanson in ihm der Romantik zuweisen möchte, sich einfach aus dem *Bohème*-Begriff erklärt.

V.

Die Aufgabe dieser Arbeit ist es nicht, die Literaturgeschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts unter dem Gesichtspunkte des *Bohème*begriffes und seiner Einwirkung zu betrachten. Es kam vielmehr darauf an, sein Wesen und seinen Sinn festzulegen. Dazu haben seine literarischen Erscheinungsformen geholfen. Nun bleibt nur noch die Frage nach den Grundlagen eben dieser Erscheinungsformen. Ich glaube, daß eine Festlegung in dieser Richtung am prägnantesten mit drei Schlagworten geschieht: Mit Darwins „*Struggle for life*" und „*Natural selection*" und mit Spencers „*Survival of the fittiest*". Die *Bohème*-Anschauung ist die Umsetzung dieser naturwissenschaftlichen Gedankengänge in künstlerisches Denken. Leben in der *Bohème*-Gemeinschaft — künstlerische Potenzierung im Individuum — Aktualisierung des Kunstwerkes (und damit Wiedereintritt in die Gesellschaft, während die übrigen, in denen sich das Kunstwerk nicht realisiert, zugrunde gehen): Diesen künstlerischen Phasen entsprechen ohne weiteres unsere der Naturwissenschaft entnommenen Schlagworte.

Damit finden wir die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in zwiefacher Weise vom darwinistischen Denken beeinflußt: Während der Gedanke der Descendenztheorie zum Kunstwerk Zolas — dem Stammbaumroman der „Rougon-Maquarts" — führt, entsteht aus dem Gedanken der natürlichen Zuchtwahl die *Bohème*-Anschauung.

Altenburg. **Martin Kunath.**

[72]) Lanson, *Histoire de la littérature française.* Paris 1909. p. 967.

Referate und Rezensionen.

Kristian von Troyes' *Yvain*. Textausgabe mit Einleitung von W. Foerster. 2. unveränderte Aufl. mit einem Nachwort von Alfons Hilka. Halle, M. Niemeyer, 1926 (Roman. Bibl.).

Da (auf Wunsch der Verlagsbuchhandlung) die Textausgabe von 1913 hier unverändert gedruckt wurde, so hat sich der Referent nur mit dem Nachwort A. Hilka's (S. XXXIII-XLVIII) zu befassen.

Dasselbe bietet vor allem ein gutes Verzeichnis der seit 1913 erschienenen einschlägigen Litteratur. Folgende Schriften könnten noch hinzugefügt werden, die der Hg. z. T., weil später erschienen, noch nicht kennen konnte.

A. Allgemeine Chrétien-litteratur.

1. Bédier et Hazard. *Hist. de la litt. franç. illustrée*, t. I.
2. Cohen, G. *Crestien de Troies, sa vie et son œuvre* (Rev. des cours et confér. 1926—27).
3. Gay, Lucy. *Chronology of the Earlier Works of Chrétien de Troyes* (Rom. Rev. 14). 1923.
4. Grimm, Charles. *Chrétien de Troyes' Attitude toward Women* (Rom. Rev. 16). 1925.
5. Hofer, Stephan. *Studien zum höfischen Roman* (Zs. f. frz. Spr. u. Litt. 47). 1924.
6. Holmes. *Remarks on the Chronology of Chrétien de Troyes' Works* (Rom. Rev. 16). 1925.
7. Schürr, F. *Das altfranzösische Epos*. München 1926.

B. Yvain-litteratur.

1. Brugger, E. Referat über *Lais der Marie de France* hg. v. Warnke 3. A. in Zs. f. frz. Spr. 49 (S. 153 ff.: über Laudine und Laudunet und eine Parallele zu einer Yvain-Episode im Prosa-Lancelot). 1926.
   Derselbe. *Eigennamen in den Lais der Marie de France* (ibid.). (über den Namen *Yvain:* s. Namenregister). 1927.
2. Gay, Lucy. *Hue de Rotelande's Ipomédon and Chrétien de Troyes* (P. M. L. A. A. 32). 1917.
3. Guyer. *Some of the Latin Sources of Yvain* (Rom. Rev. 14). 1923.
4. Hoepffner. *Crestien de Troyes u. Guillaume de Machaut* (*Dit dou lyon*) (Zs. f. r. Ph. 39). 1917—19.

5. Loomis, R. Sh. *Celtic Myth and Arthurian Romance.* New York 1927 (vgl. Index, s. v. Crestien de Troyes: *Ivain*).
6. Sattler. *Das Märchen vom „Retter in der Not" in Crestien's Yvain und Egilssaga* (Germ. Rom. Mon. III). 1912.
7. Windisch, E. *Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur* (Abh. sächs. Ges. Wiss. 29), Leipzig 1912 (Kap. 43—45, 49, 52, 53) [1]).

Es mag auch erwähnt werden, daß der Yvain in neuerer Zeit zweimal übersetzt worden ist, in englische Prosa in *Everyman's Library* und in französische Prosa (Nacherzählung?) in der *Collection Médiévale;* eine kurze deutsche Nacherzählung findet sich auch in Tegethoff, *Französ. Volksmärchen* I (Märchen der Weltlitteratur).

Was die stark umstrittenen Probleme anbetrifft, so steht Hilka auf Foerster's Standpunkt, den er aber mit mehr Mäßigung als Foerster und eher defensiv als offensiv vertritt. Er scheint die Theorie betr. keltischen Ursprung des Stoffes abzulehnen. Relativ eingehend äußert er sich aber nur zur Mabinogionfrage, indem er Foerster's Standpunkt verteidigt. Er zählt einige Mängel von Chrétien's *Yvain* auf, auf die er aber eine viel längere Liste von Fällen folgen läßt, in denen das „*Mabinogi*" unursprünglicher und schlechter sein soll. Ich will auf diese Streitfrage nicht eintreten, möchte aber davor warnen, auf welche Seite man sich auch stellen mag, besser und ursprünglicher resp. schlechter und unursprünglicher ohne weiteres gleichzustellen. Die starke künstlerische Überlegenheit der Romane Chrétien's über die sogen. Mabinogion steht auch für mich fest. Diese falschen Mabinogion stehen aber auch weit hinter den echten Mabinogion an künstlerischem Wert zurück. Es sind im großen Ganzen schwächliche Machwerke, deren Autoren etwas Unmögliches versuchten, nämlich französische Romane, deren Gehalt und Sinn, deren Feinheit, deren Bestes ihnen vollständig fremd und unverständlich war, zu nationalisieren. Was dabei herauskam, konnte weder diejenigen befriedigen, welche nationale Litteratur haben wollten, noch diejenigen, welche mit der französischen Litteratur bekannt werden wollten.

E. Brugger.

Shepard, William P., ***The Oxford Provençal Chansonnier.*** **Diplomatic Edition of the Manuscript of the Bodleian Library Douce 269 with introduction and appendices (Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures ed. by Edward C. Armstrong № 21). Prince-**

[1]) In Foersters Einleitung sind diese zwei 1912 erschienen Schriften nicht angeführt.

ton University Press, Princeton U. S. A. und Les Presses Universitaires de France, Paris 1927. XX + 251 S.

In seiner 1921 veröffentlichten Ausgabe der provenzalischen Handschrift *L*, der letzten, die ein provenzalisches Manuskript meines Wissens erfuhr, hatte Pelaez es als Desiderat aufgestellt[1]), daß, da die in Italien aufbewahrten Liedersammlungen mit Ausnahme von *D* alle gedruckt vorlägen, es nunmehr gelte, die großen in Frankreich liegenden Trobadormanuskripte durch den Druck allgemein zugänglich zu machen. Dieser Wunsch ist bisher nicht erfüllt worden. Dafür erhalten wir jetzt den diplomatischen Abdruck der Oxforder Handschrift, die nach Bartschs Vorgang gemeinhin mit *S* bezeichnet wird. Sie gehört nicht zu den bedeutendsten Liedersammlungen, und ihr Inhalt ist in bisherigen Veröffentlichungen, Ausgaben einzelner Gedichte oder solchen des Gesamtwerkes eines Trobadors, schon in weitem Umfang verwertet worden. Dennoch wird die Publikation dankbarst begrüßt werden müssen.

Der Schreiber, bezw. sein Auftraggeber hat sich fast völlig auf Liebesgedichte[2]) beschränkt; nur 12 von den 164 Stücken sind Gedichte anderer Art. Auffällig ist das Fehlen von Autoren wie Marcabru, Peire d'Alvernhe, Bertran de Born, Uc de San Circ. Gerade die älteren Trobadors scheint der Schreiber zu meiden; denn — dies sei zur Ergänzung der soeben nach Shepard aufgestellten Namenreihe hinzugefügt — auch vom Grafen Wilhelm IX. bringt er kein Gedicht, und Lied Nr. 12, das *S* dem Peire Vidal zuschreibt, das aber von Bartsch unter den Liedern des Cercamon verzeichnet wird, ist gewiß nicht von letzterem, so daß auch dessen Name in *S* nicht vertreten ist.

Wie bei Nr. 12 geht die Handschrift noch in einer Reihe von anderen Fällen bezüglich der Attribution fehl (Nr. 48, 50, 58, 90, 114, 122, 127, 132, 138, 141, 149, 150, 156, 159, 160); in zwei Fällen (Nr. 13 und 131) ist ihr zum mindesten nicht unbedingt zu trauen, während — wenn man den Argumenten Schultz-Goras[3]) und Kolsens[4]) folgt — bei Nr. 91 (Gr. 392, 26) unser ms. mit *C* und *P* gegen 13 andere (nicht nur 10, wie Shepard S. 238 angibt) im Recht wäre. In diesem Zusammenhang darf endlich auch erwähnt werden, daß in Nr. 126—128 und 130 die Dichter Jordan Bonel, Jordan de Cofolen (oder sind

[1]) *Studj romanzi*, XVI, S. 5, Anm. 2 gegen Schluß.

[2]) Dazu gehören natürlich auch die Descorts (Nr. 156-160), die Sextine (Nr. 117) und schließlich auch der *devinalh* (Nr. 129), und Shepard hätte diese Gedichte nicht in Gegensatz zur *love poetry* setzen und mit den Tenzonen, *planhs* und Sirventesen zusammenstellen sollen (S. XIII).

[3]) *Die Briefe des Trobadors Raimbaut de Vaqueiras an Bonifaz I.*, Halle 1893, S. 17-18.

[4]) *Dichtungen der Trobadors*, Halle 1916, S. 56 und Anm. 1.

diese beiden in der Tat identisch?) und Raimon Jordan zusammengeworfen werden.

Die Sprache der Handschrift zeigt italienische und französische Einschläge. Erstere weisen auf einen italienischen Schreiber, letztere lassen vermuten, daß dieser Schreiber mit franko-italienischen Texten vertraut war und deren Sprachformen in die Trobadorlieder einfließen ließ (Shepard S. IX—XII). Die Schriftzüge, von denen man durch die verkleinerte Wiedergabe der fol. 114—15 eine Vorstellung erhält, verweisen den Ursprung der Handschrift, wenn auch nicht mit völliger Sicherheit, in die Zeit um 1300. Über die Geschichte des ms. weiß man nicht mehr als das, was man erfährt: 1. aus einer Notiz in der frühen Abschrift, die in der Arsenalbibliothek aufbewahrt wird, 2. aus dem Katalog der Bodleiana des Jahres 1840. Die Namen der Besitzer: Peiresc († 1637), de Mazaugues († 1743), Rev. Crofts, Baynes, Ingleby, Joye, Douce († 1834) bezeichnen den Weg, den die Handschrift zu ihrem heutigen Aufbewahrungsort genommen hat. Daß sie im Jahre 1437 im Besitz der Este [5]) war, ist nach einem Hinweise Antoine Thomas' durchaus wahrscheinlich.

Die Feststellungen Gröbers hinsichtlich der Verwandtschaft von *S* mit den anderen provenzalischen Manuskripten scheinen sich nicht voll zu bestätigen. Von der Gruppe *P S U c,* die Gröber enger zusammenfaßte, scheiden *U* [6]) und *c* aus; nur mit *P* bestanden wirklich nahe Beziehungen, und Shepard neigt zu der Annahme, daß beide mss. auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, die aber vom Schreiber der Hschr. *S* erheblich sorgfältiger kopiert wurde als von dem des ms. *P*. Nicht uninteressant ist die Feststellung Långfors' [7]), daß der Revisor der Hschr. *L* unser Manuskript, wenigstens für Nr. 136 (Gauceran de Saint Leidier Gr. 168, 1) benutzt hat.

Auch *S* weist an manchen Stellen eine zweite, ja bisweilen sogar eine dritte Hand auf. Letztere hat einige unbedeutende lateinische Glossen, wahrscheinlich auch das Trobadorverzeichnis auf fol. 252 und einige Nachträge auf fol. 232—34 hinzugefügt, wo ein Riß die Handschrift beschädigt hatte. Dem zweiten Schreiber (Italiener des 15. Jhs.) kommen einige Korrekturen zu, die in der Ausfüllung freigelassener Verszeilen und

---

[5]) Jeanroy, *Bibliographie sommaire des chansonniers provençaux* (Class. fr. du moyen âge Nr. 16), Paris 1916, S. 14, schreibt merkwürdigerweise der „Gonzaga".

[6]) Doch sei darauf verwiesen, daß z. B. Jeanroy in den *Studii critici dedicati a Francesco Torraca nel XXXVI anniversario della sua laurea,* Neapoli 1912, S. 482, wenigstens für Gr. 392, 24, eine ziemlich enge Verwandtschaft zwischen *S* und *U* feststellt.

[7]) In den *Mélanges Antoine Thomas,* aus den Korrekturbogen mitgeteilt von Shepard, S. XIX, Anm. 1; Sh. möchte diese Tatsache noch auf andere (nicht auf alle) Korrekturen ausdehnen, die sich im ms. *L* finden.

in der Ergänzung vergessener Verse am Rande bestehen. Shepard spricht von vier solchen Fällen (S. IX Anm. 1: fol. 104, 109, 206, 223); doch sei demgegenüber auf fol. 69, 71, 90, 96, 105, 115, 132, 133, 153, 171, 185, 190, 213, 227 verwiesen, wo Shepards eigene Fußnoten Korrekturen und Zusätze einer späteren Hand anzeigen. Dabei wird es nicht einmal ganz klar, ob diese nicht vielleicht auf einen vierten oder gar fünften Revisor zurückgehen.

Doch auch der erste Schreiber hat sich des öfteren selbst verbessert und zudem eine große Zahl von Versen oder Versgruppen mit einem *N*, bezw. *No* (= Nota) bezeichnet. Die Stellen, die er auf diese Weise heraushebt, haben ihm offenbar besonders gefallen; doch sind es nicht nur *lines of a proverbial or aphoristic character*, wie Shepard S. VIII sagt, die des Schreibers Aufmerksamkeit erregt haben, sondern auch ganz subjektiv gefärbte wie die folgende (Nr. 15, 21—24):

E s'a vos platz q'en altra part me vire,
tolez de vos la beltat e·l gen rire
e·l dolz parlar qe m'afolis mon sen:
partir m'ai pois de vos, mon escien

oder diese (Nr. 113, 7—9):

Pero, si·l ben es tant dolz et plaisenz,
com es lo mal angoissos et coissenz,
anz voill morir q'anqera no l'a(n)tenda,

bei denen ihn wohl die geistreiche Gedankeneinkleidung gereizt hat, oder eine Reihe anderer, wie Nr. 16, 11—12:

Co·l parpaillos q'a tan folla natura
qe·s met el foc per la clardat qe luz

oder Nr. 17, 18—20:

Aissi com cel q'en mei de l'arbr' estai,
q'es tan poiaz qe no sap tornar ios,
ni sus non vai, tan li par teme(i)ros,

wo ihm offenbar die Vergleiche als das Beachtliche erschienen sind.

Unter diesen herausgehobenen Stellen befindet sich auch 10, 48—49:

Caitius qe chai en ira de seignor
et non troba sosteing ni valedor.

Hier scheint dem Schreiber gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß vor *caitius* der Satz, zu dem dies Wort Subjekt ist (*mout trai gran malanansa*), nicht nur in seinem Zitat, sondern überhaupt in seinem Manuskript fehlt, da er hier einen ganzen Vers (v. 47) ausgelassen hat. Diese Lücke hat auch der Herausgeber durch nichts gekennzeichnet, hier so wenig wie an den anderen Stellen, wo eine solche vorliegt: 8, 6; 35,

45; 39, 71—72; 61, 27 (der fehlende Vers erscheint aber teilweise im entsprechenden Vers der nächsten Strophe[8]); 126, 25; 134, 53; 136, 29; 139, 22; 144, 19[9]). Die Fälle, die sich auf Grund bisheriger Veröffentlichungen nachprüfen ließen, ergaben, daß in der Tat der mittelalterliche Schreiber und nicht der moderne Herausgeber an dem Fehlen der Verse schuld ist; aber ein entsprechender Hinweis hätte von vornherein jeden Zweifel ausgeschlossen.

Die Nichtbeachtung der Lücken bedingt noch einen zweiten Nachteil. Der Herausgeber zählt bei der Versnumerierung die fehlenden Zeilen nicht mit und verfälscht auf diese Weise das Bild der Verszahl. Ein Gedicht z. B. wie Nr. 61, das aus zehnzeiligen Strophen besteht, schließt die beiden ersten Strophen richtig mit v. 10 und v. 20, die folgenden aber, da in der 3. Strophe ein Vers fehlt, mit v. 29, v. 39, v. 49, v. 59 (statt mit v. 30, 40, 50, 60)[10]). Ein ähnlicher Mangel in der Verszählung ergibt sich in einer Reihe von Gedichten, in denen der Schreiber plötzlich seine Art der Versordnung ändert. Im allgemeinen fallen im ms. *S* Zeilen- und Versausgänge zusammen; mitunter finden sich aber auch zwei Verse (etwa Nr. 53, 57, 69, 74 usw.) auf einer Zeile, und der Herausgeber zählt hier nur die Zeilen, nicht die Verse. Das ergibt zwar kein ganz richtiges, aber doch ein brauchbares, weil regelmäßiges Bild des Strophenbaus. Der Druck folgt dem mittelalterlichen Schreiber jedoch auch in Liedern wie Nr. 100. Hier finden sich in den beiden ersten Strophen je zwei Verse auf einer Zeile, und da jede Strophe 12 Verse aufweist, schließt Str. I mit Zeile 6 (= v. 12), Strophe II mit Zeile 12 (= v. 24). Gegen Ende der dritten Strophe aber gefällt es dem Schreiber plötzlich, zur versweisen Anordnung überzugehen, jedoch nicht ohne im Anfang der fünften Strophe einen kleinen Rückfall in seine erste Manier zu erleiden. So tragen denn die Schlußverse der folgenden Strophen ganz inkommensurable Zahlen: Str. III: 19, Str. IV: 31, Str. V: 42. Ähnlich liegen die Dinge bei den Liedern Nr. 59, 66, 94, 119, 122.

Dieser kleine Übelstand der ungeeigneten Verszählung, der dann besonders empfunden werden wird, wenn man die Überlieferung eines Gedichtes in *S* mit der in einer anderen Hand-

---

8) Vgl. H. J. Chaytor. *Les chansons de Perdigon* (Class. fr. du moyen âge Nr. 53), Paris 1926, S. 67.

9) Während der Schreiber in den meisten Fällen einfach eine Zeile übersprungen hat, ist sein Auge bei den letzten drei Liedern von einem Worte des einen Verses zu einem gleichen des nächsten Verses abgeglitten, so daß hier stets zwei Verse zu einem zusammengezogen erscheinen.

10) Man vergleiche damit das Verfahren, das Bertoni in seiner Ausgabe des *cod. Càmpori* verfolgt, etwa bei Nr. 122, 209, 215, 216, 238, 244, 279, 292, 296, 306.



schrift vergleichen will, ist gewiß nur dem Bestreben des Herausgebers zuzuschreiben, seine Vorlage so getreu wie nur irgend möglich wiederzugeben [11]). An dem eigentlichen Text wird man infolgedessen kaum etwas auszusetzen finden [12]). Dagegen lassen sich zum „Appendix A" noch einige Berichtigungen machen. Hier bringt Shepard eine Liste der im ms. enthaltenen Lieder in der vom Schreiber gewählten Reihenfolge, und zu jedem Liede setzt er: 1. die Nummer des Bartschschen Verzeichnisses, 2. Betrachtung über die Verfasserschaft, falls die Attribution in *S* anders ist als bei Bartsch, 3. die Siegel derjenigen Handschriften, die das Lied enthalten, Bartsch aber noch nicht bekannt waren (nach den bei Jeanroy in der *Bibliographie sommaire* etc. — — vgl. Anm. 5. — sich findenden Abkürzungen), 4. den Hinweis auf ev. kritische Ausgaben des Gedichts.

Da aber Shepard auch sonst Berichtigungen zu Bartsch gibt [13]), so werde ich mich im Folgenden ebenfalls nicht auf die oben aufgezählten vier Punkte beschränken, sondern Ergänzungen zur Bartschschen Liste geben, soweit diese nicht schon in Ausgaben der betreffenden Lieder geboten worden sind.

Nr. 3. Peire Vidal Gr. 364, 40. Nicht in *W* (trotz Bartschs Angabe); vgl. *Rom.* XXII, 367.

Nr. 8. Peire Vidal Gr. 364, 11. Auch in *α* (*Brev. d'Am.* 30003 Str. IV, 30739 Str. III).

Nr. 13. Peire Vidal (Bartsch: Peirol) Gr. 366, 34. Wenn man bedenkt, daß dieses Lied, abgesehen von der abweichenden ersten Strophe, dasselbe ist wie Gr. 366, 32, das *A* D^a *I K* dem Peirol zuschreiben, so muß die Autorschaft Peirols ziemlich gesichert erscheinen. Das Lied steht als von Peire Vidal herrührend auch in *f* (vgl. Meyer, *Les derniers troubadours de la Provence*,

---

11) Shepard sagt selbst S. XIX: „As the principal value of a diplomatic edition lies in its exactitude, I have striven in the following pages to reproduce the manuscript *S* as accurately as possible. The text of each song has been collated several times with photographs."

12) Man darf nach Anm. 11 überzeugt sein, daß Shepard mit größtmöglicher Sorgfalt bei der Drucklegung des Textes verfahren ist, und wenn sich in seinem Abdruck Abweichungen etwa von Mahn finden, so wird man nicht im Ungewissen sein, wem man zu folgen hat. Anders dagegen liegt die Sache, wenn wir den Shepardschen Text dem Abdruck einer in jüngster Zeit gewonnenen Abschrift gegenüberstellen. So bietet Jeanroy in seinem Aufsatz *Sur une pièce de Rambaut de Vaqueiras*, den er zu dem in Anm. 6 genannten Torraca-Band beiträgt, S. 492-4 den Abdruck von Gr. 392, 24 nach ms. *S*, den er. wie er S. 482 selbst sagt, auf Grund einer *copie très soignée* hergestellt hat. Da finden sich nun folgende Diskrepanzen, und dies bei einer Handschrift, die Shepard selbst S. IX *small, but legible and clear* nennt: v. 15 *precics* (Shepard), *pretics* (Jeanroy); v. 18 *zader* (Sh.), *gader* (J.); v. 30 *Ben* (Sh.), *Ren* (J.); v. 34 *mes* (Sh.), *me* (J.); v. 51 *Si car* (Sh.), *Sicars* (J); v. 58 *conqeziz* (Sh.), *conqezitz* (J.); v. 60 *corz* (Sh.), *cors* (J.); v. 65 *saubrer* (Sh.), *saubren* (J.); v. 68 *Qenperadors* (Sh.), *Qemperadors* (J.); v. 69 *faz* (Sh.), *fatz* (J).

13) Etwa zu Nr. 60: *not in P, despite Bartsch.*

Paris 1871, S. 153, Nr. LXXXIV), und Str. IV (= Gr. 461, 160) anonym nicht nur in *G* (Bertoni 436) und *Q* (Bertoni 208), sondern auch in *V* (vgl. *Riv. di fil. rom.* II, 152).

Nr. 14. Folket de Marcella (im Text steht: Marxella) Gr. 155, 16. Auch in *i;* vgl. *Zschr. f. rom. Phil.* I, 392.

Nr. 15. Folket Gr. 155, 22. Auch in *O* (De Lollis 64) und c^b (= *Gaddi;* Bertoni, *Canzoniere provenzale di Bernart Amoros, sezione riccardiana* p. 161).

Nr. 16. Folket Gr. 155, 21. Noch ein zweites Mal, und zwar anonym, in *O* (De Lollis 58) und neben den schon von Stroński in seiner Ausgabe S. 51 genannten Stellen ein drittes Mal in α (*Brev. d'Am.* 29087 Str. IV).

Nr. 17. Folket Gr. 155, 18. Auch in c^b (= *Gaddi;* Bertoni, *l. c.* — s. oben Nr. 15 — p. 160) und in α (*Brev. d'Am.* 29027 Str. II). In *V* soll — Stroński S. 35 nach *Arch.* 36, 429 — das Lied unleserlich sein; doch vergleiche man damit, was Crescini, *Per gli studi romanzi,* Padua 1892, S. 134 bietet.

Nr. 18. Folket Gr. 155, 3. Auch in c^b (= *Gaddi;* Bertoni, *l. c.* 159), in A^c (*Rom.* 39, 79) und Str. IV, 1—2 in β^3, den *Razos de trobar* (ed. Stengel, *Die beiden ältesten provenzalischen Grammatiken,* Marburg 1878, S. 85).

Nr. 19. Folket Gr. 155, 1. Für *V* gilt das unter Nr. 17 Bemerkte (Crescini, *l. c.* p. 133).

Nr. 20. Folket Gr. 155, 5. Auch in c^b (= *Gaddi;* Bertoni, *l. c.* 161) und α (*Brev. d'Am.* 29453 Str. I).

Nr. 21. Folket Gr. 155, 6. Auch in A^c (Str. III, *Rom.* 39, 79).

Nr. 22. Folket Gr. 155, 14. Noch ein zweites Mal, und zwar anonym, in *O* (De Lollis 41) und in α (*Brev. d'Am.* 29103 Str. II).

Nr. 27. Bernard (de, im Text: da — s. Nr. 26 — Ventador) Gr. 70, 1. Auch in *v* (vgl. *Rev. des lang. rom.* 13, 55).

Nr. 43. Peirol Gr. 366, 31. In *O* zweimal, das zweite Mal anonym (De Lollis 39 und 54) und in *a* (*Rev. des lang. rom.* 45, 53).

Nr. 44. Peirol Gr. 366, 19. Auch in α (*Brev. d'Am.* 29351 Str. V).

Nr. 47. Peirol Gr. 366, 13. Auch in α (*Brev. d'Am.* 31733 Str. III). Der Anfangsvers darf nicht *D'un bon vers vau pensan co·l lo fezes* lauten; es ist *co llo fezes* zu lesen.

Nr. 48. Peirol (Bartsch: Folquet de Marseilla) Gr. 155, 17. Auch in A^c (gedruckt *Rom.* 39, 80) und ebenfalls dem Folquet de Marseilla zugeschrieben.

Nr. 58. Peirol (Bartsch: Gaucelm Faidit) Gr. 167, 52. Bruchstück der ersten Strophe auch in einer von Pierre Vidal in den Papieren des Notars Chauvet Devy entdeckten Hand-

schrift des 14. Jahrhunderts[14]) (*Rev. des lang. rom.* 35, 94).

Nr. 60. Gonselm Faidiz Gr. 167, 15. Auch in D^e (*Ann. Midi* 13, 201 Str. III und IV), in **α** (*Brev. d'Am.* 31324 Str. II, 31343 Str. I) und in der unter Nr. 58 genannten Handschrift (*Rev. des lang. rom.* 35, 93).

Nr. 62. Gonselm Faidiz Gr. 167, 39. Auch in der unter Nr. 58 genannten Handschrift (*Rev. des lang. rom.* 35, 92).

Nr. 64. Gonselm Faidiz Gr. 167, 37. Nicht in *η* (= Jeanroy *k*); vgl. *Rom.* 22, 366 Anm. 2.

Nr. 65. Gonselm Faidiz Gr. 167, 60. Auch in **α** (*Brev. d'Am.* 27865 Str. IV).

Nr. 69. Gonselm Faidiz Gr. 167, 62. Auch in **α** (*Brev. d'Am.* 32274 Str. I).

Nr. 71. Arnald de Miroill. Nicht nur als von Raimont herrührend in *Q* (Bertoni 126), sondern noch ein zweites Mal anonym (Bertoni 211) und in **α** (*Brev. d'Am.* 33699 Str. II).

Nr. 79. Ranbaut de Vaqera Gr. 392, 28. Auch in *J* (*Studj fil rom.* IX, 544), in N^2 (*Arch.* 101, 382), in S^g (*Anuari de l'Inst. d'est. cat.* I, 436), in a^2 (Bertoni 141) und in **α** (*Brev. d'Am.* 28319 Str. II, 1—2 und 29951 Str. V).

Nr. 83. Ranbaut de Vaqera Gr. 392, 24. Ausgabe durch Jeanroy in den *Studii Torraca* (s. Anm. 6) S. 475—94.

Nr. 85. Raimon de Miraval Gr. 406, 23. Auch in *J* (Str. II, anonym, *Studj fil. rom.* IX, 584).

Nr. 86. Raimon de Miraval Gr. 406, 12. Auch in **α** (*Brev. d'Am.* 30574 Str. IV).

Nr. 87. Raimon de Miraval Gr. 406, 20. Auch in **α** (*Brev. d'Am.* 28630 Str. III, 32129 Str. IV, 1—4, 32197 Str. IV, 6—8).

Nr. 88. Raimon de Miraval Gr. 406, 7. Auch in **α** (*Brev. d'Am.* 30037 Str. III und 30882 Str. III, 5—7, 10) und in β^2 (Str. III, 5—7 bei Bohs, *Rom. Forsch.* XV, 294 v. 1727—9).

Nr. 91. N'Aimeric de Bellinoi (Bartsch: Raimbaut de Vaqueiras) Gr. 392, 26. Auch in *M* (?).

Nr. 94. Cadenet Gr. 106, 2. Strophe II anonym (= Gr. 461, 108) in *N* und *Q*; vgl. Pillet, *Zschr. f. rom. Phil.* 43, 255. Mit Pillet bin ich der Meinung, daß der Anfangsvers *Aço·m dona ric coratge*, den Shepard mit unnötiger Änderung des *Aco* in *Aço* nach Appel bietet, in der Ausgabe des letzteren[15]) unrichtig gestaltet ist. Da Pillet seine Meinung nicht begründet, ist es wohl erlaubt, hier die Erwägungen darzulegen, die mich unabhängig von Pillet zur gleichen Interpretation des Textes gelangen ließen. Bei Appel lautet die erste Strophe:

---

[14]) Bei Jeanroy, *Bibliographie sommaire etc.*, nicht verzeichnet.

[15]) Appel, *Der Trobador Cadenet*, Halle 1920, S. 22.



Aco·m dona ric coratge
de preiar et ardimen,
Amors, que don' espaven
ad autre fin amador,
5 que, qan sa dompn'a valor
e beutat e cortesia,
no·l ausa son talen dir;
pero mi fai enardir
mais que si re no·n avia.
major ardimen deu aver.
10 com hom mais cuida conquerer

Übersetzung (S. 24): „Das, Minne, gibt mir stolzen Sinn und Mut zu bitten, was einen anderen Liebenden mit Scheu erfüllt, denn, wenn seine Dame Wert und Schönheit und höfische Art besitzt, wagt er nicht zu zeigen, was er meint. Mich aber macht es kühner, als wenn ihr nichts davon zu eigen wäre..." Die Anrede an *Amors* (v. 3) ist ohne Zusammenhang mit dem übrigen Teil der Strophe und wirkt in ihrer Isolierung völlig unmotiviert. Sie ist auch stilistisch wenig befriedigend, da der Dichter die drei letzten Strophen an seine Dame richtet. Überdies müßte er sich bei Appels Auffassung der Liebe gegenüber gleichsam rühmen, daß ihn die Erhabenheit seiner Dame nicht, wie andere, niederdrücke, sondern zu größerer Kühnheit ansporne. Ich halte deshalb die Lesart *Aisso* (erstes Wort der Strophe) einiger Handschriften (etwa *A B U*) für irreführend und lese ebenso wie Pillet mit einer beträchtlichen Zahl von Handschriften, zu denen noch *S* und das von Appel S. 98 merkwürdigerweise nicht erwähnte a^2 kommen, im übrigen aber materiell in Übereinstimmung mit Appel, nur daß ich etwas anders abtrenne: *A! co·m dona...* Dabei wird dann *Amors* Subjekt zu *dona* und zu *fai* (v. 8), und das *que* (v. 3) bezieht sich nicht mehr auf *Aco,* sondern auf *Amors.* Darüber, ob das *que* (v. 5) kausale Konjunktion (Appel) oder, wie ich anzunehmen geneigt bin, ebenfalls Relativum ist, läßt sich eine Entscheidung wohl kaum fällen.

Nr. 101. N'Aimerie de Pigugnan Gr. 10, 50. Auch in *F* (Stengel Nr. 72, Str. III—IV).

Nr. 102. N'Aimerie de Pigugnan Gr. 10, 20. Die dem Gedicht wie eine Tornada angehängten drei Verse:

Oimais, pois l'odoros tems gais ve,
et la douza dompna plaisenz,
en cui es prez, iois et iovenz

machen eher den Eindruck eines Liedanfangs als den eines Geleits, doch wüßte ich nicht, welches der uns bekannten Lieder so beginnt.

Nr. 103. Derselbe Gr. 10, 25. Auch in *F* (Stengel Nr. 74, Str. I, II, V) und in *G* (Bertoni 115).

Nr. 104. Derselbe Gr. 10, 12. Auch in *F* (Stengel Nr. 70, Str. V) und in *α* (*Brev. d'Am.* 28993 Str. III und 33947 Str. I).

Nr. 105. Derselbe Gr. 10, 27. Auch in *F* (Stengel Nr. 68, Str. II—IV) und in *α* (*Brev. d'Am.* 28645 Str. III).

Nr. 106. Derselbe Gr. 10, 15. Auch in *α* (*Brev. d'Am.* 28786 Str. I, 29317 Str. III, 31977 Str. IV und 33276 Str. II).

Nr. 107. N'Uc Brunel Gr. 450, 2. Auch in *J* (Str. III anonym, *Studj fil. rom.* IX, 585).

Nr. 108. Derselbe Gr. 450, 4. Auch in *J* (Str. IV anonym, *Studj fil. rom.* IX, 586).

Nr. 111. Pernigon d'Alvergna Gr. 370, 14. Daß das Lied auch in a^2 steht, gibt Shepard richtig an, während die neueste Ausgabe der Lieder Perdigons durch Chaytor[16]) davon nichts sagt. Bei Shepard sowohl als auch bei Chaytor fehlt aber der Hinweis, daß das Lied auch in *L* (Str. III nach Chaytors Ausgabe, Pelaez S. 60) erhalten ist.

Nr. 112. Derselbe Gr. 370, 13. Für *L* (Pelaez S. 154) und a^2 gilt das Gleiche wie für Nr. 111; vgl. Chaytor S. 62.

Nr. 113. Derselbe Gr. 370, 9. Auch in *α* (*Brev. d'Am.* 29776 Str. IV)[17]).

Nr. 115. Çufre Rodel Gr. 262, 2. Auch in *X* (fol. 81[vo]; vgl. *Rom.* 22, 367).

Nr. 117. Arnaut Daniel Gr. 29, 14. Auch in *v* (vgl. *Rev. des lang. rom.* 13, 55).

Nr. 122. Richal de Berbesseill (Bartsch: Peire de Bussignac) Gr. 332, 1. Das Lied soll nach Bartschs Liste zweimal in *R* stehen, das zweite Mal unter dem Namen des Folquet de Romans. Das ist aber wohl ein Irrtum; jedenfalls findet es sich in der Inhaltsübersicht, die Paul Meyer im Anhang seiner *Derniers troubadours de la Provence* S. 157—198 bietet, an den Stellen, wo die Liedanfänge dieses Dichters stehen (S. 163 und 178), nicht[18]).

Nr. 126. Raimon Jordan de Cofenolt (Bartsch: Jordan Bonel) Gr. 273, 1. Auch in *F* (Stengel Nr. 156, Str. I—II, IV), in *W* (fol 201[b]) und in *X* fol. 149[ro] (Str. IV); vgl. zu den beiden letzteren *Rom.* 22, 369.

Nr. 127. Raimon Jordan (Bartsch: Ademar lo Negre)

---

16) H. J. Chaytor, *Les Chansons de Perdigon* etc. (s. Anm. 8), S. 58.

17) Daß das Lied in a^2 erhalten ist, gibt Chaytor S. 53 zwar an; in den Varianten findet sich aber nur eine einzige Spur dieser Handschrift, und die ist falsch. Es heißt nämlich zu v. 45: *no manque ADIKPCa*. In Bertonis Abdruck des ms. a^2 (S. 334) aber lautet der Vers: *et enquera tem qe plus char nol uenda.*

18) Bei Zenker, *Die Gedichte des Folquet von Romans*, Halle 1896, S. 5, ist das Lied zwar auch als von Folquet herrührend und in R^2 vorhanden verzeichnet; aber der Herausgeber folgte hier wohl nur den Angaben Bartschs, die nachzuprüfen für ihn belanglos war, da die Autorschaft Folquets für dieses Lied von vornherein ausgeschlossen erschien.

Gr. 3, 1. Ausgabe: Kolsen, *Zschr. f. rom. Phil.* 39, 156 nach *DFL.*

Nr. 141. Anonym, *Al chant d'ausel* (Mit dem Anhang *Bels Monruels* bei Bartsch: Bernart de Ventadorn) Gr. 70, 11. Auch in S^g (*Anuari de l'Inst d'est. cat.* I, 428).

Nr. 144. Lo monge de Montaldon Gr. 305, 6. Die Angabe, daß das Lied auch in a^2 stehe, beruht wohl auf einem Irrtum.

Nr. 151. En Gui d'Uzel Gr. 194, 3. Die in *S* fehlende Strophe V steht auch in *J* (*Studj fil. rom.* IX, 575). Diese Angabe schon bei Kolsen, *Dichtungen der Trobadors* p. 101 und Audiau, *Les poésies des quatre troubadours d'Ussel,* Paris 1922, S. 118.

Nr. 156. Peire Raimon de Toloza (Bartsch: Guillem Augier) Gr. 205, 5. Ausgaben: Monaci, *Testi antichi provenzali,* Rom 1889 p. 75 nach *CMNRS* und Joh. Müller, *Zschr. f. rom. Phil.* 23, 66 nach allen Handschriften.

Berlin. KURT LEWENT.

Sneyders de Vogel, K., ***Syntaxe historique du français.*** **Deuxième édition revue et augmentée. (Neophilologische Bibliotheek.) Groningue, La Haye, Librairie J.-B. Wolters 1927. VIII + 443 Seiten.**

Die Besprechung der zweiten Auflage eines Buches hätte sich eigentlich auf eine Feststellung und kritische Erörterung der an der ersten vorgenommenen Veränderungen zu beschränken. Da indes die im Jahre 1918 erschienene erste Ausgabe — wohl infolge der Kriegs- und Nachkriegswirren — in dieser Zeitschrift m. W. nicht besprochen worden ist, so ist den Lesern vielleicht doch mit einer eingehenderen Charakterisierung des interessanten Werkes gedient. Freilich ist die Aufgabe des Berichterstatters insofern eine eigentümliche und nicht ganz leichte, als der Titel des Buches und die Zweckangabe (vgl. d. Vorwort) in einem gewissen Widerspruche zu einander stehen. Eine „historische Syntax des Französischen" im wahren und vollen Sinne des Wortes ist ein so kühnes und bei der Unzulänglichkeit der Vorarbeiten — es wären als Grundlage mindestens drei „Syntaxe" erforderlich, eine alt-, eine mittel- und eine neufranzösische — ein so schwieriges Unternehmen, daß, wo ich als Titel einer Neuerscheinung diese ominöse Ankündigung lese, mich ein leises Erschauern, scherzhaft gesagt, eine Art philologischer Gänsehaut, überläuft [1]). Ich möchte d e n sehen, der in absehbarer Zeit

[1]) Es muß aber wohl glücklichere Naturen geben, als ich eine bin; solche nämlich, die sowohl in der Titelsetzung Skrupel darüber, ob auch der Inhalt der pomphaften Ankündigung entspricht, nicht kennen, als auch — dementsprechend — solche, die sich durch eine noch so große Diskrepanz in dieser Hinsicht im Genusse nicht stören lassen. Sonst

eine w i r k l i c h e historische Syntax des Französischen zustande bringt. Auf keinen Fall kann eine solche durch Herausgreifen beliebiger Längsschnittstreifen und deren nachträgliche Aneinanderreihung zustande kommen, ganz abgesehen davon, daß auch über den Terminus „Syntax" (trotz R i e s) noch ein sehr ernstes Wort zu reden wäre.

Nun hat aber S. d. V., laut Vorwort der ersten Auflage, sein Buch für S t u d e n t e n der Romanistik, nicht zum wenigsten für seine eigenen Schüler geschrieben, zugleich allerdings in der Hoffnung, daß es auch klassischen Philologen, die sich für die Weiterentwickelung des Vulgärlateins interessieren, von Nutzen sein werde; und auch in der zweiten Auflage, in der er sorgsam die in den Rezensionen der ersten gerügten Versehen und Literaturlücken zu beseitigen bemüht gewesen ist, behält er jenes bescheidene Ziel bei. „Telle qu'elle est", so sagt er, „nous espérons que cette nouvelle édition pourra rendre quelque service à ceux qui voudraient s'i n i t i e r (von mir gesperrt) à l'étude de la syntaxe historique du français et qu'elle les amènera à regarder de plus près les questions q u'o n n'a f a i t q u'e f f l e u r e r (v. m. g.) et à prendre connaissance des beaux travaux qui ont paru dans notre pays comme à l'étranger.

Lege ich meiner Besprechung das in der eben vorgeführten Weise vom Verf. formulierte Ziel zu Grunde, so kann ich zu meiner Freude sagen, daß er in seinem Buche ein hübsches und ansprechendes Hilfsmittel für die studierende Jugend geliefert hat. In außerordentlich übersichtlicher Anordnung — der reiche, mit großem Fleiße gesammelte Stoff ist in 10 Kapitel und 455 Paragraphen gegliedert, an die sich eine sehr ausführliche „Table analytique", eine sorgfältige „Table des mots" und die (in deutschen Werken gewöhnlich am Anfang stehende) „Table des matières" schließen — mit einer Mannigfaltigkeit, Klarheit und Spaziosität des Druckes, wie sie in unserem von den Feinden ausgesogenen und wirtschaftlich in Sklavenketten geschlagenen Deutschland als unzulässige Verschwendung gelten würden und auf Jahre noch undenkbar sind, tritt das Buch, schon durch sein äußeres Gewand zum Studium einladend und lockend, dem Leser entgegen, der, abgesehen vom Inhalte, auch an der frischen, flotten Form der Darstellung desselben seine Freude haben wird. Man merkt dem Verf. auf Schritt und Tritt an, wie mühelos er das fremde Idiom handhabt, so mühelos und sicher, daß er auch vor kühnen und kühnsten Wendungen und Wortstellungen nicht zurückschreckt. „A l i q u i s a sous la forme du neutre a l i q u i d, avec l's adverbial, donné l'adverbe a l q u e s" (S. 108) — was denen zu denken geben mag, die immer

bliebe mir z. B. für alle Zeiten unverständlich, wie Voßler eine kleine Plauderei über Analogie, Kontamination, Grammatikalisation und dgl. als „*System der Grammatik*" bezeichnen konnte.



behaupten, daß *a donné* im Französischen längst zu einer sprachlichen Einheit zusammengeschmolzen sei — hätte ich aber doch lieber nicht geschrieben, auf keinen Fall ohne Komma vor *sous*. Ein „Le neutre aliquid muni de (oder augmenté par) l'*s* adverbial a donné l'adverbe alques" wäre kürzer und klarer gewesen; und „... conjonction qui ne fait que relativement tard son apparition dans la langue", (S. 307) scheint mir für ein zu „präsentativer" Darstellungsform verpflichtetes Lehrbuch reichlich „apperzeptiv"[2]) zu sein. Ich würde unbedingt umgestellt haben: „..., conjonction qui ne fait son apparition dans la langue que relativement tard". Aber gerade die vom Verf. gewählte „apperzeptive" Art der Wortstellung zeigt, wie unbefangen und genial er mit der französ. Sprache wirtschaftet.

Hie und da freilich erregt die Formulierung auch über das rein Sprachliche hinaus Bedenken. So ist die Gegenüberstellung (§ 179 am Schluß) von a) *pudet me huius facti* als „forme unipersonelle" und b) *haec me pudent* als forme personelle *avec sens factitif* (v. m. g.) nicht haltbar. Faktiver Sinn liegt in beiden Fällen vor, aber bei a) haben wir eine Verbform mit „supponiertem Träger" (vgl. Neure Sprachen XXXV, 161 ff.) bei b) hingegen eine solche mit realem. — In § 185 wird der Satz: „Au fond, dans la phrase *il arrive des malheurs*, le verbe (!) fonctionne comme sujet logique, qui est déterminé par un complément: *des malheurs*" dahin abgeändert werden müssen, daß hinter sujet logique gesagt wird: „dont *des malheurs* est le prédicat logique". Verfasser meint mit „sujet logique" augenscheinlich das, was die inzwischen „weiter fortgeschrittene" Wissenschaft „psychologisches Subjekt" getauft hat, und dazu gehört unerläßlich ein „psychologisches Prädikat" (hier also „logisches Prädikat")[3]). Als „sujet logique" könnte „il arrive" ein „complément" gar nicht haben. Oder soll „complément" hier gleich „prédicat logique" sein? In solchem Sinne aber findet sich keiner dieser beiden Ausdrücke im ganzen Buche gebraucht. — Eigentümlich berührt (§ 192) die Definition des intransitiven oder neutralen Verbs als Bezeichnung von „une action qui ne sort pas de son sujet". Das Wickelkind, welches anhaltend schreit, macht sich doch seiner Umgebung

---

[2]) Auf diese Unterscheidungsformel: „präsentativ" und „(rein) apperzeptiv" habe ich in einem der *Zschr. f. rom. Phil.* eingesandten, noch nicht erschienenen Artikel eine Anzahl von Ausdrucksverschiedenheiten des Französ. zurückzuführen mir erlaubt.

[3]) Ich habe an verschiedenen Stellen — am ausführlichsten in der Besprechung von Strohmeyer, *Der Stil der franz. Spr.*, 2. Aufl., in der *Zschr. f. rom. Phil.* (noch nicht erschienen) — dargelegt, wie gänzlich überflüssig diese gekünstelten Termini sind. Für „psycholog. Subj." gibt es den schönen deutschen Ausdruck „das schon Bekannte" und dementsprechend für „psychol. Prädikat"; „das (dem Hörer) Neue" daher „Wichtige".

sehr unliebsam bemerkbar, seine „Handlung“ muß doch also wohl ganz erheblich „aus ihm heraustreten“. Besser wäre entschieden das Negativ von b) gewesen, also: a) „qui ne passe pas à un objet“ und b) „qui passe à un objet“. Am seltsamsten aber ist die weiterhin in demselben Paragraphen anzutreffende Behauptung: „Il n'y a pas de différence bien caractérisée entre un complément direct ou[4]) indirect: *J'écris une lettre, j'obéis à mon père.* Ich sollte meinen, daß dem Verf. der Widerspruch zwischen seiner Aufstellung und den beiden dazu gegebenen Erläuterungssätzen hätte in die Augen springen müssen. Die letzteren bekunden doch ganz deutlich den tiefgreifenden Unterschied zwischen dem „complément direct“ und „indirect“ oder wie Meyer-Lübke in seiner *Rom. Syntax* sagt, zwischen dem Passivobjekt und dem Direktivobjekt. In diesem Falle trifft augenscheinlich Brunot die Schuld der Irreführung, der es fertig gebracht hat, wie S. d. V. hier anführt, diesen wichtigen und fundamentalen Unterschied als ein „simple accident (!) de grammaire“ zu bezeichnen. Diese Entgleisung wird auch nicht zu einer richtigen Bemerkung durch den Hinweis auf die Tatsache: „que les mêmes verbes aient admis des constructions différentes dans le courant de la langue etc.“. Sie wirft vielmehr ein grelles Schlaglicht auf die völlige Verkehrtheit des leider immer noch in Geltung befindlichen grammatischen Systems, in welchem die Wörter „Konstruktionen“ haben, die Verba verschiedene Kasus „regieren“, usw. usw. Wenn der Lateiner sagt „scribo epistolam; pareo patri“, dann „regiert“ nicht *scribere* den Akkusativ und *parere* den Dativ, sondern: indem ich bei der Zweiteilung des Bewußtseinsinhalts die „Tätigkeit“ als *scribere* subsumiere, habe ich gleichzeitig „den Gegenstand“ derselben als ihr Passivobjekt, bei *parere* als ihr Direktivobjekt erkannt, d. h. mit der Erfassung, Subsumierung der Tätigkeit (allgemeiner „des Verlaufs“) ist auch sofort die des mit ihr in Verbindung stehenden Seienden gegeben. Nicht die Grammatik hat mit diesen Dingen zu tun, sondern, worauf schon vor Jahrzehnten Miklošich hingewiesen, das Wörterbuch, d. h. die Lehre von den Bedeutungen der Wörter. (Darum ist es auch unrichtig, die Präpositionen als „outils grammaticaux“ zu bezeichnen, wie es leider S. 2 geschieht.) Mit der Bedeutung ist jedes Mal sofort die „Konstruktion“ erfaßt, und die sogenannten „Konstruktionsverschiedenheiten“ eines Verbs (oder der „Konstruktionswechsel“ im Laufe der Zeit) sind ihrem Wesen nach genau dasselbe wie Bedeutungsmannigfaltigkeit irgendeines

[4]) Das *ou* (statt *et*) ist zwar unlogisch, aber echt französisch (vgl. *diese Zeitschr.* XL, Heft 1/3, S. 111 ff.). Gerade an solchen Kleinigkeiten erkennt man, wie tief Verf. in den Geist der französ. Sprache eingedrungen ist, wie er sie sich bis in ihre feinsten Nuancen zu eigen gemacht hat.

Wortes (oder Wandel seiner Bedeutung im Laufe der Sprachgeschichte). Dabei von „accidents de grammaire" zu sprechen ist ein Zeichen für völlige Verkennung des Sachverhalts [5]). — Als eine alles Maß überschreitende terminologische Kühnheit muß es weiter bezeichnet werden, wenn Verf. das relative dont — in dem Satze: „Ne vos vi, don moi souvaingne, onques" (S. 176) als „pronom (!) décliné (!)" bezeichnet, eine Kühnheit, die um so befremdender genannt werden muß, als dieses Wort §§ 124, 125 unter dem Titel „L'adverbe relatif d o n t" nach Etymologie und Verwendung eine ebenso eingehende wie sachgemäße Behandlung erfahren hat [6]). — Eine gewisse Unvorsichtigkeit, Übereilung im Ausdruck, liegt auch in der § 232 aufgestellten Behauptung vor: „Dans les phrases locatives le mode a été d e t o u t t e m p s (v. m. gesp.) l'indicatif" (Beispiel: Il est bien où il est.) Dazu: „Il ne faut pas confondre ces phrases avec l'interrogation indirecte" (Beispiel: Je vous demande, je sais où il est); n i a v e c l a r e l a t i v e (v. m. g.) (Beispiel: Je ne trouve pas une place où je puisse me reposer). Was ist denn nun das „où il est" im allerersten Falle („Il est bien où il est") anderes als „une relative"? Hat Verf. etwa den — wissenschaftlich unhaltbaren (vgl. Neuaufbau der Grammatik) — Unterschied zwischen „beziehungslosen" und „beziehungshaften" (oder „bezogenen") Relativsätzen im Sinn? Der wäre hier a u c h völlig belanglos. Ich brauche ja im letzten Beispiel nur das Subst. „une place" wegzulassen, dann habe ich sofort „une phrase locative" mit dem Konjunktiv: „Je ne trouve pas où je puisse me reposer." Und wäre ein „Il est toujours bien où qu'il soit" denn nicht auch „une phrase locative", in denen doch nach Angabe des Verf. „immer der Indikativ steht" (genauer: „z u a l l e n Z e i t e n gestanden hat")? — Eine weitere Ausdrucksungenauigkeit schließt sich

---

[5]) So mühsam und vielfach vergeblich es ist, derartige E i n z e l - fälle dem Leser in das rechte Licht zu rücken, so klar, so selbstverständlich erscheint das alles dem, der sich bei der Sprachbetrachtung auf den richtigen Standpunkt stellt. Es ist eben — der Vergleich drängt sich immer wieder auf — genau so wie bei der Kopernikanischen und der Ptolamäischen Betrachtungsweise in der Astronomie. D o r t alles einfach, klar und zutreffend, h i e r alles verzwickt, verschwommen und — unrichtig.

[6]) Der Vereinfachung halber sei hier ausnahmsweise (neben der rein formalen Seite) auch schon ein s a c h l i c h e r Irrtum kurz erörtert: Es geht nicht an, wie Verf. es hier (§ 229, e) tut, die lat. „einschränkenden" Wendungen *„quod sciam, quod meminerim"* ohne weiteres neben die altfranzösischen *„que l'um oist, ke li membrast"* und das neufranz. *„que je sache"* zu stellen. Obgleich Verf. den bezüglichen „Beitrag" von A. Tobler (*Verm. Beitr.* I, *17*) in der Anm. zitiert, hat er doch übersehen, daß nach den Darlegungen des verstorbenen Gelehrten der Konjunktiv in den franz. Ausdrücken immer nur u n t e r b e s t i m m t e n B e d i n g u n g e n, also z. B. nicht — wie im Lateinischen — auch im Anschluß an positive Behauptungen steht. Also lat.: „veniet quod cre- d a m", franz.: „il viendra que je c r o i s."

gleich in dem eingeschobenen Paragraphen (232 [bis]) an. Hier werden die Temporalsätze in „phrases d'antériorité, de postériorité" und „de simultanéité" geschieden, wobei, wie § 233 zeigt, Verf. unter den „phrases d'antériorité" diejenigen versteht, die im Lateinischen mittels *antequam* und *priusquam*, im Altfranz. mittels *ainz que, ançois que, primes que* usw. im Neufranz. mit *avant que* „eingeleitet" werden. Hier sieht man wieder deutlich den schädlichen, irreführenden Einfluß der (seit alters üblichen) Auffassung einer gewissen Anzahl von Wörtern als „Konjunktionen", d. h. als „satz v e r b i n d e n d e" Wörter (die es in keiner Sprache gibt noch je gegeben hat) — sowie der (gleichfalls unhaltbaren) Lehre von „s u b o r d i n i e r e n d e n" unter jenen Wörtern, welche vermeintliche „Nebensätze" — [auch diese eine Fiktion, da eine wissenschaftliche Sprachbetrachtung nicht „Haupt"- und „Nebensätze" (auch nicht „Voll"- und „Teilsätze") kennt, sondern nur S ä t z e und S a t z t e i l e, bei welchen letzteren es keinen W e s e n s unterschied bedingt, ob sie „einfach" (Bezeichnungen von Seienden) oder „aufgelöst" (Bezeichnungen von Sachverhalten) sind] — „einzuleiten" bestimmt seien. Würde man (in dem vom Verf. angeführten Beispiel „Antequam ad causam redeo, de me pauca dicam") bei antequam die ganz willkürliche Zusammenschreibung (vgl. franz. *parce que,* wo man genau ebenso gut die Formen *par ce que* oder *parce-que* hätte wählen können) aufgeben und das „quam ad causam redeo" als das, was es tatsächlich ist, nämlich lediglich eine „aufgelöste" Ausdrucksform für den Satzteil meum reditum auffassen, dann hätte nie der Irrtum entstehen können — oder sagen wir: „das Versehen passieren" können —, in diesem Satzteil einen Ausdruck der „V o r g ä n g i g k e i t" (antériorité) zu sehen, jeder erkännte vielmehr sofort, daß die „Rückkehr zur Sache" hier als das S p ä t e r e hingestellt ist. Statt „Indicatif et subjonctif dans la phrase d'a n t é r i o r i t é" muß es also in der Inhaltsangabe des Paragraphen (233) heißen: Ind. et subj. dans la phrase de p o s t é r i o r i t é". (Die „phrases de postériorité", für die eine e n t s p r e c h e n d e Korrektur vorzunehmen gewesen wäre, sind vom Verf. nicht besprochen worden, weil ihre Konstruktion „n'offre rien de particulier pour l'emploi du mode"). — S. 209 (ganz unten) liest man mit Verwunderung: „C'est grâce à sa ressemblance avec un substantif que l'infinitif a pu s'employer après toutes sortes de prépositions". Mit demselben Rechte könnte man sagen, daß unsere jungen Mädchen dank ihrer Ähnlichkeit mit dem männlichen Geschlechte das Recht zu Universitätsstudien erlangt haben. Die Verbindung mit Präpositionen ist ebensowenig jemals ein in der Natur der Substantiva begründetes Privileg der letzteren gewesen, wie das Universitätsstudium ein in der Geschlechtseigentümlichkeit der jungen Männer begründetes. Das Verbum ist an sich stets genau so für die

Verbindung mit Präpositionen geeignet gewesen wie die Angehörigen des weiblichen Geschlechts für das Studium. — Ein kleiner formaler Fehlgriff liegt in der § 382 b) gemachten Aufstellung: „Quand la cause est un nom de personne (v. m. g.), notamment au passif, le latin se sert de la préposition *ab* indiquant le point de dépert etc." Es müßte heißen: entweder „Quand la cause est une personne" oder „Quand la désignation (dénomination) de la cause est un nom de personne, oder noch einfacher: „Quand la cause est exprimée par" u. dergl. — Die letzte formale Ungenauigkeit, die ich mir notiert habe, liegt in der § 421, 1 in betreff der negativen „Konjunktionen" *neque* und *nec* gemachten Angabe: Ces conjonctions peuvent donc relier une phrase affi*r*mative (das *r* ist versehentlich ausgelassen) à une phrase négative statt (umgekehrt): ... „peuvent donc relier une phrase négative à une phrase affirmative," womit ich mir aber keinesfalls die unhaltbare Ausdrucksweise, daß *neque* und *nec* „Konjunktionen" seien, die einen Satz mit einem anderen verbinden, zu eigen zu machen gesonnen bin; vielmehr verweise ich ausdrücklich auf das kurz zuvor über „Konjunktionen Gesagte [7]).

---

[7]) Da dort aber nur von den sogen. „subordinierenden Konjunktionen" die Rede war, so könnte ein Leser Zweifel darüber hegen, ob die sogen. „koordinierten K." die Bezeichnung „Konjunktionen" nicht vielleicht doch zu Recht führten. Man braucht nur die Bedeutung dieser Wörter einmal genau festzustellen, um das Unbegründete eines solchen Zweifels klar zu erkennen. So bedeutet *und*· „Jetzt kommt etwas dem vorher Gesagten Gleichartiges, es lediglich Ergänzendes"; *aber:* „Jetzt kommt etwas dem vorher Gesagten Widerstreitendes"; *denn:* „Jetzt kommt etwas das vorher Gesagte Begründendes" usw. usw. — alle in ihrer Kürze und Knappheit geradezu staunenerregende Kunstprodukte der Sprache, dieses staunenerregendsten Produktes des menschlichen Geistes! Was liegt denn nun in den eben vorgeführten Bedeutungen „Verbindendes"? Meint man den relativen Sinn der Worte „Gleichartiges", „Ergänzendes", „Widerstreitendes", „Begründendes", also ihre Bezugnahme auf vorher Gesagtes? Aber dann wären doch Possessiva der dritten Person, ja alle persönlichen Pronomina der dritten Person, ferner „der, die, das, dieser jener, welcher usw.", sofern sie alle auf vorher Genanntes hinweisen, auch „Konjunktionen"! Was die alte Grammatik — oberflächlich wie immer — als „koordinierende Konjunktionen" bezeichnet, all diese Wörter sind lediglich „Satzcharakteristika" und zwar vorangestellte, die Art des kommenden Satzes im voraus charakterisierende. Wer wollte, könnte sie auch „invertierte Präpositionen" nennen. Während diese Wortklasse das Verhältnis eines zuvor Genannten zu dem danach Genannten angibt, kennzeichnen jene Wörtchen das Verhältnis des Kommenden zum Vorhergehenden. Ich habe im *Neuaufbau* (jetzt erschienen) einen Vergleich mit „Fahnenträgern in einem Festzuge" gebraucht. Durch die an der Spitze jeder Gruppe des Zuges getragene Fahne wird eben die Gruppe im voraus charakterisiert, sie wird aber durch die Fahne nicht mit der vorhergehenden irgendwie „verbunden". Auch dann nicht „verbunden" wenn sie, die Fahne, das Verhältnis zu dieser angibt, sie etwa als

Wenn ich nun nach der Erörterung der wichtigsten sprachlichen, formalen Fehlgriffe zur Besprechung sachlicher Irrtümer übergehe, müßte ich eigentlich als den allergrößten die Anordnung des Werkes, das ihr zugrunde gelegte Einteilungsprinzip bezeichnen. Wir finden da die übliche Schablone der Wortarten: Substantiv, Adjektiv usw., die ungefähr das Gegenteil einer wissenschaftlichen Gruppierung des Sprachmaterials ist. Nur insofern ist Verf. eigne Wege gegangen, als er die Wortart des Adverbs aus der Reihe ausgesondert hat — die von ihm über diese Wortgruppe gemachten Angaben sind auf 29 verschiedene Paragraphen des Buches verteilt — und als er am Schlusse sowohl der Negation als auch der Wortstellung („Ordre des mots dans la phrase") je ein besonderes Kapitel gewidmet hat. Aus zwei Umständen jedoch erwächst dem Verfasser bezüglich des gerügten Mangels Entlastung. Einmal daraus, daß die genannte Gruppierung seit ca. 2000 Jahren in Geltung ist und auch heute noch der Mehrzahl der Philologen, alter wie neuer, als unantastbar gilt. (Ich bin durchaus darauf gefaßt, daß mein Neuaufbau, selbst wenn er in allen Stücken sich als zutreffend erweist, doch „der Schrei eines Predigers in der Wüste" bleiben könnte, denn „was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich", und das Umlernen — wenn es auch nicht ganz so mühsam ist als das „Umfinden", d. h. das Finden, Aufspüren des Richtigen in *the dust of antique times and mountainous errors* — ist und bleibt eine unwillkommene und lästige Sache.) Übrigens macht sich Verfasser über den Wert der üblichen Behandlung der Grammatik keine Illusionen, er erklärt vielmehr — und damit kommen wir zu dem zweiten Entlastungsumstand — ausdrücklich im Vorwort, sich ihr nur zur Erleichterung des Verständnisses für seine Leser und Benutzer angeschlossen zu haben. „Nous avons cru, sagt er (Avant-propos" S. VI) pour la clarté de notre exposé pouvoir (noch mehr hätte mir ein *devoir* gefallen) adopter la division ordinaire en substantifs, adjectifs, pronoms, etc., chose inadmissible s'il s'agissait d'une grammaire descriptive qui aurait la prétention d'être scientifique (v. m. g.). Es bliebe höchstens die Frage, ob ein so dringendes Bedürfnis nach einer handlichen und bequem zu benutzenden Zusammenstellung der wichtigsten Tatsachen der Gesch. der franz. Sprache vorlag, daß die Abfassung eines solchen Buches — faute de mieux — auch auf Grund einer als unwissenschaftlich erkannten, obzwar allgemein üblichen Stoffeinteilung gerechtfertigt war. Verfasser glaubte

---

Schwester- oder Tochtervereinigung derselben kennzeichnet. Genau so mit unseren Wörtern: Sie sind vorangestellte Satzcharakteristika, aber keine Satzverbindungen, keine „Konjunktionen".

— schon im Interesse seiner Schüler — diese Frage bejahen zu müssen, und es dürfte schwierig sein, ihm das Gegenteil zu beweisen. Sicher wird das Buch, auch so wie es ist, den Studierenden gute Dienste leisten. Nur wäre ein weniger anspruchsvoll klingender Titel — z. B. Notes de syntaxe historique du français oder auch Cours de s. h. d. f. — empfehlenswert gewesen; dann wären wohl auch Rezensenten der ersten Auflage nicht in Versuchung geführt worden, einen unbillig strengen Maßstab an das (im Grunde ja nur als bequemes Hilfsmittel zur Orientierung über die historische Entwickelung der einzelnen Bestandteile der Sprache gedachte) Buch zu legen [8]).

Statt nun auf die zahlreichen Einzelheiten (35 an Zahl — sie stehen dem Herrn Verf. zur Verfügung) einzugehen, an denen ein Rezensent, der (wie ich) das großartige Kunstwerk der Sprache mit ganz anderen Augen als der Verfasser (und — zum Troste sei's ihm gesagt — auch als die meisten anderen heutigen „Syntax"forscher) ansieht und der eine „Syntax" weder in dem früheren noch in dem seit Ries üblichen Sinne als Teil einer wissenschaftlichen Sprachdarstellung anerkennen kann, unvermeidlicherweise Anstoß nehmen muß, seien hier nur noch einige Punkte von prinzipieller Wichtigkeit, die sogar vom Standpunkte des bisherigen Systems nicht einwandfrei sind, zur Sprache gebracht.

Gleich in das den Anfang des Buches bildende Kapitel vom sogen. „bestimmten Artikel" — ich habe dafür (vgl. Bd. L 142 *dieser Zeitschr.*) „präsentatives Präfix" vorgeschlagen — haben sich gewisse die Darstellung verhängnisvoll beeinflussende Irrtümer eingeschlichen. Da ich an der eben

[8]) Da nun schon einmal die praktische Seite der Sache zur Sprache gekommen ist, so ist es vielleicht angebracht, gleich hier auf zweierlei hinzuweisen, das ich bei der Durcharbeitung des Buches vermißt habe und durch dessen Hinzufügung m. E. seine Brauchbarkeit erhöht werden würde. Erstens außer der im Vorwort S. VII gegebenen Liste der im Buche häufig herangezogenen Werke (unter denen ich übrigens Meyer-Lübkes Roman. Synt. vermißt habe) eine Zusammenstellung der im Buche oft genannten älteren Grammatiker, wie Meigret, Palsgrave, Rasmus, Patru, Garnier, Maupas, Etienne, Vaugelas mit Datierung ihrer grammatischen Werke, damit der Studierende sich ein festes Bild von jedem einzelnen derselben machen kann. Zweitens viel mehr Übersetzungshilfen bei den (überall aus ihrem Zusammenhang gerissenen) altfranz. und vulgärlat. Beispielen. In dem S. 304 gegebenen Leodegarbeispiel wird ein noch Studierender kaum von selbst finden, daß Pois que nen pois lau voil ester heißt: „Da ich ja nicht bleiben kann, wo ich will", in dem aus dem Löwenritter (S. 385) schwerlich, daß chaeles heißt „bitte, sagt doch"; und kommt dann noch ein Druckversehen hinzu, wie in dem auf derselben Seite stehenden Beispiel aus Ph. de Thaun's *Comput* (wo fälschlich *li* statt *il* steht), dann wird er völlig ratlos sein. So wie die Sache jetzt liegt, stellt sie einen pädagogischen „circulus vitiosus" dar: Um die dargebotenen Beispiele zu verstehen, müßte der Benutzer schon alles wissen, was im Buche steht.

genannten Stelle dieser Zeitschrift ausführlich den Sinn und das Wesen dieses Präfixes dargelegt habe, so kann ich mich hier mit der Erwähnung zweier Punkte begnügen, die unbedingt verbesserungsbedürftig sind. Einmal der seltsamen — und trotz der scharfen Rüge des Rezensenten der 1. Auflage in der *Zeitschr. f. rom. Phil.* 41 (1921 ff.)[9]) — beibehaltenen Behauptung (§ 22), „les substantifs s'en (= de l'article déf.) passent... s'ils sont déjà déterminés d'une autre façon", Beisp.: „... tu répètes toujours Mêmes discours" (aus Florian). Höchstens hätte Verf. sagen dürfen, daß dem Franzosen bei Setzung von même die Kennzeichnung des in Rede stehenden Seienden als „dem Hörer schon vorschwebend" (vgl. „Vom Sinn und Wesen des best. Art.") überflüssig erscheint (oder doch früher erschien), ähnlich wie er bei *tel, autre, si* + Adj. usw. die Setzung des (individualisierenden)[10]) „unbest. Art." für überflüssig hielt (vgl. § 40, 6, wo übrigens mitten in der Lehre vom „unbest. Art." auf einmal ganz ungerechtfertigt wieder même auftaucht, bei dem es sich um den „best. Art." handelt, *de mesme ville, de mesme port* = „aus der selben Stadt, dem selben Hafen"); aber „anderweitige Determination" an und für sich hat nichts mit Weglassung des „Artikels" zu tun. Man bedenke doch, daß dieser sich mit beliebig vielen Adjektiven oder sonstigen Bestimmungen vor bzw. hinter dem Substantivum, ganz einträchtig zusammen findet. — Als zweiter zu beanstandender Punkt sei noch die § 23 gegebene Erklärung für das in alter Zeit allgemeine Fehlen des „best. Art." bei tous (vgl. toujours, de tous côtés, en toutes choses usw. als Überreste davon) erwähnt: „En effet, à l'origine, l'article est impossible (!) puisqu' (!) il individualise tandis que 'tout' généralise." Also auch hier eine verhängnisvolle Wirkung der unrichtigen Auffassung des „Sinns und Wesens" des „best. Art.", eine Folge der irrigen Ansicht, daß dieser „individualisiere". Hat man erst einmal erkannt, daß er vielmehr Seiende „als schon dem Geiste des Hörers vorschwebend charakterisiert, dann schwindet sofort alles Bedenkliche an seiner Verbindung mit *tous*. Jedermann hat doch im Geiste eine gewisse Gesamtvorstellung von „den Menschen". Wird nun vom Sprechenden an diese appelliert, dann sagt er — ganz gleich, ob mit oder ohne *tous* —: les hommes. Verzichtet er jedoch auf diesen Appell, dann setzt er nur — wieder ganz gleich, ob mit ob ohne *tous* —: hommes. Auf S. 140 Anm. 6 (L)

[9]) Während Verf. sonst die Ausstellungen und Einwände jenes Rezensenten in dieser 2. Auflage sorgsam berücksichtigt hat, ist er hier — und auch § 69, wo Streichung von *il moi semble* verlangt war — bei der unhaltbaren Fassung der 1. Aufl. geblieben. Absicht oder Übersehen?

[10]) Nur dem tonschwachen Zahlwort *un, une,* das man nichtssagend „unbest. Artikel" nennt, eignet die Funktion des „Individualisierens"; das präsentative Präfix (alias „best. Art.") hat eine viel weitergreifende Aufgabe.

dieser Zeitschr. ist in der vorhin erwähnten Abhandlung „Vom Sinn und Wesen des best. Art.", auch auf die Gleichartigkeit des Falles mit dem bei *aussi* und *puisque* hingewiesen. Spreche ich davon, „daß" (oder „weil") jemand mein Freund ist, so sage ich schlechthin: „Il est" oder „parce qu'il est mon amie". Appelliere ich jedoch zugleich an die Kenntnis, die der Hörer von diesen Tatsachen hat, erinnere ich ihn (wie es ja durch Satzung des präsentativen bzw. kommemorativen Präfixes *le, la les* auch geschieht) daran, daß ich ihm nichts Neues, nichts Unbekanntes verkünde, dann sage ich: „A u s s i est-il (oder Il est a u s s i) mon ami" (dtsch.: „Er ist ja mein Freund) und „P u i s q u'i l est (nicht parce qu'il est) mon ami". Man sieht, daß bei Zugrundelegung einer richtigen Auffassung vom Sinn und Wesen dessen, was seit undenklichen Zeiten mit dem leider nichtssagenden Namen „best. Art." bezeichnet wird, die ganze Lehre davon in eine andere Beleuchtung rückt und demgemäß eine erheblich andere Gestalt gewinnt, als sie sie gewöhnlich — und auch in unserem Buche, Kap. 2 — aufweist.

Nun noch ein Wort über das in unserem Buche bezüglich der Zeiten, Modi, infiniten Verbformen und der Negation Gesagte. Glücklicherweise kann ich mich hinsichtlich des ersten und dritten Punktes hier kurz fassen, da ich alles wesentliche darüber bereits in früher veröffentlichten Abhandlungen dargelegt habe, mich also jetzt mit einem Hinweise darauf begnügen kann: für die Zeiten auf „Die Tempora des Französischen in ihren Eigenbedeutungen sowie ihren Beziehungen zu einander" Bd. XLIX, 324 ff. *dieser Zeitschr.* und betreffs der infiniten Verbformen auf die als V. Artikel der Reihe „Zur französischen Syntax" *Zeitschr. f. roman. Phil.* XX, 277 ff. veröffentlichte Abhandlung „Von den infiniten Verbformen im Neufranzösischen". Nur zweierlei wäre über S. d. V.'s hier gegebene Darstellung der Zeiten hinzuzufügen. Erstens, daß das von ihm S. S. 244/45 gegebene Schema entschieden einer Erläuterung bedurft hätte. Ganz abgesehen von auffälligen Einzelheiten darin — z. B. daß sich in der Rubrik „Passé par rapport au passé" auch das Passé défini findet, das doch die Vergangenheit, und zwar in a b s o l u t e s t e r Form, stets vom Standpunkte der Gegenwart aus bezeichnet — ist es mir trotz allen Bemühens nicht geglückt hinter das Anordnungsprinzip des Verfassers zu kommen, womit ich keineswegs gesagt haben will, daß ein solches überhaupt nicht vorhanden wäre. Das Mißlingen meiner Versuche mag lediglich seinen Grund in der Verschiedenheit unserer Auffassungen von dem Wesen der franz. Tempusverhältnisse haben, worüber dem Herrn Verf. die vorhin genannte Abhandlung ohne weiteres Aufschluß geben würde. Zweitens finde ich auch hier (vgl. §§ 311, 312) die Lage des Passé défini sowie die Aussichten ihrer weiteren Entwicklung zu pessimistisch beurteilt. Da Imparfait und Passé défini lediglich verschiedene Darstellungs-

(oder Vorführungs-)Formen vergangener Zustände oder Vorgänge — das erstere eine „photographische", das letztere eine „kinematographische" Vorführungsform — sind, so wird es unzählige Fälle geben, in denen ebensowohl das eine wie das andere möglich, d. h. seinem Wesen nach anwendbar wäre. Die alte und ältere Zeit, denen ein feines Stilgefühl noch fehlte — „Dichter" auch oft aus Reimnot — trieben häufig mit dem Passé défini Mißbrauch, neuere Schriftsteller, z. B. die beiden Goncourt, fanden im Imparfait eine ihnen besonders fein oder wirksam erscheinende Vorführungsform. Aber, abgesehen von solchen Exzentrizitäten, hat doch die Sprache im großen und ganzen Angemessenheit in der Verwendung beider walten lassen und läßt sie — ja wird sie meiner festen Überzeugung nach in aller Zukunft walten lassen. Seit ich vor etwa 40 Jahren zum ersten Male mit Kopfschütteln die Mär von dem „Passé défini qui meurt" las — augenscheinlich von einem deutschen Neusprachler in die Welt gesetzt, der in Paris mit Verblüffung hörte, daß kein Mensch sage: „Hier je vis mon ami" — habe ich die Entwicklung der Dinge sorgfältig verfolgt und immer festgestellt, daß der Todeskandidat sich eines frischen und munteren Lebens erfreute, d. h., daß auch die französischen Autoren der neuesten Zeit das P. d. überall, wo es am Platze ist — also in zusammenhängender Darstellung längst vergangener, sei es wahrer, sei es erdichteter Begebenheiten (aber nicht in der Unterhaltungs- und täglichen Verkehrssprache) — genau so eifrig verwenden wie die beiden vorhergehenden Jahrhunderte. Dabei habe ich, um es beiläufig zu sagen, auch festgestellt, daß kein gebildeter und sorgfältiger Schriftsteller vor den imperfektischen Konjunktivformen auf -asse, -isse, -usse zurückschrickt. Wie sollte er denn z. B. auch statt „sans qu'ils s'y opposassent" vernünftigerweise sagen? Der Bauer greift vielleicht zu *opposent* oder *opposeraient* oder sonst einem unlogischen oder ungrammatischen Surrogat [11]), aber der Gebildete? Gewiß, wenn er sich den Kopf zerbricht, kann er ja auch Ersatzausdrücke, z. B. sans aucune opposition de leur part und dgl. ausfindig machen. Aber ob das wirklich eines vernünftigen Menschen würdig ist, sich darum den Kopf zu zerbrechen? Sei dem jedoch wie ihm wolle, jedenfalls finden sich, wie ich bei dem regelmäßigen Durchblättern des „Allerneuesten" in den franz. Zeitschriften unseres Berliner Lesesaals immer von neuem feststellte, unter den „ganz Großen" der modernen Literatur genug, die sich durch kindliche Angst vor Passé défini- und asse-Formen nicht ins Bockshorn jagen lassen. Wenn S. d. V. (§ 311) sagt, daß „par un effet de style très naturel, mais pourtant difficile à saisir pour les étrangers, on peut trouver aujourd'-

---

[11]) Mit Recht nennt S. d. V. das *fusserais* (Frage: „Où fussiez-vous allé?" Antw.: „Où que je fusserais allé? Dans les aréos"), das er S. 186 aus Benjamin *Gaspard* zitiert, „délicieux".

hui l'imparfait là où l'on s'attendrait au passé défini", so gilt, wie häufige Fragen Bekannter mich gelehrt, genau dasselbe auch vom Passé défini. Angesichts eines solchen brach ein junger Neusprachler in den resignierten Ausruf aus: „Ich sehe, daß ich von dem wahren Wesen des Passé déf. noch keine Ahnung habe." Ich zögere keinen Augenblick, zu behaupten, daß, solange es eine französische Sprache geben wird, das Passé déf. in der gebildeten Erzählungsliteratur seinen Platz ungeschmälert behaupten wird.

Bezüglich der Modusdarstellung unseres Buches ist das über den Konjunktiv in Relativsätzen nach adjektivisch determinierten — es braucht kein Superlativ zu sein, und es ist auch nicht sachgemäß, wenn es „nur" ein Positiv ist, zu sagen, dieser „habe dann den Wert eines absoluten Superlativs" (S. 177) — Substantiven zu beanstanden. Verfasser macht sich, statt bei der soliden Erläuterung A. Toblers V. B. II$_2$ (vgl. dazu „Vom begriffbildenden Konjunktiv", *Zeitschr. f. rom. Phil.* XVIII, 159 ff.) zu bleiben, leider die unhaltbare Meinung Delibes' zu eigen, daß der Konjunktiv seinen Grund in der vorschwebenden negativen Idee habe, da ein „le plus beau livre que j'aie jamais lu" gleichbedeutend (?) sei mit je n'ai jamais lu un livre plus beau. Verf. sieht eine Stütze für diese Ansicht in dem Umstande, daß sich in älterer Zeit und noch heute in der Bauernsprache negative Elemente im Relativsatz nachweisen lassen, z. B. „... la plus noble Marguerite Qui soit point au monde vivant" (Marot) oder „Vous êtes l'homme le pu aimable que j'asse pas connaissu" (G. Sand in einem Bauernroman). So fiele denn, meint Verf. mit Delibes, dieser Konjunktiv unter die allgemeine Regel: „On emploie le subjonctif chaque fois qu'on nie ou qu'on met en doute l'antécedent tel qu'il est déterminé par la relative." Aber erstens wird ja in einem Satze wie „C'est le plus beau livre que j'aie jamais lu" das durch den Relativsatz determinierte Antezedens gar nicht „geleugnet oder in Zweifel gezogen", vielmehr seine Realität in der unzweideutigsten Weise konstatiert. Die Auffassung S. d. V.-Delibes wäre doch nur dann berechtigt, wenn der hier in Rede stehende Konjunktiv sich lediglich in Fällen wie: „Ce n'est pas le plus beau livre que ..." oder „Je ne le crois pas le plus beau livre que ..." fände. Das Eindringen des *point* und *pas* in Sätze der oben angeführten Art erklärt sich aus einer Kontamination mit einer „so daß"-Vorstellung („die edelste Margarete — so, daß also keine, nämlich edlere, mehr vorhanden ist", ist aber für die Beurteilung des Wesens unseres Konjunktivs ohne Belang. Zweitens findet sich die von Delibes, dem S. d. V. zustimmt, supponierte negative Form des Relativsatzes tatsächlich im Lateinischen; und obgleich diese Sprache sonst mit dem Konjunktiv in Relativsätzen durchaus nicht kargt, ihn sogar reichlicher verwendet als das Französische

(vgl. sunt qui possint, velint... und frz. il y en a qui peuvent, veulent...) denkt sie nicht daran, ihn in dem in Betracht kommenden Falle zu setzen; sie sagt ganz ruhig (statt „hic est pulcherrimus librorum quos legi") „hic est liber quo nunquam ullum pulchriorem legi" und nicht „legerim". — Auch die von S. d. V. gebilligte Meinung de Boer's, daß die „subjektive Natur" des Adjektivs bei unserem Konjunktiv im Spiele sei, was „besonders in den Fällen hervortrete", — mir unverständlich — „in denen das Antezedens von einem Adjektiv im Positiv begleitet sei" (!), ist unhaltbar. Wenn de Boer mit „subjektiv" eine etwaige Unsicherheit, oder, wie von manchen Grammatikern gesagt wird, „Bescheidenheit, Zurückhaltung" des Urteils meint, dann ist zu erwidern, daß in diesem Falle doch nicht der Relativsatz, sondern der den Wertschätzungsbegriff — im Superlativ oder Positiv — enthaltende „Hauptsatz" den Konjunktiv aufweisen müßte („Das ist wohl das schönste Buch" usw.). Es gibt eben keine andere einwandfreie Erklärung des Konjunktivs in unserem Falle als die: Er wird gesetzt, weil der Sprechende — statt (pluralisch) den Kreis der (realen) Seienden, aus dem die Auswahl getroffen wird, anzugeben: le plus beau des livres que j'ai lus — (singularisch) lediglich eine begriffliche Vorstellung, und zwar eine aus Substantiv und Relativsatz zusammengesetzte begriffliche Vorstellung, angibt, die im jeweiligen Falle für die Setzung der Eigenschaft, ganz gleich ob im Positiv oder Superlativ, in Betracht kommt: „le (plus) beau" (nämlich es handelt sich um:) „livre que j'aie lu". A. Tobler legt den Nachdruck auf die bei solcher Setzung obwaltende „Unbestimmtheit der Zahl", ob es viele oder wenige solcher (von mir gelesenen Bücher) gibt, ich habe, da ja Unbestimmtheit der Zahl sonst nie allein Anlaß zum Konjunktiv ist (vgl. „il y a des livres — quelques l., plusieurs l., je ne sais combien de l. — que j'ai lus", nicht „que j'aie lus") in der oben genannten Abhandlung den begrifflichen Charakter, das bloß Gedachte der relativischen Angabe als eigentlichen Grund des Konjunktivs hingestellt, worin insofern kein Gegensatz (sondern nur eine Vervollständigung) zu Toblers Ansicht liegt, als Unbestimmtheit der Zahl ja eine — aber auch nur eine — der Eigentümlichkeiten begrifflicher Vorstellungen ist.

Bei den infiniten Verbformen, über deren Behandlung durch S. d. V. nach der obigen Verweisung auf den Artikel *Zeitschr. f. roman. Phil.* XX, 277 nur wenig zu bemerken bleibt, sind es diesmal nicht die leidigen *ant*-Formen, die mir schon so oft und soviel zu schaffen gemacht haben (vgl. aus neuester Zeit die Polemik mit Lerch, *Zeitschr. f. roman. Phil.* XLVI, 621 ff., sowie die Rezension von Weerenbecks fleißiger Arbeit: *Le participe présent et le gérondif*, Bd. XLIX ... *dieser Zeitschr.*) — hier hat S. d. V. vielmehr (S. 229) den Sachverhalt

trefflich erkannt und charakterisiert: „On voit que des trois groupes qu'on distingue aujourd'hui, 1. participe présent adjectif, 2. participe présent avec fonction verbale, 3. gérondif précédé ou non de *en*, il faut supprimer le second (die letzten fünf Worte von mir gesperrt), wobei ich nur gewünscht hätte, daß Verf. bei 1. die Bezeichnung „participe présent" ganz weggelassen und nur „adjektiv en *ant*" gesagt hätte -- sondern es ist eine eigentümliche Auffassung des Infinitivs (eines transitiven Verbs) nach *faire, laisser, entendre, voir* usw., die zum Einspruch herausfordert. „Dans une phrase comme *j'entends chanter une chanson*, so heißt es S. 221 f., le substantif est le sujet (!) du verbe *chanter*, qui a donc un sens passif." Dazu als Beweis: „Ce qui le prouve, c'est que, si on ajoute l'agent, celui-ci est précédé de la préposition *par* ou *à*...: *J'entends chanter une chanson par ma sœur;* c'est ensuite le fait que l'infinitif alterne souvent (v. m. g.) avec le participe passé passif: *Par les traits de Jéhu je vis* percer *le père, Vous avez vu les fils* massacrés *par la mère,* Racine *Ath.* I, 2." Was zunächst den zweiten Beweis, das „häufige Wechseln" mit dem Participe passé betrifft, so haben wir schon oben bei der Untersuchung über den Konjunktiv im Relativsatze im Anschluß an adjektivische Determination (Positiv oder Superlativ) gesehen, daß man mit „Alternationen" bei Beweisführungen sehr vorsichtig sein muß: sie sind als Argumente meist unbrauchbar, weil mit der „anderen Form" zumeist auch jede grammatische Verwandtschaft aufhört. Es half uns damals nichts, darauf hinzuweisen, daß man statt „c'est le plus beau livre que j'aie lu" auch sagen kann „je n'ai jamais lu un livre plus beau"; dies ist dann eben eine ganz verschieden geartete Ausdrucksweise. Genau so in dem hier für die Alternation angeführten Racinebeispiel, wo neben „je vis percer le père" ein „Vous avez vu les fils massacrés par la mère" steht. Aus der passivischen Natur des *massacrés* folgt absolut nichts für die des *percer*. Und ebenso bedeutungslos ist der als erstes Argument gesetzte Hinweis darauf, daß „si on ajoute l'agent, celui-ci est précédé de la préposition *par* ou *à*" (wo dann für *à* auf den folgenden Paragraphen hingewiesen ist mit Beispielen wie „A tous mes Tyriens faites prendre les armes" (ebenfalls aus *Athalie*). Daß S. d. V. in diesem Satze ernstlich das *prendre* wegen des *à*-Komplements als passiven Infinitiv oder auch als Infin. mit passivischem Sinne auffassen sollte, halte ich denn doch für ausgeschlossen. Wo fände sich -- im Französischen — jemals der „Urheber" bei passivischem Ausdruck durch *à* bezeichnet? Aber auch *par* beweist nichts. Ich kann doch bei allen Verben des Ausführens, Erlangens, Erreichens usw. auch bei aktiver Ausdrucksform die Bezeichnung einer mitwirkenden Person mit *par* einführen: „Je l'ai obtenu par lui, par mon ami" etc., oder „Je l'ai appris par mon cousin" usw.;

ganz zu schweigen von den zahlreichen Fällen des *par*-Gebrauchs zur Bezeichnung des Motivs (Il a fait cela p a r bonté) oder den Verbindungen von *commencer, finir* mit *par* (Il a commencé p a r être simple soldat). Beweisen nun die von S. d. V. beigebrachten Argumente nichts f ü r passivischen Sinn des Infinitivs *chanter* in dem Satze „j'entends chanter une chanson", so gibt es andrerseits ein unwiderlegliches Argument g e g e n die Annahme eines solchen, und das ist die W o r t s t e l l u n g: Bei jeder Infinitivverbindung der in Rede stehenden Art kann ein substantivisches „Subjekt" (l. „Trägerwort") ebensowohl v o r wie n a c h dem Infinitiv stehen, z. B. j'entends crier l'enfant, oder j'entends l'enfant crier [12]). Demgemäß müßte, wenn in „j'entends chanter une chanson" das letzte Wort „Subjekt" wäre, der Satz also wirklich den Sinn „Ich höre, daß ein Lied g e s u n g e n w i r d" hätte, auch ein *j'entends une chanson chanter zulässig sein, was aber genau so unmöglich ist wie englisch *I hear a song sing. Es bleibt also für „j'entends chanter une chanson" nur die Auffassung möglich, daß *une chanson* O b j e k t zu der Tätigkeit eines Singens ist, deren Vollführer (Träger) unbezeichnet geblieben ist, also gleichbedeutend mit „j'entends q u e l q u'u n chanter une chanson", wofür bekanntlich auch j'entends chanter une chanson à q u e l q u'u n — mit anderer Auffassung zwar, doch immer so, daß auch hier *chanter* aktivischen Sinn und *une chanson* zum Objekt hat — möglich ist.

Und nun als letztes noch ein Wort über die N e g a t i o n, der S. d. V. ein ganzes (das IX.) Kapitel gewidmet hat, nachdem er schon vorher (bei den „Konjunktionen" §§ 328-330) von der geschichtlichen Entwicklung von n e c (n e q u e) gehandelt hatte. Wirklich Unrichtiges findet sich — abgesehen von der unzutreffenden Formulierung der § 426, II, a und b gegebenen Regeln betreffs des Verfahrens der Sprache nach *éviter, garder* usw. e i n e r -, und nach *il y a que* und *depuis que* andrerseits, die später berichtigt werden werden — n i c h t in den Darlegungen des Verfassers zu diesem ebenso wichtigen wie interessanten Gegenstande, doch sind seine Angaben und Aufstellungen — ähnlich wie die von Perle in *Die Negation im Altfranzös.* — nicht überall klar und genau genug.

Beginnen wir mit dem über *nec* (*neque*) Gesagten. Da steht gleich am Anfang (§ 328) zu lesen: „En français l'emploi de n e c s'est beaucoup restreint; il a été r e m p l a c é e n g é n é r a l (!) — von mir gesp. und mit Ausrufungszeichen versehen —

[12]) Die einzige Ausnahme bilden heute bekanntlich die Verbindungen mit *faire*, weil die Sprache sich allmählich daran gewöhnt hat, *faire* und den sich anschließenden Infinitiv als begriffliche Einheit zu betrachten und entsprechend zu behandeln. Also „tu ferais crier l'enfant", = „du würdest das Kind zum Schreien bringen". Gegen ein „tu ferais l'enfant crier" wäre logisch nichts einzuwenden, die Sprache mag es aber nicht mehr.



par *et,* parce que la nature de la phrase est suffisamment indiquée par la négation placée devant le verbe: *Je ne peux pas et je ne veux pas*". Nein, so liegt die Sache nicht. Eine „Ersetzung" oder auch nur Zurückdrängung von n e, heute n i (gleich *nec*) hat niemals, weder in alter noch in neuer Zeit, stattgefunden, sondern: jede der beiden „Konjunktionen" (lies „Satzcharakteristika", „Satzkennzeichnungswörter", vgl. oben S. 497), zu denen unbedingt noch *ou* zu gesellen ist, hat zu jeder Zeit ihren eigenen und eigenartigen Sinn gehabt, in dem sie durch keine der beiden anderen „ersetzt" werden konnte. Auf keinen Fall aber hätte, als Verf. mit dem vorhin zitierten Satze von der Angabe der Rolle, die *nec* (*neque*) im Lateinischen spielte, zur Darstellung der weiteren Entwicklung des Wortes überging, die wichtige Feststellung fehlen dürfen, daß es im Altfranz. (wie im Provenz.) schon aufgehört hatte, Negation zu sein. D. h.: es konnte (im Gegensatz zu seinem latein. Grundwort) nicht mehr einen negativen Satz an einen positiven anreihen, ja selbst beim Anschluß e i n e s negativen Satzes an einen anderen negativen mußte der angeschlossene unbedingt noch einmal die Negation zum Verbum nehmen, falls dieses durch ein anderes als t o n l o s e Wörter von dem ersten (verneinten) Verb getrennt war. Also es m u ß t e in dem hier (§ 328 bis) zitierten Beispiel: „Il ne la lit n e d il dedenz n'esguardet" vor *esguardet* das *ne* („nicht") wiederholt werden; nur, wenn kein *il dedenz* dazwischen getreten wäre, hätte es heißen können: „Il ne la lit n e d esguardet". Mit sämtlichen anderen lateinischen Negationen außer dem im Altfranz. bald untergehenden *nunquam* (altfr. *nonque*, worin man augenscheinlich ein verstärktes *non* sah, vgl. *Eulalialied* v. 13: Il li enortet, dont lei n o n q u e chielt) ist es entsprechend gegangen, d. h. sie haben alle ihre negative Kraft und Natur eingebüßt, und auch „halbe Negationen" dürfen sie nur in d e m Sinne genannt werden, wie man etwa im Englischen *any* und seine Verbindungen als halbe Negationen bezeichnen könnte, um anzudeuten, daß sie (abgesehen von der Bedeutung „beliebig") n i c h t in p o s i t i v e n Sätzen p o s i t i v e n Sinnes stehen dürfen. Ein Satz mit einem Verbum, in dem eines oder mehrere dieser Wörter stehen, ist und wird nur dadurch negativ, daß zum Verbum noch das Negationswort *ne* (= *non*) hinzutritt, und das gilt heute noch genau so wie in der alten, ja ältesten Zeit, so daß es zweckmäßig erscheint, im Französischen von „h a l b e n" Negationen überhaupt nicht mehr zu sprechen, sondern zu sagen: „Es gibt für französische S ä t z e, die ein Verbum aufweisen, nur eine einzige Negation, nämlich *ne*; für Satzg l i e d e r: *sans* [13])."

---

[13]) Woraus dann z. B. folgt, daß die franz. Sprache das „Niemand"-Wortspiel der Kyklopeia in Homers Odyssee überhaupt nicht wiedergeben kann. Sie hilft sich mit dem Taschenspielerkunststück, daß sie den Polyphem schreien läßt: „O mes amis, Personne n'osant mesurer ses

Und nun der Unterschied zwischen den Satzkennzeichnungswörtern (fälschl. „Konjunktionen") *ne* (heute *ni*), *et* und *ou*? Er lautet: *et* kennzeichnet den nachfolgenden Satz (bzw. Satzteil) als dem vorhergehenden g l e i c h a r t i g und zu ihm h i n z u k o m m e n d, sagen wir: es hat a d d i t i v e Bedeutung; *ou* kennzeichnet das Nachfolgende als e v e n t u e l l e n S t e l l v e r t r e t e r des Vorhergehenden, jedoch so, daß stets nur eines von beiden gilt; es ist eine e x k l u s i v - d i s j u n k t i v e Satzkennzeichnung; *ne* (= *ni*) vereinigt beide Bedeutungen in sich, sowohl die von *et* als auch die von *ou*, d. h. es läßt unausgedrückt, ob additives oder exklusiv-disjunktives Verhältnis vorliegt, so daß z. B. *St. Alex.* 163: por amistet ne d'ami ne d'amie nichts darüber besagt, ob A. einen Freund u n d eine Freundin hatte, oder nur eines von beiden, sei es nun ein Freund o d e r eine Freundin [14]). Es ist also nicht richtig, in dem heutigen „Il ne peut pas e t il ne veut pas" eine V e r d r ä n g u n g oder E r s e t z u n g (vgl. S. 276 „il a élé remplacé") von *ne* (*ni*) durch *et* zu sehen. Ein „Il ne peut n i ne veut" ist ebenso gutes Französisch, hat aber einen anderen Sinn als der vorhergehende Satz mit *et*; und einen n o c h anderen Sinn ergibt das (ebenfalls sprachlich tadellose) „Il ne peut pas o u il ne veut pas". Nicht nur ist heute noch ni-ni sowohl die Negation zu et-et, als auch zu ou-ou, sondern man kann es auch noch mit demselben Doppelsinn, d. h. g l e i c h z e i t i g e n Doppelsinn, antreffen wie im Altfranzösischen, z. B. „On ne peut pas lui confier cette charge (cet emploi) s'il ne peut ni ne veut faire son devoir", „sei es, daß ihm Können o d e r Wollen, sei es, daß ihm Können u n d Wollen fehlt".

Was die Angaben (§ 426) über bloßes *ne* nach den Verben „éviter, garder, prendre garde, craindre, il s'en faut de peu que etc." anbetrifft, so sind sie zu summarisch und ungenau: und das Gleiche gilt von denen über das *ne* in Satzteilen, die von *depuis que* und *il y a* ... *que* eingeleitet werden. Bei j e n e n Verben mußte *craindre*, nach welchem je nach dem Sinne bald *ne* bald *ne* ... *pas* im Objektssatzteil steht, unbedingt abge-

forces contre moi, a eu recours à la ruse pour m'assassiner" in der Spekulation, daß der Hörer — aber der Leser?? — einerseits das *ne* vor *osant*, andererseits das Fehlen der Negation vor *a eu recours* nicht merken werde (!).

[14]) In dieser vermittelnden Weise gebraucht, bildet *ne* (= *ni*) eine sehr praktische Ergänzung zu den beiden, in ihrer Bedeutung scharf ausgeprägten Satz- (bzw. Satz t e i l-) Kennzeichnungswörtchen *et* und *ou*. Das Deutsche war auf dem besten Wege sich in „beziehungsweise" („respektive") ein ähnliches Mittelwort zwischen „u n d" und „o d e r" (d. h. dem exklusiv-disjunktiven „o d e r") zu schaffen. Der Übereifer der Puristen hat ihm jedoch den Garaus gemacht, wenigstens offiziell, in den maßgebenden Kreisen. Es sei ein zu „papiernes" Wort, hieß es. Die Folge davon ist, daß man nun in behördlichen Verfügungen und auch vielfach in wissenschaftlichen Arbeiten bei „o d e r" oft genug im Zweifel ist, ob es *aut* oder *vel* oder *sive* bedeutet.

sondert werden; und erst recht erregt die hinsichtlich der beiden zuletzt genannten Fälle gewählte Formulierung (§ 426, II, b) Bedenken. Sie lautet: (Bloßes ne steht heute) „après *il y a* et *depuis*, quand le verbe est à u n t e m p s c o m p o s é" (v.m.g.). So darf man auf keinen Fall sagen, wie ich vor langen Jahren (*Zeitschr. f. roman. Phil.* XVIII, 170 ff., wo auch die Erklärung für dieses ne gegeben ist) gezeigt habe. Wird mit dem *depuis*-Satzteil der A u s g a n g s p u n k t eines Seins oder Geschehens ausgedrückt, dann steht — selbst bei zusammengesetzter Zeit — n i e m a l s *ne*, z. B. „Je le sais, depuis que vous me l'avez dit. — Elle est inconsolable, depuis qu'il est parti" (oder: „depuis qu'il l'a quittée") usw. Beispiele bieten sich überall in Hülle und Fülle. Wenn aber mit dem *depuis*-Satzteil der Z e i t r a u m bezeichnet wird, während dessen ein Sein oder Geschehen n i c h t stattgefunden hat, dann wird — aber auch nur d a n n — *ne* gesetzt z. B. „Vous avez bien grandi depuis que je n e vous ai vu". Und genau dasselbe gilt für *il y a ... que*, z. B. „Il y a trois jours qu'il est parti" (ohne *ne*) aber „Il y a trois jours que je n e l'ai vu" (Beispiele ebenfalls überall anzutreffen).

Damit ist die Liste der erörterungs- oder berichtigungsbedürftigen Stellen des Buches erschöpft. Von den 42 Druckversehen, die ich angetroffen habe und die, da sie fast alle in harmlosen Buchstaben- oder Akzent-Verwechslungen bezw. Auslassungen bestehen, der Herr Verf. jedenfalls selbst entdecken und für die nächste Auflage korrigieren wird — sie stehen übrigens ebenfalls auf Wunsch zu seiner Verfügung — möchte ich hier nur drei erwähnen, die ihm leicht entgehen könnten: In dem S. 175 Z. 9 v. u. aus Frapié, M a t e r n e l l e zitierten Satze „Il n'y a que la directrice qui sait le turc" wird es statt *turc* sicher *truc* heißen müssen, da es nicht wahrscheinlich ist, daß eine Pariser „Direktrice" Türkisch kann. Auf derselben Seite Z. 22 ist in dem Zitat aus Racine (*Iphig.* I, 2, 180) „Seigneur qu'a donc ce bruit qui vous doit étonner" statt des Indikativs *doit* die Konjunktivform *doive* zu schreiben. — In den „Addenda et Korrigenda" S. 442 steht — wahrscheinlich infolge nachträglicher Satzumbrechung — die unrichtige Angabe „p. 320, l. 2 d'en bas" während es heißen muß: „p. 321, l. 3 d'en haut"; und in der darunter stehenden Berichtigung „p. 321, l. 7" ist die letzte Zahl (7) in 9 zu verwandeln.

Berlin-Schlachtensee. **THEODOR KALEPKY.**

Koch, Kurt, ***Fünfzig Fabeln von Lafontaine in deutschen Versen.*** **Mit 63 Scherenschnitten von Alfred Thon. Halle 1927, Buchhandlung des Waisenhauses (Franckesche Stiftungen). Preis: geheftet 4,50; gebunden 5,50 M.**

Eine Vorfrage: ist überhaupt eine Übersetzung Lafontaines möglich? Ich glaube es nicht. Zu den allgemeinen Schwierigkeiten der Übersetzung kommen hier die der Verskunst, der ganz

eigenartigen Sprechweise und endlich der rein gallischen Geistesart hinzu. Ja, selbst eine von allen Fesseln der Übersetzung gelöste Nachdichtung wäre nicht möglich: Lafontaines Fabeln sind mit dem Geist der französischen Sprache so eng verbunden, daß sie geradezu ein Teil dieser Sprache geworden sind, den man sich aus Kunst- und Umgangssprache kaum wegdenken kann.

Wenn man nach dieser Einschränkung das Kochsche Büchlein betrachtet, so stellt man fest, daß das Maß des überhaupt Möglichen hier nahezu erreicht scheint. „Sinn und Ausdruck mit all ihren Feinheiten wiederzugeben und dabei Natürlichkeit, Leichtigkeit und Anmut zu wahren" — das ist das hohe Ziel, das er sich für seine Übersetzung stellte; und tatsächlich kommen einige Fabeln diesem Ziel recht nahe: Der Frosch, der so groß sein möchte wie das Rind; Stadtmaus und Feldmaus; Wolf und Storch; und auch die Milchfrau mit dem Milchtopf. — Die größte Schwierigkeit liegt offenbar darin, daß nicht unter dem Zwang von Reim und Vers Ausdrücke einer anderen „Tonart" unterlaufen (man vergesse nicht, daß der Reim im Deutschen viel größere Schwierigkeiten macht als im Französischen!!). In der sonst ganz hervorragend geglückten Fabel vom Eichbaum und Schilfrohr fällt das Reimpaar vergleichbar: erreichbar aus dem Ton der hochtrabenden Rede des Eichbaums. Ähnlich, vielleicht mehr auf dem Rhythmus beruhend, steht es im Tod und Holzfäller mit den Zeilen:

> Kein Brot zuweilen, niemals Ruh,
> Weib, Kinder, Soldaten, Steuern dazu,
> Die Gläubiger, der Frone Zoll,
> Sie machen das Bild des Jammers voll .....

Zeile zwei und vier stören die Tonart.

Diese Kleinigkeiten können den hohen Wert der Kochschen Dichtungen — denn es liegen wirklich wertvolle Dichtungen vor — in keiner Weise erschüttern. Die Lebensskizze Lafontaines zeugt von gründlichster Beschäftigung mit dem Dichter. Vielleicht darf ich darauf hinweisen, daß die Portraitliteratur dem 17. Jhdt. überhaupt liegt; man schaue nur auf die spanische (z. B. Gracian) und englische (z. B. Overbury) Literatur.

Die reizenden Scherenschnitte von Thon erhöhen den Wert des Buches beträchtlich. Ganz entzückend zum Beispiel der Opferweg des Esels (p. 17), sehr geschickt die Skizze zum „Affen und Leoparden"!

Alles in allem: das hübsch ausgestattete Büchlein ist wohl berufen, denen den größten Fabulisten der Weltliteratur nahezubringen, die das Französische nicht selbst beherrschen. Eine wertvolle Bereicherung unserer deutschen Literatur!

Jena. **Jul. Schmidt.**

Druck von G. Uschmann, Weimar.



